

**Das Verhältnis von Systematik und Historie in Ernst Cassirers
philosophie- und wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten.
Untersuchungen zum frühen Werk**

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie
des Fachbereichs A: Geistes- und Kulturwissenschaften
der Bergischen Universität Wuppertal

Vorgelegt von
Herbert Kopp-Oberstebrink
aus Stuttgart

Wuppertal 2014

Die Dissertation kann wie folgt zitiert werden:

urn:nbn:de:hbz:468-20160212-143755-3

[<http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn%3Anbn%3Ade%3Ahbz%3A468-20160212-143755-3>]

Inhaltsverzeichnis

Zu Gegenstand und Methode – Einleitung	4
I Das Leibnizbild in den Jahren der Formation der Marburger Schule	21
Einleitung	21
1. Hermann Cohen und Friedrich Albert Lange: die Entstehung der „transscendentalen Methode“ aus der Kritik der <i>Geschichte des Materialismus</i>	25
1.1 Von der „psychisch-physischen Organisation“ zum „Factum von Wissenschaften“	25
1.2 Streitfall Platondeutung – Philosophiegeschichtsdeutung als Medium systematischer Differenzen.....	36
2. Natorps Leibniz und der Materialismus (1881) im Verhältnis zu Friedrich Albert Langes Leibniz-Deutung.....	43
2.1 Die unerkannte Lange-Rezeption Natorps in ihrer Wirkung auf die Konjunktur der Leibniz-Interpretation in der Marburger Schule	43
2.2 Langes ambivalentes Leibniz-Portrait – Aufhebung des Materialismus vs. „Poesie der Begriffe“	46
2.3 Natorps Leibniz als Antizipation der Kantischen Kritik	51
3. Kant – ein Epigone Leibniz’? – Cohens Kritik der Philosophie Leibniz’ im Lichte von Natorps Antrittsvorlesung.....	67
Exkurs 1: Paul Natorp und Friedrich Albert Lange – Hinweise auf eine unterdrückte Theoriebeziehung.....	79
II Leibniz’ System im Kontext des Marburger Neukantianismus	82
Einleitung	82
1. Die Entstehung von Leibniz’ System aus dem Schulzusammenhang des Marburger Neukantianismus – die Ausgangskonstellation.....	90
2. Immanente Systematik und Historie in Leibniz’ System (I): Das Verhältnis von Logik, Mathematik und Wissenschaft als Grundlage der Leibniz-Interpretation.....	103
3. Immanente Systematik und Historie in Leibniz’ System (II): das Akademiegutachten von 1901 und die genetische Konstruktion der Grundbegriffe.....	113
4. Objektivation, Funktion, Relation — Entstehung und Grundbegriffe von Paul Natorps Entwurf zu einem System der ursprünglichen Denkfunktionen von 1900	127
5. Rekonstruktion des systematischen Zentrums von Leibniz’ System.....	148

5.1	„Grundtypus des Erkennens“ und Prozessualität des Denkens	150
5.2	Begriff und Urteil vs. Denkprozesse	154
5.3	Die Genese logischer Grundfunktionen im synthetischen Verfahren: quantitative und qualitative Prozesse	156
5.4	Relation und Gegenstandsproblematik.....	158
5.5	Relation, Funktion und die Anschauungsproblematik	159
5.6	Der Begriff der Substanz in der Spannung zwischen Verdinglichung und Dynamisierung – systematische und historische Aspekte.....	162
5.7	Der Kraftbegriff und seine Funktion in der Realitätskonstitution.....	169
5.8	Rückblick.....	177
6.	Die Priorität der Systematik und ihre Folgen für die Philosophiegeschichtsschreibung in Leibniz‘ System	179
6.1	Leibniz oder Kant? – Cassirers Umbesetzung des Originalitätstopos.....	180
6.2	„Philosophische Geschichte“, Motivgeschichte, Wirkungsgeschichte – Modelle von Philosophiegeschichtsschreibung in Leibniz‘ System und ihre geschichtsphilosophische Basis.....	188
III	„Historisches Faktum“ und Kontinuität der Geschichte – die ersten beiden Bände des <i>Erkenntnisproblems</i>	200
1.	Von <i>Leibniz‘ System</i> zu <i>Substanzbegriff und Funktionsbegriff</i> – lebens- und werkgeschichtliche Hinweise zu Genese und Zusammenhang der frühen Arbeiten Cassirers	200
2.	Cassirers „Studie“ als Vorstufe zum <i>Erkenntnisproblem</i> – Rekonstruktion ihrer Gestalt und Entstehungsbedingungen	207
3.	„Philosophische Geschichte“ und mathematische Naturwissenschaft – Hermann Cohens Philosophiegeschichtsschreibung.....	221
4.	Faktum der Wissenschaften und wissenschaftlicher Prozess – Max Schelers Kritik der „transscendentalen Methode“	241
5.	Das „Faktum der Wissenschaft“ als sich geschichtlich entwickelndes – Cassirers Antwort auf Schelers Kritik	255
6.	Hegel in der Einleitung zum Erkenntnisproblem.....	263
6.1	Textbefunde und –strategien in der Einleitung.....	263
6.2	Systematische und historische Voraussetzungen von Cassirers Hegel- Rezeption	265

6.3	Denkfunktionen, Bewusstsein und Objektivierung der Natur	270
6.4	Das apriori und seine Geschichte	273
6.5	Hegel mit Droysen lesen – das Postulat der Kontinuität	275
6.6	Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte vs. Kontinuität der Wissenschaftsgeschichtsschreibung – mit Hegel und Droysen gegen Zeller und Scheler	278
6.7	Resultate und Folgen	282
7.	Der zweite Teil der Einleitung und die Philosophiegeschichtsschreibung Natorps	284
7.1	Die Kontinuitätsproblematik	286
7.2	Kontinuität und absoluter Anfang – Natorps Programm der Philosophiegeschichtsschreibung am Leitfaden einer „philosophia perennis“	288
8.	Der Zusammenhang von Substanzbegriff und Funktionsbegriff mit der Geschichte des Erkenntnisproblems	291
9.	Die Problematik des Verhältnisses der ersten Auflage der Einleitung ins Erkenntnisproblem (1906) zur zweiten (1911)	301
10.	Cassirer als Philosophiehistoriker: Zur Rezeption des Erkenntnisproblems	310

IV Ausblick: Vom Erkenntnisproblem zur Rekontextuierung – Formen der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung in Cassirers Arbeiten von 1920 bis 1944.

1.	Problemgeschichte, Wirkungsgeschichte, Rekontextuierung: zum Methodenpluralismus in Cassirers später Historiographie der Philosophie und der Wissenschaften.....	316
2.	Konstellation und Motivgeschichte – Die nachkantischen Systeme (1919) als Zäsur.....	321
3.	Philosophiegeschichte als offener Interpretationsprozess – die Oxforder Platon-Vorlesung (1935)	326
4.	Erkennen, Ereignis, Prozess, Werk – Dimensionen von Geschichte im Göteborger Manuskript Geschichte (1936).....	327
5.	Das dreifache Verhältnis historischer und systematischer Rekonstruktion und die Hermeneutik von Frage und Antwort	330
6.	Philologie, Quellengeschichte und Textkritik als Basis historisch-systematischer Rekonstruktion	335
7.	Historisch-kulturelle Rekontextuierung als Modell.....	336
	Bibliographie	337
1.	Quellen.....	337
1.1	Nachgelassene Quellen.....	337

1.2	Gedruckte Quellen: Publikationen.....	338
1.3	Gedruckte Quellen: Rezensionen zum Erkenntnisproblem.....	353
2.	Sekundärliteratur.....	359

Zu Gegenstand und Methode – Einleitung

Ausgangsbefunde und Thema

Der hochfliegende Gedanke Hegels, dass Systematik und Historie der Philosophie schließlich in eins fallen, dass einerseits Logik und andererseits ein kompletter Historismus der Ableitung von deren Kategorien nicht nur kein Widerspruch, sondern einzig möglicher Garant für eine Logik und für eine philosophische Geschichte sowohl der Welt als auch der ihre Zeit in Gedanken fassenden Philosophien seien, wurde kaum je hinreichend verstanden. Das mag dem Umstand geschuldet sein, dass das Hegelsche Projekt das Extrem der Identität von systematischem Denken und Historie markiert. Ernst Cassirers Philosophieren lässt sich als Arbeit an und mit diesem Grundgedanken verstehen, und er hat in seiner Entwicklung vom sogenannten Marburger Szientismus bis zur *Philosophie der symbolischen Formen* diese Gedankenbewegung vollzogen, wie ihm in seinem mittlerweile veröffentlichten Spätwerk selber bewusst geworden ist.

Mit dieser Annahme will die vorliegende Arbeit keineswegs im Zeichen der so althergebrachten wie fruchtlosen Diskussion darüber stehen, ob Cassirer mehr Kantianer oder eher Hegelianer sei. Diese hätte einer aufmerksamen Lektüre spätestens in dem Augenblick obsolet werden müssen, als sie gewahr wurde, dass Cassirer bereits 1906 im ersten Teil der Einleitung in das *Erkenntnisproblem* den Hegelschen Grundgedanken verteidigte. Das war programmatisch gemeint, nach außen an die scientific community adressiert wie nach innen in den Schulzusammenhang, dem er entstammte, hinein. Nachlassnotizen aus jener Zeit können zudem als Textzeugen dafür herangezogen werden, dass bereits das Frühwerk des Meisterschülers des Marburger Neukantianismus, die ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems*, mit der Hegelschen *Phänomenologie* im Rücken verfasst wurde.¹ Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung ist vielmehr die Beobachtung an Cassirers Arbeiten, dass in ihnen Begriffsdiskussionen mit der eingehenden Darstellung von Positionen der Philosophie- oder Wissenschaftsgeschichte durchsetzt sind: Einerseits werden also systematische Konstruktionen mit historischen Indices versehen, während andererseits philosophiegeschichtliche Darstellungen stark durch theoretisch-konstruktive Motive organisiert und durch systematisierende Aufladungen besetzt sind. Beim Leser führt das mitunter zu einem gewissen Unbehagen am Text, der, abhängig vom jeweiligen Erkenntnisinteresse, entweder als zu wenig stringent begrifflich-argumentativ bei

¹ Siehe hierzu in der vorliegenden Arbeit ausführlich Teil III, 6.

gleichzeitiger historischer Überdeterminierung angesehen wird oder umgekehrt als durch starke systematische Interessen motivierte Abstraktion vom historischen Detail.

Ungeachtet der Frage nach der Lesbarkeit gilt, dass Cassirers philosophische Arbeit in methodologischer Hinsicht zeitlebens Arbeit am Verhältnis von Systematik und Historie blieb, am Versuch, beide zu einem unmetaphysisch und nicht-spekulativ gedachten kongruenten Verhältnis zu bringen. Philosophie war für Cassirer „ihre Zeit in Gedanken erfasst“,² und diese unausgesprochene Grundüberzeugung machte es für ihn unabdingbar, innerhalb systematischer Überlegungen den historischen Index eines Begriffes ebenso zu kennzeichnen wie die historische Stelle, auf deren sachlichem Stand er aufgenommen wurde – auch und gerade weil er keine Begriffsgeschichte getrieben hat und der Problemgeschichte verpflichtet blieb. Die vorliegende Arbeit nimmt ihren Ausgang von der Spannung an dieser Schnittstelle zwischen Systematik und Historie und macht sie zur Fluchtlinie, zum eigentlichen Thema ihrer Betrachtung.

Rekontextuierung und Theoriebildungsprozesse

Paradigma des nach-hegelianisch problematisch gewordenen Wechselverhältnisses zwischen Systematik und Historie ist die Wissenschafts- und Philosophiegeschichtsschreibung Ernst Cassirers, deren Anfänge unter dem Aspekt dieses Paradigmas thematisiert werden. Die vorliegende Arbeit sucht sie aus ihrem zeitgenössisch-historischen Kontext zu verstehen, ihr zumeist praktiziertes Verfahren ist das der Rekontextuierung, der Wiederherstellung theoriegeschichtlicher Kontexte durch Rekonstruktion. Dabei setzt sie bei einem engeren Konzept von Kontext an, als dies etwa Klaus-Christian Köhnkes historiographischer Ansatz oder der von Quentin Skinner vorsah – beiden fühlt sie sich im übrigen methodologisch verpflichtet.³ Sie unterscheidet sich hinsichtlich ihres Vorgehens von beiden aber insofern, als sie von sozialen, politischen, historischen und weltanschaulichen Kontexten absieht und alleine die theorie-, wissenschafts-, schul- und institutionengeschichtlichen in den Blick nimmt. Das bringt mit sich, dass sie sich auf *Texte* im eigentlichen Sinne beschränken kann, um ihren Gegenstand, die frühen wissenschafts- und philosophiehistorischen Arbeiten Cassirers in ihren Theoriebeziehungen und Formationsprozessen, erschließen zu können. Ereignisgeschichte, wissenschaftliche Praktiken oder wissenssoziologische

² Hegel: Werke, Bd. 7: Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse, 1970, S. 26.

³ Zu Methode und Forschungsprogramm vgl. Köhnke: Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus. Die deutsche Universitätsphilosophie zwischen Idealismus und Positivismus, 1986, S. 9-19, sowie programmatisch Skinner: Meaning and understanding in the history of ideas, in: Tully / Skinner (Hrsg.): Meaning and Context, 1988, S. 29-67.

Ansätze bleiben außerhalb ihrer Betrachtung. Diese Entscheidung soll freilich auch dazu dienen, einen vagen, textuelle wie nicht-textuelle Elemente vermischenden Begriff von Kontext zu vermeiden. Der damit verbundenen methodisch-perspektivierenden Beschränkung sucht die Untersuchung dadurch entgegenzuwirken, dass sie die Palette der in den Blick zu nehmenden Texte erweitert und dazu nicht nur die teils mehr, teils weniger bekannten Buch- und Aufsatzpublikationen rechnet, sondern auch Briefe, unveröffentlichte Manuskripte, Entwürfe, Lektüre-Notizen, Vorlesungen, Gutachten, Rezensionen und sogar bloße Ankündigungen von Texten, die am Ende nicht geschrieben wurden und damit imaginäre Projekte blieben.⁴

Der Grund dafür, die fixierten, publizierten Werke über ihnen teils zugrundeliegende, teils synchron benachbarte, zumeist aber halb- oder nicht-öffentliche Textgattungen erschließen zu wollen, liegt in der Absicht, Einblick in sich vollziehende Theoriebildungsprozesse erhalten zu wollen, um aus diesen einen neuen Blick auf überwiegend bekannte Texte zu gewinnen. Mit diesem Fokus schließt die vorliegende Arbeit an die Programmatik Georg Simmels an, dem es nicht um „das Letzte und Zugespitzteste der *Resultate* des Denkens“ in der Philosophie und ihren Darstellungen zu tun war, sondern um den „inneren Prozess“, der zu den Resultaten führte, nicht um die „Kristallformen“, sondern die sie hervorbringenden Kristallisationsprozesse, nicht um die Produkte, sondern um „Produktivität“ und „Bedingungen der Produktion“, nicht um „gestaltete Gebilde“, sondern „den geistigen Zeugungsvorgang“.⁵ Dieses Erkenntnisinteresse legte der Prozessdenker Simmel nicht nur seinen philosophischen oder ideengeschichtlichen Arbeiten, sondern ebenso seinen soziologischen Analysen zugrunde. Übertragen auf den Themenzusammenhang der vorliegenden Arbeit bedeutet das indessen nicht, dass im folgenden auch der Simmelsche Psychologismus samt seiner Methodik eines „innerliche[n], miterlebe[n]den, die Bedingungen der Produktion nachfühlende[n] Verständnis[ses]“ zur Anwendung käme.⁶

Die Spannung zwischen der unabschließbaren, geschlossene Textgebilde immer wieder aufsprenghenden Virulenz von Theoriebildungsprozessen einerseits und abgeschlossenen Werken als deren Produkte andererseits hat Dieter Thomä in methodologisch instruktiver Weise auf das Verhältnis von Denken und Text gebracht.⁷ Damit öffnet sich eine Perspektive auf die Geschichte von Texten, ihre Vorgeschichte

⁴ Siehe Teil III, 2 der vorliegenden Arbeit.

⁵ Simmel: Hauptprobleme der Philosophie, in: ders.: Gesamtausgabe, Bd. 14, hrsg. v. Kramme u. Rammstedt, 1996, S. 7-157, hier: S. 11-12.

⁶ Ebd., S. 12.

⁷ Thomä: Die Zeit des Selbst und die Zeit danach. Zur Kritik der Textgeschichte Martin Heideggers 1910-1976, 1990, S. 19.

wie ihre Nachgeschichte. In den Blick geraten so die Fragen, Spannungen, Auseinandersetzungen, die in der Arbeit am Text zum finiten Textgebilde geführt haben, sowie die über das fertige Werk hinausreichenden offenen Fragen und Probleme, die zu dessen Revision führen. Vor dem Werk ist nach dem Werk – wie sich ein wenig salopp, aber zutreffend formulieren ließe. Oder wie Thomä am Beispiel Heideggers formuliert hat: „Ihm werden auch seine eigenen Texte beständig zu ‚vergangenen‘, an denen es sich gleichermaßen abzuarbeiten gilt.“⁸ Diese Arbeit vollziehe sich als „ständige Korrektur und Selbstkorrektur der Texte“,⁹ die solcherart den Charakter eines work in progress bekommen. Ohne Zweifel sind die Transformationsgestalten der philosophischen Arbeit Cassirers nicht unter der Kategorie des „Drama[s] einer Selbstverständigung“ zu fassen, wie Thomä das im Falle Heideggers plausibel zeigen konnte¹⁰ – zu sachlich, weithin geprägt von einem Stil der Distanz und Nüchternheit und frei von Eigentlichkeits-Pathos finden „Korrektur und Selbstkorrektur“ bei Cassirer statt. Doch verliert man die besonderen Modi von Cassirers Arbeit am eigenen Text nicht aus dem Blick, dann trifft diese Feststellung cum grano salis auch auf ihn zu – und nicht nur auf ihn. So sind in der Perspektive der vorliegenden Arbeit beispielsweise die ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* auch als Ausformulierung in extenso einer im *Leibniz*-Buch zuvor angelegten Philosophiegeschichte in nuce bis auf den Stand Kants zu sehen. Damit konstituiert sich eine „Geschichte der Texte“ – ihr gilt im Folgenden das besondere Interesse.¹¹

Implizite Kritik als Kommentar

Zu den besonderen Modi des Bezugs auf eigene Texte und auf die anderer, insbesondere der Texte seiner Lehrer Cohen und Natorp, gehört im Falle Cassirers der des impliziten Verweises oder der impliziten Kritik. Dabei konstituiert sich im Bezug auf vorausgehende Arbeiten, seien es die eigenen oder die anderen, ein Verhältnis zur Tradition. Letztere versteht Cassirer im Sinne eines Bestandes, auf den er sich in seiner philosophischen Arbeit bezieht, der aber zugleich so etwas wie eine „unendliche Aufgabe“ bleibt. Traditionsbezug ist Arbeit an der Tradition und vor allem an deren offenen Fragen und Problembeständen, ist Suche nach Antworten, die immanente Kritik und Kritik von außen aufgeworfen haben. Wie dadurch Differenzen zu den früheren Antworten sowohl der Lehrer Cohen und Natorp als auch eigenen Arbeiten, wie

⁸ Ebd., S. 18.

⁹ Ebd., S. 17.

¹⁰ Ebd., S. 19.

¹¹ Ebd.

thematische Umakzentuierungen, Verschiebungen und Umschreibungen entstehen, will die vorliegende Studie mit Blick auf die Details herausarbeiten. Das markanteste Beispiel für eine solche Umschreibung wäre Cassirers Bezug auf ein Basistheorem der Marburger Schule, auf das „Factum der Wissenschaft“.¹² Er weist an keiner Stelle auf die Umbesetzung hin, die er an diesem Theorem Cohens vornimmt, und doch markiert sein Eingriff die vielleicht folgenreichste Zäsur in Cassirers frühen Arbeiten, ja vielleicht seines Philosophierens überhaupt. Denn diese Zäsur bedeutet nichts weniger als die Einführung des Paradigmas Geschichte, eines Paradigmas, für das Cassirer noch um 1936, in der Zeit des Exils, nach einer gültigen Ausformulierung suchte, wie Nachlassmanuskripte belegen.¹³

In dieser Perspektive kommentiert ein Text den anderen, das gilt für den Bezug auf die eigenen Texte wie auf die der anderen. Die Kategorie des Kommentars ist in diesem Sinne genommen keine, die sich auf kanonische oder gar heilige Texte bezieht, sondern lediglich auf solche, die von ihren Verfassern zu einem bestimmten Zeitpunkt für wahr oder zumindest für kohärent und gültig gehalten wurden. Der Kommentar wäre dann in einem doppelten Sinne geschichtlich: als Kommentierung eines früheren, seinerseits historischen Textes sowie als Produkt seiner eigenen Zeit. An der Spannung in dieser doppelten Geschichtlichkeit ist anzusetzen. Dabei reicht die Textgeschichte über die Arbeit an den eigenen Texten und denen der direkten Vorgänger – hier: Cohens und Natorps – hinaus. Auch das will die vorliegende Studie zeigen, indem sie exemplarisch die historische Konstellation erweitert und einen Philosophen ins Spiel bringt, der für die Cassirer-Forschung nicht weiter von Belang scheint. Und doch war Cassirer auch Erbe der Problembestände, die aus der Theoriebeziehung seiner Marburger Lehrer zu Friedrich Albert Lange resultierten, von dem hier die Rede ist.¹⁴

Perspektive der Zeitgenossenschaft

Einer anderen methodischen Einschränkung unterwirft sich die vorliegende Arbeit, wenn sie ihre Versuche der Rekontextuierung konsequent an die Perspektive der Zeitgenossenschaft bindet.¹⁵ Neben der grundlegenden Erwägung, dass jeglicher Teleologisierung in historischen Arbeiten entgegenzuwirken sei, scheint diese Maßgabe im Falle der philosophiehistorischen Betrachtung eines Denkers, der unserer Zeit

¹² Siehe Teil III, 4-5 der vorliegenden Arbeit.

¹³ Siehe Cassirer: Nachgelassene Manuskripte und Texte, Bd. 3: Geschichte. Mythos. Mit Beilagen: Biologie, Ethik, Form, Kategorienlehre, Kunst, Organologie, Sinn, Sprache, Zeit, hrsg. v. Köhnke/ Kopp-Oberstebrink / Kramme, 2002.

¹⁴ Siehe Teil I der vorliegenden Arbeit.

¹⁵ Dies im Anschluss an Köhnke: Entstehung und Aufstieg, S. 9-10 u. 321.

gleichsam kanonisch geworden ist, in ganz besonderer Weise geboten. Denn im Falle Cassirers ist es in der Forschung, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ein kaum je reflektierter Usus geworden, das gesamte Werk, auch die frühen Arbeiten – falls sie denn überhaupt Beachtung finden –, unter der Perspektive der späteren, mit der *Philosophie der symbolischen Formen* einsetzenden Kulturphilosophie zu betrachten. Dies geht zumeist einher mit der ausschließlichen Fokussierung auf systematische Fragestellungen, teils solcher, die wie der Begriff der *Symbolisierung* oder des *Symbols* dem Werk Cassirers entnommen sind, teils solcher, die wie das Konzept der *Semiotik* als Interpretamente in sie eingetragen werden.¹⁶ All dies gehorcht einer Logik der Aktualisierung, die auf „bloße Bestätigung des gegenwärtigen Denkens anhand eines ihm entsprechend ausgewählten geschichtlichen Materials hinausläuft.“¹⁷ Genetische Betrachtungen dagegen, die sich in Augenhöhe mit den Texten einer bestimmten Schaffensepoche begeben und Cassirers konzeptionelle Arbeit am Text in ihren Fortschreibungen, Verschiebungen oder gar Brüchen unter die Lupe nehmen, wie sie etwa geradezu maßstäblich Massimo Ferrari oder Gerald Hartung vorgelegt haben, finden sich kaum.¹⁸ Ignoriert werden im Zuge der Aktualisierung gerne jene Teile oder Aspekte seines Schaffens, die sich dieser Art der Konstruktion einer Vorgeschichte der Kulturphilosophie nicht oder zumindest nicht ohne weiteres integrieren lassen. Damit einher geht die verbreitete Neigung, die kanonisierten Werke zum Maß der übrigen Arbeiten zu machen, so als wäre alles immer schon auf das hin gedacht worden, was der heutigen Zeit als das Wegweisende an Cassirers Arbeiten erscheint. Diese Perspektive auf den Kulturphilosophen Cassirer, dessen Leben und Schaffen gezeichnet war von den zivilisatorischen Brüchen des 20. Jahrhunderts, ist höchst problematisch. Denn sie soll durch die Kontingenzen einer wechselhaften Publikations- und Werkgeschichte hindurch die Rezeption lenken, indem sie glättet und der Ausrufung zum Klassiker der Kulturphilosophie – oder auch umgekehrt: zum „letzten Kulturphilosophen“¹⁹ – sekundiert. Solche Kanonisierungspraktiken gehen einher mit der Konstruktion von Kontinuitäten und Kohärenzen in den Lektüren, Werken und der Werkgeschichte. Das wird schlagartig klar, wenn man den reichen Nachlass Cassirers konsultiert. Allzu vieles

¹⁶ Exemplarisch hierfür etwa Krois: Kultur als Symbolprozess. Philosophische Konsequenzen eines Paradigmenwechsels, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 49 (2001), S. 367-375.

¹⁷ Köhnke: Entstehung und Aufstieg, S. 10.

¹⁸ Massimo Ferrari: Ernst Cassirer. Stationen einer philosophischen Biographie. Von der Marburger Schule zur Kulturphilosophie, 2003. – Gerald Hartung: Das Maß des Menschen. Aporien der philosophischen Anthropologie und ihre Auflösung in der Kulturphilosophie Ernst Cassirers, 2003.

¹⁹ So der überraschende Untertitel von Skidelsky: Ernst Cassirer, überraschend deshalb, weil der Verfasser auf den S. 5-6 starke Zweifel anmeldet, ob Cassirer, seiner Neigung zu „inductive [...] method“ wegen, überhaupt unter die Philosophen zu zählen sei.

blieb unter den Lebens- und Arbeitsbedingungen des Exils Bruchstück und gelangte daher nicht zum Druck.²⁰

Symptomatik der Nachlassstücke

Freilich ist das Zersprengte und Fragmentierte vieler Nachlassstücke aus der Zeit nach der Flucht aus Deutschland nicht nur Resultat der erschwerten Arbeits- und Publikationsmöglichkeiten durch die Exilsituation. Vielmehr ist hierin auch ein Symptom konzeptioneller Schwierigkeiten zu sehen, die zutage traten, als Cassirer sukzessive daran ging, die Hypotheken und Altlasten seiner Marburger Vergangenheit abzutragen. Das Manuskript zur Geschichte von 1936 mit seinem systematischen, von der Forschung kaum registrierten Neuansatz bei den sogenannten „Basisphänomenen“ dokumentiert solche Spannungen ebenso wie das Scheitern von Cassirers Unternehmen einer philosophischen Anthropologie, das mit dem *Essay on Man* schließlich in eine Kulturphilosophie mündete.²¹ Doch Spannungen und Fissuren zeigen sich bereits im Frühwerk; ihnen gehört das Interesse der vorliegenden Arbeit- und das obwohl hinsichtlich Cassirers früher Veröffentlichungen die Publikationslage ganz anders ist: Die Buchmanuskripte sind durchgearbeitet, wurden teilweise für Neuauflagen revidiert, und ihre konzeptionelle Geschlossenheit und Kohärenz scheint unbestreitbar. Doch auch hier öffnet der Blick auf Nachlassmaterialien und durch sie hindurch die Augen für anfängliche Impulse, Intentionen und Prägnanzen, die durch die Kompromissbildungen der Veröffentlichung zwar noch durchscheinen, aber kaum mehr greifbar werden. Das erweist sich exemplarisch anhand der *Einleitung* im ersten Band des *Erkenntnisproblems* von 1906.²² Nicht zu übersehen ist für die frühen Arbeiten Cassirers vor allem auch das, was man als einen gewissen ‚Schulzwang‘ bezeichnen könnte: Cassirers Eingespanntheit in die Lehren seiner Lehrer Hermann Cohen und Paul Natorp. Insbesondere Cohen war auf eine gewisse Kohärenz der philosophischen Positionen bedacht, die unter dem Etikett des Marburger Neukantianismus das Licht der Öffentlichkeit erblickten. Ernst Cassirer galt als treuester Schüler und Gefolgsmann seiner beiden Marburger Lehrer, und im Spagat zwischen hoher intellektueller Loyalität

20 Eine Lektüre später, unter den Bedingungen von Flucht und Vertreibung entstandener Arbeiten Cassirers wird versucht in Kopp-Oberstebrink: Humanistische Begründung der Geschichte. Ernst Cassirers Konzeption von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung während der Exilszeit, in: Hartung / Schiller (Hrsg.): Weltoffener Humanismus. Philosophie, Philologie und Geschichte in der deutsch-jüdischen Emigration, 2006, S. 53-70.

²¹ Vgl. Cassirer: Nachgelassene Manuskripte und Texte, Bd. 6: Vorlesungen und Studien zur philosophischen Anthropologie, hrsg. v. Hartung u. Kopp-Oberstebrink unter Mitwirkung v. Jutta Faehndrich, 2005, sowie Hartung: Das Maß des Menschen, 2003.

²² Siehe Teil III, 1-9 der vorliegenden Arbeit.

und dem Aufbruch zu Themen und Fragestellungen, die bei diesen offen geblieben waren, erfolgte die allmähliche Emanzipation von seinen Lehrern. Davon zeugen systematische Spannungen in seinen frühen Arbeiten, deren Austrag und Ausgleich oftmals nachträglich, in Neuauflagen oder neuen Arbeiten erfolgte. Ein solches Thema, das für Cassirer lange vor seiner Wende zur Kulturphilosophie zentral wurde, ist die bereits erwähnte Problematik der Geschichtlichkeit des „Factums der Wissenschaft“ und in der Folge die Geschichte selber.²³

Theoriegeschichtliche Konstellationen und ihre Erforschung

Bedenkt man, dass auch zwischen seinen beiden Lehrern Cohen und Natorp in einigen Sachfragen alles andere als Einigkeit herrschte, so wird deutlich, dass man das Verhältnis zwischen den drei Hauptprotagonisten der vorliegenden Arbeit als eine intellektuelle Konstellation im eigentlichen Sinne verstehen muss. Konstitutiv für theoriegeschichtliche Konstellationen ist die Annahme von Debatten, Differenzen, Kontroversen, der Widerstreit von Theoriemotiven und Denkmustern, und die Dynamik, mit der diese in wechselseitigem kritischem Bezug zueinander stehen.²⁴ Dass innerhalb der sogenannten Konstellationsforschung die Bestimmung des Momentes von *Einheit*, zumindest der *Konvergenz* von Theoriemotiven und Erkenntnisinteressen als zweitem konstitutiven Moment zugunsten von deren Differenz regelmäßig stark unterbelichtet bleibt, stellt zwar ein methodologisches Problem dar, aber kein unbehebbares. Dieses Defizit dürfte dem problemgeschichtlichen Element in diesem ideengeschichtlich-historiographischen Verfahren geschuldet sein. Macht man dagegen beide Momente gleichermaßen stark und nimmt innerhalb einer gewissen Anzahl theoretischer Positionen ein gemeinsames Anliegen, eine gemeinsame Fragestellung, ein konvergierendes Erkenntnisinteresse an, auf deren Grunde differente Realisierungen, divergierende Antworten und widerstreitende Interessenlagen auszumachen sind, dann stellt die Marburger „philosophische Arbeitsgemeinschaft“, der Cassirer angehörte und zu der er sich bekannte, einen Gegenstand par excellence für sogenannte Konstellationsforschung dar. Dies gilt zumal, da deren Reichweite in Sachen Problem- und Ideengeschichte mittlerweile weit über ihr anfängliches Feld der Erforschung früher nachkantischer Philosophie, insbesondere der des deutschen

²³ Siehe ebd.

²⁴ Henrich: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung, in: Mulsow / Stamm (Hrsg.): Konstellationsforschung, 2005, S. 15-30, bes. S. 22-26.

Idealismus zwischen Kant und Hegel hinausreicht.²⁵ Diese Version der Rekontextuierung lässt sie auch für die jüngere Philosophiegeschichte als Mittel der Wahl erscheinen, insbesondere bei der Erforschung von Schul- oder Gemeinschaftsformationen.

Erforschung von Konstellationen hat derzeit Konjunktur im Feld der Ideengeschichte, Problemgeschichte dagegen erscheint als notwendiges Übel. Via Analyse der konstellatorischen Kontexte geraten die Formationsbedingungen der fertigen, geschlossenen Werke in den Blick, indem jenseits von „Verfestigungen“ die „Spannungen und Differenzen in den Systemen“ thematisiert werden.²⁶ Diese Thematisierung vollzieht sich in der Spannung von fertigen, publizierten Werken mit Nicht-Werkhaftem, mit Archivmaterial wie Briefen, Entwürfen und dergleichen mehr. Insofern erscheint die Konzeption der intellektuellen Konstellation für die vorliegende Untersuchung als methodologisches Element, das mit dem zuvor mit Simmel markierten Vorhaben, Einsicht in Theoriebildungsprozesse erhalten zu wollen, vollständig konvergiert. Das Untersuchungsverfahren besteht im einzelnen aus dem Zusammenspiel von rationaler Rekonstruktion von Systemteilen oder Theoriemotiven – Henrich nennt dies: „argumentationsanalytisches Interpretationsverfahren“ – mit der rekonstruktiven Erschließung der historischen Konstellationsmomente.²⁷

Close reading / die Hermeneutik von Frage und Antwort

Diese methodologischen Vorannahmen realisiert die vorliegende Arbeit in der Strategie eines close-reading, das Theoriemotive und Argumentationsmuster – teilweise in gleichsam mikrologischer Perspektive – untersucht, aber Gesamtinterpretationen von Werken nicht anstrebt. Ihr besonderes Erkenntnisinteresse richtet sie insbesondere auf Cassirers Rezeption von Theoremen – etwa solcher aus der Erkenntnistheorie Cohens – und den damit verbundenen Prozessen der Transformation und Adaption, der Umbildung und Einpassung in den eigenen theoretischen Zusammenhang bei

25 Aus dem Impuls zur breit angelegten Erforschung der „Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795)“ – so der Untertitel von Henrich: *Konstellationen*, 1991, einer Arbeit, die hier initialisierend gewirkt hat – ist mittlerweile ein auf andere Bereiche der Philosophiegeschichte übertragbares Verfahren der problemgeschichtlichen Kontextforschung geworden, vgl. die Beiträge in Mulsow / Stamm (Hrsg.): *Konstellationsforschung*. Als wegweisend müssen hier die die frühe Neuzeit erschließenden Forschungen von Martin Mulsow gelten, vgl. etwa Mulsow: *Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der frühen Neuzeit*, 2012.

26 Vgl. Henrich: *Identität und Objektivität. Eine Untersuchung über Kants transzendente Deduktion*, 1976, S. 7-12, hier: S. 8.

27 Zum argumentationsanalytisches Interpretationsverfahren vgl. ebd., S. 9-12.

Cassirer.²⁸ Ideengeschichte und Philosophiegeschichtsschreibung tun sich noch immer schwer damit, geeignete deskriptive Begriffe zu finden für diese Prozesse, die Tradition und Bruch, Kontinuität in der Aneignung und Diskontinuität tradierter Theoriemotive im neuen Kontext zu thematisieren vermögen. Und so wird in historischen Darstellungen meist Kontinuität und Identität der Bedeutung von Begriffen im geschichtlichen Aneignungsprozess suggeriert, wo Brüche und Umbrüche herrschen. Ein wegen der ubiquitären Verpflichtung auf die Diskursanalyse Foucaults in der Forschung bislang wenig beachtetes historiographisches Modell, das die Momente von Kontinuität und Diskontinuität in historischen Verläufen hinreichend beschreibt und methodologisch reflektiert, ist das der Umbesetzung im Sinne Hans Blumenbergs.²⁹ Ihm fühlt sich die vorliegende Abhandlung verpflichtet, auch wenn Umbesetzung nicht zu ihren zentralen operativen Begriffen gehört.

Die Marburger Schule als intellektuelle Konstellation

Der Impuls, die Marburger Schule zum Gegenstand einer auch durch die Konzeption der Konstellation inspirierten Untersuchung zu machen, hängt aufs engste damit zusammen, dass sie in der vorliegenden Abhandlung im Anschluss an die Arbeiten von Helmut Holzhey gerade nicht als homogenes, einheitliches Phänomen verstanden, sondern von ihren inneren Spannungen und Divergenzen her gesehen wird.³⁰ Wenn sie auch versucht haben, Natorp ein eigenes erkenntnistheoretisches Profil zu geben, so orientieren sich Holzheys Untersuchungen doch immer an der Dominanz Cohens – das wird im Text an den entsprechenden Stellen deutlich werden. Demgegenüber will die vorliegende Arbeit die Herausbildung der frühen historisch-systematischen Arbeiten Cassirers in der Konstellation zu Cohen auf der einen und Natorp auf der anderen Seite erweisen. Hierin ist das Motiv für das detaillierte Ausbuchstabieren derjenigen Marburger Diskussions- und Arbeitsfelder zu sehen, in die sich Cassirer mit seinen ersten Arbeiten einschrieb.³¹ Es wird dabei deutlich werden, dass Cassirer in viel höherem Maße Schüler Natorps war, als bislang angenommen. Dieser Ansatz markiert auch eine deutliche Differenz zu der jüngsten Arbeit von Peter E. Gordon, der Cassirer

28 Auf die Problematik und Fehldeutungen vorschneller Rekonstruktion von Rezeptionslinien verweist mit Recht Köhnke: Trendelenburgs Modernisierung der deutschen Philosophie, in: Hartung / Köhnke (Hrsg.): Friedrich Adolf Trendelenburgs Wirkung, 2006, S. 257-270, hier: S. 267-268.

29 Vgl. die erweiterte Neufassung von Blumenberg: Die Legitimität der Neuzeit, 1996, passim; Blumenberg hat dieses Modell als solches nicht theoretisch konzentriert ausgearbeitet, vgl. neben anderen Passagen aber S. 536-557; dazu vom Vf. den Artikel „Umbesetzung“, in: Buch / Weidner (Hrsg.): Blumenberg lesen. Ein Glossar, 2014 (im Erscheinen).

30 Vgl. die bahnbrechende Untersuchung von Holzhey: Cohen und Natorp, 2 Bde., 1986, insbes. Bd. 1, S. 40-79, wo die „Konvergenzen und Divergenzen“ zwischen Cohen und Natorp umrissen werden.

31 Siehe Teil I der vorliegenden Arbeit.

noch immer fast ausschließlich in der Fixierung auf seinen Lehrer Cohen betrachtet, auch wenn er deutliche Divergenz der Auffassungen zwischen beiden auszumachen meint.³² Und daran schließt sich sogleich ein zweiter, nicht weniger gewichtiger Unterschied an. Denn Gordon setzt diese Divergenz zwischen Cohen und Cassirer als von Anfang ihrer intellektuellen Beziehung an gegeben, was die Literatur zu Cassirer frohlocken ließ, damit sei endlich die „langweilige Frage von Cohens Einfluss auf seinen Schüler Cassirer“ erledigt.³³ Das Ziel dieser Arbeit liegt dagegen im Aufweis, dass die Differenzen zwischen Cohen und Cassirer allmähliches Ergebnis der philosophischen Arbeit des letzteren ist – einer Arbeit, die sich zum einen von vornherein – um es noch einmal zu wiederholen – im Spannungsfeld zwischen Cohen, Natorp und Cassirer vollzog und zum anderen nach außen, in der kritischen Auseinandersetzung mit ihrerseits kritischen Positionen. Ein Beispiel für letzteres wäre etwa Cassirers Umakzentuierung und letztlich Adoption der Kritik Schelers an der Marburger Schule.³⁴

Theoretische Leitmotive und thematischer Gegenstand der Untersuchung sind Systematik und Historie sowie deren Verhältnis zueinander in Cassirers frühem Werk; gezeigt werden soll, wie seine systematischen und historischen Begriffe und deren spezifisches Ineinander sich zum einen in der Auseinandersetzung mit den beiden Lehrern formieren. Neben der schulgeschichtlichen Perspektive ist zum anderen aber auch Cassirers Umgang mit außerschulischer Kritik herauszuarbeiten. Er weist sie einerseits zurück, was wohl auch die Schulräson gebot, setzt sich dann aber im Gegenzug überraschend konstruktiv und vor allem rezeptiv mit ihr auseinander. Diese Geste der Aufnahme blieb dem Philosophieren Cassirers zutiefst eigen. Damit praktizierte er einen Stil philosophischen Denkens und Arbeitens, den er erst unter den Lebens- und Arbeitsbedingungen des Exils reflektiert und in Worte gefasst hat, wenn er bemerkt, dass „wissenschaftliche Philosophie [...] ihrer Natur nach dialogisch“ sei.³⁵ Der späte Zeitpunkt dieser Grundüberlegung verwundert indessen nicht, findet sie sich doch in den Arbeiten Robin George Collingwoods, eines Philosophen, den Cassirer erst in der Exilszeit kennengelernt hatte.³⁶ Dessen Annahme einer fundamentalen Dialogizität, die tief in die Struktur wissenschaftlicher und philosophischer Arbeit

³² Vgl. etwa Gordon: *Continental Divide*. Heidegger, Cassirer, Davos, 2010, S. 138-144.

³³ Meyer: *Ernst Cassirer's Writings*, in: *Journal of the History of Ideas* 74 (2013), S. 473-495, hier: S. 490 [dt. Übers. HKO]. Übersehen wird dabei, dass dadurch Cassirer einmal mehr auf die übermächtige Figur Cohens verpflichtet wird, was eine historische Verzerrung darstellt, wie im Laufe der vorliegenden Darstellung mit guten Gründen dargelegt wird.

³⁴ Siehe Teil III, 4-5 der vorliegenden Arbeit.

³⁵ Cassirer: Axel Hägerström. *Eine Studie zur schwedischen Philosophie der Gegenwart*, 1939, S. 4.

³⁶ Vgl. etwa Collingwood: *An Essay on Philosophical Method*, 1933.

eingelassen ist, schließt sich die vorliegende Arbeit an. Damit adoptiert freilich nicht einfach eine Konzeption, die auch in ihrem Untersuchungsgegenstand aufzufinden ist. Sie schließt vielmehr auch hier an das Blumenbergsche Modell der Umbesetzung an, das eine Hermeneutik von Frage und Antwort als Tiefenstruktur theoriegeschichtlicher Darstellungen zugrundelegt. Theorien oder Theoreme gelten dieser Auffassung zufolge als Antworten auf historische Fragen, die in historiographischen Untersuchung zu ermitteln sind. In diesem Sinne verstand auch Cassirer Probleme und offene Stellen in der Philosophie seiner Lehrer oder innerhalb der eigenen Theorie als Fragen, auf die die Reformulierung oder Umbildung der vorhandenen eigenen Theoriebestände Antworten geben sollten.

Die epochale Perspektive / Gegenstände und Fragestellungen

Zur werk- und schulgeschichtlichen Perspektive tritt in der vorliegenden Arbeit noch eine weitere hinzu, die epochale. Cassirers philosophischer Anfang, seine philosophische ‚Sozialisierung‘ gewissermaßen fand innerhalb einer Schule statt, die im späten 19. Jahrhundert den Übergang zur wissenschaftlichen Universitätsphilosophie vollzogen hat.³⁷ Angestoßen wurde diese Entwicklung durch Cohens Lehrer Friedrich Adolf Trendelenburg und seine fundamentale Kritik an Hegel.³⁸ Dabei realisierte sie diese neue Tendenz durch einen umfassenden Paradigmenwechsel, indem sie das „Factum der Wissenschaft“ zur apriorischen Orientierungsdimension von Erkenntnistheorie macht. Dieser Befund ist allerdings von hoher Ambivalenz, seine Wirkungen reichen bis in die unmittelbare Gegenwart hinein und prägen die Gestalten oder Typen philosophischen Arbeitens. Denn einerseits sollte die Philosophie ihre metaphysisch-spekulative Dimension aufgeben und sich an Resultaten und Verfahren der Wissenschaften orientieren, sollte diese theoretisch hinsichtlich der ihnen zugrundeliegenden Kategorien reflektieren sowie die Genese dieser Kategorien theoriegeschichtlich dingfest machen. Auch und gerade der philosophische Stil der Arbeiten Cassirers, der geradezu berüchtigt war und ist für das Durcharbeiten unterschiedlichster wissenschaftlicher Bibliotheken, ganz gleich ob mathematischer, physikalischer oder ethnologischer Provenienz, ist geprägt durch diese Tendenz. Andererseits wurden durch die Cohensche und Natorpsche Lesart des „Factums“ ganze

³⁷ Zu den historischen und politischen Bedingungen der Herausbildung wissenschaftsorientierter Universitätsphilosophie vgl. umfassend Köhnke: Entstehung und Aufstieg, passim, sowie Schnädelbach: Philosophie in Deutschland 1831-1933, 6. Aufl., 1999, passim.

³⁸ Vgl. dazu Hartung: Zum Verhältnis von Philosophie und Wissenschaften bei Eduard Zeller, in: ders. (Hrsg.): Eduard Zeller. Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert, 2010, S. 153-176, hier: S. 156-163.

Dimensionen von Wirklichkeit aus dem Erkenntnisbegriff ausgeschlossen. Denn das „Factum der Wissenschaft“ meinte ausschließlich die Resultate der mathematischen Naturwissenschaft, der Physik, auf dem Stande der Wissenschaft Newtons. Das heißt, dass Cohen „nur so viel eigent[liche] Wiss[enschaft] anerkannte, als Mathematik vorhanden war“, wie der späte Cassirer unter Verwendung einer Kant-Paraphrase klarsichtig und kritisch distanziert anmerkte.³⁹ Aber nicht alleine die Einschränkung der Palette der Wissenschaften auf eine einzige Wissenschaft wurde kritisiert, sondern die Reduktion des Erfahrungsbegriffs auf Wissenschaft und deren Resultate, ganz gleich auf welche, erschien spätestens in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts als inakzeptable Verarmung im Begriff von Erfahrung. Zum Preis des Szientismus, der mit der Verwissenschaftlichung der Philosophie einherging, gehörte neben anderem der konsequente Ausschluss der Dimension der Psychologie. Auch diese Tendenz der Philosophiegeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt sich am Beispiele Cohens und des Marburger Neukantianismus paradigmatisch aufweisen.

Wie sich ein solcherart reduktiver, mathematisierter und logifizierter Erkenntnisbegriff durchgesetzt hat, das will die vorliegende Darstellung anhand der Kritik Cohens an seinem Marburger Vorgänger Friedrich Albert Lange zeigen. Hierin wird eine epochale Bewegung deutlich, deren Horizont und Voraussetzung der Wissenschafts- und Methodenpluralismus Trendelenburgs ist.⁴⁰ Doch nicht an der pluralen Wissenschaftsauffassung Trendelenburgs exekutierte Cohen seine Reduktion und Szientifizierung – das wäre wohl die vorschnelle Rekonstruktion einer kaum belegbaren Rezeption –, sondern an Langes Modell des kritischen Bezuges von Philosophie auf Wissenschaften. Langes Wissenschaftsverständnis partizipiert seinerseits noch an der organologischen Auffassung Trendelenburgs von einem gleichberechtigten, kaum hierarchisierten Verhältnis der einzelnen Disziplinen, auch wenn bei ihm ein ausgeprägtes Interesse an sozialwissenschaftlichen, ökonomischen und statistischen Disziplinen auszumachen und die Psychologie wissenschaftliche Orientierungsdimension der Philosophie ist.

Gliederung und Ausblick

³⁹ Cassirer: Nachgelassene Manuskripte und Texte, Bd. 3: Geschichte. Mythos, S. 238. Vgl. auch Kant: *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft* (1786), in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, 1903, S. 465-565, hier: S. 470.

⁴⁰ Insofern verdankt die vorliegende Arbeit wichtige Anregungen und historische Perspektiven der verstärkt einsetzenden Trendelenburg-Forschung, vgl. die Beiträge in Hartung / Köhnke (Hrsg.): *Friedrich Adolf Trendelenburgs Wirkung*, 2006.

Bereits an dieser frühen Phase der Herausbildung der Marburger Schule werden Differenzen zwischen Cohen und Natorp im Bezug auf Lange deutlich, und innerhalb dieser Konstellation positioniert sich der junge Cassirer. So skizziert die vorliegende Arbeit zuerst die Ausgangskonstellation innerhalb der Marburger Schule zu der Zeit vor dem Eintritt Cassirers in die „Arbeitsgemeinschaft“ (Teil I). In diesem Kontext wird dann Cassirers erste Arbeit, *Leibniz' System*, lokalisiert und in ihren Spannungen und Bezügen zu Cohen, Natorp, aber auch Lange rekonstruiert (Teil II). Anschließend markiert die Darstellung erste Störungen des Kraftfeldes zwischen Cassirer und seinen Lehrern, als er sich in einem ersten, noch unzureichenden Versuch sowohl von Cohens systematischem Programm – der ausschließlichen Bezugnahme auf das mathematisch-naturwissenschaftliche Paradigma – als auch von Natorps philosophiehistorischem Modell absetzt. Wollte man dieses Szenario in dramatisch-erzählerische Begriffe fassen, so wäre es das Narrativ einer ersten Emanzipation im Durcharbeiten und in der Transformation autoritativer Theoriebestände. Zentrales Thema ist hierbei Cassirers Umbesetzung des „Factums der Wissenschaft“ zum „historischen Faktum“, wodurch die zentrale Problematik des Verhältnisses systematischer Begriffe in Philosophie und Wissenschaft zum Medium ihrer Realisierung, der Geschichte, in den Blick genommen wurde (Teil III). Ein Ausblick soll Umbrüche und Verschiebungen in der Cassirerschen Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung vom dritten Band des *Erkenntnisproblems* an skizzieren, die aus der Arbeit an den Problembeständen auf dem Stand der ersten beiden Bände resultieren – dies auch unter der Perspektive aktueller Aspekte in der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung Cassirers (Teil IV).

In epochaler Perspektive läßt sich die weitere Entwicklung der Cassirerschen Philosophie als Versuch verstehen, diese ausgeschlossenen Dimensionen der menschlichen Wirklichkeitserkenntnis, wie beispielsweise Kunst, Geschichte, Biologie und Theologie, wieder einzuholen und die Vorherrschaft des mathematisch-naturwissenschaftlichen Apriori zugunsten eines Pluralismus der Wissenschaften und der Erkenntnisformen zu durchbrechen. Für den Bereich der Geisteswissenschaften unternimmt *Freiheit und Form* von 1916 dazu einen ersten Schritt. Den entscheidenden Bruch mit dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Paradigma vollziehen in der Folge aber die drei Bände der *Philosophie der symbolischen Formen*. Unter den Bedingungen des Exils suchte Cassirer dem Projekt der symbolischen Formen eine kulturphilosophische Grundlage zu geben, indem er einerseits eine Logik historischen Erkennens und andererseits die Konzeption der Basisphänomene in die Basis dieses

Projekts einschreiben wollte. Beides blieb unvollendet.⁴¹ Cassirers später Neueinsatz bei einer philosophischen Anthropologie als neuem Paradigma sollte schließlich in eine Reformulierung der Kulturphilosophie münden.⁴²

Technische Bemerkung:

In den Anmerkungen werden Titel bei ihrer ersten Erwähnung in jeweils einem der drei Teile mit vollständigen bibliographischer Angabe unter Auslassung des Ortes angeführt, bei ihrer Wiederholung innerhalb eines Teils folgt sodann lediglich eine Kurzangabe des Titel unter Weglassung der Angabe des Erscheinungsjahres und -ortes; zur vollständigen Angabe sei auf die Ersterwähnung oder die Bibliographie verwiesen. Auch die Angabe von Auflagen wurden bei der Angabe des Kurztitels zumeist weggelassen, auch sie sind, sofern erforderlich, über die Bibliographie erschließbar, Rezensionen zum *Erkenntnisproblem* werden in einer Kurzangabe verzeichnet, die über den entsprechenden Teil der Bibliographie (1.3) zu erschließen ist.

In Zitaten wurde eine streng an den Quellen orientierte Schreibung beibehalten, was Abweichungen aller Art von späteren orthographischen Normen einschließt (Bsp. „Factum“ statt „Faktum“). Da die vorliegende Arbeit davon ausgeht, dass auch philosophische Begriffe oder Termini in unterschiedlichen Kontexten unerschiedliche Bedeutungsschattierungen annehmen, werden zur Erinnerung an diesen Sachverhalt auch differente Schreibungen beibehalten (z.B. „transscendental“ bei Cohen vs. „transszendental“ bei Scheler). Nicht zuletzt der Umstand, dass die Hamburger Ausgabe der Werke Cassirers sprachliche Normierungen vornimmt, hat zu der Entscheidung geführt, Cassirers Texte nach den Erstausgaben resp. den bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft nachgedruckten Ausgaben zu zitieren.

Buchtitel werden in bibliographischen Angaben nach Nennung des Verfassernamens gerade, im Fließtext aber zur leichteren Orientierung kursiv ausgezeichnet.

41 Cassirer: Nachgelassene Manuskripte und Texte, Bd. 1: Zur Metaphysik der symbolischen Formen, hrsg. v. Krois unter Mitwirkung v. Appelbaum/Bast/Köhnke/Schwemmer, 1995, S. 113-198; zu den auf das historische Erkennen angewandten Basisphänomenen vgl. Cassirer: Nachgelassene Manuskripte und Texte, Bd. 3: Geschichte. Mythos.

42 Vgl. dazu die Texte in Cassirer: Nachgelassene Manuskripte und Texte, Bd. 6; grundlegend dargestellt hat Cassirers anthropologisches Projekt und die Wende zur Kulturphilosophie, die dieser sich im Versuch erarbeitete, das Projekt zu realisieren, Hartung: Das Maß des Menschen, 2003.

Die in der Arbeit ausführlich konsultierten Briefe Cassirers an Natorp finden sich allesamt *nicht* in *Nachgelassene Manuskripte und Texte, Bd. 18: Ausgewählter wissenschaftlicher Briefwechsel* abgedruckt; sie sind dort aber auf der beigegebenen DVD in fotografischer Form enthalten. Der Verfasser der vorliegenden Untersuchung hat sie seinerzeit im Nachlass Natorps durchgearbeitet und verzichtet in den Fußnoten auf den jedesmaligen Verweis auf die DVD. Stattdessen wird auf die Fundstellen im Nachlass hingewiesen.

Die Teile IV, 1-2 und IV, 4-7 wurden in leicht veränderter Form in dem Aufsatz des Verfassers „Konstellationen und Kontexte. Formen von Philosophiegeschichtsschreibung in Ernst Cassirers Philosophie“, in: Recki (Hrsg.): *Philosophie der Kultur*, 2012, S. 255-276 abgedruckt; Teil IV, 3 ist in etwas veränderter Fassung dem Beitrag des Verfassers „Humanistische Begründung der Geschichte. Ernst Cassirers Konzeption von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung während der Exilszeit“, in: Gerald Hartung / Kay Schiller (Hrsg.): *Weltoffener Humanismus. Philosophie, Philologie und Geschichte in der deutsch-jüdischen Emigration*, Bielefeld 2006, S. 53-70, entnommen.

I Das Leibnizbild in den Jahren der Formation der Marburger Schule

Einleitung

Das Bild der Philosophie Leibniz' in der Marburger Schule war in den Jahren bis zum Erscheinen von *Leibniz' System* im Jahre 1902, den Jahren also, in denen sich die Schuldoktrin formierte, dynamisch und ambivalent, und das gleich in mehrfacher Hinsicht.¹ So konkurrierten mit den Interpretationen Hermann Cohens und Paul Natorps ein durch Veröffentlichungen wohl dokumentiertes, gleichsam offizielles und ein davon verschiedenes, inoffizielles und anhand von Publikationen kaum zugängliches Leibniz-Bild. Beide deuteten, ja vereinnahmten Leibniz als Erkenntniskritiker im Kontext ihrer jeweiligen Kant-Aneignung und des jeweils sich in ihr abzeichnenden systematischen Ansatzes. Doch ungeachtet aller Gemeinsamkeiten interpretierten sie seinen systematischen Beitrag unterschiedlich und differierten auch in der Bewertung seiner philosophiegeschichtlichen Leistung. Diese Doppellektüre der Philosophie Leibniz' verrät Spannungen zwischen den Gründungsvätern bereits in der Formierungsphase der Marburger Schule. Sie werden bezeichnenderweise deutlich an einer zunächst für Selbstverständnis und Konstitution der Schule scheinbaren Nebenfigur, und gerade nicht in den identitätsstiftenden Besonderheiten der Kantlektüre. Die Folgen dieser Spannungen reichen, wie zu zeigen sein wird, bis weit in die theoretische und philosophiegeschichtliche Basis hinein, denn gerade dieser scheinbare Nebenschauplatz, die Interpretation der Leibnizschen Philosophie, wird zum Austragungsort systematischer und philosophiehistorischer Divergenzen zwischen den beiden Schulhäuptern Cohen und Natorp. Zugespitzt ließe sich formulieren, dass das Leibniz-Bild zum Schauplatz der theoretischen und philosophiehistorischen Selbstpositionierung innerhalb der Marburger Schule wurde. Dabei kommt dem Umstand besondere Bedeutung zu, dass es gerade Paul Natorp war, der mit seiner Antrittsvorlesung von 1881 innerhalb der sich formierenden Schule als erster mit einer systematisierenden Interpretation der Leibniz'schen Philosophie auftrat und mit dieser einige folgenreiche Abweichungen von Cohens theoretischem Ansatz verband.² Auch die Marburger Preisaufgabe des Jahres 1898/99, aus der *Leibniz' System* hervorging, geht auf Natorp

1 Cassirer: *Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen*, 1902.

2 Sie wurde erstmals 1985 von Helmut Holzhey in den *studia leibnitiana. Zeitschrift für Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften* 17 (1985), S. 4-14, veröffentlicht; zum Text und Kontext von Natorps Leibnizvortrag vgl. die Vorbemerkungen des Herausgebers, ebd., S. 3-4.

zurück. Bei diesem hohen Engagement für die Philosophie von Leibniz muss es als erklärungsbedürftig erscheinen, dass Natorp zeitlebens mit keiner Publikation zu Leibniz hervorgetreten ist, sondern auf diesem Terrain seinen Schülern den Vortritt ließ.

Zu dieser ersten, schulinternen Spannung im Leibniz-Bild tritt ein zweite hinzu, denn ganz im Gegensatz zu der Natorpschen ist die Leibniz-Interpretation Hermann Cohens für sich genommen ebenfalls ambivalent, und zwar in systematischer wie philosophiehistorischer Perspektive. Auch das soll einleitend in Umrissen herausgearbeitet werden (vgl. 1.3). Erstmals im *Princip der Infinitesimal-Methode* von 1883 dargelegt, hat Cohen seine Interpretation in verdichteter, leicht modifizierter Form in der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* von 1885 wiederholt, dem Grundtext dieser Phase der Formierung der Marburger Schule.³ Mit seiner Leibniz-Deutung suchte Cohen das Verhältnis des Kantischen Kritizismus zu dessen Vorgeschichte neu auszurichten. Dafür gab es zunächst ein starkes innersystematisches Motiv, denn mit dem Prinzip der Infinitesimalmethode inaugurierte Cohen in seiner gleichnamigen Schrift ein zentrales Verfahren zur Konstitution von Realität, das sich nicht als genuin kantisch ausweisen ließ, sondern Leibniz oder Newton zugeschrieben wurde. Dieses Verfahren galt es einem Theorieansatz zu integrieren, der, in wie starken und eigenmächtigen Interpretationen auch immer, sich zumindest selbst als Rekonstruktion der Kantischen Theorie verstand. Das Projekt dieser systematischen Integration wurde sekundiert, in gewisser Weise auch historisch legitimiert, durch eine philosophiehistorische Konstruktion, die die größtmögliche Annäherung der Leibnizschen an die Kantische Position bei gleichzeitiger prinzipieller Wahrung der Differenz zwischen beiden zu leisten hatte. Dass beider Ausprägung, die des systematischen Theoriemotivs der Realitätskonstitution wie seiner historischen Leibniz-Darstellung unter dem Aspekt der Marburger Schulgeschichte *auch* eine Antwort auf systematische und historische Aspekte von Natorps Leibniz-Deutung des Jahres 1881 war, soll im Durchgang durch die folgenden Kapitel deutlich werden.

Bis zum Erscheinen von *Leibniz' System* muss die Leibniz-Interpretation Hermann Cohens als gleichsam offizielle Leibniz-Darstellung der Marburger Schule gelten, in ihren systematisch-theoretischen wie philosophiehistorischen Teilen. Mit Paul Natorps *Leibniz und der Materialismus* betitelter Antrittsvorlesung war ihr wenige Jahre zuvor eine Deutung vorausgegangen, die die Philosophie Leibniz' grosso modo nicht weniger in Marburg einzugemeinden suchte, sie nicht weniger forciert und einseitig

3 Cohen: *Das Princip der Infinitesimal-Methode und seine Geschichte*. Ein Kapitel zur Grundlegung der Erkenntniskritik, 1883; ders.: *Kants Theorie der Erfahrung*, 2., neubearbeitete Aufl., 1885.

interpretierte, sie vielleicht noch konsequenter kantianisierte, von der vor allem aber das zwei Jahre später veröffentlichte, offizielle Leibniz-Bild Cohens in entscheidenden Zügen differierte. Sie leistete ein dreifaches: sie nahm nicht nur die Einordnung der Leibnizschen Philosophie in die Vorgeschichte der Kantischen *Kritik der reinen Vernunft* vor, argumentierte also zumindest *expressis verbis* philosophiegeschichtlich, sondern verfolgte in ihren zentralen Teilen einen erkenntnistheoretischen Ansatz, der zum einen prätendierte, eine streng systematisch verfasste Skizze der Leibnizschen Grundbegriffe zu sein, dem zum anderen aber erkennbar Natorps eigener systematischer Ansatz inhärierte. Man wird hier, wie zu zeigen ist, von der Figur der Selbst-Objektivierung sprechen müssen, die der historischen Darstellung eingeschrieben ist. Zu Lebzeiten und lange darüber hinaus unpubliziert, konnte die öffentliche „Probevorlesung“ ihre Wirkung freilich nur schulintern, in der weiteren Herausbildung von Natorps eigener theoretischer Position, in der Auseinandersetzung des Schulhauptes Cohen mit ihr und in den Leibniz-Interpretationen der Schüler entfalten.

Im Ausgang von diesem Befund suchen die folgenden Untersuchungen die Anfänge der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung des frühen Cassirer in Natorps Leibniz-Interpretation sowie in dessen daran anschließenden systematischen und historischen Fortschreibungen. So sollen das Leibniz-Bild der Antrittsvorlesung von 1881 und die es leitende innere Systematik rekonstruiert werden (I,2.2). Im sachlichen Anschluss daran wird an späterer Stelle Natorps Ausdifferenzierung und Fortbildung des darin enthaltenen systematischen Ansatzes skizziert (I,2.3). Seine frühe erkenntnistheoretische und philosophiegeschichtliche Skizze von 1881 bedient sich dabei implizit auch der Zurückweisung und Kritik der Leibniz-Interpretation Langes – wie zu zeigen sein wird –, nutzt diese aber durch eine Strategie der Überbietung und Vereinseitigung, um zu einer eigenständigen Leibniz-Interpretation zu gelangen. Die einzelnen Kapitel der vorliegenden Untersuchung versuchen freilich, die philosophiegeschichtliche Konstellation, in der *Leibniz' System* entstanden ist, im Ganzen zu umreißen, und zwar unter den leitenden Gesichtspunkten von Systematik, Historik und deren Ineinander, sofern und *nur* sofern sie für die Rekonstruktion von Cassirers Arbeit von 1902 relevant sind. Diese Konstellation wird initiiert durch die Erkenntnistheorie und Philosophiegeschichtsschreibung Hermann Cohens in ihrer Wende zur „transscendentalen Methode“, und zwar im doppelten Sinne: so ist seiner oben bereits erwähnten Leibniz-Darstellung (vgl. I,3) eine Skizze des systematischen Neuansatzes, den Cohen mit der „transscendentalen Methode“ vollzogen hat, vorzuschicken (I,1). Exemplarisch für die Formation dieses Neuansatzes ist das

komplexe Verhältnis Cohens zu seinem Marburger Vorgänger Friedrich Albert Lange. Die Rekonstruktion dieses Kontextes präpariert nicht alleine zentrale Theoriemotive Cohens, gleichsam die Basis-Theoreme, heraus, an die die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung des frühen Cassirer anschließt. Die Rekontextuierung soll vielmehr in epochaler Perspektive auch zeigen, *wie* Cohen in der Auseinandersetzung mit Lange zu diesen Basis-Theoremen, etwa dem vom „Faktum der Wissenschaft“, findet: Cohens Neuorientierung im Versuch einer Verwissenschaftlichung der Philosophie vollzieht sich im Modus eines umfassenden *Reduktionismus*, ganz gleich ob man ihren systematischen Apriorismus und Szientismus oder ihre philosophiehistorische Fortschrittsideologie in den Blick nimmt. Cassirers frühe Philosophiegeschichtsschreibung ist Arbeit an diesem theoretischen und historischen Marburger work in progress, ist der Versuch, die Spannungen und Risse in diesen Theoriebeständen aufzulösen, die doch gleichwohl historische und systematische Koordinaten für seine frühen philosophischen Bemühungen blieben.

1. Hermann Cohen und Friedrich Albert Lange: die Entstehung der „transscendentalen Methode“ aus der Kritik der *Geschichte des Materialismus*

1.1 Von der „psychisch-physischen Organisation“ zum „Factum von Wissenschaften“

Natorps Antrittsvorlesung von 1881 steht historisch an einer für die Marburger Schule bedeutsamen Schwelle: die Reformulierung der Cohenschen Kant-Interpretation und des ihr inhärenten Theorieansatzes zur sogenannten „transscendentalen Methode“ befanden sich noch auf dem Stande eines work in progress, die Grundtexte dieser Neuformation, das *Princip der Infinitesimal-Methode* (1883) und die zweite Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* (1885), waren noch nicht geschrieben, wohl aber deren Präludien mit *Kants Begründung der Ethik* (1877) und der Kritik an Friedrich Albert Lange (1876, 1881/1882) verfasst.⁴ Gerade der Auseinandersetzung mit Lange kommt hierbei eine zentrale Stellung zu. Denn die Neuformation der Erkenntnistheorie Cohens bedeutet in negativer Hinsicht nicht nur den endgültigen Abschied von der psychologischen Phase seines Schaffens, wie sie in den Aufsätzen für die *Zeitschrift für Völkerpsychologie* und auch noch in der ersten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* von 1871 zum Ausdruck kommt.⁵ Mit dem Prozess dieser Neuorientierung wird vielmehr positiv auch der Übergang zum neuen Paradigma der Orientierung von Philosophie an mathematischer Naturwissenschaft eingeleitet. Beide Aspekte, der negative wie der positive, lassen sich nicht nur in werkgeschichtlicher Perspektive betrachten, sondern vor allem auch in schulgeschichtlicher und epochaler. Die folgenden Überlegungen richten sich vornehmlich auf die letzteren beiden: in schulgeschichtlicher Perspektive sollen die Schnittstellen herausgearbeitet werden, an die sowohl Paul Natorps Marburger Anfänge als auch die Philosophie- und

4 Cohen: Nekrolog auf Friedrich Albert Lange, in: *Philosophische Monatshefte* 12 (1876), S. 46/47; ders.: Friedrich Albert Lange, in: *Preußische Jahrbücher* 37 (1876), S. 353-381 (wieder abgedruckt in: ders.: *Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte*, Bd. 2, S. 357-391); ders.: Biographisches Vorwort, in: Lange: *Geschichte des Materialismus*, Bd. 1, 4. Aufl., 1882, S. V-XIII; NB: das Biographische Vorwort wurde 1881 abgeschlossen! Nach dieser Ausgabe wird im folgenden zitiert, sofern nichts anderes vermerkt. Eine überarbeitete und teilweise veränderte Fassung des Biographischen Vorwortes erschien in Lange: *Geschichte des Materialismus*, Bd. 1, 5. Aufl., 1896, S. V-XIII.

5 Zu den wichtigsten Arbeiten dieser Zeit gehören die Aufsätze *Die platonische Ideenlehre, psychologisch entwickelt*, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 4 (1866), S. 404-464; *Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele – psychologisch entwickelt*, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 5 (1868), S. 396-434 u. 6 (1869), S. 113-131; *Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewusstseins*, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 6 (1869), S. 173-263. Vgl. auch Sieg: *Der frühe Hermann Cohen und die Völkerpsychologie*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 13 (2003), S. 461-483.

Wissenschaftsgeschichtsschreibung des frühen Cassirer anschlossen. In epochaler Blickrichtung wird die Analyse der Neuorientierung Cohens in der Auseinandersetzung mit Lange den Prozess verdeutlichen, den die Erhebung der Philosophie zur universitären Fachdisziplin im 19. Jahrhundert auslöste. Mit dem von Cohen initiierten Paradigmenwechsel scheint sich in dieser Bewegung ein Umbruch zu vollziehen, ein Generationenwechsel gleichsam, zu dessen Signaturen ein strenger Szientismus und eine kausal-mechanische Wissenschaftsauffassung gehören.⁶ Beides, der Durchbruch des Anti-Psychologismus wie die Erhebung von Mathematik resp. mathematischer Naturwissenschaft zur Leitdisziplin der „transscendentalen Methode“, zeigt sich in höchster Verdichtung in Cohens Auseinandersetzung mit Friedrich Albert Lange, genauer: in der doppelten, paradoxalen Geste der Anknüpfung *an* Lange bei gleichzeitiger rigoroser Abwendung *von* ihm. In diesen unabgeschlossenen Prozess der Theoriebildung sollte Natorp mit *Leibniz und der Materialismus* eingreifen, und erst die Veröffentlichung von *Leibniz‘ System* beendet diese Phase der Formation der Schule.

Cohen stellt sich im *Biographischen Vorwort* von 1881 ostentativ auf den Boden der von Lange programmatisch verkündeten engen Anknüpfung an die Kantische Philosophie, doch wahrscheinlich wird man in der Berufung auf Kant die einzige *substantielle* Gemeinsamkeit zwischen dem „Apostel der Kantischen Weltanschauung“ und dem Begründer der Marburger Schule des Neukantianismus erblicken können.⁷ Dieser gemeinsame historische Bezug des Philosophierens bringt indessen, zumindest im Bereich der Erkenntnistheorie, eine weitere Gemeinsamkeit mit sich: das auf den Apriorismus gerichtete Erkenntnisinteresse – wodurch auch immer das Apriori des Erkennens von Lange oder Cohen im einzelnen bestimmt werden sollte. So galt der erkenntnistheoretisch ausgerichtete Teil von Langes philosophischer Arbeit der Bestimmung der „psychisch-physiologischen Organisation“, die das Apriori aller Erkenntnis bilden sollte, und auch Cohens früher Psychologismus ist nicht Anderes als

6 Die Rede vom ‚Generationenwechsel‘ soll hier alleine im wissenschaftsgeschichtlichen Sinne verstanden werden, als Ablösung eines theoretischen Paradigmas durch ein neues, eine Ablösung, die weit über bloße Ausdifferenzierung hinausgeht und sich auch in der Neubesetzung des Lehrstuhls des verstorbenen Lange durch Cohen manifestiert. Innerhalb des Neukantianismus sind Lange und Cohen zunächst ganz allgemein der Phase der „Ausbreitung des Neukantianismus“ von 1865 an zuzurechnen, vgl. Köhnke: Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus, 1986, S. 233-433.

7 Cohen: Biographisches Vorwort (1881), S. VIII. Diese Gemeinsamkeit – verflüchtigt zum sogenannten „kritischen Motiv“, das alle auf Kant bezogenen Theorien, ja absurderweise alle Philosophie, umfassen soll – läßt sich sogar noch bei Lehmann: Geschichte der nachkantischen Philosophie. Kritizismus und kritisches Motiv in den philosophischen Systemen des 19. und 20. Jahrhunderts, Berlin 1931, ausmachen, obwohl dieser ansonsten nur prinzipielle Differenz zwischen Lange und Cohen zu sehen vermag, vgl. ebd., S. 177-182. Zu Cohens Kritik an Lange und zur grundlegenden Divergenz ihrer theoretischen und praktischen philosophischen Bestrebungen siehe Köhnke: Entstehung und Aufstieg, S. 289-294.

ein Synonym für einen Apriorismus.⁸ Doch jenseits der Cohenschen Anknüpfungsrhetorik bildet die „Kantische Philosophie“ zugleich den Brennpunkt seiner Kritik an Lange. Da Cohen in der Kant-Interpretation seines Marburger Vorgängers den „systematische[n] Heerd dieses Werkes“ erkennt, bleibt diese Kritik nicht nur punktuell, sie trifft vielmehr zugleich die *Geschichte des Materialismus* im Ganzen.⁹ Dabei kommt gerade dem *Vorwort* für Cohens eigene Theoriebildung erhebliche Bedeutung zu, findet er doch in der kritischen Auseinandersetzung mit dem Werk seines Vorgängers zur Formulierung einiger zentraler Theoriemotive, die die Basis für das zwei Jahre später veröffentlichte *Princip der Infinitesimal-Methode* sowie die Neuauflage von *Kants Theorie der Erfahrung* von 1885 und damit die Basis für die Marburger Schuldoktrin bilden sollten. Man wird zwar nicht umhinkommen, Cohens scharfe Kritik an Lange als „Verurteilung“ ansehen zu müssen, wie Klaus Christian Köhnke treffend festgestellt hat, vielleicht sogar als Vernichtung.¹⁰ Festzuhalten bleibt bei aller „Verurteilung“ Langes durch Cohen aber auch eine Spannung zwischen dieser prinzipiellen Distanzierung von ihm einerseits und der durch die Forschung allenthalben monierten aneignenden, ja vereinnahmenden Rezeption des Werks Langes andererseits. Diese Spannung hat ihren Grund in der Herausbildung eigener, Cohenscher Theoriemotive in der und durch die Verwerfung Langescher Theoreme. Dieses in sich widerstrebige, komplexe Verhältnis bildet die Crux der Theoriebeziehung von Cohen auf Lange. In anderen Worten: unstrittig ist, dass es einerseits den Ansatz zu einem fruchtbaren philosophischen Dialog und wechselseitiger Anteilnahme zwischen Cohen und Lange bis zum Tode des letzteren gegeben hat;¹¹ und ebenso unübersehbar ist auf der anderen Seite Cohens rigide Kritik, die nach Langes Tod 1876 einsetzte. Doch die in schulgeschichtlicher und epochaler Perspektive philosophiehistorisch weiterführende Frage jenseits des Offenkundigen muss lauten, *wie* sich Cohens philosophischer Neuentwurf der „transscendentalen Methode“, der sich signifikanterweise auf die Jahre von 1876 an datieren läßt, im Modus von Aufnahme von *und* Kritik an Lange formiert

8 Letzteres hat Köhnke: „Unser junger Freund“ Hermann Cohen und die Völkerpsychologie, in: Marx/Orth (Hrsg.): Hermann Cohen und die Völkerpsychologie, 2001, S. 62-77, überzeugend herausgearbeitet.

9 Cohen: Friedrich Albert Lange, in: Preußische Jahrbücher 37 (1876), S. 377.

10 Köhnke: Entstehung und Aufstieg, S. 291.

11 Siehe dazu ebd., S. 289; vgl. die Briefe Cohens an Lange in Cohen: Briefe, ausgew. u. hrsg v. Bertha u. Bruno Strauß, Berlin 1939, S. 34-36 u. 37-38, sowie in Lange: Über Politik und Philosophie. Briefe und Leitartikel 1862 bis 1875, hrsg. u. bearbeitet v. Georg Eckert, Duisburg 1968, S. 361-364 u. 369-379. Cohens Briefe lassen die Behauptung von Lehmann: Geschichte, S. 181, „grundsätzliche Übereinstimmung“ werde „vielleicht nur vorgetäuscht“, als wenig plausibel erscheinen, vielmehr ist diese einer der beiden Pole, zwischen denen die komplexe Beziehung Cohens auf Lange gespannt ist.

und welche Anteile dieser damit an der Neuorientierung von Cohens Erkenntnistheorie hat.¹²

So verweist Cohen zwar im Bereich theoretischen Philosophierens auf den für Lange geradezu programmatischen wechselseitigen Bezug von Wissenschaften und Philosophie, und das mit durchaus sympathischem Gestus: Lange habe an dem entscheidenden theoretischen der „Probleme unserer Zeit“(!), der „Basierung der Wissenschaften auf ihren eigentlichen einfachsten Principien, deren genaue und deutliche Ermittlung [durch Erkenntnistheorie, HKO] daher angestrebt wird“ mit „seinem Herzblut gearbeitet.“¹³ Auch hierin ist eine Gemeinsamkeit zu sehen, wiederum zwar eine lediglich programmatische, keine in der Sache – doch wie bedeutsam diese Programmatik für seinen eigenen Ansatz war, verdeutlicht der Umstand, dass Cohen die entsprechenden, von Lange in der zweiten Auflage der *Geschichte des Materialismus* gestrichenen Passagen im Anmerkungsapparat der von ihm selbst herausgegebenen fünften Auflage von 1896 mitteilt, und das, obwohl die Ausführungen Langes en détail nur Cohens heftigste Missbilligung hätten finden können.¹⁴ Um so schärfer fällt dann allerdings seine Kritik an der Durchführung dieses Ansatzes aus. Diese Kritik mag zunächst und durchaus zutreffend als Symptom grundsätzlicher Inkompatibilität von philosophischen Theorien vor dem Hintergrund gegensätzlicher Weltanschauungen erscheinen.¹⁵ Nähere Betrachtung freilich zeigt, dass Cohens Lange-Skizze auch eine Art der Selbst-Objektivierung eingezeichnet ist, in der die Vergegenwärtigung seines eigenen früheren psychologischen Ansatzes mit Distanzierung, mit radikaler Abkehr von ihm zusammentrifft. In welchem genauen Sinne im Falle des frühen Cohen von ‚Psychologie‘ die Rede sein kann, kann und muss

12 Der Vorschlag von Knoppe: [Rez.] Sieg, Aufstieg und Niedergang des Marburger Neukantianismus, in: Philosophischer Literaturanzeiger 49 (1996), S. 339-343, hier: S. 340, Lange solle aus der Theoriegeschichte der Marburger Schule ausgegrenzt werden, muss bereits im Lichte dieser ersten Befunde als abwegig erscheinen.

13 Cohen: Biographisches Vorwort (1881), S. VIII-IX. Zu Langes Auffassung der wechselseitigen Verwiesenheit von Naturwissenschaften und erkenntnistheoretisch verfasster Philosophie vgl. ders.: *Geschichte des Materialismus*, Aufl. 2. Buch, 2. Abschn.: Die Naturwissenschaften, S. 139-309; zu dessen Erkenntnistheorie vgl. grundlegend Holzhey: *Philosophische Kritik. Zum Verhältnis von Erkenntnistheorie und Sozialphilosophie bei F. A. Lange*, in: Knoll/Schoeps: *Friedrich Albert Lange*, 1975, S. 207-225, zu Langes Neukantianismus und seinem Kontext vgl. Köhnke: *Entstehung und Aufstieg*, S. 233-257. In dem in der vorliegenden Arbeit nicht thematischen und deshalb nicht berücksichtigten Bereich von praktischer Philosophie und „Weltanschauung“ hebt Cohen zustimmend Langes „Regeneration“ des „ethischen Ideal[s] des Socialismus“ hervor.

14 Nachweis 5. Aufl.

15 Darauf verweist Köhnke: *Entstehung und Aufstieg*, S. 273-301 („Cohens Kritik der Erfahrung und ihre weltanschauliche Prämisse“); zum weltanschaulichen Hintergrund von Langes Philosophie vgl. ebd., S. 233-257. Lehmann: *Geschichte*, S. 178, stellt kurz und bündig fest: „die Welt Cohens ist eine andere [als die Langes]“, und meint damit – für die Zeit nach Langes Tod weithin zutreffend, für die davor durchaus unzutreffend – beider Divergenz „im Hinblick auf Begriff und Methode der Philosophie und im Hinblick auf die Interpretation der Kantischen Philosophie“.

an dieser Stelle offen bleiben – am ehesten ist das Wort hier wohl als Synonym für im Innern des Subjekts angesiedelte Vorgänge wie Intuitionen, Gedanken etc. zu verstehen.¹⁶ Dabei ist gerade das den frühen Cohen mit Lange Verbindende – also neben der zentralen Stellung der Kantischen *Kritik* und dem Bezug von Philosophie auf die Wissenschaften das auf den Apriorismus und dessen irgendwie psychologische Begründung gerichtete Erkenntnisinteresse – als Bedingung der Möglichkeit der Übertragung seiner früheren Position auf Lange und der im Zuge des Paradigmenwechsels vollzogenen radikalen Kritik anzusehen. Cohens Distanzierung – in dieser Lesart eben auch: Selbst-Distanzierung – betrifft sowohl die Konzeption der *Geschichte des Materialismus* im Ganzen als auch den hier thematischen Bereich der Erkenntnistheorie. Im *Biographischen Vorwort* verwirft Cohen vor allem Langes Verständnis des „Kantischen Apriorismus“, den dieser in der „physisch-psychischen Organisation des Menschen“ begründet sah. Langes Ansatz hat zur Folge, dass die Grundbegriffe und Gesetze der Wissenschaften alleine auf die „Naturbasis“ der physiologischen und psychischen „Organisation“, das, in Cohens Worten, „Zauberwort“ oder „erkenntnistheoretische Arcanum“ zurückgeführt werden: „Und wie er den Kantischen Apriorismus auffasste, so machte er deutlich, dass alle Handhaben der Forschung, die Materie, die Atome, die Kräfte und mechanische Prinzipien ihre Wurzel und ihren Bestand haben in der physisch-psychischen Organisation der Menschen.“¹⁷ Beispielhaft läßt sich dies an der in Langes Konzeption einzig relevanten der Kantischen Kategorien zeigen, der Kausalität.¹⁸ „Der Causalbegriff“, so argumentiert die *Geschichte des Materialismus*, „wurzelt in unserer Organisation und ist der Anlage

16 Dass der Psychologismus der frühen, in der Zeitschrift für Völkerpsychologie veröffentlichten Arbeiten Cohens (vgl. hier, Anm. 6) im Widerspruch zu der von Lazarus und Steinthal vertretenen Konzeption von Völkerpsychologie steht, darauf hat Köhnke: „Unser junger Freund“, 2001, S. 62-77, mit Recht hingewiesen. Noch nicht einmal Cohens einziges „psychologische[s] Gesetz, das alle Vorstellungen determiniere“, ist ein im eigentlichen Sinne ‚psychologisches‘, da es sich hierbei tatsächlich um „ein apriorisch-logisches Verfahren vergleichbar eher dem Fichtes“ handelt, ebd., S. 66-67. Zur Konzeption der Völkerpsychologie vgl. Köhnke: Einleitung, in: Moritz Lazarus: Grundzüge der Völkerpsychologie und Kulturwissenschaft. Hrsg., mit einer Einleitung u. Anm. versehen v. Köhnke, 2003, S. IX-XLII.

17 Cohen: Biographisches Vorwort (1881), S. IX; Cohens Rede vom „erkenntnistheoretischen Arcanum“ findet sich in ders.: Friedrich Albert Lange, in: Preussische Jahrbücher 37, 1876, wiederabgedr. in: ders.: Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, Bd. 2, 1928, hier: S. 381; im folgenden wird nach dieser Ausgabe zitiert. Der Terminus „Naturbasis“ für Langes naturalistisch konzipierte „psychisch-physische Organisation“ bei Holzhey: Philosophische Kritik, S. 218.

18 Die Reduktion der zwölf Kantischen Kategorien auf die der Kausalität gehört zu den Indizien, die eindeutig anzeigen, wie grundsätzlich und weitgehend Langes erkenntnistheoretische Konzeption durch die Lehre Schopenhauers geprägt ist – ein Umstand, den Jacobsen: Max Weber und Friedrich Albert Lange. Rezeption und Innovation, 1999, S. 60, Anm. 8, geflissentlich zugunsten der naiv anmutenden Behauptung übersehen will, Lange sei „doch [...] durch und durch ein selbständiger Denker.“ Die Problematik, was es heißen könnte, ein „selbständiger Denker“ zu sein und dennoch in einem Geflecht von Theoriebeziehungen zu stehen, bleibt bei Jacobsen unbedacht.

nach vor jeder Erfahrung.“¹⁹ Die „Organisation unseres Denkens bestimmt“ mithin als Apriori alle Erfahrung und ist „objektiver Grund einzelner Erscheinungen“.²⁰ Entsprechend bestehe wissenschaftliche Erkenntnis in der Rückführung der Phänomene auf die entsprechenden mechanischen, chemischen und physiologischen Vorgänge.²¹ Auch wenn Langes Erkenntnistheorie die Beziehung physischer und psychischer Elemente in der „Organisation“ grosso modo ungeklärt läßt – er spricht beispielsweise in recht unklarer Weise davon, dass „die physische Organisation, als Erscheinung, zugleich die psychische“ sei –, so verweist Cohen die Begründung dieses naturalistischen Apriorismus unter Ausschluss der Physiologie ganz entschieden an die Psychologie als wissenschaftliche Leitdisziplin: „Unsere Organisation ist, soweit sie überhaupt in Frage kommt, eine Frage der Psychologie.“²²

Im Streit der Schulen des späten 19. Jahrhunderts um die Begründung und Ausrichtung von Erkenntnistheorie setzt damit die Tendenz unter den Gegnern psychologischer Begründungen für Erkenntnistheorie ein, Langes psychologisch-physiologisch geprägten Naturalismus zu einem bloßen Psychologismus zu verkürzen und ihn der „Sphäre psychologischer Erkenntnistheorie“ zuzurechnen.²³ Das mag zum Teil schulgeschichtlich bedingt sein, denn Lange hat sich selbst, zumindest in seinen Anfängen, der Herbartischen Schule zugerechnet.²⁴ Gewiss hat aber auch seine philosophische Arbeit als solche zu dieser Verkürzung beigetragen, ist sie doch zu einem großen Teil der Suche nach einem tragfähigen psychologischen Verständnis der „Organisation“ gewidmet, und nicht etwa einem physiologischen, wie nicht alleine Langes Publikationen, sondern auch Lehrtätigkeit und Nachlass zeigen.²⁵ Die

19 Lange: Geschichte des Materialismus, 4. Aufl., 1882, S. 399.

20 Ebd., S. 382 u. 691.

21 Siehe Holzhey: Philosophische Kritik, S. 218.

22 Cohen: Biographisches Vorwort (1881), S. X. Das erscheint zumal nach der dem Vorwort vorausliegenden posthumen Veröffentlichung von Lange: Logische Studien. Ein Beitrag zur Neubegründung der formalen Logik und Erkenntnistheorie, 1877, durch Cohen als naheliegend, wo das „Normalgesetz alles Denkens“ konsequent als psychologisches „Naturgesetz“ verstanden wird: „Was ist [...] das Wesentliche für die Logik, wenn wir alle psychologischen Zuthaten weglassen? Nichts als die Thatsache der beständigen Aufhebung des Widersprechenden“, ebd. S. 49, vgl. auch ebd., S. 27-29. – Die Klärung des Verhältnisses psychischer und physischer Erkenntnisbestandteile bei Lange versucht Vaihinger: Hartmann, Dühring und Lange, 1876, S. 116-119.

23 Dieser Argumentationslinie folgt Husserl: Logische Untersuchungen. Bd. I: Prolegomena zur reinen Logik, 1900, S. 93, Anm. 3. Scheler: Die transszendentale und die psychologische Methode, 1900, S. 35 urteilt dagegen differenzierter und unterscheidet bei „jenen, welche die psychogenetische Methode anwenden“, Positionen, in denen „das apriori eine spiritualistische oder physiologische Deutung erfährt“ – zu letzteren wird Langes erkenntnistheoretischer Ansatz zu zählen sein.

24 Vgl. Lange: Die Grundlegung der mathematischen Psychologie, 1865, S. III; vgl. auch das Selbstbekenntnis aus dem Brief an Kampli v. 27. Sept. 1858, bei Ellissen: Friedrich Albert Lange, 1891, S. 106, der Hinweis darauf bei Köhnke: Entstehung und Aufstieg, S. 233.

25 Vgl. beispielsweise die umfangreiche Abhandlung *Seelenlehre (Psychologie)*, in: Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, Bd. 8, 1870, S. 573-667. Zu den Hinweisen auf

Stilisierung Langes zum exemplarischen Vertreter psychologischer Erkenntnistheorie ist ihrerseits also bereits *auch* eine historische Verkürzung. Sie erfolgt indessen bezeichnenderweise gerade bei den Kritikern, die selbst diesem Paradigma zuzurechnen waren und sich in der Folge von ihm distanzieren, wie Cohen oder Husserl.

Cohen sucht in seiner Abrechnung mit der psychologischen Erkenntnisbegründung im *Vorwort* seiner Konzeption der „transscendentalen Methode“ in doppelter Weise die Bahn zu bereiten. Zum einen sollen nunmehr „die Wissenschaften“ als Äquivalent von Langes „physisch-psychischer Organisation“ fungieren, und damit als zureichender Grund des Apriorismus. Zum anderen verschiebt Cohen in fundamentaler Weise die Grundausrichtung der Erkenntnistheorie weg von Langes Interesse an psychologisch-genetischen Herleitungen hin zu seinem neuformulierten Anliegen geltungstheoretischer Begründung:²⁶ „Die transscendentale Methode forscht nicht nach den [etwa in Langes ‚Organisation‘ gelegenen, HKO] Principien der menschlichen Vernunft, sondern nach den die wissenschaftliche Geltung bedingenden Grundlagen der Wissenschaften [sic! Plural!].“²⁷ Die beiden neuen Paradigmen stehen im engen, sich wechselseitig bedingenden Verhältnis, denn auszugehen sei in der Geltungsfrage immer, wie an späterer Stelle präzisiert wird, vom „Factum von Wissenschaften“.²⁸ Der Annahme eines solcherart bestimmten apriorischen „Factums“ schreibt Cohen axiomatischen Status zu.²⁹

Das *Biographische Vorwort* von 1881 muss als *der* Text gelten, in dem Cohen sein Axiom vom „Factum der Wissenschaft“ der Sache wie dem Wortlaut nach erstmalig formuliert hat – und eben nicht, wie bislang angenommen, die Rede *Von Kants Einfluß auf die deutsche Kultur* von 1883 oder *Das Princip der Infinitesimal-Methode* aus demselben Jahr.³⁰ Gewiss ist dabei festzuhalten, dass das *Vorwort* dieses

Langes Beschäftigung mit Psychologie in Vorlesungen, Vorträgen und unveröffentlichten Schriften vgl. das Nachlassverzeichnis in Knoll/Schoeps: Friedrich Albert Lange, 1975, hier: S. 246-247.

26 Die psychologisch-genetische Ausrichtung von Langes Erkenntnisinteresse hat erstmals Vaihinger: Hartmann, Dühring und Lange, S. 116, bemerkt; ihm folgt Scheler: Die transszendentale und die psychologische Methode, S. 34-35, der in präzisierender Abweichung vom Titel seiner Arbeit gar von einer „psychogenetische[n] Methode“ schlechthin spricht und dabei Lange als „typisch“ für eine der beiden Richtungen dieser Methode bezeichnet. Diese Einschätzung hält auch heutiger kritischer Überprüfung stand, vgl. Holzhey: Philosophische Kritik, S. 209. Freimuth: Friedrich Albert Lange – Denker der Pluralität, 1995, S. 13, Anm. 40, will dagegen „geltungstheoretische Begründung“ als Anliegen Langes ausmachen, freilich ohne plausible Begründung und ausreichende Abgrenzung gegenüber dem Cohen-Natorpschen-Projekt.

27 Cohen: Biographisches Vorwort (1881), S. X.

28 Ebd., S. XI.

29 Ebd., S. X.

30 So Edel: Von der Vernunftkritik zur Erkenntnislogik, 1988, S. 121, Anm. 11. Vgl. Cohen: Von Kants Einfluß auf die deutsche Kultur, 1883, S. 9. Es muss jedoch festgehalten werden, dass der Kontext des Zitats aus der Rede von 1883 der Wendung ihr formelhaftes Moment nimmt und sie unspezifisch werden läßt, insofern als Cohen bemerkt, dass „Kant von diesen seinen Vorgängern sich unterscheidet,

Axiom noch in seiner *pluralisierten* Form, als „Factum von Wissenschaften“ fasst, während *Das Princip der Infinitesimal-Methode* es 1883 in doppelter Reduktion zu seiner endgültigen Gestalt prägt, zum singularisierten und mathematisierten „Factum der Wissenschaft“, lies: zum „Factum“ *der einen* Wissenschaft – und das soll sein, je nach Kontext, die mathematische Naturwissenschaft, i.e. die Physik, oder deren Grunddisziplin, die Mathematik. Für die überarbeitete Fassung des *Biographischen Vorworts* zur *Geschichte des Materialismus* in deren folgender fünfter Auflage von 1896 fand Cohen dann die das Gemeinte vereindeutigende Formel vom „Factum *einer* Wissenschaft [...], welcher eine *mathematische Gewißheit* beiwohnt [Hervorh. HKO]“. Doch gerade Cohens tastender und schwankender Wortgebrauch im *Biographischen Vorwort* von 1881 – von der am häufigsten verwendeten pluralen und unspezifischen Form „die Wissenschaften“ über den spezifizierenden Singular „die Naturwissenschaft“ oder „die Wissenschaft von der Natur“ schließlich zum „Factum von Wissenschaften“ – zeigt, dass man bei der Lektüre dieser Passagen des *Biographischen Vorworts* dem Prozess der doppelten Reduktion gleichsam beiwohnt, noch bevor er schließlich zur Formel geronnen sein sollte. Cohen scheint sich bereits im Text von 1881 über die Konzeption seines neuen „Axioms“ im klaren zu sein, denn unübersehbar ist schon hier die Verengung auf mathematische Naturwissenschaft, das heißt die Entpluralisierung und Mathematisierung des „Factums“ gemeint.

Der Anteil von Natorps Antrittsvorlesung aus dem Jahre 1881 an dieser doppelten Reduktion, an der *Entpluralisierung* und *Mathematisierung* von Cohens Formel aus demselben Jahr ist erheblich, wie im folgenden Kapitel zu zeigen sein wird. Der Terminus a quo 1881 ist freilich nicht nur in schulgeschichtlicher Hinsicht von erhöhter Signifikanz, sondern auch in epochaler Perspektive, und das gleich in doppelter Hinsicht. So klingt im Plural vom „Factum der Wissenschaften“ über den Hinweis auf die Faktizität wissenschaftlicher Resultate hinaus noch die Abkunft der Bezogenheit erkenntnistheoretischer Reflexion auf die *Pluralität* von Wissenschaften an, wie sie in der Konzeption Langes gedacht und erstmalig bei Cohens Lehrer Trendelenburg entworfen worden war. Wissenschaftspluralismus war Cohen ganz prinzipiell von Trendelenburg her vertraut, wenngleich sich dessen Wissenschaftskosmos von dem Langes unterschied, der auch sozialwissenschaftliche und ökonomische Disziplinen umfasste. Indem er Cohens Kritik an Langes Apriorismus der „physisch-psychischen Organisation“ mit der Formel vom „Factum von Wissenschaften“ verbindet, macht der

dass er Newtonianer sein, auf das Factum einer Wissenschaft sich stützen konnte [...].“ So, über das historische Beispiel, kommt der Singular in diese Wendung.

Terminus a quo 1881 in höchster Verdichtung klar, dass sich Cohens späteres, singularisiertes Theorem vom „Factum der Wissenschaft“ auf der radikalen Abkehr von naturalistischer und empiristischer, psychologisch und physiologisch fundierter Erkenntnistheorie gründet, ja als Substitut für deren Apriori der „physisch-psychischen Organisation“ fungiert. Dieses neue Theorem bildet einen der systematischen Grundpfeiler in der theoretischen Arbeit an der fundamentalen Neuausrichtung von Erkenntnistheorie, wie sie im *Princip der Infinitesimal-Methode* und der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* ausgearbeitet wurde und für die Marburger Schule fortan als verbindlich anzusehen war.

Es folgt somit nicht alleine aus den Usancen der Gattung des Nekrologs, dass die scharfe Kritik am Psychologismus von Langes Kant-Verständnis sich erst hier, im Vorfeld der Neuausrichtung von Cohens Kant-Interpretation findet und nicht bereits in den Nachrufen auf Lange aus den *Preußischen Jahrbüchern* des Jahres 1876 oder der *Ethischen Kultur* desselben Jahres.³¹ Genauer gesagt vollzieht sich der Neuentwurf des Theorieprogramms der „transscendentalen Methode“ in der historischen Spanne zwischen dem Nachruf auf und dem *Biographischen Vorwort* zu Lange; den Umschlagpunkt bilden der Sache nach Überlegungen Cohens in *Kants Begründung der Ethik* von 1877.³² Dem war ein erster Disput zwischen Lange und Cohen in Sachen der Kant-Interpretation vorausgegangen: Lange seinerseits hatte sich in der zweiten Auflage der *Geschichte des Materialismus* von 1875, unter Hinweis auf die Irreduzibilität der Kantischen Kategorien, prinzipiell gegen die Überbetonung des Moments des Transzendentalen in der Kant-Interpretation Cohens und damit auch gegen die „transscendentale Methode“ gewandt.³³ Cohens Anti-Kritik von 1877 stilisierte Lange im Gegenzug post mortem zum idealen Antipoden seiner zu reformulierenden „transscendentalen Methode“. Dem aus der *Geschichte des Materialismus* entnommenen Argument gegen sie, „Erfahrung zu erklären [...] aus den Bedingungen überhaupt möglicher Erfahrung“ sei eine „Tautologie“, hält Cohen entgegen: „die überhaupt mögliche Erfahrung wird bestimmt aus den Bedingungen der gegebenen

31 Cohen: Friedrich Albert Lange, S. 357-391; die Kritik an Langes Kant-Darstellung im Nachruf ist moderat und bleibt nur angedeutet. Cohens Lange-Gedenkartikel desselben Jahres dagegen in: ders.: Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, Bd. 2, 1928, S. 392-395 (zuerst in: *Ethische Kultur* 1 (1876), enthält sich jeglicher Kritik.

32 Die Bedeutung von Kants Begründung der Ethik für Cohens Neuorientierung hat Edel: *Von der Vernunftkritik zur Erkenntnislogik*, S. 100-201, sehr nachdrücklich herausgearbeitet. Vgl. Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1: Ursprung und Einheit. Die Geschichte der „Marburger Schule“ als Auseinandersetzung um die Logik des Denkens, 1986, S. 131-139.

33 Lange: *Geschichte des Materialismus*, Bd. 2, 2. verb. u. verm. Aufl., 1875, S. 131.

Erfahrung“³⁴ – und „gegebene Erfahrung“ soll bereits hier nichts anderes als die in den Ergebnissen der „Wissenschaften“ vorliegende „Erfahrung“ sein.³⁵ Für eine solche „in gedruckten Büchern wirklich gewordene“,³⁶ eine gleichsam also papierene „Erfahrung“, die nicht mehr länger die eines Subjekts sein soll und als solche äußerstenfalls noch in einem metaphorischen Sinne zu bezeichnen wäre, findet das Lange-*Vorwort* die Formel vom „Factum von Wissenschaften“. Erfahrung wird substituiert durch den Bezug auf die bloße *Faktizität* von Wissenschaft, ob pluralisiert oder singularisiert, und diesen systematischen Grundpfeiler seiner theoretischen Neuorientierung gewinnt Cohen in der Auseinandersetzung mit Lange.³⁷ Doch die Ausführungen in *Kants Begründung der Ethik* geben bereits erste Hinweise darauf, dass Cohen im Grunde schon hier die mathematische Naturwissenschaft als apriorischen Referenten der regressiven Analyse meint, wenn von „Erfahrung“ oder gar „Wissenschaften“ die Rede ist: „Die Erfahrung ist also in Mathematik und reiner Naturwissenschaft gegeben.“³⁸ Nach seiner Kritik an Lange findet Cohen für diesen zentralen Sachverhalt zu der prägnanten Formulierung: „Die mathematische Naturwissenschaft trägt in der Sprache Kants [sic] a potiori den Namen *Erfahrung*“.³⁹

Cohens Substitution behebt so den unbekümmerten Naturalismus Langes, freilich um den Preis weitgehender und mehrfacher Reduktion und Mathematisierung; sie präzisiert dessen unscharfen Begriff von Erfahrung, allerdings mit der Konsequenz ihrer vollständigen Abstraktion und letztlich der Elimination ihrer Gehalte: Erfahrung, die erst „in gedruckten Büchern wirklich“ wird, hat weder mit ihrem Kantischen Begriff etwas gemein noch mit dem Langes noch auch mit irgendeinem sonstigen.⁴⁰ Die Kehrseite von Cohens folgenreicher Erhebung mathematischer Naturwissenschaft und Mathematik zum Paradigma von Erkenntnistheorie ist letztlich die Preisgabe des kritischen erkenntnistheoretischen Bezugs von Philosophie auf den pluralen Kosmos der Wissenschaften. Aber gerade der Bezug der Erkenntnistheorie auf diesen Kosmos, der sowohl „sämmliche Naturwissenschaften“, Moralstatistik, Psychologie, kurz: das, was

34 Cohen: *Kants Begründung der Ethik*, 1877, S. 25.

35 Ebd., S. 27, Lange hier zitiert nach Cohen; die Stelle bei Lange: *Geschichte des Materialismus*, Bd. 2, 2. verb. u. verm. Aufl., 1875, S. 131, Anm. 37.

36 Ebd., S. 27; das Biographische Vorwort bezieht sich durch seine Wortwahl implizit auf diese Stelle und diesen Gedanken, wenn es dort S. X heißt: „Die Wissenschaften aber liegen in gedruckten Büchern vor.“

37 Ebd., S. 26-27 belegt diesen Zusammenhang aufs eindrucklichste, wenn Cohen bemerkt, Lange führe eben zur Vermeidung der erwähnten „Tautologie“ die „[physisch-psychische] Organisation“ ins Felde.

38 Ebd., S. 25.

39 Cohen: *Von Kants Einfluß*, S. 10.

40 Zu einer eingehenden Kritik des Cohenschen Begriffs von Erfahrung vgl. Köhnke: *Entstehung und Aufstieg*, S. 273-288.

Lange unter „exakten Wissenschaften“ versteht, als auch „*historische Wissenschaft*“ und „*Philologie als Wissenschaft*“ enthält, machte für den Verfasser der *Geschichte des Materialismus* das Wesen von Philosophie als Kritik, von kritischer Philosophie also, aus.⁴¹ Mehr noch: Philosophie gewinnt ausschließlich im *wechselseitigen* Austausch mit der Gesamtheit der Wissenschaften, und eben nicht alleine im erkenntniskritisch-regressiven Bezug auf eine einzelne, die von Lange geradezu utopisch ausgemalte Aufgabe der Vermittlung zwischen unterschiedlichen Wissenskulturen: „Wenn die Philosophie [...] das *Bindeglied* zwischen den verschiedensten Wissenschaften abgibt und einen fruchtbaren Austausch der positiven Resultate vermittelt: dann wollen wir annehmen, dass sie auch ihrer Hauptaufgabe wieder zugewandt ist, dem Jahrhundert die Fackel der Kritik voranzutragen, die Strahlen der Erkenntnis in einen Brennpunkt zu sammeln und die Revolutionen der Geschichte zu fördern und zu lindern.“⁴² Cohens Inauguration der mathematischen Naturwissenschaft resp. Mathematik zum alleinigen apriorischen Bezugsdatum philosophischer Reflexion ist dagegen verbunden mit Entpluralisierung, mit der Festschreibung erkenntnistheoretischer Philosophie auf und Bindung an *ein* bestimmtes Paradigma aus dem Kosmos der Wissenschaften. Nicht nur gemessen an Langes Begriff von Philosophie als Kritik, sondern gerade auch in der Selbstbeschreibung, die der Cohen der formativen Phase der Marburger Schule von den Grundzügen seiner Kant-Interpretation gibt, ist „in der That [...] die Kantische Philosophie in ihrem theoretischen Theile zunächst nichts anderes als die *Legitimation* jener physikalischen Exempel, der Nachweis ihres Erkenntnißwerthes im Zusammenhang der *auf Mathematik beruhenden Naturwissenschaft*.“⁴³

Diese Feststellung ist weit mehr als eine bloße Bestimmung des Binnenverhältnisses zwischen Cohen und Lange, mehr als eine Abwägung von Gewinn und Verlust des Paradigmenwechsels in der Erkenntnistheorie des späten 19. Jahrhunderts. Vielmehr ist nicht alleine die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung des frühen, mittleren und späten Cassirer Arbeit an den Folgen und Lasten dieser von Cohen vollzogenen Fixierung und Verengung. Auch die Arbeit anderer Marburger Cohen-Schüler, etwa Heimsoeths Geltendmachung der

41 Das zeigt die 1. Aufl. der *Geschichte des Materialismus* von 1866, S. 322-357, für den Bereich der „exakten Wissenschaften“ mit programmatischen Sätzen, die allerdings in ihrer Deutlichkeit der Umarbeitung der 2. Aufl. zum Opfer gefallen sind. Zum Wissenschaftsverständnis bereits des frühen Lange vgl. dessen Credo im Brief an Kambli bei Ellissen: Friedrich Albert Lange, 1891, S. 106. Lange: *Logik*, 1877, S. 6-7, reklamiert in kritischer Auseinandersetzung mit dem philosophischen System-Begriff und deduktiv verfahrenen Naturwissenschaften die Anerkennung von Geschichte und Philologie als Wissenschaften.

42 Lange: *Geschichte des Materialismus*, 1. Aufl., 1866, S. 328.

43 Cohen: *Von Kants Einfluß*, S. 7.

Gehalte traditioneller Metaphysik, Nicolai Hartmanns Re-Ontologisierung der Erkenntnistheorie oder gar Heideggers Existenzial-Ontologie können als Versuche verstanden werden – oder haben sich auch selbst als solche verstanden –, die mit dieser mehrfachen Reduktion verursachten Verengungen und Defizite der Erkenntnistheorie zu beheben.

1.2 Streitfall Platondeutung – Philosophiegeschichtsdeutung als Medium systematischer Differenzen

Cohens Auseinandersetzung mit Lange vollzieht sich nicht nur im Medium systematisch-erkenntnistheoretischer Kritik und Neuorientierung; der Neuentwurf und die folgende Ausarbeitung der „transscendentalen Methode“ werden auch philosophiehistorisch vorbereitet. Bereits der Nachruf auf Lange in den *Preußischen Jahrbüchern* des Jahres 1876 skizziert den Ansatz zum leitenden Theorem der Cohenschen Konstruktion von Philosophiegeschichte, und diese Skizze erfolgt bezeichnenderweise in kritischer Wendung gegen die *Geschichte des Materialismus*, einer Wendung, die nicht minder grundstürzend ist als die sich im Bereich der Erkenntnistheorie anbahnende. So sei die *Geschichte des Materialismus* „an Platon vorbeigegangen“ und habe der platonischen Philosophie nur „tiefere Beziehungen zum Gemüthsleben, zur Kunst und zur sittlichen Aufgabe der Menschheit“ zugestanden.⁴⁴ Gerade die angebliche, von Cohen formelhaft mehrfach wiederholte „Verkennung des erkenntnißtheoretischen Charakters der platonischen Ideenlehre“ durch Lange sei es, die zum völligen „Ausfall des Platonismus, als eines theoretischen Philosophems, aus einer Geschichte des Materialismus“ geführt habe.⁴⁵ Dieser „geschichtliche Fehlgriff“ habe „unsern Autor zu einer irrthümlichen systematischen Ansicht geführt“, vermerkt Cohen weiter.⁴⁶

Es handelt sich hierbei um eine Fehllektüre im doppelten Sinne: Cohen verkennt zum einen, dass es eine systematische Deutung ist, auf deren Grund Lange zu seiner historischen Einschätzung der Platonischen Philosophie gelangt und nicht umgekehrt. Zum anderen geht bereits sein Ausgangsbefund fehl, Lange habe „den erkenntnistheoretischen Charakter des Platonismus“ ignoriert. Beides soll im folgenden herausgearbeitet werden. So kann freilich keine Rede davon sein, dass es sich in der *Geschichte des Materialismus* um den „Ausfall des Platonismus“ handele, erst recht

44 Ebd., S. 373.

45 Ebd., S. 373, vgl. auch S. 371.

46 Ebd., S. 370.

nicht um die „Verkennung“ seines „erkenntnistheoretischen Charakters“ und ebensowenig um die Leugnung seines „Idealismus“, ja noch nicht einmal um die Bestreitung seiner historischen Wirkung, sondern zunächst nur um eine zur Cohenschen prinzipiell divergente Einschätzung seiner philosophiegeschichtlichen Leistungen. Es ist „das Unkraut des platonischen Idealismus“, das Lange zufolge auf dem von Sokrates „bestell[en]“ Feld aufging: „Vor allen Dingen sind es die *Irrthümer*, welche in der sokratischen Weltanschauung begründet liegen, die nun bei Plato eine mächtige, Jahrtausende dominierende Entwicklung gewinnen.“⁴⁷ Der Lange der zweiten Auflage der *Geschichte des Materialismus* unterschätzt die historische Wirksamkeit des Platonismus also keineswegs, er hält sie allerdings für historisch problematisch und erkenntnistheoretisch defizitär. Diese „Entwicklung“ reicht Lange zufolge bis in die kritische Philosophie Kants hinein, und darin klingt unter umgekehrten Vorzeichen nach, was Cohen in einer kritischen Bemerkung zur ersten Auflage der *Geschichte des Materialismus* deren Verfasser brieflich bereits 1872 mitgeteilt hatte, als er den Wunsch aussprach, für eine weitere Auflage möge „Platon näher in den Brennpunkt der Probleme gerückt“ werden, denn „noch für Kant ist das Platonische Motiv wirksam“.⁴⁸ Cohens vernichtende Kritik an der vermeintlichen Platon-Vernachlässigung der *Geschichte des Materialismus* aus den *Preußischen Jahrbüchern* zielt an dieser Stelle somit, in Vorwegnahme der späteren Kritik im *Biographischen Vorwort*, auf den eigentlichen „Heerd“ der Auseinandersetzung mit Lange: dessen Kant-Interpretation. Der tiefere Grund dieser unterschiedlichen Bewertung des historischen Ertrags der platonischen Philosophie liegt jedoch gerade im systematischen Bereich, in der Erkenntnistheorie, und zwar in der vollständigen Unvereinbarkeit von Langes Empirismus und psychologisch-physiologischem Naturalismus mit Cohens Projekt einer reformulierten „transscendentalen Methode“. Das wiederum zeigen ganz eindringlich Langes Platon-Interpretation und der Begriff der *Erfahrung*, dessen Umdeutung gemäß der „transscendentalen Methode“ die Basis für Cohens Erkenntnistheorie bildet. So nachdrücklich Lange zu den wirkungsmächtigsten Vertretern der Verwissenschaftlichung in der Philosophie des 19. Jahrhunderts zu rechnen ist, so wenig läßt sich das, was er unter Erfahrung versteht, auf einen auch nur im geringsten szientifisch verengten, mathematisierten Begriff bringen – ganz im Gegensatz zu Cohen. Im Gegenteil, einen solchen Begriff von Erfahrung kritisiert Lange bei Platon nachgerade, denn seiner Auffassung nach stehen die „platonischen

47 Lange: *Geschichte des Materialismus*, 4. Aufl., 1882, S. 53.

48 Brief an Lange vom 17. Jan. 1872, in: Cohen: *Briefe*, 1939, S. 37.

Irrthümer“ in einem „tiefen Gegensatz gegen jede von der *Erfahrung* ausgehende Weltanschauung [Hervorh. HKO]“. ⁴⁹ Diese Wendung gegen die Erfahrung führt Lange auf den seinem Verständnis nach übersteigerten „sokratischen Rationalismus“ Platons zurück, der „das Gebiet der Vernunft recht über die Sinnlichkeit zu erheben“ suche und in der Ideenlehre münde. ⁵⁰ Dieser Versuch ist „der Ursprung jener schroffen Trennung von Vernunft und Sinnlichkeit, welche seitdem die ganze Philosophie beherrscht“, und muss nach Lange zu „ein[em] Rückfall in die mythischen Formen“ führen. ⁵¹ Hält man dieses systematische Zentrum seiner Platon-Lektüre fest, so wird spätestens an dieser Stelle deutlich, weshalb Lange zum idealen Gegenspieler Cohens werden konnte: bereits im Gedenkaufsatz der *Preußischen Jahrbücher* des Jahres 1876 geht es nur an der Oberfläche um die historische Deutung der Ideenlehre Platons oder die „Verkennung“ von deren Bedeutung – auf dem Spiel stehen vielmehr eine sich abzeichnende systematische Konzeption samt ihrer Begrifflichkeit, die Cohen im Begriff war, zu Basistheoremen seiner erkenntnistheoretischen Neuorientierung auszuarbeiten. Das scheinbar philosophiehistorische Durchdeklinieren von -ismen – „Materialismus“, „Idealismus“, „Spiritualismus“, „Sensualismus“ – auf Seiten Cohens war tatsächlich auf die historische Initiierung und Durchsetzung einer harten systematischen Programmatik gerichtet, der sich anbahnenden Reformulierung seiner „transscendentalen Methode“. Das gilt für Langes Ablehnung der „schroffen Trennung von Vernunft und Sinnlichkeit“, die Cohen in der schließlichen Elimination der Funktion der Sinnlichkeit für die Erkenntnis auf die Spitze trieb; das betrifft aber auch Langes Ausgang von Erfahrung, die von *Kants Begründung der Ethik* an allmählich durch den Bezug auf das „Factum der Wissenschaft“ substituiert wurde.

Doch Langes Platonbild ist keineswegs so ausschließlich von kritischem Gestus geprägt, wie es den Anschein haben mag und wie es vor allem auch Cohen skizzierte. Im Gegenteil, es gehört zu den Charakteristika, ja den Vorzügen seiner historischen Darstellung, dass sie einander widerstreitende Züge philosophischer Positionen nebeneinander bestehen lassen kann, um zu einer differenzierten Abwägung von deren Ertrag und Kosten zu gelangen. Vor allem enträt sie völlig der typisierten historischen Darstellung, die alleine auf dem Grund einer erkenntnistheoretischen Systematik aufgebaut wäre, wie Langes Platondeutung deutlich zeigt: Platon, Aristoteles, ja, sogar Kant – sie alle werden nicht zu uniformen Personifikationen oder Typisierungen *eines* philosophischen Konzepts, die im teleologischen Fortgang der Philosophiegeschichte

49 Ebd. S. 53-61, hier S. 53.

50 Ebd., S. 55.

51 Ebd., S. 59 u. 55.

eindeutig zu bewerten wären, sie bleiben ambivalent, zuletzt auch hinsichtlich des Maßes an Wahrheit *und* Irrtum, die sich beide in ihren Auffassungen finden. Beides unterscheidet die Philosophiegeschichtsschreibung der *Geschichte des Materialismus* grundlegend von der Cohens. So gesteht Lange auch solchen Positionen wie der Platons, mit der er erkennbar nicht sympathisiert, ganz allgemein zu, „notwendige Durchgangspunkte des menschlichen Denkens zu sein“. Das heißt konkret: auch wenn Lange beispielsweise den hohen Grad an „Abstraction“ verwirft, mit dem Platon Begriffe und Ideen von Erscheinungen getrennt habe, so anerkennt er doch unumwunden das Verdienst Platons, das Paradigma des „Wissens“ in die Philosophie eingeführt und mit dem „Allgemeinen und der Abstraction“ die dafür erforderlichen begrifflichen Mittel und Verfahren etabliert zu haben. Auch Langes erkenntnistheoretische Prämisse einer „normalen Wahrnehmung“, die der Anfang jeglichen Wissens sein soll, bedarf „des Allgemeinen und der Abstraction“. Ohne „Abstraction“ wäre die Basis des Langeschen Positivismus, der Ausgang von der „einzelne[n] Thatsache“ und deren Erhebung zum „Gegenstand des Wissens“ schwerlich denkbar, wie der Verfasser der *Geschichte des Materialismus* unumwunden einräumt.⁵² Philosophiehistorisch gewendeter Manichäismus und Verurteilung sind Langes Sache nicht. Doch so weitgehend in seiner Auffassung die Philosophiegeschichte im Kantischen Kritizismus kulminiert und durch diesen die historische Omnipräsenz des Materialismus „aufgehoben“, das heißt: suspendiert werden soll, so wenig führt umgekehrt diese Ausrichtung auf einen historischen Umschlagpunkt hin zu einer reduktiven, den Reichtum und die Widersprüche historischer Positionen zu bloßen „Durchgangspunkten“ nivellierenden und sie damit kassierenden Geschichtsschreibung. Wegen dieser Abstinenz von einem historischen Telos, das das Ziel historischer Entwicklung (Kant) in einem Initialpunkt (Platon) angelegt sein läßt – wie das bei Cohen der Fall ist –, wegen ihrer bei aller Linearität digressiven Struktur und trotz ihrer problemgeschichtlichen Ausrichtung tendiert die historische Erzählung der *Geschichte des Materialismus* zur epischen Breite und Fülle, zur Fülle der Differenzierungen und Ambivalenzen. Das machen Langes Platon- wie Aristoteles-Darstellung deutlich, und auch sein Leibniz-Porträt wird das an späterer Stelle eindringlich erweisen.⁵³ Ganz unübersehbar ist auch mit dem Kritizismus Kants für Lange ein wenngleich epochaler „Durchgangspunkt“, doch kein Zielpunkt erreicht,

52 Ebd., S. 56. Eine ähnlich differenzierte Darstellung und Bewertung erfährt die Philosophie Aristoteles, der Lange näher steht, wie bereits Köhnke: *Entstehung und Aufstieg*, S. 234, bemerkt hat.

53 Das Modell der historischen Erzählung der *Geschichte des Materialismus* wäre eine eigene Darstellung wert, kann aber hier nicht weiter vertieft werden.

nach dem eine Phase beginnt, in der Rückschritt hinter das mit Kant erkenntnistheoretisch Erreichte und Fortschritt in der Orientierung am Kantischen Paradigma miteinander ringen. Das zeigt aufs deutlichste das gesamte zweite Buch der *Geschichte*, das im Grunde zeitdiagnostisch wissenschaftliche und philosophische Positionen ins Verhältnis zu dem neuen Paradigma setzt. Damit erst wächst der Philosophie die Funktion der „Kritik“ zu, wie Lange sie im Verhältnis zu den Wissenschaften konzipiert hat, und auch das Motto seines gesamten Unternehmens, die Parole „zurück zu Kant“, wird dadurch legitimiert.

Blickt man von hier aus – von Langes Auffassung von Wahrnehmung und Erfahrung, von seiner Kritik an der „schroffen Trennung“ von Vernunft und Sinnlichkeit, seiner Konzeption des wechselseitigen Bezugs von kritischer Erkenntnistheorie und der Pluralität von Wissenschaften, seinem Verdikt gegen philosophische Systembegriffe – noch einmal zurück auf Cohens Erkenntniskritik an der Schwelle zur Reformulierung der „transscendentalen Methode“, so wird klar, dass beider prinzipielle Divergenzen ihr Zentrum im Bereich des Systematischen, in der Erkenntnistheorie, haben. Cohens philosophiegeschichtliche Skizze soll seine systematisch-erkenntnistheoretische Neuorientierung vorbereiten, was dadurch möglich wird, dass in deren theoretischer Basis die oben umrissene Systematik in Grundzügen, wie unscharf auch immer, bereits angelegt ist. Philosophiehistorie wird zum bloßen Medium eines systematischen Anliegens in legitimierender Absicht. In scharfer Auseinandersetzung mit dem historischen Entwurf der *Geschichte des Materialismus* und in Kontrast zu ihm macht Cohen hier erstmals in einer teleologischen Konstruktion die ausschließlich ins Erkenntnistheoretische gewendete platonische Philosophie zum Ausgangspunkt eines die Philosophiegeschichte durchherrschenden reinen „Idealismus“ und Kant zu dessen Abschluss, zur letzten seiner „classischen Gestalten“.⁵⁴ Diesen zunächst historischen Begriff eines „Idealismus“ unterlegt Cohen mit einem ganzen Bündel unausgesprochener und unausgeführter systematischer Motive und identifiziert ihn schließlich schlechterdings mit Erkenntnistheorie.⁵⁵ Was hier einer Art von systematischem und historischem Dezisionismus gleichkommt – an keiner Stelle führt Cohen aus, inwiefern der auf die „Ideenlehre“ reduzierte Platon über die Platitude der Homonymie hinaus dem „Idealismus“ zugehöre, noch weshalb letzterer als synonym

54 Cohen: Friedrich Albert Lange, in: Preußische Jahrbücher, S. 374. Die „classischen Gestalten“ des „Idealismus“ sind in dieser frühen Phase Cohens Platon, Descartes und Kant.

55 Vgl. ebd., S. 374-375.

mit „Erkenntnistheorie“ zu verstehen sei –,⁵⁶ das leistet freilich die dauerhafte Etablierung gleich zweier philosophiehistorischer Basistheoreme der späteren Schule. Die Produktivität seiner Fehllektüre der *Geschichte des Materialismus* in historicis ist für das angehende Haupt der Marburger Schule indessen unbestreitbar, hat sie doch zu dessen Theoriebildung in nicht unerheblichem Maße beigetragen, und zwar in Hinblick auf die Befestigung philosophiehistorischer Lehrmeinungen wie hinsichtlich systematischer Auffassungen. Der Versuch ihrer Plausibilisierung und Ausarbeitung sollte sich freilich noch bis zur zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* hinziehen.

An wenigen Stellen der Lange gewidmeten Arbeiten Cohens wird das Ineinander von kritisch-verwerfender und legitimatorisch vereinnahmender Lektüre freilich in solcher Verdichtung deutlich wie im Gedenkartikel der *Preußischen Jahrbücher*. Denn aller Polemik Cohens gegen Lange, allen Divergenzen systematischer und historischer Art zum Trotz ist gerade hier die größtmögliche Nähe zwischen beiden auszumachen. Lange diskutiert den Bezug moderner Naturwissenschaft auf erkenntnistheoretische Fragen und stellt resümierend fest, es sei gerade „der kritische Standpunkt der Erkenntnistheorie, welcher den Materialismus im Princip wieder aufhebt“.⁵⁷ Diesen systematischen wie philosophiehistorischen Fluchtpunkt der gesamten *Geschichte des Materialismus* hat Cohen sehr wohl wahrgenommen, wie der Nachruf zeigt, denn er zitiert ihn trotz aller auf vielen Seiten durchdeklinierten Differenzen zu Lange – und das zustimmend!⁵⁸ Naheliegend, aber nicht zu belegen ist die Annahme, dass die Schärfe der Polemik Cohens durch eine Art der Verwischung dieser Konvergenz motiviert, somit auch von strategischer Natur ist, versucht das angehende Haupt der Marburger Schule an dieser Stelle doch, dieses Grundanliegen Langes als seinen, Cohens, eigenen Gedanken darzustellen, als seine Korrektur an der *Geschichte des Materialismus* (!), der Lange gefolgt sei, wenn er seine zustimmende Zitation mit den Worten einleitet: „Von den [...] Stellen, in denen der Verfasser [i.e. Lange!, HKO] die hier [i.e. im Artikel der *Preußischen Jahrbücher* von 1876!] vorgeschlagene Korrektur zur Geltung bringt, will ich nur die frappantesten hier herausheben“⁵⁹ – das Paradox einer posthumen Selbstkorrektur gleichsam. Dieser Punkt der Anknüpfung an Lange sollte auch für

56 Den Versuch einer Begründung hat Cohen erst zwei Jahre später unternommen, vgl. ders.: Platons Ideenlehre und die Mathematik (1878), in: ders.: Schriften, Bd. 1, 1828, S. 336-366, bes. S. 350-361.

57 Lange: *Geschichte des Materialismus*, 4. Aufl., 1882, S. 505.

58 Cohen: Friedrich Albert Lange, in: *Preußische Jahrbücher*, 1876, S. 376.

59 Ebd.

Cohens Schüler Natorp die Initialisierung eines, wenngleich impliziten Bezugs auf die *Geschichte des Materialismus* bilden.

2. Natorps *Leibniz und der Materialismus* (1881) im Verhältnis zu Friedrich Albert Langes Leibniz-Deutung

2.1 Die unerkannte Lange-Rezeption Natorps in ihrer Wirkung auf die Konjunktur der Leibniz-Interpretation in der Marburger Schule

Cohens Lange-Kritik und der mit ihr sich anbahnende Neuanfang seiner Erkenntnistheorie bilden das Zentrum der philosophiegeschichtlichen Konstellation, in der Natorps Antrittsvorlesung von 1881 entstanden ist.⁶⁰ Die in den Schriften zu Lange und in *Kants Begründung der Ethik* in ersten Schritten formulierten, zum größten Teil kaum ausgeführten systematischen Theoreme vom Primat der Erkenntnistheorie, des Anti-Psychologismus, vom „Factum von Wissenschaften“ und der Elimination der Sinnlichkeit als einer Erkenntnisquelle zugunsten des reinen Denkens bilden die theoretische Basis, der sich Natorp selbstverständlich und unausdrücklich verpflichtet sah. Das gilt auch für die philosophiegeschichtlichen Grundlagen, die sich in Cohens Verengung von Philosophiegeschichte zu einer von Platon ausgehenden Vorgeschichte der Kantischen *Kritik* andeuteten, und deren Konsequenzen. So viel verrät die Antrittsvorlesung von 1881 auf den ersten Blick. Doch so gründlich dieser Basis die Abkehr von den erkenntnistheoretischen und philosophiehistorischen Grundorientierungen Friedrich Albert Langes auch eingeschrieben ist – den anderen, zunächst wohl durch Cohens Beschäftigung mit Lange angeregten und weniger offenkundigen Teil dieser historischen Konstellation, in der die Antrittsvorlesung entstand und sodann wirksam wurde, bildet die Leibniz-Lektüre der *Geschichte des Materialismus* – so der Leitgedanke der folgenden Ausführungen.

Auf den Zusammenhang mit Friedrich Albert Langes opus magnum und Cohens Auseinandersetzung mit Lange verweisen schon prima vista Ort und Datum von Natorps Vortrag. Hermann Cohen, seit 1876 Nachfolger auf Langes Marburger Lehrstuhl, gab 1882 die vierte Auflage von dessen *Materialismus*-Buch heraus und versah sie mit einem *Vorwort* sowie einer *Einleitung*.⁶¹ Sein *Biographisches Vorwort*

60 Zum Text vgl. Paul Natorp: *Leibniz und der Materialismus* (1881). Aus dem Nachlass hrsg. v. Helmut Holzhey, in: *studia leibnitiana. Zeitschrift für Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften* 17 (1985), S. 3-14; Vorbemerkungen des Hrsg. auf den S. 3-4; vgl. dazu auch Sieg: *Aufstieg und Niedergang des Marburger Neukantianismus. Die Geschichte einer philosophischen Schulgemeinschaft*, 1994, S. 162-163.

61 Lange: *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart*, 4. Aufl., besorgt und mit biographischem Vorwort versehen von Hermann Cohen, 1882, das Vorwort auf S. V-XIII. Die Ausgabe sollte zum „Jubiläum der Kritik der reinen Vernunft“ 1881 (ebd., S. VIII) erscheinen. Sie bietet den Text der in 2 Bänden veröffentlichten 2., verbesserten und vermehrten Aufl. von 1873/75 in einem Band. Cohen überarbeitete sein Vorwort für die folgende 5. Aufl. 1896 und nahm dabei einige in der Sache relevante Änderungen vor, die dem mit Kants Theorie der Erfahrung von 1885 erreichten Stand

datierte er auf den 8. Oktober 1881; wenige Tage danach hat Natorp seine „Probevorlesung“ abgeschlossen und sie ungefähr zwei Wochen später gehalten.⁶² Auch deren Titel *Leibniz und der Materialismus* verweist auf diesen entstehungsgeschichtlichen Bezug zu Langes *Geschichte des Materialismus* – ein Zusammenhang, dessen Bedeutung in der Forschung kaum gewürdigt wird, und wenn doch, dann nur als eine Art negativer Beziehung.⁶³ Die Signifikanz dieser Daten und ihrer historischen Nähe – Cohens Lange-Edition und -Kritik auf der einen und Natorps Vortragstitel und -thema auf der anderen Seite – hat sich in der *sachlichen* Bedeutung von Langes Leibniz-Bild für Natorps Antrittsvorlesung zu erweisen. Dabei dürfte die Tatsache, dass Langes opus an keiner Stelle ausdrücklich erwähnt wird, dass es gleichsam die Funktion eines nicht explizierten Hintergrundes einnimmt, dem Umstand geschuldet sein, dass Lange posthum, wie in den vorausgehenden Kapiteln ausgeführt, für Cohen zum vernichtend kritisierten Widersacher geworden war. Ein erster Textbefund bezeugt allerdings auch, dass es der Antrittsvorlesung in der Sache *mitnichten* um die sachliche oder historische Problematik des Materialismus geht. Auf der Basis des Neuansatzes der „transscendentalen Methode“ intendiert Natorp vielmehr eine erkenntnistheoretische Skizze, in der der „Materialismus“ und seine sogenannte „Überwindung“ zur Chiffre einer Epochenwende verdichtet werden: der „Materialismus“ teilt dabei das Schicksal zahlreicher -Ismen des 19. Jahrhunderts, dass er zu einem Kampfbegriff geworden ist, zur Metapher einer historisch überkommenen Auffassung, die liquidiert, einer Epoche, die zumindest „überwunden“ werden muss. Im Zusammenhang seiner Leibniz-Interpretation fungiert diese Chiffre als Analogon zur Kopernikanischen Wende.⁶⁴ Natorps zum Erkenntnistheoretiker verkehrter Leibniz wird

der „transscendentalen Methode“ entsprechen (ebd., erstes Buch, S. V-XV); sie werden im Anhang der vorliegenden Arbeit in kritischer Edition mitgeteilt. Außerdem enthält die 5. Aufl. zum ersten Mal Cohens Einleitung mit kritischem Nachtrag (ebd., zweites Buch, S. XV-LXXVI); vor allem aber gelangen in ihr Langes Anmerkungen und gestrichene Partien der 1. Aufl. wieder zum Abdruck; sie trägt deshalb den Zusatz „vollständige Auflage“ und ist, obwohl einbändig, seitenidentisch mit der 2. Aufl. Im folgenden wird da, wo es um Langes Text geht, die 5. Aufl. zitiert, weil sie die erste vollständige der von Cohen besorgten Ausgaben ist; alleine dort, wo das Biographische Vorwort in der Version von 1881 thematisch ist, wird die 4. Aufl. 1882 zugrundegelegt.

62 Am Ende des Manuskripts findet sich der Hinweis: „Vollendet 13. Oct.[.] vorgetragen 24. Oct. 1881 als Probevorlesung“, vgl. ebd., S. 14 u. 3-4.

63 Vgl. Holzhey: Die Leibniz-Rezeption im „Neukantianismus“ der Marburger Schule, in: Leibniz. Werk und Wirkung. IV. Internationaler Leibniz-Kongress, Hannover 1983, Bd. 1: Vorträge, S. 287-295, hier: S. 291, will die Beziehung aber als eine bloß negative fassen.

64 Natorp: Die kosmologische Reform des Kopernikus in ihrer Bedeutung für die Philosophie, in: Preußische Jahrbücher 49 (1882), S. 355-375, stützt die Deutung von Natorps Formel der „radicalen Überwindung“ des Materialismus vom „Standpunkt der Erkenntnistheorie“ aus als Analogon zur Kopernikanischen Wende, indem in diesem Aufsatz der epochale Einschnitt, „die große Umwälzung“ des Kopernikus (S. 355), als durch eine „radical[e]“ Veränderung der Theorie herbeigeführt interpretiert wird (S. 359) – der Struktur nach entspricht dem Leibniz’ „radicale“ Überwindung des Materialismus im Medium der Erkenntnistheorie.

so zur Antizipation der Kantischen *Kritik*. Dabei ist festzuhalten, dass die Natorpsche Skizze sich hier im Gewande der Leibniz-Interpretation in einigen Zügen zu Cohen differente theoretische und philosophiegeschichtliche Positionen erlaubt⁶⁵ – und damit die Leibnizsche Philosophie zum Austragungsort innerschulischer Differenzen inaugurierte.

Die daran anschließende Konjunktur der Leibniz-Interpretation innerhalb der Marburger Schule, so die leitende These dieses Abschnittes, wurde initialisiert und präformiert durch Friedrich Albert Langes Leibniz-Porträt – und das *trotz* und *wegen* Cohens Urteil über dessen philosophiegeschichtliche und theoretische Leistungen: Cohens Verdikt über Lange mag dazu geführt haben, dass der Bezug auf dessen Vorgänger auf dem Marburger Lehrstuhl, wie bereits bemerkt, unausdrücklich bleiben musste, gleichsam chiffriert zu erfolgen hatte, wie dies durch den Titel der Antrittsvorlesung geschehen war. Doch die unübersehbare Übereinstimmung Cohens mit Langes Formel, seine Adoption von dessen Befund im Gedenkartikel der *Preußischen Jahrbücher*, es sei „der kritische Standpunkt der Erkenntnistheorie, welcher den Materialismus im Princip wieder aufhebt“, konnte auch als Lizenz zur Anknüpfung verstanden werden und wurde zum Leitfaden von Natorps Leibniz-Interpretation. Die Interpretationsfiguren der Leibniz-Kritik Langes, aber auch die seiner Leibniz-Affirmation bleiben der Deutung von Natorp ebenso eingezeichnet wie den historisch auf sie folgenden Leibniz-Konstruktionen Cohens und Cassirers. In dieser Hinsicht verdankt sich der Aufstieg der Leibniz-Interpretation zum Schauplatz philosophischer Selbstpositionierung *zum einen* den erkenntnistheoretischen und philosophiegeschichtlichen Leitmotiven, die Lange mit seiner Leibniz-Deutung verbindet – sie sollen im folgenden herausgearbeitet werden. *Zum anderen* aber sind es gerade deren Unentschiedenheiten, Zwiespältigkeiten und Ambivalenzen, die die Konjunktur dieser Leibniz-Rezeption angeregt haben, und ohne jene, ohne Langes pointierte Gegenüberstellung von Ertrag und Defiziten, von Affirmation und Kritik der Leibnizschen Philosophie ist diese Rezeption kaum verstehbar. Welche Interpretamente auch immer Natorp zur affirmativen Anknüpfung an Leibniz einluden, welche auch immer er kritisch verabschiedete, welche systematischen und historischen Elemente Cohen im Anschluss daran aufnahm und welche er verwarf – all das war Arbeit am heterogenen Resultat, das Langes Deutung hinterließ. Die Ambivalenzen von Langes Leibniz-Bild erlaubten eine Lektüre, die einseitige Tendenzen verschärfen konnte und

65 In der Forschung wurde das hinsichtlich einiger Grundzüge von Holzhey: Die Leibniz-Rezeption, S. 290-291 vermerkt.

damit die Ambivalenzen aufheben. Das soll im folgenden herausgearbeitet und in einem weiteren Schritt als Kontext von Cassirers Leibniz-Buch von 1902 rekonstruiert werden.

2.2 Langes ambivalentes Leibniz-Portrait – Aufhebung des Materialismus vs. „Poesie der Begriffe“

Die Bedingung, die es Natorp ermöglichte, an Langes Leibniz-Deutung anzuknüpfen, ist zunächst in deren systematischem Zentrum zu suchen, denn hier werden Begriffe und Auffassungen verhandelt, die bei der Neuausrichtung von Cohens „transscendentaler Methode“ eine tragende Rolle spielten, namentlich das Verhältnis der beiden Erkenntnisquellen Sinnlichkeit und Denken. Das kommt nicht von ungefähr, bildete die Kantische *Kritik* für Lange wie Cohen das in seiner prinzipiellen theoretischen Leistung als unüberbietbar, wenngleich im einzelnen als verbesserungsbedürftig verstandene Paradigma der neuzeitlichen Philosophiegeschichte. Zu dieser *conditio sine qua non* der Rezeption von Langes Leibniz-Bild in der frühen Phase der Entstehung der Marburger Schule kommt hinzu, dass Lange die zweite Auflage seiner *Geschichte des Materialismus* auch unter dem Eindruck von und in kritischer Auseinandersetzung mit der ersten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* von 1871 umarbeitete.⁶⁶ Aus der Perspektive der Zeitgenossenschaft betrachtet war für die Anknüpfung an die Kantische Philosophie und deren Weiterbildung während dieser formativen Jahre der Marburger Schule die Auseinandersetzung mit der Kant-Interpretation Langes unumgänglich, sie war ihr gleichsam eingeschrieben.

Die Darstellung des Verhältnisses der Leibnizschen Philosophie zum Materialismus, diesem eigentlichen Koordinatensystem der gesamten Darstellung, bleibt in Langes opus magnum eigentümlich zwiespältig. So betrachtet Lange Leibniz als Vertreter eines „moderne[n] Idealismus“, der wie Descartes, Spinoza oder Kant nicht der dem Materialismus zuzurechnenden „Entwicklungsreihe“ der Philosophie

66 Freilich wollte Lange auch die innerhalb weniger Jahre immens angewachsene Literatur sowohl naturwissenschaftlicher als auch kantphilologischer Provenienz einarbeiten, was vor allem im zweiten Buch zu umfangreichen Revisionen und Erweiterungen führte. Doch ist es in zentralen erkenntnistheoretischen Fragen und Fragen der Kant-Interpretation vor allem die erste Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung*, die, wie der Verfasser selbst andeutete, sowohl kritische Distanznahme als auch Revision und Präzisierung der eigenen theoretischen Basis erforderlich machte, vgl. Lange: *Geschichte des Materialismus*, 5. Aufl., zweites Buch, S. 115, Anm. 1. Die genaue Aufarbeitung der komplexen Theoriebeziehung zwischen Lange und Cohen steht, auch in ihren Auswirkungen auf die jeweilige Genese der theoretischen Projekte der beiden, noch aus; grundlegende Hinweise dazu finden sich bei Köhnke: *Entstehung und Aufstieg*, S. 289-294. Auch die Leibniz-Interpretation brachte Lange, vor allem unter Zugrundelegung von Eduard Zeller: *Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz*, 1873, und Kuno Fischer: *Geschichte der neuern Philosophie*, Bd. 2: *Leibniz und seine Schule*, 2., neu bearbeitete Aufl., 1867, auf den neuesten Stand der philosophischen Forschung.

angehöre.⁶⁷ Unter den vorkantischen Philosophien soll der *Geschichte des Materialismus* zufolge die „Leibnizsche Philosophie“ insofern gar eine Sonderstellung einnehmen, als „deren wesentliche Grundzüge auf einen grossartigen Versuch hinauslaufen, dem Materialismus *mit einem Schlage* [Hervorh. HKO] zu entrinnen.“⁶⁸ Zugleich aber moniert Lange die Bruchstückhaftigkeit und Widersprüche des von ihm sogenannten Leibnizschen „Systems“. So sei „die Verwandtschaft der *Monaden* mit den *Atomen* der Physiker“ nicht zu verkennen,⁶⁹ ja, der Materialismus werde sogar „an Consequenz überboten“.⁷⁰ Die Monadenlehre komme einer Art von Atomismus gleich und lege dadurch mechanistische Konsequenzen nahe – und dennoch: gerade Leibnizens „geniale Erfindung“, der „salto mortale zur *prästabilierten Harmonie*“ und die Monaden, weist in Langes Auffassung *innerhalb* seines „Systems“ mit materialistischen und mechanistischen Tendenzen über dieses hinaus und löst es gleichsam von innen her auf.⁷¹ Das macht die paradoxe, anders gesagt: ambivalente Stellung der Philosophie Leibniz’ in der *Geschichte des Materialismus* aus: auf der einen Seite gilt Lange der atomistische oder quasi-materialistische „Ausgangspunkt“ dieses „Systems“ als immerhin noch „verstandesmäßig begründet“, hat also einen rationalen Kern – er würde für sich genommen aber im bloßen Materialismus enden; der „salto mortale zur *prästabilierten Harmonie*“ auf der anderen Seite, mit der Ursache-Wirkungsbeziehungen zwischen den Monaden ausgeschlossen und die „Einheit der Empfindungsqualität“ in ihnen realisiert werden sollen, hebt dagegen zwar „mit einem Schlage“ den Atomismus oder Materialismus auf – er mündet aber „mitten in die Poesie der Begriffe“ und in Metaphysik, wie Lange kritisch vermerkt.⁷²

Der Kern der Kritik besteht also nicht in der skizzierten Ambivalenz des „Systems“ von Leibniz: „Nur als Fortbildung des Atomismus hat die Monadenlehre Grund, nur als notwendige Umbildung der Naturnothwendigkeit ist die prästabilierte Harmonie gerechtfertigt. Aus *blossen Begriffen* [Hervorh. HKO] abgeleitet und so dem Materialismus schlechthin entgegengesetzt, verlieren die bedeutenden Gedanken jede Beweiskraft.“⁷³ Das verweist auf das begriffliche Zentrum nicht alleine der Leibniz-Skizze, sondern der gesamten *Geschichte des Materialismus*: das Verhältnis von reinem Denken und Sinnlichkeit als Quellen von Erkenntnis. In der Reduktion von Erkenntnis

67 Ebd., erstes Buch, S. 137, Anm. 57 u. S. 195.

68 Ebd., S. 333.

69 Ebd.; Langes Rede von den „Physikern“ meint hier die Lehre Epikurs und ihre Wiederaufnahme bei Lukrez, vgl. dazu ebd. S. 70-122.

70 Ebd., erstes Buch, S. 401.

71 Ebd., S. 335, zu den mechanistischen Seiten von Leibniz’ „System“ vgl. ebd., S. 338.

72 Ebd., S. 335.

73 Ebd., erstes Buch, S. 401.

auf ihre reinen, logifizierbaren und mathematisierbaren Bestandteile liegt Lange zufolge das grundlegende Defizit, das Leibniz' Philosophie mit „alle[n] Systeme[n]“ teile, „welche man gegen den Materialismus in den Kampf führt“. ⁷⁴ Die unter dem Schlagwort einer „Poesie der Begriffe“ umrissene Kritik an Metaphysik und Ästhetisierung meint nichts anderes als Kritik an einer Erkenntnistheorie, die ihren Begriff von Erkenntnis unter Absehung von Sinnlichkeit und Erfahrung aus „reinen Begriffen“ konstruiert. Zu ihren Mitteln gehören, neben den „reinen Begriffen“, die von Lange vielfach inkriminierte „Deduction“, die rein „analytische“ Ableitung und die „Abstraction“. ⁷⁵ Damit einher geht die scharfe Ablehnung jeglichen Logizismus oder Mathematizismus, der Erhebung von Logik oder Mathematik und mathematischen Verfahren zum wissenschaftlichen und philosophischen Paradigma. ⁷⁶

Mit der zweiten Auflage der *Geschichte des Materialismus* von 1873/75 rückt dieser Antagonismus von reinem Denken und Sinnlichkeit und die in der Erstauflage nur angedeutete Kritik an der Priorität von „Vernunftwahrheiten“ vor „Erkenntnisse[n] der Erfahrung“, ⁷⁷ von „reinem Denken“ vor „Sinnlichkeit“, ⁷⁸ von „Empfindung“ vor „äusserer Bewegung“, ⁷⁹ schließlich von „Welt als Vorstellung“ vor der „Erscheinungswelt“ ⁸⁰ ins Zentrum der Leibniz-Kritik: „Nach Leibniz ist das begriffliche Denken allein im Stande, die Dinge klar und ihrem Wesen entsprechend aufzufassen; die Erkenntnis der Sinne ist aber nicht etwa eine gleichberechtigte Erkenntnisquelle anderer Art, sondern etwas schlechthin niederes; sie ist *verworrene* Erkenntnis, also ein unklares und getrübt Analogon dessen, was in höchster Vollkommenheit das reine Denken leistet.“ ⁸¹ Lange diagnostiziert hier einen unheilbaren Riss in der Konzeption Leibniz', eine Spaltung, die ihm im weiteren Verlauf der Philosophiegeschichte freilich auch nicht durch die *Kritik der reinen*

74 Ebd., S. 356.

75 Ebd., erstes Buch, S. 393.

76 Zu Langes Kritik an „Leibniz' mathematischem Vorurteil“, aus „einfachen Sätzen auf rein analytischem Wege eine ganze Wissenschaft voll unvorhergesehener Einzelresultate hervorgehen“ zu lassen vgl. ebd., zweites Buch, S. 23.

77 Ebd., zweites Buch, S. 18.

78 Ebd., zweites Buch, S. 32, diese Stelle benennt die Problematik am klarsten: „Nach Leibniz ist das begriffliche Denken allein im Stande, die Dinge klar und ihrem Wesen entsprechend aufzufassen; die Erkenntnis der Sinne ist aber nicht etwa eine gleichberechtigte Erkenntnisquelle anderer Art, sondern etwas schlechthin niederes; sie ist verworrene Erkenntnis, also ein unklares und getrübt Analogon dessen, was in höchster Vollkommenheit das reine Denken leistet.“ Lange positioniert sich mit dieser Kritik deutlich gegen die Deutung in Zeller: *Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz*, der zwar dezidiert Leibniz' Unterscheidung von Denken und Sinnlichkeit herausarbeitet (ebd., S. 137), der aber zugleich die erkenntnistheoretische Rolle der Erfahrung (ebd., S. 144-145) und die bloß hypothetische Natur der reinen Vernunftwahrheiten (ebd., S. 140) betont.

79 Ebd., S. 4, im Orig. gesperrt.

80 Ebd., zweites Buch, S. 146.

81 Ebd., S. 386.

Vernunft behoben scheint: „Was Kant gegen diese grundfalsche Ansicht reformatorisch feststellt, gehört zum Besten, was er überhaupt gethan hat; was er von der alten Anschauungsweise beibehält, gehört zu den schlimmsten Schwächen seines Systems.“⁸² Langes Grundeinwand gegen Leibniz trifft im Kern also auch Kant, und dieser Aspekt der Kritik an einem auf reine Begriffe reduzierten Erkenntnisbegriff markiert in seiner Darstellung die theoretische und historische *Differenz* zwischen Kant und Leibniz auf der einen und deren prinzipielle *Nähe* auf der anderen Seite. So wird Kant einerseits zwar das Verdienst zugerechnet, „dass er die Sinnlichkeit zu einer dem Verstande gleichberechtigten Erkenntnisquelle erhoben“ habe. Darin liegt für Lange der prinzipielle theoretische und historische Fortschritt Kants über die Leibniz zugeschriebene Abwertung der Sinnlichkeit hinaus. Doch habe Kant andererseits diesen seinen „Gedanken, dass Sinnlichkeit und Verstand vielleicht aus einer gemeinsamen Wurzel entspringen, für die Kritik der reinen Vernunft nicht zu verwerthen gewusst [...]“.⁸³ Vielmehr finde sich bei ihm immer „noch ein starker Rest jener platonisirenden Lehre von einem reinen, von aller Sinnlichkeit freien Denken“. Diese nach Lange grundlegend defizitäre „Lehre“, an der auch die Kantische Kritik partizipierte, sei ein Traditionsbestand, der „sich durch die ganze überlieferte Metaphysik“ hindurchgezogen habe, um „zuletzt bei Leibniz einen sein ganzes System durchdringenden [...] Ausdruck“ zu finden.⁸⁴ Gerade die zweite Auflage der *Geschichte des Materialismus* schreibt das sogenannte „System“ Leibniz’ auf die Position einer vollständigen Reduktion der Sinnlichkeit als Erkenntnisquelle zugunsten einer gleichsam endogen, aus reinen Begriffen erzeugten Erscheinungswelt fest und deutet sie als deren historischen Kulminationspunkt.

Damit hat Lange eine doppelte Gemeinsamkeit zwischen dem Leibniz’schen Versuch und der Kantischen *Kritik* festgeschrieben: philosophiehistorisch ist Leibniz Lange zufolge zusammen mit Kant der herausragende Protagonist der „Reaction gegen den Materialismus“,⁸⁵ da seine Erkenntnislehre „dem Materialismus mit einem Schlage zu entrinnen“ suche – ein Anliegen, das der *Geschichte des Materialismus* zufolge

82 Ebd.

83 Ebd.

84 An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass diesem kritischen Leibniz-Portrait Langes unverkennbar Züge der theoretischen Position Cohens nach dessen Verabschiedung des psychologistischen Ansatzes eingezeichnet sind. Das Zentrum all dessen, was Lange an Leibniz’ „System“ moniert, ist die oben ausgeführte Reduktion der beiden Quellen von Erkenntnis zu einer, zum Begriff eines reinen Denkens – und damit bezeichnet Lange aufs genaueste den mit der ersten Auflage von Kants Begriff der Erfahrung sich abzeichnenden Grundzug von Cohens theoretischer Neuorientierung. Der Umstand, dass Lange die Umarbeitung der zweiten Auflage der *Geschichte des Materialismus* in expliziter Auseinandersetzung mit Cohens Buch von 1871 vornahm und gerade hierbei seine Kritik an Leibniz verschärfte, darf als Bestätigung dieser Überlegungen gelten.

85 Lange: *Geschichte des Materialismus*, S. 332.

freilich erst „der kritische Standpunkt der Erkenntnistheorie“ vollständig zu realisieren instande ist, da dieser „den Materialismus im Princip wieder aufhebt“.⁸⁶ In dem Versuch, den Materialismus gleichsam von innen her aufzulösen, sollen beide Positionen übereinkommen.⁸⁷ Doch auch da, wo Lange Leibniz' Versuch als defizitär charakterisiert, im systematischen Ausschluss der Sinnlichkeit als einer Erkenntnisquelle zugunsten eines reinen Denkens, erweist sich dieser als Antizipation eines Defizits der Kantischen Theorie.

Maßstab und Hintergrund der systematischen Kritik bilden Langes weiter oben skizzierte Auffassung der als unverbrüchlich und unaufhebbar gedachten „Einheit von Sinnlichkeit und Denken“ im Erkennen und seine vehemente Ablehnung von deren Trennung.⁸⁸ Das Paradigma eines symmetrischen Verhältnisses von Sinnlichkeit und Denken ist die Basis seines erkenntnistheoretischen Ansatzes und realisiert sich in seinem Begriff von Erfahrung. Der Platonismus ist, folgt man der Gesamtanlage der *Geschichte des Materialismus*, Modell und historische Signatur einer defizitären Theorie „reinen Denkens“, die „die ganze überlieferte Metaphysik“ geprägt habe. Ihr erkenntnistheoretisches Korrektiv ist in Langes Theorem von der „psychisch-physischen Organisation“ intendiert.⁸⁹

Die Ambivalenzen und Defizite eines Denkens, das „dem Materialismus mit einem Schlag zu entrinnen“ suchte und dabei in Metaphysik, Spekulation und Ästhetizismus endete, das die Differenz zwischen Denken und Sinnlichkeit zwar verzeichnete und dennoch der Hypostasierung des reinen Denkens verfiel, werden durch Langes Modell von historischem Fortschritt integriert und gemildert. Hierin ist wohl letztlich der Grund dafür zu sehen, dass die *Geschichte des Materialismus* nicht zum Verdikt über Leibniz' Philosophie führt. Vielmehr erlaubt Langes philosophie- und wissenschaftsgeschichtliches Theorem vom Fortschreiten der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte im Medium des Irrtums, den systematischen und historischen Beitrag auch der Leibniz'schen Auffassung zu würdigen: zwar hätten „die staunenswerthen Fortschritte in der Mathematik“ zu „neuen metaphysischen Abenteuern“ verleitet, doch habe der „Irrthum wieder dem Culturfortschritt Dienste [geleistet], denn die Systeme eines Descartes, Spinoza und Leibnitz brachten nicht nur

86 Ebd., S. 505.

87 Gegen Langes Konzeption, Kant qua Abschluss des Materialismus als Teil von dessen Geschichte zu verstehen, hatte Cohen: Friedrich Albert Lange, 1876, S. 369-370 u. 374-375, heftigen Einspruch erhoben.

88 Vgl. im vorliegenden Band, Kap. I,2.2.

89 Ebd., S. 30-32; vgl. auch Langes Ausführungen, wie sich mit der Annahme des Begriffs einer „physisch-psychischen Organisation“ platonische Tendenzen in der Erkenntnistheorie vermeiden lassen sollen S. 125-127.

mannichfache Anregungen zum Denken und Forschen mit sich, sondern sie waren es auch, welche die von der Kritik längst gerichtete Scholastik erst wirklich bei Seite schoben und damit einer gesunderen Weltanschauung Bahn machten.“⁹⁰ Die *Geschichte des Materialismus* ist so gesehen als Versuch konzipiert, das Hegelsche Modell des dialektisch verfassten Fortschreitens der Geschichte zu einer nicht länger dialektisch gedachten bloßen „*Entwicklung in Gegensätzen*“ zu depotenzieren und kulturgeschichtlich zu wenden.⁹¹ In diesem Modell liegt die über die Leibniz-Interpretation hinausreichende epochale Dimension der Philosophiegeschichtsschreibung Langes für die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung des späten Cassirer, wie an späterer Stelle zu zeigen sein wird – eine Dimension, die in den vielfachen historischen Reduktionen der frühen Marburger Schule verschüttet wurde und erst nach diesen wiedergewonnen werden konnte.

2.3 Natorps Leibniz als Antizipation der Kantischen *Kritik*

Langes Interpretation in der zweiten Auflage der *Geschichte des Materialismus* hatte ein Leibniz-Bild geprägt, an das Natorp implizit anschließen und ihm Theoreme wie den Szientismus, Apriorismus, eine kausal-mechanistische Auffassung von Wissenschaft und die teleologisch geprägte Deutung von Philosophiegeschichte als eines von Platon bis Kant währenden Idealismus einzeichnen konnte. Zur Aufnahme und Applikation dieser Cohenschen Leit motive waren begriffliche Verschiebungen und Umdeutungen im systematischen wie im philosophiegeschichtlichen Bereich der Langeschen Interpretation erforderlich – sie erfolgen naheliegenderweise in völliger Übereinstimmung mit der Kritik, die Cohen an Lange geübt hatte und dabei war zu üben. Doch ist zugleich unverkennbar, dass Natorp auch Grundtendenzen von Langes Deutung adoptiert. Wie Natorp durch diese Transformationen hindurch zu seiner Leibniz-Interpretation gelangt, die zu den Entstehungsbedingungen für Cassirers Anfänge als Philosophiehistoriker gehört, ja, die geradezu maßstäblich für den frühen Cassirer wurde, das muss im folgenden herausgearbeitet werden. Dabei wird sich zeigen, dass Natorps Antrittsvorlesung eine paradoxe Gesamtstrategie verfolgt: sie ist auf dem Boden der reformulierten „transscendentalen Methode“ Cohens verfasst und will Beitrag zu deren Befestigung und Weiterbildung sein; gleichzeitig sucht Natorp

90 Ebd., S. 7.

91 Das wird geradezu programmatisch deutlich, vgl. ebd., S. 3-70.

darüber hinaus, mit seiner Interpretation einen eigenen, systematischen und philosophiegeschichtlichen Standpunkt zu erreichen.

Natorp adoptiert zunächst mit größter Selbstverständlichkeit Langes historisch nicht gerade naheliegende und recht originelle Grundannahme, die Leibniz'sche Philosophie sei ihrem Grundanliegen nach ein „Versuch den Materialismus zu überwinden“.⁹² Mit der Aufnahme dieser Lesart schließt sich Natorp ebenfalls der stillschweigenden Prämisse Langes an, die Philosophie Leibniz' sei als Erkenntnistheorie *avant la lettre* zu verstehen. Diese unausgesprochene Voraussetzung ist bei Lange zunächst als Resultat der durch die problemgeschichtliche Orientierung bedingten Perspektive der *Geschichte des Materialismus* zu verstehen: ihr symmetrisch zwischen Sinnlichkeit und Verstand konstruierter Begriff von Erkenntnis resp. Erfahrung bildet den systematischen Fluchtpunkt der im Medium der Philosophiegeschichte intendierten Überwindung des Materialismus. Doch auf diesem Boden konnte sich Lange bei der Umarbeitung der zweiten Auflage der *Geschichte des Materialismus* der kurz zuvor veröffentlichten Leibnizdeutung Eduard Zellers anschließen, wie seine in die Anmerkungen eingearbeiteten zustimmenden Hinweise zeigen.⁹³

In der Folge von Zellers Heidelberger Antrittsvorlesung von 1862 hatte sich der Begriff der „Erkenntnistheorie“ durchgesetzt.⁹⁴ Die Behandlung der Philosophie Leibniz' als bloßer Erkenntnistheorie hatte sich mit dessen *Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz* von 1873 gewissermaßen etabliert.⁹⁵ Dabei erscheint Zellers *Geschichte* als historischer Umschlagspunkt der Leibniz-Interpretation, an dem „Erkenntnistheorie“ nicht länger als eigenständiger Systemteil, etwa gleichbedeutend mit Logik, verstanden wird, der „mit dem übrigen System unseres Philosophen in

92 Ebd., S. XXIII; bei Natorp: Leibniz und der Materialismus, der Sache nach *passim*, dem Wortlaut nach S. 9.

93 Lange: *Geschichte des Materialismus*, Bd. 1, 2., verbesserte u. vermehrte Aufl., 1873, S. 423-425; Langes Anmerkungen, die äußerst genau verzeichnen, welche Lektüren in der Überarbeitung wirksam wurden, wurden in der von Cohen 1882 veröffentlichten 4. Auflage der *Geschichte des Materialismus* unterdrückt und gelangten erst wieder mit deren 5., nunmehr „vollständiger“ Ausgabe von 1896 zum Abdruck.

94 Zeller: *Über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie*. Ein akademischer Vortrag, 1862; vgl. dazu Köhnke: *Entstehung und Aufstieg*, S. 59 u. 68.

95 Erstmals erscheint die Bezeichnung „Erkenntnistheorie“ im Zusammenhang einer historischen Leibnizdarstellung im Inhaltsverzeichnis von Ernst Reinhold: *Die Logik oder die allgemeine Denkformenlehre*, 1827, S. X, dort allerdings gleichbedeutend gebraucht mit „Logik“ und ohne weitere Konsequenzen für die Interpretation. Im Text selbst ist dann von „Theorie des Erkennens“ die Rede, ebd. S. 27. Der Hinweis auf Ernst Reinhold bei Köhnke: *Entstehung und Aufstieg*, S. 64-69. Wenn Heimsoeth: *Die Methode der Erkenntnis bei Descartes und Leibniz*, 1912, *passim*, dagegen Leibniz' Philosophie gegen die Deutungen von Natorp, Cohen und Cassirer ausschließlich als Metaphysik liest, so ist diese Umkehr als Reaktionsbildung gegen die an Zeller anschließende Verabsolutierung des erkenntnistheoretischen Aspekts verstehen.

keinem Zusammenhang“ steht, ebensowenig als bloße „Präliminaruntersuchung“, sondern als Grundzug und Bestimmung von dessen gesamten „System“ im und „aus dem Ganzen“.⁹⁶ Freilich *reduziert* Zeller Leibniz’ Philosophie nicht auf erkenntnistheoretische Fragestellungen, wie das im Anschluss bei Lange geschehen ist, sondern hält an deren metaphysischen Aspekten ebenso fest wie an den ethischen und religionsphilosophischen.⁹⁷ Natorp dagegen verschärft Langes Interpretationsstrategie zu einer vollständigen Reduktion von Leibniz’ Philosophie auf Erkenntnistheorie, und sogar noch Leibniz’ wissenschaftliche und mathematische Bemühungen werden von ihm entweder ausschließlich als Material erkenntnistheoretischer Reflexion betrachtet oder in erkenntnistheoretische Fragestellungen übersetzt. Damit erfährt Leibniz’ durch und durch metaphysisch geprägte Philosophie einer Art Aufwertung in einer Zeit der Hochkonjunktur von Sache und Begriff der „Erkenntnistheorie“ und gleichzeitiger Geringschätzung von Metaphysik, wie sie sich mit dem Aufkommen des Neukantianismus durchsetzte, eine Aufwertung, die sie ent-metaphysizieren und als ein dem Kantischen weithin vergleichbares, am Maß der *Kritik* zu richtendes Projekt profilieren sollte. Dieses Anliegen zeigte sich tendenziell bereits bei Zeller, der die Epoche der neueren deutschen Philosophie bezeichnenderweise mit Leibniz und nicht mit Kant einsetzen läßt.

Doch baut *Leibniz und der Materialismus* darüber hinaus auf der weitergehenden These Langes auf, die Philosophie Leibniz’ sei nicht nur „Reaction gegen den Materialismus“,⁹⁸ sondern in ihrem innersten Zentrum darauf angelegt, dessen *prinzipielle* Überwindung im Medium der Erkenntnistheorie zu leisten. Langes Formel, sie suche „dem Materialismus *mit einem Schlage* [Hervorh. HKO] [zu] entrinnen“, wird in Natorps Interpretation zur These von der „radicalen“ Überwindung des Materialismus umformuliert. Sie bildet die Leitidee seiner Leibniz-Konstruktion, denn die Antrittsvorlesung will die These einer prinzipiellen, in Natorps Worten: „radicalen“ Überwindung des Materialismus einlösen, indem sie Leibniz’ Philosophie als rein erkenntnistheoretisches Projekt nach Maßgabe der „transscendentalen Methode“ – auf dem Stande von 1881 – liest. Von diesem konzeptuellen Zentrum aus ist die Systematik von *Leibniz und der Materialismus* organisiert.

Eingelöst wird diese Programmatik einer „Überwindung“ des Materialismus durch Erkenntnistheorie, indem Natorp aufräumt mit Langes ambivalenter

96 Zeller: Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, S. 143.

97 Das betrifft den sogenannten „Optimismus“ der Leibnizschen Philosophie, die Metaphysik der Monadenlehre, der prästabilierten Harmonie und die „Lehre von den angeborenen Vorstellungen“, vgl. Lange: Geschichte des Materialismus, 4. Aufl., 1882, S. 332-339.

98 Ebd., S. 332.

Charakteristik der Philosophie Leibniz' als einer Theorie, die an der Differenz von Denken und Sinnlichkeit zwar festhält, aber schließlich doch im „reinen, von aller Sinnlichkeit freien Denken“, der sogenannten „Poesie der Begriffe“ endet. Diese Ambivalenz wird von Natorp zu einer ganz eindeutigen Interpretation verkehrt: „reines, von aller Sinnlichkeit freies Denken“ wird zum systematischen Grundzug der Erkenntnistheorie Leibniz' in ihrer Natorpschen Interpretation. Zu beachten bleibt freilich die grundlegende Verschiebung, die Natorp im systematischen Zentrum des Leibniz-Bildes aus der zweiten Auflage der *Geschichte des Materialismus* vornimmt. Denn was für Lange noch Defizit war, das wird in der Antrittsvorlesung zur Errungenschaft umgekehrt, die Leibniz' „Erkenntnistheorie“ gegenüber sämtlichen vorkritischen erkenntnistheoretischen Entwürfen auszeichnen soll, und zwar in einer die Resultate der Kantischen *Kritik* antizipierenden Weise. Doch die Herausarbeitung und Fixierung von „reinem Denken“ als eines gewichtigen Momentes der Leibnizschen Philosophie, als wie kritikwürdig ihm dieses auch immer erschienen war, bleibt Langes Leistung. Dass Natorp hier ein zentrales systematisches Theorem aus *Kants Begründung der Ethik* und Cohens eben verfasster Kritik an Lange im *Biographischen Vorwort* – die Reduktion von Kants beiden Stämmen der Erkenntnis zu einer samt deren Folgelasten – auf Leibniz überträgt, ist offenkundig. Die philosophiehistorische Kehrseite dieser radikalen Elimination von Sinnlichkeit als einer Erkenntnisquelle zugunsten des reinen Denkens stellt Natorps Projekt dar, Leibniz zum restlosen und konsequenten Vertreter eines platonischen „Idealismus“ zu machen. Auch dieser Versuch der Applikation eines Cohenschen Leitmotivs kann sich an eine Präfiguration im Leibniz-Bild der *Geschichte des Materialismus* anschließen: bildeten dort noch die platonischen Bestände in der Philosophie Leibniz' den Mittelpunkt von Langes Kritik an ihr, so werden in der Antrittsvorlesung diese „Irrthümer“ zur philosophiehistorischen Voraussetzung der sogenannten „Überwindung“ des Materialismus. Natorps Transformationen deuten Leibniz zu einem Protagonisten des reinen Denkens und konsequenten Vertreter des Platonismus um. Durch diese zwar radikal einseitige, aber auch ganz geradlinige Interpretation werden in der Antrittsvorlesung sämtliche Defizite, Ambivalenzen und sonstigen Ungereimtheiten kassiert, die der *Geschichte des Materialismus* zufolge die Leibniz'sche Philosophie charakterisiert hatten.

Der Darstellung der Antrittsvorlesung zufolge ist Leibniz' Abwehr des Materialismus durch zwei Momente gekennzeichnet: sie bedient sich zum einen in mathematisch-naturwissenschaftlicher Argumentation der mechanischen Naturbetrachtung, zum anderen reflektiert sie in erkenntnistheoretischer Einstellung

deren Grundbegriffe.⁹⁹ Natorps Skizze zeichnet also ein Doppelportrait, das des *Naturwissenschaftlers* Leibniz und das des *Erkenntnistheoretikers*. Zunächst will er damit Leibniz' mathematische und naturwissenschaftliche Arbeiten von dem Verdacht loslösen, den auch Lange geäußert hatte, sie seien nichts anderes als Präliminarien zu einem metaphysischen System; er rationalisiert und ent-metaphysiziert sie zu einfachen naturwissenschaftlichen Leistungen.¹⁰⁰ So habe Leibniz als *Naturwissenschaftler* „mit Entschiedenheit das mechanische Princip“ vertreten und den „consequenten Ausbau des Mechanismus“ betrieben. Leibniz' Mechanismus erscheint in Natorps Auslegung als so grundlegend und allumfassend, dass selbst Organismen und „alle noch so complicirten Leistungen der Organismen, bis selbst zu den *willkürlichen Handlungen* der Menschen“ durch „*mechanische Ursachen erklärbar*“ seien.¹⁰¹ Freilich folgt die Antrittsvorlesung in dieser vereinseitigenden Interpretation vorbehaltlos Cohens kausal-mechanistischer Wissenschaftsauffassung. Die Begründung dieses Mechanismus habe Leibniz „auf dem Wege der *Mathematik*“ gesucht.¹⁰² Mathematik wird damit als exklusive Begründungsdisziplin von Naturwissenschaft verstanden, ganz in dem Sinne, den Cohen wenige Jahre zuvor in der Studie *Platons Ideenlehre und die Mathematik* von 1878 skizziert hatte: „das Mathematische“ stehe „zwischen dem Sinnlichen und den Ideen in der Mitte“. ¹⁰³ Übersetzt in das Verhältnis von Naturwissenschaft, Mathematik und Erkenntnistheorie, dessen Bestimmung Natorp hier am Exempel von Leibniz vornimmt, bedeutet das: nach der Cohenschen Elimination des Vermögens der Sinnlichkeit und dessen Substitution durch das Faktum der Wissenschaft vermittelt die Mathematik zwischen Wissenschaft und Erkenntnistheorie. Für die mathematische Naturwissenschaft wird sie zur Begründungsdisziplin, zur Wissenschaft der Wissenschaft, für die philosophische Reflexion auf die Wissenschaft ist sie die „Bestimmung des erkenntnistheoretischen Gehalts.“¹⁰⁴ Entscheidend für die sogenannte „Überwindung“ des Materialismus ist, folgt man nun Natorp weiter, der Rückgang des

99 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 4-8; bei Lange: Geschichte des Materialismus, 4. Aufl., S. 179 u. S. 338, wo festgestellt wird, der „vielgepriesene und vielbekämpfte Optimismus des Leibnizschen Systems“ sei „nichts als die Anwendung des Princips der Mechanik auf die Begründung der Weltwirklichkeit.“

100 So sei der „vielgepriesene und vielbekämpfte Optimismus des Leibniz'schen Systems“ nichts anderes als „die Anwendung eines Princips der Mechanik auf die Begründung der Weltwirklichkeit“, solange man ihn „im Lichte des Verstandes betrachtet“ (ebd., erstes Buch, S. 394). Leibniz' Monaden seien mit „den Atomen der Physiker“ verwandt, allerdings zu „Urwesen [...] in seiner metaphysischen Welt“ gewendet (ebd., erstes Buch, S. 389). Die Antrittsvorlesung versucht dagegen, die Perspektive einer Betrachtung „im Lichte des Verstandes“ einzunehmen.

101 Ebd., S. 6.

102 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 6, zum Verhältnis von „mechanischer Naturansicht“, Mathematik und Materialismus ebd., S. 4-8.

103 Cohen: Platons Ideenlehre (1878), 1928, S. 336-366, hier 366, vgl. auch S. 350-351.

104 Ebd., S. 351.

Erkenntnistheoretikers Leibniz auf die Resultate des Naturwissenschaftlers Leibniz. Erst dessen *erkenntnistheoretische* Analyse der naturwissenschaftlichen Grundbegriffe nach Maßgabe der „transscendentalen Methode“, die „Analyse der Grundbegriffe der mechanischen Naturansicht selbst, der Begriffe von Raum, Zeit, Materie, Kraft, *Substanz*“, deren systematischer Rekonstruktion der Hauptteil der Vorlesung gewidmet ist, erweise die Unhaltbarkeit des Materialismus.¹⁰⁵ Damit wird deutlich, dass Natorps rigide Festschreibung von Leibniz' naturwissenschaftlicher Position auf einen strengen Mechanismus die Funktion hat, auf die Einführung einer erkenntnistheoretischen Analyse auf dem Boden der Kantischen *Kritik* hinzuleiten. Damit verfährt er in völliger Übereinstimmung mit Cohens Interpretationsstrategie.

Natorps Deutung der Antrittsvorlesung prägt die Figur Leibniz' zum Paradigma der Einheit von Wissenschaft und Philosophie. Leibniz ist gleichsam das Symbol des „Faktums der Wissenschaft“, des apriorischen Bezugsdatums erkenntnistheoretischer Reflexion, und er verkörpert deren regressive Analyse der Grundbegriffe der Wissenschaft. Damit gerät er auch zum Typus, der die Wissenschaftlichkeit der Philosophie verkörpert, die Cohen gefordert hatte. Das ist das Auszeichnende dieser Figur und macht zugleich ihre historische Unüberbietbarkeit, zumindest in dieser Hinsicht aus.

Die Antrittsvorlesung zeichnet sich durch die *systematische* Strategie aus, die von Lange geübte Kritik an der „Poesie der Begriffe“ eines reinen, von Sinnlichkeit abstrahierenden Denkens bei Leibniz durch den Bezug auf „die Wissenschaft“ – hier als singulare tantum im Sinne vom mathematischer Naturwissenschaft gebraucht – umzubesetzen: „solange der Schein am Idealismus [hier: von Leibniz] haftet, dass er aus Ideen bloss *erdichte*“, wie Natorp in Anspielung auf Lange repliziert, „was keine Wissenschaft wahr zu machen im Stande ist“, solange sei dem Materialismus nicht grundlegend und endgültig, also „radical“ beizukommen.¹⁰⁶ Hier erst, jenseits der pseudo-historischen Frage nach dem Materialismus, findet die „Probevorlesung“ ihren eigentlichen Gegenstand: das Verhältnis von Leibniz' Philosophie in ihren „Fundamentalbegriffen“ zu den Grundbegriffen von Wissenschaft und Mathematik. An der tatsächlichen historischen Verortung der angeblichen „Erkenntnistheorie“ Leibniz' ist Natorp dagegen nichts gelegen. Die Grundbegriffe werden zur apriorischen Bezugsdimension der erkenntnistheoretischen Reflexion und deren regressiver Begriffsanalyse – und in Cohens kurz zuvor entdeckter axiomatischer Formel vom

105 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 8, die Durchführung dieser Analyse auf den S. 8-14.

106 Ebd., S. 10.

„Factum von Wissenschaften“ sieht Natorp *der Sache nach* offenbar die Basis, Langes Kritik an Leibniz’ „Poesie der Begriffe“ zur Affirmation zu verschieben: wenn das Denken „sein eignes *Recht* aber vor der *Wissenschaft* [...] auszuweisen vermag“, die „doch allein über das[,] was real und nicht real ist, entscheiden kann“, wenn, in anderen Worten, die mathematische Naturwissenschaft als apriorischer Referent und Realitätsausweis des Denkens zu gelten hat, dann bedarf es weder der Sinnlichkeit noch einer Empirie oder „Erfahrung“ à la Lange, denn dann sind die Resultate des Denkens keine „Poesie“, sondern vielmehr Aussagen über die Realität. An diesem zentralen Punkt führt Natorp *der Sache nach* die Gesamttendenz seiner Interpretation, Langes Diktum und Cohens neuformulierten erkenntnistheoretischen Standpunkt zusammen: dem Materialismus sei nur dann „mit einem Schlage zu entrinnen“ (Lange), wenn man ihn „radical überwinde“ (Natorp), und das heißt, wenn man den „kritischen Standpunkt der Erkenntnistheorie“ (Lange/Cohen) einnehme, was Leibniz, Natorp zufolge, qua Antizipation der Kantischen *Kritik* geleistet haben soll. Letzteres sucht die Antrittsvorlesung durch eine vorbehaltlose Übertragung Kantischer Termini und Theoreme – in Natorpscher Lesart – auf Leibniz’ metaphysische und mathematische Erörterungen zu erreichen.

Zentrum der systematischen Rekonstruktion der Grundbegriffe ist dabei der Begriff der Substanz. Hier nimmt Natorp wiederum zwei Tendenzen des bei Lange angelegten Leibniz-Bildes auf und vereinseitigt oder totalisiert sie: er ordnet Leibniz zum einen in eine – nicht länger negative verstandene – Geschichte des Platonismus ein und nähert dessen theoretische Position ganz radikal der der Kantischen Erkenntniskritik an. So tendierte bereits die *Geschichte des Materialismus* bei allem Wohlwollen gegenüber der aristotelischen Philosophie dazu, das aristotelisch geprägte ontologische Verständnis von Substanz aufzulösen und diese zu einer Kategorie der Subjektivität umzudeuten.¹⁰⁷ Lange unterzieht den aristotelischen Substanz-Begriff scharfer, von Kant inspirierter Kritik, wenn er bemerkt, Aristoteles verlege „mit naiver Verkennung aller Schranken der Erkenntnis“ die in Begriffen wie dem der Substanz gemeinten „Beziehungen zu unserm Denken *in die Dinge*.“¹⁰⁸ Daran schließt Natorp in historischer und systematischer Hinsicht an. Er platonisiert diesen Begriff zunächst

107 Lange: *Geschichte des Materialismus*, 4. Aufl., 1882, S. 144; Lange bemerkt, die von Aristoteles „verwandten Begriffe“, wie Substanz, Materie und Form, seien „von vorn herein solcher Natur [...], dass sie ohne Fehler zu ergeben nicht für wirklich erkannte Eigenschaften der objektiven Welt genommen werden dürfen, während sie ein wohlgegliedertes System subjektiver Betrachtung gewähren können“, und nur „wenige der scharfsinnigsten Denker, ein Leibnitz, Kant und Herbart“ hätten „diese Klippe völlig vermieden.

108 Ebd., S. 62 u. 144, vgl. auch 141-152.

rigide, indem er von vornherein unterstellt, Leibniz habe sich ausdrücklich auf das platonische, nicht das aristotelische Verständnis von οὐσία bezogen: „Der Begriff der Substanz ist der älteste Begriff der Philosophie. Er hat seinen Ursprung in der parmenideischen und platonischen οὐσία, und Leibniz knüpft an diese [...] mit Bewusstsein an.“ Aus dieser Konstruktion einer Traditionslinie von Platon zu Leibniz sucht Natorp eine systematisierende Interpretation des Substanzbegriffs abzuleiten. An dieser Stelle muss man sich die Brisanz des Natorpschen Unternehmens vergegenwärtigen: in seiner kurz zuvor erschienenen Studie über *Platon und die Mathematik* hatte Cohen in geradezu polemischer Weise Platon und Aristoteles einander gegenübergestellt. Aristoteles geriet in dieser Idealtypik zum „systematischen Gegner“ Platons, zum Vertreter des „Dogmatismus“, der die „Platonische Idee“ in seiner „Borniertheit“ „verhöhnt“ hatte.¹⁰⁹ Als Gegenbegriff zur platonischen ἰδέα hatte Cohen dort die οὐσία als ein vom Denken Unabhängiges und insofern als „Substanz des Dogmatismus“ bestimmt¹¹⁰ – eine Wendung, deren Doppeldeutigkeit auf den Rang der hier verhandelten Sache für Cohen hinweist: ein solcher Begriff von Substanz gehört zum sogenannten Dogmatismus, ist dessen Kennzeichen, und ist zugleich nicht irgendeine marginale Bestimmung, sondern macht dessen Wesen aus. Diese gleichsam topologische Besetzung der Figur Aristoteles’ als Typus des Substanz-Denkens und „systematischen Gegners“ Platons wurde zur systematischen und philosophiehistorischen Chiffrierung, deren Verbindlichkeit noch für den frühen und mittleren Cassirer bestehen sollte. Der Affront, der in der Erhebung eines so hochgradig durch Cohen inkriminierten Begriffes zum Leitbegriff seiner Leibniz-Interpretation enthalten ist, war auch durch Natorps Versuch der Umprägung des οὐσία -Begriffs zu einem platonischen Traditionsbestand kaum zu mildern. Auch der Umstand, dass Natorp dabei, wie erwähnt, an eine Deutungstendenz des viel gescholtenen Lange anschließen konnte und das implizit auch tat, wie sein weiteres Vorgehen zeigt, vermochte daran nichts zu ändern. Zumal Natorp mit diesem Begriff weitreichende, über die Interpretation der Philosophie Leibniz’ hinausreichende systematische Konsequenzen verband, wie zu zeigen sein wird. Denn den solcherart in seiner historischen Komplexität reduzierten Begriff von Substanz, der, seiner aristotelischen Dimension entkleidet, nun freilich nicht mehr der von Leibniz ist, unterzieht Natorp sodann einer weiteren Umbesetzung, einer Kategorisierung à la Kant, wenn er bemerkt, Substanz sei ein Begriff der Einheit, denn Leibniz habe eingesehen, dass „auf solcher

109 Cohen: Platons Ideenlehre (1878), 1928, S. 344-347.

110 Ebd., S. 344.

formalen, ideellen, begrifflichen Einheit das beruht, was die *Wahrheit* der Phänomene, die *Substanz* oder das *Wesen* der Dinge im Unterschied von der *blossen* Erscheinung *ausmacht*.¹¹¹ Natorp erhebt den Begriff der Substanz sogar gänzlich unkantisch zur obersten unter den Kategorien. Dieses Verständnis wurde zu einem zentralen Element seiner eigenen Bemühungen auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie, ein Theoriemotiv, an dem er auch in der Folge festgehalten hat. So erklärte er noch in einem Brief aus dem Jahre 1898, der eine Art von spätem Kommentar zur Antrittsvorlesung enthält: „Der *Begriff* der S[ubstanz] ist der Inbegriff der *Kategorien* insgesamt.“¹¹² Diese Aufwertung der Substanzkategorie verbindet Natorp mit der Theorieformel, die Cohens programmatische Wendung in *Kants Theorie der Ethik* von 1877 durchzieht – „das Gesetz ist die Realität“ wird zum Leitmotiv der Antrittsvorlesung, das den – nurmehr vorgeblich – Leibnizschen Begriff der Substanz auf den Boden der Kantischen Kritik holen soll. Durch „Reflexion auf die *Grundbeschaffenheit* unsres *Denkens*“, das „eine *Vielheit von Objecten*“ stets in „einer *Einheit*“ darstelle, soll klar werden, dass der Begriff der Substanz nur „unter der Gestalt des *Gesetzes*“ gedacht werden könne.¹¹³ „Die Einheit der Substanz wird doch erst *constituiert durch* die Einheit des Gesetzes: dass *ein* Gesetz die Veränderung dessen was wir als ein u[nd] dasselbe Ding ansprechen, determiniert, das ist es was es zu einem u[nd] demselben Ding *macht*“ – wie die entschiedene Formulierung aus dem Brief an Görland bekräftigt.¹¹⁴ Mit dem Begriff des „Gesetzes“ als „der eigentlichen *Darstellung* der *Substanz* der Dinge“ sei die „*Metaphysik* des Materialismus“, so Natorp, „erst gründlich *überwunden*“ – womit wieder daran erinnert sei, dass es sich hier ja zuerst um eine Leibniz-Interpretation handeln soll.¹¹⁵ Funktion der „formalen Einheit der Substanz“ sei es weiterhin gar, die „*alleinige Realität* [zu] repräsentieren“, und damit formuliert Natorp erstmals die Auffassung zur Realitätskonstitution, die seine eigene Theoriebildung auch weiterhin leiten sollte. Mit dem Theorem der Realitätskonstitution, mit der Aufwertung des Begriffs der Substanz und nicht zuletzt mit der Betonung der Relationen schreibt Natorp

111 Die in der Antrittsvorlesung von 1881 unterschlagene aristotelische Dimension des Leibniz'schen Substanzbegriffs räumte Natorp viele Jahre später immerhin ein, ebenso wie die mit ihr verbundene Metaphysik – die Klärung von ihrem Verhältnis zu seiner Interpretation von 1881 unterblieb allerdings; vgl. Brief v. 5. Dez. 1898 an Görland, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd 2, S. 253-254.

112 Brief an Görland vom 5. Dez. 1898, ebd., S. 254.

113 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 9.

114 Brief an Görland vom 5. Dez. 1898, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 254.

115 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 9.

der systematischen Konstruktion einer vorgeblich Leibniz'schen Erkenntnistheorie seine eigene, in der Folge weiter ausgebaute erkenntnistheoretische Position ein.¹¹⁶

Tragweite wie Brisanz dieser Leibniz-Interpretation können nicht unterschätzt werden. Zum einen für Natorps eigene philosophische Position. Zwar stellt er sich ganz offenkundig auf den Boden der von Cohen in Ansätzen im Lange-Gedenkartikel von 1876, in *Kants Theorie der Ethik* von 1877, in der Platon-Studie von 1878 und dem *Biographischen Vorwort* von 1881 skizzierten Basis-Theoreme wie dem Primat der Erkenntnistheorie, dem apriorischen Bezug auf die Resultate der mathematischen Naturwissenschaft und auf die Realitätskonstitution durch das Gesetz. Doch inauguriert er mit dem von Cohen in Andeutungen bereits 1878 inkriminierten Begriff der Substanz den Grundbegriff der Aristotelischen Metaphysik zum Grundbegriff einer Interpretation, die diesen Begriff nicht nutzt, um Leibniz in die Ecke des bei den Marburgern übel beleumundeten Aristotelismus zu stellen, sondern ihn platonisierend gewendet zum Vehikel einer als kritisch gemeinten Erkenntnistheorie macht. In der Bindung des Begriffs von Realität an den einer „unter der Gestalt des Gesetzes“ gedachten Substanz bahnte sich eine systematische Grundentscheidung an. Auch wenn man in Rechnung stellt, dass Cohen mit dem *Princip der Infinitesimal-Methode* erst kurze Zeit später einen anderen, nunmehr genuin Leibniz'schen Grundsatz als realitätskonstituierendes Verfahren einführte und begründete, so ist hier eine prinzipielle Divergenz bereits innerhalb der Formierungsphase der Marburger Schule auszumachen. Denn Natorp hat die in *Leibniz und der Materialismus* der Kategorie der Substanz zuge dachte grundlegende Funktion für die Realitätserkenntnis in der Folge nicht widerrufen, sondern an ihr festgehalten und sie weiter zu begründen versucht.¹¹⁷ Cohens Einspruch gegen Natorps Deutung nicht nur der Realitätskonstitution sollte alsbald erfolgen.

Auch unter philosophiehistorischen Aspekten ist die Tragweite der Natorpschen Leibniz-Konstruktion nicht zu unterschätzen. Langes Ambivalenz in der Einschätzung der sogenannten „Erkenntnistheorie“ Leibniz' hatte ein Doppeltes geleistet: sie fixierte die Differenz zur Kantischen *Kritik* in ihrer sachlichen und begrifflichen Durchführung, indem sie die Bruchstückhaftigkeit und begriffliche Inkohärenz der Leibniz'schen Ausführungen feststellte.¹¹⁸ Doch sie näherte dessen Position zugleich dadurch an die

116 Das gilt auch für ein weiteres, tragendes Theoriemotiv der späteren Natorpschen Variante der Marburger Gestalt von Erkenntnistheorie, für seine starke Betonung der Relationsbegriffe. Sie finden hier ebenfalls eine erste, noch tastende Formulierung als Interpretamente zu Leibniz' Verständnis von Raum und Zeit, vgl. ebd. S. 11.

117 Vgl. Holzhey: *Die Leibniz-Rezeption*, S. 290.

118 Lange: *Geschichte des Materialismus*, 4. Aufl., 1882, S. 332-339, bes. S. 333.

Kantische an, dass sie zum einen beider Grundanliegen nahezu identifizierte, zum anderen deren Gemeinsamkeit auch in der als defizitär angesehenen Fixierung auf platonische Theoriebestände sah. Das bildete die Voraussetzung für Lange, Leibniz in kritischer Absicht zum Philosophen eines reinen, Erfahrung und Sinnlichkeit als Erkenntnisquelle vernachlässigenden Erkenntnistheoretikers aufzubauen, und eben dieses Leibniz-Bild wiederum war für Natorps Versuch prädisponiert, unter Umkehrung der kritischen Vorzeichen darin die systematische Position der Kantischen *Kritik* einzuzeichnen – alles das ist bereits gezeigt worden. In *historicis* ist das Resultat dieser Re-Lektüre der Leibnizschen Systematik mit Begrifflichkeiten der Kantischen *Kritik* in Cohen-Natorp'scher Lesart nicht weniger weitreichend. Natorp hob das, was man formelhaft als die historische ‚Kant-Leibniz-Differenz‘ bezeichnen könnte, auf – die mit der Kant-Bewegung aufkommende Feststellung der Vorläuferschaft Leibniz für die Kantische Kritik bei gleichzeitiger Fixierung der Differenz zwischen beiden. Was dabei herauskam war das schlichte Ineinanderfallen von Leibniz'scher und Kantischer „Erkenntnistheorie“, nicht nur dem historischen Anliegen nach oder der Einordnung in eine in großen Linien konstruierte Tradition, sondern auch hinsichtlich der Begrifflichkeiten en détail. Bei dieser Übertragung handelt es sich keinesfalls um einen unerwünschten Nebeneffekt dieser Interpretation, sondern um deren innerste Interpretationsstrategie: „Leibniz hat an der Feststellung dieses einzigen Begriffs [gemeint ist der der Substanz, HKO] [...] sein ganzes Leben gearbeitet, und er ist auf diesem Wege [i.e. der durch Natorp in Leibniz eingetragenen Gleichsetzung von Substanz und Gesetz, HKO] [...] bis in das Centrum derjenigen Philosophie gelangt, welche den Materialismus am gründlichsten besiegt hat, ich meine der *kantischen*.“¹¹⁹ Ein längerer Passus am Ende der Vorlesung verallgemeinert diesen Befund resümierend: „Es wird demjenigen, welcher mit Kant vertraut ist, nicht entgangen sein, dass das, was ich als *Leibnizens* Lehre hier vorgetragen habe [sic!], bis ins Einzelne mit der Lehre Kants zusammentrifft.“¹²⁰

Eben diese Konsequenz markiert zugleich aber die Crux der Natorp'schen Interpretation. Der Verfasser der Antrittsvorlesung scheint den äußerst hohen Grad an Übertragung und Überformung seiner Interpretation geahnt zu haben, womöglich sogar deren Preis, wie verschiedene Abwehrformeln zeigen. So beteuert Natorp etwa, die „Gleichsetzung von *Substanz* und *Gesetz* ist in Leibniz nicht etwa hineingetragen,

119 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 8.

120 Ebd., S. 14, vgl. auch S. 8.

sondern er spricht sie selbst aus“.¹²¹ An späterer Stelle heißt es zur Realitätskonstitution der Phänomene, hier fände sich „kein Satz, der nicht mit den Grundlehren *Kants* aufs genaueste übereinstimmte“.¹²² Nachträgliche Notizen und Überarbeitungen der Vorlesung verdeutlichen, dass Natorp den Eindruck einer allzu simplen Identifizierung der Leibniz’schen Position mit der *Kants* verwischen wollte. Ein Notizblatt zur Vorlesung vermerkt, das Missverständnis, „als hätte eigentlich Leibniz bereits das alles geleistet, was wir doch als das Eigentümlichste der *Kantischen* Philosophie zu betrachten *gewohnt* sind“, müsse vermieden werden.¹²³ Das benennt die hohen philosophiehistorischen Kosten der weitgehenden Verschleifung der theoretischen und in Folge davon auch der historischen Differenz zwischen Leibniz und Kant, deren Kehrseite gleichsam: mit ihr stehen mit einem Male die *Originalität* *Kants* und *seine einzigartige historische Stellung* zur Disposition und damit zugleich, gemessen am teleologischen Modell von Philosophiegeschichtsschreibung, das von Cohen gepflegt wurde, auch die *Maßstäblichkeit* der *Kantischen* theoretischen Philosophie selbst. Die *Kantische Kritik* bildete in letzter Konsequenz nicht mehr das *Telos* der als Entwicklung konzipierten Geschichte und sogar die historische *Fortschrittsideologie* stand auf dem Spiel, denn in der Aufhebung der Kant-Leibniz-Differenz und vollständigen Ausstreichung jeglicher Metaphysik in der Philosophie Leibniz bedeutete die *Kantische Kritik* im Grunde keinen Fortschritt über jene hinaus.

Natorp versuchte nachträglich, in seine Konstruktion des Verhältnisses zwischen *Kantischer Kritik* und sogenannter Leibniz’scher „Erkenntnistheorie“ zusätzliche Differenzen zwischen beiden einzutragen. Das wird deutlich durch die Streichung des oben zitierten Schlusspassus, der resümierend die totale Koinzidenz von „*Leibnizens* Lehre“ mit der *Kants* feststellte. Natorp ersetzte den Passus durch eine Marginalie, die freilich lediglich die Anweisung enthielt: „Statt dessen eine Erörterung, *was* Leibniz zu der *vollständigen* Einsicht *fehlt*: das *Bewusstsein* von der *fundamentalen Bedeutung* der *Gestaltung* zur *Wissenschaft*“ – die „Erörterung“ indessen unterblieb und war wohl auch nicht im Sinne des Verfassers.¹²⁴ Wenn Natorp sodann als Folge dieses Defizits vermerkt, dadurch erkläre sich „der beständige Rückfall [*Leibnizens*] zur ontologischen Metaphysik“, dann wäre in der Konsequenz dadurch allerdings wieder der Befund einer grundlegenden Ambivalenz restituiert, durch die Leibniz’ „Lehre“ bereits von Lange charakterisiert worden war – mit der von Natorp wohl unbemerkten Folge, dass von

121 Ebd., S. 9.

122 Ebd., S. 13.

123 Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Hs. 831: D 25a.

124 Ebd.

seiner zuvor entfalteten Leibniz-Konstruktion kaum etwas übrig bliebe.¹²⁵ Dass diese scheinbare Korrektur seiner Interpretation wohl nur strategisch motiviert war, dass es sich dabei lediglich um eine Art Beschwichtigungsformel handelt und keinesfalls um eine Revision in der Sache, das ist wiederum dem späten Kommentar zur Vorlesung im oben erwähnten Brief an Görland zu entnehmen, wo es allenfalls dem Tone nach gemildert heißt: „*Sachlich* aber behaupte ich [...], dass L[eibniz] *mindestens* so weit gelangt ist, wie Kant in den Metaph[ysischen] Anf[an]gsgr[ünden] u[nd] der Schr[ift] geg[en] Eberhard *vermutet* [...]; d.h. mindestens so weit wie *Kant* i[m] J[ahre] 1770 gelangt war; dass er in seinem *Besten* – eben seiner Arbeit an der ‚exakten Definition‘ der *Grundbegriffe* – sich sehr dem *nähert*, das metaph[ysische] a priori ins transcendente hinüberzuleiten.“¹²⁶

Natorps Festhalten an dieser Auffassung legt die Vermutung nahe, dass es hier – ähnlich wie beim Sachverhalt der Realitätskonstitution per Substanz – *auch* um die Frage der Selbstpositionierung ging, der Selbstpositionierung *gegen* Cohen. Denn dass die differenzlose Antizipation der Kantischen Auffassung durch Positionen seiner Vorgänger bei der Schreibung der „Vorgeschichte des Kriticismus“ für Cohen inakzeptabel war, das war Natorp zum Zeitpunkt der Abfassung der Antrittsvorlesung längst klar. Als ebenso unstrittig muss erscheinen, dass es sich bei der Leibniz-Konstruktion der Antrittsvorlesung nicht etwa um eine Fehlleistung im Sinne etwa einer über das Ziel hinauschießenden Interpretation handelt, im Gegenteil, die Sache hatte Methode und eine Strategie, wie Natorps *schriftliche* Habilitationsleistung zeigt. Enthielt doch Cohens auf den 4. Juli 1881 datiertes Gutachten zu Natorps Habilitationsarbeit *Untersuchungen über die Erkenntnistheorie Descartes*‘ ein klares Monitum, das eine Korrektur forderte und verlangte, „dass indem die *Keime* des Kriticismus bei Descartes, u[nd] zwar *als* Keime [Hervorh. HKO], nachgewiesen werden, die Eigenthümlichkeit Kants gewahrt“ bleiben müsse.¹²⁷ Das bekräftigt den Befund eindringlich, dass hier *erstens* eine Interpretationsstrategie vorliegt und *zweitens* Natorp Cohens abweichende Position bekannt war. Natorp suchte diese Kritik sogleich abzumildern und leitete eine Ergänzung zum zweiten und abschließenden Kapitel seiner Habilitationsleistung für die erheblich erweiterte Buchfassung mit den Worten ein: „Man wird hiernach meine Meinung wohl nicht so missverstehen, als ob jeder

125 Es ist unklar und dem Manuskript der Vorlesung nicht zu entnehmen, ob diese mit Bleistift verzeichneten Revisionen zum Vortrag gekommen sind oder ob sie nachträglich, womöglich als Resultat einer Diskussion, angefertigt wurden.

126 Brief an Görland vom 5. Dez. 1898, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 253.

127 Hessisches Staatsarchiv 307d, Nr. 118, Bd. 2. Das Gutachten bildet das früheste Dokument von Cohens Divergenz zu und Kritik an Natorp.

Unterschied zwischen Descartes und Kant geleugnet oder vom dem eigenthümlichen [! vgl. Cohens Formulierung, HKO] Verdienst des Letzteren irgendetwas abgestrichen werden sollte.“¹²⁸ Man kann hier dasselbe Muster erkennen wie im Falle der Antrittsvorlesung – Natorp behilft sich mit mildernden, salvatorischen Klauseln, bleibt aber in der Sache hart. Denn die Seiten der Habilitationsleistung, denen Cohens Monitum galt und durch die dieser die „Eigenthümlichkeit Kants“ zu Recht zerstört sah, blieben für die erweiterte Druckfassung unverändert. Wie Leibniz’ wird Kant hier zu einem Nachfahren Descartes gemacht, so weitgehend und radikal ist Natorps überformende Identifikation beider Position – was im Falle Descartes’ noch erheblich befremdlicher wirkt: „Kant hat das *Wesentliche* des Descartes’schen Idealismus also in Wahrheit nicht aufgegeben, sondern in völliger Uebereinstimmung festgehalten [sic] [...]“ lautet Natorps Befund in der schriftlichen Habilitationsleistung wie in der Publikation von 1882.¹²⁹

Berücksichtigt man, dass sich Natorp im oben zitierten Brief an Görland vom 5. Dezember 1898 in seiner Auffassung „in Cassirers Arbeit von neuen Seiten über Erwarren bestätigt“ sah, dann wird deutlich, in welchem hohem Maße das Leibniz-Buch von 1902 in die hier skizzierte Kontroverse eingreift. Eine „Vorgeschichte des Kriticismus“ – so der Untertitel der 1882 veröffentlichten Descartes-Arbeit – hatte nach Cohenschem Maßstab die Identität in der theoretischen Grundposition und -Konzeption *und* zugleich die Differenz in deren Durchführung zwischen Kant und dem jeweiligen Vorgänger auszuweisen. Die Vorrede zur Publikation von 1882 zeigt in beschwichtigenden, geradezu Cohenschen Formulierungen deutlich, dass Natorp sich dieser Divergenz zu Cohen bewusst war – und in der Ausführung seiner Arbeit dennoch eine andere Position einnahm.¹³⁰

Von diesem Befund der vollständigen Identifikation von systematischen Positionen und historischer Stellung der Kantischen *Kritik* und der Leibnizschen Philosophie aus soll abschließend noch einmal auf die historische Frage nach dem

128 Natorp: Descartes’ Erkenntnistheorie. Eine Studie zur Vorgeschichte des Kriticismus, 1882, S. 42-43; das Buch wurde bereits kurz nach der Antrittsvorlesung abgeschlossen, sein Vorwort ist auf den „31. October 1881“ datiert. Der Titel von Natorps schriftlicher Habilitationsleistung lautet vollständig: Untersuchungen über die Erkenntnistheorie Descartes’. Habilitationsschrift, welche mit Genehmigung der philosophischen Facultät zu Marburg zur Erlangung der Venia docendi am 24. October vormittags 11 Uhr öffentlich verteidigt wird, Marburg: Universitäts-Buchdruckerei 1881; sie umfasst 42 S. Ihre ersten beiden Kapitel stimmen bis in die Druckfehler hinein mit den ersten beiden Kapiteln von Natorps im folgenden Jahr erschienenem Buch Descartes’ Erkenntnistheorie überein.

129 Ebd., das Zitat in beiden Arbeiten auf S. 42.

130 Natorp: Descartes’ Erkenntnistheorie, 1882, S. III: „Beides, die Verwandtschaft Descartes’ mit der kritischen Philosophie in der Grundidee und die Unvollkommenheit in der Durchführung dieser Idee suchte ich damit auszudrücken, dass ich diese Arbeit als eine Studie zur Vorgeschichte des Kriticismus bezeichnete.“

Materialismus zurückgeblickt werden. Die Leistung von Leibniz' „Analyse der Grundbegriffe der mechanischen Naturansicht“ besteht nach Natorps Darstellung darin, dass sie den Materialismus „tiefer und radicaler überwindet“ als alle vorausgehenden Versuche dazu.¹³¹ Die Metapher von der ‚Überwindung‘ des Materialismus fungiert dabei als Analogon zur sogenannten „Kopernikanischen Wende“, die mit der *Kritik* Kants vollzogen wurde, als Chiffre eines epochalen Einschnitts also. Das ist eine Funktion des Freund-Feind-Schemas der -Ismen in der Philosophiegeschichtsschreibung. Doch im Kontext des Cohenschen Neuansatzes kommt dieser Chiffre noch eine weitere Funktion zu: sie diene auch zur philosophiehistorischen Selbstpositionierung Natorps gegenüber Cohen. Bei allem Ineinanderfallen ihrer theoretischen Positionen und damit letztlich auch ihrer historischen Stellung in der Konstruktion der Antrittsvorlesung differieren Leibniz und Kant zumindest durch das *factum brutum* der Chronologie: in Natorps Darstellung läßt sich die „Analyse der Grundbegriffe“ als in der Sache weitgehend deckungsgleiche *Antizipation* des durch die *Kritik* Geleisteten lesen. Darin liegt auch eine Stellungnahme zu Cohens Kritik an Lange im Nachruf der *Preußischen Jahrbücher* des Jahres 1876. Sollten Cohens dortige Ausführungen dem Nachweis dienen, der „kritische Idealismus [i.e. die *Kritik* Kants] in *seiner* systematischen Konsequenz“ habe „den Materialismus erledigt“, so antwortet Natorp in der Antrittsvorlesung, dass der Materialismus bereits in Leibniz' erkenntnistheoretischer Arbeit „überwunden“ worden sei. Diese Position wiederum ist zumindest strukturell in der Frage der Stellung, die die Leibniz'sche Philosophie in der Geschichte zugewiesen bekommt, Lange näher als Cohen.

Bei aller vollständigen Überformung der Philosophie Leibniz' in der Lektüre und Konstruktion durch Natorp muss man letzterem zugute halten, dass er sich, anders als nachfolgend Cohen, um die philologische und textuelle Absicherung seiner Interpretation zumindest bemüht hat. Der Antrittsvorlesung eignet ein stark philologischer Gestus. Davon zeugt der Versuch, seiner Deutung im Rückgriff auf den kurz zuvor veröffentlichten Briefwechsel zwischen Leibniz und De Volder eine Basis zu verschaffen.¹³² Natorp hat nicht nur eine Muster-Interpretation geschaffen, die, wenngleich sie in der Folge nicht unumstritten bleiben sollte, in ihrer Fortschreibung durch die Schüler, namentlich durch Ernst Cassirer, zu einem integralen Bestandteil der systematischen und philosophiegeschichtlichen Marburger Schuldoktrin wurde. Er hat dieser Doktrin darüber hinaus auch zu dem unerläßlichen Kanon verholfen, der nicht

131 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S.8.

132 Briefwechsel zwischen Leibniz und de Volder. 1698-1706, in: ders.: Die philosophischen Schriften, hrsg. v. C. J. Gerhardt, Bd. 2, Berlin 1879, S. 139-283.

nur einschlägige Schriften Leibniz' verzeichnet, sondern auch den erwähnten Briefwechsel mit De Volder und weitere Briefschaften¹³³ – noch für die spätere Leibniz-Deutung Cassirers sollte dieser Briefwechsel kanonisch werden. Und er dürfte *drittens* auch prägend auf seinen Schüler Cassirer gewirkt haben, was den erwähnten ‚philologischen Gestus‘ angeht, denn dessen stupende Arbeit an Texten und Quellen ist notorisch.¹³⁴ Wie schmal die mit dem Fund des De Volder-Briefwechsels angelegte Textbasis seiner Interpretation tatsächlich war, scheint Natorp bewusst gewesen zu sein; in der Folge suchte er sie wohl zu erweitern und veranlasste, wie man aus einem späteren Brief an Görland entnehmen kann, seinen Doktoranden Ernst Cassirer dazu, weitere Briefbestände Leibniz' auf der Suche nach theoretisch verwertbaren einschlägigen Texten zu durchforsten – ein Unternehmen, dessen Ergebnis zwar zunächst enttäuschend blieb, das aber von der kongenialen Zusammenarbeit zwischen Natorp und seinem Schüler zeugt.¹³⁵ Erst der weitere Fortgang der Forschungen zwang Natorp, seine Auffassung via Cassirers Arbeitsergebnisse zu revidieren: „die mathem[atischen] Schriften [enthalten] doch, so viel ich aus Cassirers Arbeit ersehe, recht viel u[nd] zwar solches [...] was in d[en] ‚philos[ophischen]‘ Schr[iften] überhaupt nicht zu finden [ist].“¹³⁶ Die Bedeutung Paul Natorps für seinen Schüler Ernst Cassirer, das werden die folgenden Ausführungen zeigen, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden und wird von der Forschung zumeist zugunsten der Überbetonung der Stellung Hermann Cohens vernachlässigt.

133 Der Brief an Görland v. 27. Nov. 1898, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 247-248, hier: S. 248, begründet die Bedeutung des De Volder-Briefwechsels für Natorps Interpretation und benennt weitere kanonische Texte: „Leibniz – De Volder ist vorzüglich wichtig, neben Foucher, Arnauld u[nd] Bayle wohl das wichtigste; wichtiger vielleicht weil noch mehr u[nd] directer auf die Principien der Wissenschaft bezüglich.“

134 Zu Natorps ‚philologischer Akribie‘ vgl. Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 13-15.

135 Brief an Görland v. 27. Nov. 1898, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 247-248, 248: „Die math[ematischen] Werke u[nd] Briefe habe ich nicht systematisch durchgeackert, Cassirer hat es gethan aber darin nicht so viel gefunden als ich gehofft. [...] Es wird indess notwendig sein sie ebenso wie die philos[ophischen] zu kennen u[nd] auszuschöpfen.“

136 Brief an Görland v. 24. Sept. 1899, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 258-260, hier: S. 258.

3. Kant – ein Epigone Leibniz'? – Cohens Kritik der Philosophie Leibniz' im Lichte von Natorps Antrittsvorlesung

Die Antrittsvorlesung schloss an die Basistheoreme der sich neu formierenden „transscendentalen Methode“ Hermann Cohens und deren inhärente Systematik an. Zwar waren die Grundtexte dieser Formation, das *Princip der Infinitesimal-Methode* und die zweite Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung*, noch nicht geschrieben, wohl aber lagen deren Präludien mit *Kants Begründung der Ethik* (1877), der Studie über *Platon und die Mathematik* (1878) und in der Auseinandersetzung mit Friedrich Albert Lange vor. Der Anteil von *Leibniz und der Materialismus* am work in progress der Weiterbildung der „doktrinalen Basis der Schule“, wie Helmut Holzhey die Basistheoreme der Marburger so treffend genannt hat, ist unübersehbar. Natorp trieb den in Cohens Schriften bis 1878 angelegten Apriorismus und Szientismus entschieden weiter, verschärfte die *Entpluralisierung* und *Mathematisierung* im Paradigma des Wissenschaftsbezugs von Erkenntnistheorie, indem er am Beispiel Leibniz' durchexerzierte, dass das „Factum“, auf das sich die „Analyse der Grundbegriffe“ bezog, keinesfalls das von „Wissenschaften“, sondern nur das einer kausalmechanistisch verfassten Naturwissenschaft, *der* Naturwissenschaft, sein konnte, die wiederum der Mathematik gehorchte. Die Antrittsvorlesung applizierte diesen systematischen Ansatz auf eine rigide reduktionistische Philosophiegeschichtsschreibung, die Leibniz' Philosophie einzig als Fortschreibung der Platonischen Ideenlehre deutete und deren metaphysische Dimension vollständig eliminierte. Damit erweiterte sie zumindest das Feld der Vorgeschichtsschreibung der Kantischen *Kritik* um eine weitere Station, und man könnte sagen, dass in dieser Erschließung bereits eine spezifische Leistung von Natorps Leibniz-Konstruktion besteht – wie immer man diese im einzelnen beurteilen mag. Ähnliches gilt auch für *Descartes' Erkenntnistheorie*. Im Falle von Leibniz war Natorp, wie gezeigt, sogar so weit gegangen, dessen „System“ innerhalb dieser Geschichte eine alle anderen Positionen überragende Stellung einzuräumen. Die „Vorgeschichte des Kriticismus“ konnte fortan nicht mehr geschrieben werden, ohne dass diesem Resultat Rechnung zu tragen war. So weit reichen die Konvergenzen mit Cohens Ansatz, die Divergenzen freilich sind unübersehbar. So machte *Leibniz und der Materialismus* durch die philosophiehistorische Verhüllung hindurch einerseits Natorps eigenen systematischen Ansatz in der Deutung der Leibnizschen Substanz als *der* zentralen Kategorie der Realitätskonstitution in programmatischer Weise kenntlich. Andererseits zeichnete

Natorp der Vorlesung auch seine ganz eigene Deutung der Vorgeschichte der Kantischen *Kritik* ein, indem er die These von der herausragenden historischen Stellung Leibniz' verabsolutierte, auf diesen die spezifischen Leistungen der Kantischen *Kritik* übertrug und somit die Differenz zwischen der Kantischen und Leibnizschen theoretischen Position weitgehend aufhob. Aus Natorps Perspektive hätte das Motto zu dieser Konstruktion der Philosophiegeschichte gewissermaßen lauten können: „Kant – ein Epigone Leibniz“¹³⁷, und nicht, wie zumindest vom Marburger Schulhaupt Cohen intendiert, „Leibniz – der ‚Vorläufer Kants““. Doch ganz gleich, ob man ihre Konvergenzen oder Divergenzen zu Cohen in den Blick nimmt – Natorps Leibniz-Interpretation ist ein bedeutsames Moment innerhalb der Marburger Theoriebildung und Philosophiegeschichtsschreibung, und sie hat die Leibnizsche Philosophie zum Medium der schulinternen Auseinandersetzungen erhoben, wie an der prompt erfolgten Reaktion des Marburger Schulhauptes abzulesen ist.

Cohens Beschäftigung mit Leibniz von 1883 ebenso wie seine späteren Deutungen ist durch innersystematische Motive angeleitet, wie gerade die Adoption des Theoriemotivs der Infinitesimalität und seine theoretische Funktion innerhalb der „transscendentalen Methode“ zeigt: die Infinitesimalmethode soll den Realitätsbezug der Erkenntnis sichern ohne Rekurs auf die Sinnlichkeit als einer Erkenntnisquelle.¹³⁷ Doch ist Cohens Auseinandersetzung mit Leibniz nicht alleine durch solche systematischen Aspekte und ebensowenig ausschließlich durch historisch-legitimierende Absichten motiviert, wie beispielsweise die, das Prinzip der Realitätskonstitution wenn schon nicht der Kantischen *Kritik*, so doch einer Theorie zu entnehmen, die der Intention und einigen Zügen nach als mit der „Erkenntniskritik“ Kants weithin kongruent, als „Vorgänger“ interpretiert wurde. Cohens Deutung der Philosophie Leibniz' scheint vielmehr initialisiert durch das Leibniz-Portrait, das sein Schüler und Kollege Natorp in seiner Antrittsvorlesung entworfen hatte; sie ist eine Art der Reaktionsbildung, und das gleich in doppelter Hinsicht: zum einen übernahm Cohen recht ungeniert einige Tendenzen und systematische wie historische Interpretamente aus *Leibniz und der Materialismus*, zum anderen verdankt sich seine Auseinandersetzung mit Leibniz in nicht minderem Maße einer immanenten mehrfachen Korrektur, die das Marburger Schulhaupt meinte, an der Leibniz-Interpretation seines jüngeren Kollegen Natorp anbringen zu müssen. Zwar publizierte Cohen seine Korrektur an Natorp, doch erfolgte diese als solche unausdrücklich und war nur schulintern wahrnehmbar, und das

137 Wie das im einzelnen zu verstehen ist und ob das gelingt kann hier nicht diskutiert werden. Die vorliegende Rekonstruktion kann nur den funktionalen Zusammenhang der einzelnen Theorieelemente darstellen.

schon deshalb, weil Natorps Vortrag unveröffentlicht blieb. Sie wurde zudem nicht vor einer breiteren Öffentlichkeit inszeniert, wie alle sonstigen sachlichen Divergenzen zwischen Natorp und Cohen auch. Das gehört zu den Formationsbedingungen bei der Bildung von Schulen und entsprach nicht den Usancen der internen Auseinandersetzung im Kreise der Marburger, zumindest bis zum Tode Cohens. Diese mehrfache Korrektur ist alleine an den Interpretationsdifferenzen abzulesen, an der Verschiebung, die Cohen im begrifflichen und philosophiegeschichtlichen Zentrum der Natorpschen Deutung vornahm und mit der er das Feld der Marburger Leibniz-Interpretation im Medium der Schriftlichkeit bis zum Erscheinen von Cassirers Leibniz-Buch erfolgreich besetzte. Die Konvergenzen und Divergenzen der Leibniz-Interpretationen Natorps und Cohens sind Thema der folgenden Ausführungen, denn sie bilden das Feld von Theoremen und Positionen, auf dem Cassirer wiederum seinen ersten Versuch in Sachen Philosophiegeschichtsschreibung unternahm.

Die Philosophie Leibniz' hat Cohen erstmals im *Princip der Infinitesimal-Methode* von 1883 skizziert.¹³⁸ Dessen Argumentation und Darstellung zeichnen sich gegenüber seinen früheren Arbeiten dadurch aus, dass Cohen dem *systematischen* Teil seiner Ausführungen einen ausführlichen *problemgeschichtlichen* zur Seite stellt; entsprechend wird Leibniz' Beitrag zur Entdeckung und Formulierung der thematischen Infinitesimalmethode ausschließlich problemorientiert diskutiert.¹³⁹ Die Kant-Interpretation von 1885 geht hierin noch einen Schritt weiter und positioniert Leibniz' Philosophie innerhalb eines umfassenden philosophiegeschichtlichen Entwurfs. So rechnet die zweite Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* Leibniz zusammen mit Descartes einer bei Platon beginnenden historischen Linie zu, die als Vorgeschichte auf die Kantische Philosophie hinzielt.¹⁴⁰ Die Stationen dieser historischen Fluchtlinie lauten seit Natorps Antrittsvorlesung: Platon, Descartes, Leibniz, Kant.¹⁴¹ Descartes und Leibniz bilden in der historischen Konstruktion dieses sogenannten „Idealismus“ die „Höhepunkte“ in der „neuere Philosophie“, da beide „der Spur Platons folgen“ und „an der Gründung der mathematischen Naturwissenschaft den positivsten Antheil haben.“¹⁴² Auch in diesem Befund Cohens wird man ein Resultat der Forschungen Natorps aus den Jahren bis 1882 erblicken müssen, übernahmen doch Descartes' und Leibniz' naturwissenschaftliche Leistungen in Habilitationsschrift und

138 Leibniz: Das Princip der Infinitesimal-Methode und seine Geschichte, 1883, S. 50-79.

139 Vgl. ebd.

140 Cohen: Kants Theorie der Erfahrung, 2. Aufl., 1885, zu Platon vgl. S. 8 u.ö., zu Descartes, Leibniz, Kant S. 40-41 u.ö.

141 Vgl. auch Cohen: Von Kants Einfluß, S. 7.

142 Cohen: Kants Theorie der Erfahrung, 2. Aufl., 1885, S. 24-25.

Antrittsvorlesung, wie gezeigt, eine konstitutive Funktion. Cohen folgt Natorp sogar so weit, dass er Leibniz in dieser Geschichte der „Vorläufer Kants“ eine Sonderstellung zuschreibt, da jener „schärfer und klarer den Urgedanken des Platonismus“, die Priorität von „Denken und Vernunft gegenüber der Empfindung und Sinnlichkeit“, „regeneriert“ habe, als Descartes es vermocht hatte.¹⁴³

Zentrales Thema der Leibniz-Darstellung in der Neuauflage von *Kants Theorie der Erfahrung* ist also die Konstitution der „Materie“ und des „Gegenstandes“ im Denken.¹⁴⁴ Wenn Cohen diesen sogenannten „Urgedanken des Platonismus“ systematisch exponiert, so werden auch in theoretischer Hinsicht Konvergenzen mit Natorps Interpretationen zu Leibniz aus der Antrittsvorlesung sichtbar. Natorp hatte Leibniz völlig selbstverständlich und unumwunden als Protagonisten eines reinen Denkens skizziert. Indem Cohen das Grundtheorem seiner reformulierten Kant-Interpretation, die Erzeugung des Erkenntnisgegenstandes und seiner Realität im Denken, auf Platon und Leibniz überträgt, sucht er hier sein historisches Konstrukt von einem systematischen Argument her zu begründen. Insofern dient auch die dem „Vorläufer Kants“ zugeschriebene Gründung „alle[r] Realität der Dinge“ und der Konstitution des Erkenntnisgegenstandes im Denken der *systematischen* Begründung der prominenten Stellung, die Leibniz in der Vorgeschichte der *Kritik der reinen Vernunft* zugeordnet war.¹⁴⁵ Argumentativ greift Cohen dabei auf den Grundgedanken des zwei Jahre zuvor erschienenen *Principis der Infinitesimal-Methode* zurück. Leibniz' „Entdeckung des Infinitesimalbegriffs“ bedeute, dass „das Denken nicht mehr schlechthin mit [...] der sinnlichen Anschauung gleichgesetzt werden“ könne, sondern vielmehr der „Begriff der Materie“ im „Begriff des Intensiven“ als eines „Moment[s] des Denkens“ bestimmt werde.¹⁴⁶ Damit habe Leibniz in der Infinitesimalmethode „die sinnliche Erkenntnis“ auf Mathematik und Naturwissenschaft zurückgeführt. Auf diesen Überlegungen beruht die prominente Stellung, die Cohen auf den Spuren Natorps Leibniz in der Geschichte der Philosophie zuschreibt. Dieser wird zum Gewährsmann von Cohens Versuch der Elimination des einen der beiden Kantischen Stämme der Erkenntnis, der Sinnlichkeit. Cohens Interpretation zielt also darauf hin, mit der Adoption des Theorems der Infinitesimalmethode den zentralen Leitgedanken für seine Reformulierung der „transscendentalen Methode“ systematisch und historisch zu begründen.

143 Ebd., S. 40.

144 Vgl. ebd., S. 39: „Wir können im Grunde der Monade dasjenige Denkmoment erblicken, welches die Materie und den Gegenstand zu constituieren geeignet ist.“

145 Ebd., S. 39.

146 Ebd., S. 37-38.

Das läßt unschwer den Grundzug der gesamten Leibniz-Interpretation Cohens erkennen: Cohen bedient sich der basalen systematischen Theoreme seiner mit *Kants Begründung der Ethik* von 1877 begonnenen und durch die zweite Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* 1885 abgeschlossenen Kant-Deutung, überträgt sie auf die theoretische Philosophie Leibniz‘ und macht sie zu deren systematischem Zentrum. Vorbereitet und vermittelt wurde diese Übertragung durch *Leibniz und der Materialismus*, denn dort hatte Natorp kurz vorher dieselbe Übertragungsarbeit geleistet und die Philosophie Leibniz‘ in analoger Weise überformt. Den Kernbestand dieser Theoreme bilden (1) die oben bereits erwähnte Konstitution des Erkenntnisgegenstandes ausschließlich im Denken, was (2) gleichbedeutend mit der prinzipiellen Aufhebung der Kantischen Dualität der beiden Quellen der Erkenntnis ist sowie (3) die Substitution des Bezugs auf Anschauung im Erkenntnisprozess durch die apriorische Referenz auf Mathematik und mathematische Naturwissenschaft im sogenannten „Factum der Wissenschaft“. ¹⁴⁷ In dieser Perspektive besteht das Zentrum des „Leibnizschen Idealismus“ in dessen theoretischem Beitrag zur Realitätsproblematik, der „die Realität der Dinge [...] in der Idealität der Regeln und Gesetze“ gründe. ¹⁴⁸ Doch an dieser Stelle wird die ebenso unausdrückliche wie unüberwindbare Divergenz zur theoretischen Seite der Selbst-Positionierung Natorps deutlich, Cohens Gegen-Positionierung. Hatte jener in der Antrittsvorlesung doch ebenfalls die Realitätskonstitution an die ‚Idealität des Gesetzes‘ gebunden: „Im Begriff des *Gesetzes* [...] hat denn Leibniz ein ganz und *gar nicht mehr materiales* und *sinnliches*, sondern *formales* und *ideelles* Princip erreicht [...]“ – um sodann den „Begriff des *Gesetzes*“ als die „eigentliche *Darstellung* der *Substanz* der Dinge“ zu deuten. ¹⁴⁹ Cohen dagegen sieht die „Idealität der Regeln und Gesetze“ durch die Infinitesimalmethode realisiert und damit durch diese die Konstitution von Realität vollzogen. Das *Princip der Infinitesimal-Methode* dient nach seiner systematischen Seite hin im Grunde nur dem einen Zweck, dieses Theorem zu begründen. ¹⁵⁰ Wenn Cohen schließlich bemerkt, gerade diese von ihm konstruierte Auffassung vom Verhältnis von „Realität der Dinge“ und „Idealität der Gesetze“ mache Leibniz, zum „wissenschaftliche[n] Leiter“ und zum „philosophische[n] Vorfahre[n] Kants“, ¹⁵¹ so

147 Kants Theorie der Erfahrung geht hierin einen Schritt weiter als Das Princip der Infinitesimal-Methode.

148 Cohen: Kants Theorie der Erfahrung., S. 40.

149 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 9.

150 Diesen Unterschied zwischen Natorps und Cohens Leibniz-Interpretation hat Holzhey: Die Leibniz-Rezeption, S. 290-291, herausgearbeitet.

151 Cohen: Kants Theorie der Erfahrung, 2. Aufl. 1885, S. 41.

liegt darin auch ein erster Hinweis auf eine philosophiegeschichtliche Gegenposition zu Natorps Interpretation. Denn Cohen räumt Leibniz damit zwar zum wiederholten Male eine ganz herausgehobene Stellung in der Philosophiegeschichte ein, verweist aber auch ostentativ darauf, dass die *Kritik* das neue und unüberbietbare Paradigma neuzeitlicher Erkenntnistheorie ist und bleibt.

Doch Cohen unterzieht, anders als zuvor Natorp, Leibniz' Philosophie auch scharfer Kritik, und zwar aus systematischer wie historischer Perspektive. Diese Kritik bildet eine Art Gegenlektüre zu Natorps geradlinigem, sämtliche Ambivalenzen kassierenden Leibniz-Portrait, das Kant wie dessen Epigonen erscheinen ließ. Zunächst kritisiert Cohen eine Doppeldeutigkeit in Leibniz' Begriff der Monade: „der *Grundfehler* der Monadenlehre“ bestehe darin, „dass *die Monade zugleich Realität und Substanz* zu vertreten“ habe.¹⁵² Leibniz schwankt Cohen zufolge zwischen der Bestimmung der Monade als eines bloßen *Denkmomentes*, das als infinitesimale Größe „den Grund“ lege für „die Materie und das Object“ und somit – im Sinne Cohens – realitätserzeugend wirke, und dem Verständnis der Monade als eines „*Gebildes*“ [Hervorh. HKO], das als „Einfaches“ gleichsam atomistisch oder materialistisch die Körper im Raume konstituiere.¹⁵³ Das Defizit dieser Doppeldeutigkeit und des aus ihr resultierenden „Dogmatismus der Monadologie“ als einer Substanzontologie scheint zumindest dem Verfasser der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* behebbar. Denn „unserm freiem historischen Blicke“ – vulgo: Cohens verbessernder Interpretation – erweise sich die Monade als gerade „dasjenige Denkmoment [...], welches die Materie und den Gegenstand zu constituiren geeignet ist.“¹⁵⁴ Eliminierte man also das mit dieser Bestimmung unvereinbare Verständnis des metaphysischen oder ontologischen Moments, die Monade als einfache Substanz, dann würde Leibniz dem Marburger Kantverständnis nahezu differenzlos angeglichen: „Wäre nun die Monade nur als ein solches Moment des Denkens, und als rein aus dem Denken herleitbare Bestimmung und Bedingung der Materie und in ihr des Gegenstandes der Naturwissenschaft gedacht worden, so würde Leibniz den Vorgänger [i.e. Descartes, HKO] gänzlich überwunden haben.“¹⁵⁵ Nicht nur die Überwindungs-Metaphorik zitiert die Natorpsche Antrittsvorlesung; die gesamte Konstruktion verweist auf die in *Leibniz*

152 Cohen: *Das Princip der Infinitesimal-Methode*, S. 54.

153 Cohen: *Kants Theorie der Erfahrung*, 2. Aufl., 1885, S. 37-39, sowie ders.: *Das Princip der Infinitesimal-Methode*, S. 53-54. Cohen folgt hier bemerkenswerterweise der Deutung Zellers: *Geschichte der deutschen Philosophie*, 1873, S. 99 u. 107, die den Einfluß der Atomistik auf Leibniz nachweisen wollte, sowie der Zeller in dieser Hinsicht folgenden Interpretation von Lange: *Geschichte des Materialismus*, S. 389.

154 Cohen: *Kants Theorie der Erfahrung*, 1885, S. 39.

155 Ebd., S. 38.

und der Materialismus angelegte vollständige Antizipation der Kantischen *Kritik* durch die sogenannte Erkenntnislehre Leibniz' – im Modus des Irrealis. Denn Cohen verwirft hier unausdrücklich Natorps Interpretationsstrategie in totum – auch wenn er einzelne Resultate der Interpretation, wie gezeigt, durchaus aufgenommen hat. Er revoziert die vollständige Beseitigung jeglicher Metaphysik, wie sie Natorps Leibniz-Skizze unternommen hatte, und insistiert auf der metaphysischen Differenz zwischen der Leibniz'schen und der Kantischen Position. Damit restituiert Cohen auch die historische Differenz zwischen beiden und verschiebt die Epochenschwelle wieder hin zur Kopernikanischen Wende: die vollständige „Überwindung“ des Dogmatismus ist und bleibt für Cohen Leistung der *Kritik der reinen Vernunft*.

Doch neben dem „Dogmatismus der Monadologie“ moniert Cohen einen weiteren, aus seiner Sicht weitaus grundlegenden Fehler. Denn Leibniz verfehle Cohen zufolge auch die Begründungsdimension des Theorems der Gegenstands- und Realitätserzeugung aus dem bloßen Denken, indem er in der Infinitesimalmethode zwar „die sinnliche Erkenntnis auf die Mathematik zurück[leitete]“, dann aber den bloß „formale[n] Charakter der Logik übersehen“ und „die Mathematik selbst auf die Logik, in welcher er den Grund aller Wahrheit sah, auch der materialen“ zurückgeführt habe.¹⁵⁶ Dieser „Fehler [...] war schwer und verhängnisvoll“ und Resultat einer „Ueberschätzung der Logik“ [Hervorh. HKO].¹⁵⁷ Immerhin habe Leibniz „damit den Zusammenhang von Logik und Wissenschaft“ als zentrales Problem der Philosophie herausgearbeitet und betont. Doch muss Cohen zufolge gegen ihn an der Differenz von Erkennen und Denken und damit am „Zusammenhang von Wissenschaft und Erkenntnistheorie“ festgehalten werden: „Die Aufgaben des Erkennens erfordern eben noch andere Mittel und Zurüstungen, als die der *Denk-Gesetze*.“¹⁵⁸ Diese Kritik markiert in Cohens Auffassung eine weitere Differenz zwischen Leibniz und dem Kant der *Kritik der reinen Vernunft*, denn Leibniz hätte sich „auf dem Höhepunkte erkenntniskritischer Einsicht“ befinden können, hätte es ihm nicht „an der methodischen Bestimmtheit der Grundbegriffe“ gefehlt, die nur in der „*Präcisierung der Vernunft selbst zunächst in mathematischer Naturwissenschaft*“ zu erlangen sei, und eben nicht, wie sinngemäß zu ergänzen ist, in der Logik.¹⁵⁹ Auch dieses von Cohen diagnostizierte grundlegende Defizit der Leibnizschen Philosophie ist zugleich ein Defizit ihrer Interpretation durch Natorp, hatte dieser in der Antrittsvorlesung doch

156 Ebd., S. 39-40.

157 Ebd.; ähnlich, teilweise wörtlich Cohen: Das Princip der Infinitesimal-Methode, S. 4 u. 53-54.

158 Ebd., S. 4.

159 Ebd., S. 59.

Leibniz' mechanistische Wissenschaftsauffassung ebenso wie dessen „Analyse der Grundbegriffe“ auf Mathematik zurückgeführt – ohne die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft, Logik und Mathematik auch nur zu stellen, ja, ohne den Begriff der Logik in Beziehung auf Leibniz auch nur einmal zu erwähnen. Diese Streichung eines für Leibniz zentralen Elementes ist durch Cohens Rückführung von Erkenntnistheorie auf Mathematik bei Platon motiviert, wie er sie in seiner Studie über *Platon und die Mathematik* vorgeführt hatte und die sein Schüler Natorp einfach auf Leibniz übertrug. Logik wurde demgegenüber von Cohen als eine der beiden grundlegenden Bezugsdimensionen des Antipoden Platons, Aristoteles, ausgewiesen. Ein zum reinen Platoniker gewendeter Leibniz, wie Natorps Vorlesung ihn präsentierte, konnte sich schwerlich durch die Rückführung von Mathematik auf Logik oder gar eine „Ueberschätzung der Logik“ auszeichnen.

Cohens systematische Kritik am „Dogmatismus der Monadologie“ und an Leibniz' Fundierung von Mathematik in Logik enthält unausdrücklich auch eine historische Signatur. Denn in Cohens Konstruktion der Philosophiegeschichte erscheint die neuzeitliche Philosophie – wie im vorigen Kapitel kurz umrissen wurde – als Kampf zwischen zwei Paradigmen, zwischen Platon als dem Begründer der „Erkenntniskritik“ in der Mathematik und dessen Antipoden Aristoteles, der Mathematik wie Platonische Ideenlehre gründlich missverstanden und die Philosophie stattdessen irrtümlich auf Wahrnehmung, Erfahrung und „Entwicklungsgeschichte“ und damit auf „Logik und Psychologie“ gegründet habe – kurz: die Philosophiegeschichte wird zur Alternative zwischen dem „Mathematiker Platon“ und seinem „unüberzeugbare[n] typische[n] Widerpart“, dem Logiker Aristoteles.¹⁶⁰ Diese Opposition zweier antipodisch angelegter Typen von Philosophie hat spätestens von Cohens Schrift *Platons Ideenlehre und die Mathematik* von 1878 an als verbindliches Muster der Marburger Philosophiegeschichtsschreibung zu gelten¹⁶¹ – ein Muster, das zwar unübersehbar in der zweiten Auflage von Langes *Geschichte des Materialismus* angelegt war, von diesem aber nicht in reduktionistischer und dogmatischer Weise verwendet wurde.¹⁶² Innerhalb dieses historischen Koordinatensystems gerät Leibniz vor allem durch seine „Ueberschätzung der Logik“ unter der Hand zum Aristoteliker. Auch der inkriminierte

160 Cohen: Kants Theorie der Erfahrung, 1885, S. 17-18 und ders.: Platons Ideenlehre und die Mathematik, S. 363.

161 Ebd., S. 336-366. Auch in weiteren, auf Platons Ideenlehre folgenden Texten der hier thematischen Schaffensphase sucht Cohen, Platon und Aristoteles als antipodisch angelegte Paradigmen zu etablieren, vgl. beispielsweise Einleitung mit kritischem Nachtrag, in: Werke, Bd. 5, S. 30: „Wir müssen also auf Platon wieder zurückgehen, zu dem Aristoteles sich innerlichst in Gegensatz stellte [...].“

162 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. I, 2.2.

„Dogmatismus der Monadologie“ enthält ein aristotelisches Moment, orientiert sich Cohens Verständnis der Monade als einfacher Substanz doch ganz eindeutig an der Substanz-Auffassung Aristoteles'. So beklagt Cohen die „Borniertheit“, die nur „Erbeil eines aristotelischen Kopfes sein“ könne, die „ούσία der Idee“ im aristotelischen Sinne ontologisch, als „aparte“, das heißt auch raum-zeitlich situierte „Wesenheit“ verstehen zu wollen.¹⁶³ „Substanz“ wird so zu einer Chiffre des Aristotelismus als eines negativen, der Fortschrittsideologie zuwiderlaufenden Momentes der Philosophiegeschichte geprägt.

Diese erkenntnistheoretisch-systematischen und mit einem historischen Index versehenen Defizite, die Cohen in der Leibniz'schen Philosophie zu erkennen glaubt, führt er in der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* auf ein tieferliegendes Problem zurück. „Das sind die offen liegenden Schäden der monadologischen Grundlagen,“ so heißt es dort resümierend, „die jedoch aus den tiefen Tendenzen und dem gewaltigen Vermögen Leibnizens zur wissenschaftlichen Forschung sich verstehen lassen.“¹⁶⁴ Damit greift Cohen auf eine These zurück, die er in geringem zeitlichem Abstand zu *Leibniz und der Materialismus* und noch vor dem *Princip der Infinitesimal-Methode* formuliert hatte. In ihr zeigen sich bereits Spuren einer impliziten Auseinandersetzung mit Natorps Leibniz-Interpretation. Stellte die Antrittsvorlesung die Figur Leibniz' als Personalunion von mechanischem Naturwissenschaftler, Mathematiker und Erkenntnistheoretiker vor, und das heißt: als Symbol der Einheit des Faktums der Wissenschaft und der darauf bezogenen erkenntnistheoretischen Reflexion, so nimmt Cohen dieses Motiv in seiner Rede *Von Kants Einfluß auf die deutsche Kultur* vom 17. März 1883 auf und bemerkt: „Darin allein hat sich überall der philosophische Genius bewiesen, in *Platon* und *Descartes*, in *Leibniz* und *Kant*, dass er die Frage gestellt hat: *Was ist Wissenschaft?* Der philosophische Vorzug Kants vor seinen Vorgängern läßt sich demgemäß dahin bestimmen: dass während *Descartes* und *Leibniz* zugleich an der Erzeugung der Wissenschaft mitarbeiteten, *seine* Kraft gesammelt blieb auf jene einzige philosophische Frage. Denn seit *Newton* war die Wissenschaft eine gegliederte Wirklichkeit geworden.“¹⁶⁵ Diese Passage zeigt, dass Cohen das Resultat der Antrittsvorlesung seines Schülers Natorp zunächst insofern teilt, als er dessen Deutung der Figur Leibniz' als Symbol der Einheit von mathematischer Naturwissenschaft und auf diese bezogener erkenntnistheoretischer Reflexion zustimmt.

163 Ebd., S. 347; zum aristotelischen Substanzbegriff vgl. Stegmaier: Substanz. Grundbegriff der Metaphysik, 1977, S. 35-84.

164 Cohen: *Kants Theorie der Erfahrung*, 1885, S. 40.

165 Cohen: *Von Kants Einfluß*, S. 7-8; das Vorwort von *Das Princip der Infinitesimal-Methode* datiert vom „August 1883“.

Die zweite Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* bestätigt diesen Befund: „Die Führer der modernen Philosophie [i.e. Descartes und Leibniz] sind zugleich die vorzüglichen Mitarbeiter und Schöpfer der mathematischen Naturwissenschaft. Der Zusammenhang von Philosophie und Wissenschaft ist in ihnen verkörpert.“¹⁶⁶ Doch lassen sich hieran zugleich unmissverständlich drei Divergenzen zu Natorps an diesen Befund anschließende Auffassung ablesen: *erstens* beharrt Cohen auf einer klaren Differenz zwischen Leibniz und Kant, was deren Bestimmung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Philosophie angeht. *Zweitens* merkt er an, dass sich mit Newton die Realität der mathematischen Naturwissenschaft epochal verändert habe, und zwar insofern, als diese in ein neues Zeitalter eingetreten sei und sich aus der Einheit mit der Philosophie gelöst und zu einer „gegliederte[n] Wirklichkeit“ ausgebildet habe. Schon daraus folgt, dass Leibniz’ wissenschaftliche Versuche für Cohen offenbar nicht mehr zum gültigen Paradigma neuzeitlicher Wissenschaftsauffassung zu rechnen sind, und insofern nicht das „Factum der Wissenschaft“ als apriorischer Bezugsdimension erkenntnistheoretischer Reflexion bilden können. Das „Factum“, so muss weiter geschlossen werden, ohne dass Cohen das expliziert, ist gebunden an den verbindlichen Stand des jeweils aktuell gültigen wissenschaftlichen Paradigmas. Das läßt sich auch aus Cohens unterschwelligem Versuchen im *Princip der Infinitesimal-Methode* ablesen, im „Prioritäts-Streit“ zwischen Leibniz und Newton der Newtonschen Fluxions-Methode den Vorzug vor der Leibnizschen Infinitesimalmethode zu geben.¹⁶⁷ Newton wird als Vollender der „Grundlegung der wissenschaftlichen Principien“ dargestellt, Leibniz sei „von Newton überflügelt worden“, wie Cohen im Kant-Buch von 1885 feststellt.¹⁶⁸ Mit der Feststellung dieser epochalen Dissoziation von Wissenschaft und Philosophie geht für Cohen *drittens* einher, dass nunmehr erst Philosophie qua Erkenntnistheorie sich auf Wissenschaft beziehen kann, auf deren Resultate und auf das unabhängig von jener entstandene „Factum der Wissenschaft“. Nach der Auflösung der universalen Einheit von Wissenschaft und Philosophie nach Leibniz sucht Cohen diese Einheit durch die Annahme der *wechselseitigen* Beziehung beider zu substituieren – ganz analog zum kritischen Ideal Langes: Philosophie soll nicht nur in regressiver Analyse wissenschaftlicher Resultate die Grundlagen und „Hypothesen der Wissenschaft ausfindig [...] machen“, sondern auch umgekehrt, Philosophie nehme ihrerseits „Einfluß auf die *mathematische Naturwissenschaft*“, so jedenfalls lautet

166 Cohen: *Kants Theorie der Erfahrung*, 1885, S. 24.

167 Vgl. Cohen: *Das Princip der Infinitesimal-Methode*, S. 78-88.

168 Cohen: *Kants Theorie der Erfahrung*, 1885, S. 24.

Cohens gleichsam als Tatsache formulierter Befund.¹⁶⁹ „*Kant selbst* [war] *Newtonianer*“ und vice versa, „alle Newtonianer [sind] Kantianer“, wie es in der Rede von 1883 formelhaft heißt.¹⁷⁰

Über diesen Bezug von mathematischer Naturwissenschaft und Philosophie, wie er im Reduktionismus vom „Factum der Wissenschaft“ zum Ausdruck kommt, sucht Cohen den Status von Philosophie als einer strengen Wissenschaft zu etablieren und zu sichern: „Indessen die Philosophie soll selbst Wissenschaft werden. [...] Nicht die Natur als solche darf ihr Object sein, sondern die Naturwissenschaft. [...] Wie aber *Naturwissenschaft* als solche möglich sei, welche *Bedingungen des Erkennens* sie voraussetze, auf welchen *Grundsätzen* sie beruhe, das sind die Fragen, deren Beantwortung nach Kant die Philosophie zur Wissenschaft macht. Die Wissenschaft als solche in ihrer Wirklichkeit anerkennen und die Bedingungen ihrer Möglichkeit erforschen, das macht die Philosophie zur Wissenschaft.“¹⁷¹ Dabei wird der programmatische Charakter dieser Passage nur dann deutlich, wenn die Wendung „nach Kant“ nicht nur im Sinne der Lesart Kants verstanden wird, sondern gerade auch in ihrem temporalen Sinne, der Kant zum Beginn einer neuen Epoche macht, einer Epoche, der sich auch Cohen angehörig fühlt. Was sich Natorps Antrittsvorlesung zufolge also bei Leibniz musterhaft an *einer* Figur vollziehen sollte, die Grundlegung „der philosophischen Grundsätze“ im Rückgang auf die „Grundlegung der wissenschaftlichen Prinzipien“, das wird, folgt man Cohens historischer Konstruktion, im historischen Zusammenspiel von Newton und Kant geleistet und aufgelöst: der „tragische Zug in der Entwicklung der neuern Philosophie findet darin seine Versöhnung.“¹⁷² Damit aber wird die Kantische *Kritik* zum unüberbietbaren Paradigma neuzeitlicher Erkenntnistheorie – und Natorps problematische Identifikation von Leibniz’ und Kants theoretischer Position und deren historische Quasi-Ununterscheidbarkeit scheinen behoben, die „Eigenthümlichkeit Kants“ wiederhergestellt.

So bleibt die Ambivalenz von Mathematik vs. Logik, Platon vs. Aristoteles, Erkenntnistheorie vs. Metaphysik in Cohens janusköpfigem Leibniz-Portrait unaufgelöst – ja sie *muss* unter den Bedingungen moderner Wissenschaft unaufgelöst bleiben. Es entbehrt indessen nicht der historischen Ironie, ja Paradoxie, dass mit dieser Intervention Cohens, die fortan als die Marburger Schulauffassung zu Leibniz galt, eben

169 Cohen: Kants Einfluß, S. 8; zu Langes Ideal der streng wechselseitigen Bezogenheit von kritischer Philosophie und Wissenschaft vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. I, 2.2.

170 Ebd.

171 Ebd., S. 6.

172 Cohen: Kants Theorie der Erfahrung, 1885, S. 24-25.

jene oben beschriebene Zwiespältigkeit in der Interpretation der Leibnizschen Philosophie wiederbelebt wurde, die Natorp in Friedrich Albert Langes *Geschichte des Materialismus* vorgefunden und dieser ausgetrieben hatte.

EXKURS 1: PAUL NATORP UND FRIEDRICH ALBERT LANGE – HINWEISE AUF EINE UNTERDRÜCKTE THEORIEBEZIEHUNG

Die Theoriebeziehung von Paul Natorp auf Friedrich Albert Lange muss noch immer als weithin ungeklärt gelten. Natorps verdeckter Hinweis auf Langes Hauptwerk im Titel der Antrittsvorlesung, seine Referenzen auf dessen Leibniz-Skizze wirken zunächst wie heterogene Elemente im Kontext der Cohenschen Bemühungen um Abgrenzung von seinem Vorgänger. Sie erscheinen auch im Werk Natorps als zusammenhangslos, und weder in seinem philosophiegeschichtlichen Werk noch in seinen Arbeiten zur Erkenntnislogik entdeckt man Korrespondenzen dazu. Angesichts dieses Befundes hinsichtlich der Publikationen Natorps könnte sich die Frage stellen, ob die Annahme eines entstehungsgeschichtlichen Bezugs von *Leibniz und der Materialismus* zur *Geschichte des Materialismus* voreilig war und die Nähe der Antrittsvorlesung zu Cohens Lange-Edition bloße Kontingenz.

Der Nachlass Natorps zeichnet jedoch ein ganz anderes Bild. Hier zeigt sich eine nachhaltige Lange-Rezeption, die ihren Niederschlag in einem Konvolut von drei relativ umfangreichen Manuskripten fand.¹⁷³ Es handelt sich hierbei nicht um Lektürenotizen oder Extemporiertes, sondern um in Schönschrift ausgeführte, in sich geschlossene Texte, die mit Anmerkungen versehen sind und im Vergleich mit anderen Manuskripten Natorps ganz offensichtlich zu den druckfertigen gehören. Sie haben keinen Vortragscharakter und wären zum Vortrag auch zu lang. Es könnte sich allenfalls um die Grundlage zu einer von Natorps ersten Vorlesungen oder Übungen in Marburg handeln, die er vom Wintersemester 1881/82 hielt, doch von den Themen der Veranstaltungen her erscheint auch dieser Zusammenhang als wenig plausibel.¹⁷⁴ Die Manuskripte sind allesamt undatiert. Natorp kam 1881 nach Marburg und reichte am 11. Juni des Jahres seine Dissertation über Descartes ein.¹⁷⁵ Terminus a quo ihrer Abfassung ist also frühestens die Mitte 1881, terminus ad quem dürfte das Erscheinen der zweiten Auflage von Cohens *Kants Theorie der Erfahrung* im Jahre 1885 sein, denn die Manuskripte beziehen sich auf deren erste Auflage von 1871. Der noch unentschiedene, im engeren Sinne unterterminologische Gebrauch des Ausdrucks „Erkenntnis-kritik“ deutet sogar auf eine Abfassung vor 1883, dem Jahr der Veröffentlichung von Cohens Arbeit *Das Princip der Infinitesimal-Methode* hin, mit

173 Universitätsbibliothek Marburg, Natorp Nachlass, Ms. 831, Werkmanuskripte; die Manuskripte umfassen 79, 45 und 109 Seiten.

174 Zu Natorps Vorlesungen und Übungen an der Marburger Universität vgl. Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 7.

175 Vgl. ebd., S. 5.

dem „Erkenntniskritik“ zum Terminus der Abgrenzung von psychologistisch verfasster „Erkenntnistheorie“ werden soll. Natorp dagegen verweist auf die „Erkenntniskritik“ Langes, was ja mit dem Stand von 1883 gerade auszuschließen war.

Thematisch zeigen diese Arbeiten einen doppelten Sachverhalt, der im Blick auf das veröffentlichte Werk Natorps bemerkenswert ist: dass sich bereits der frühe Natorp einerseits intensiv mit Erkenntnistheorie befasste und dass er andererseits in dieser Auseinandersetzung auch Langes *Geschichte des Materialismus* sowie seinen *Logischen Studien* einen hohen Rang zuordnet, und zwar gerade hinsichtlich der „Grundlage und Methode seiner [i.e. Langes!] Erkenntniskritik“. So unternimmt das erste der Manuskripte, das überschrieben ist: „Erster Abschnitt. Erkenntnistheorie. I. Apriorismus und Empirismus. (mit Bezug auf die *Geschichte des Materialismus*, zweites Buch, erster Abschnitt, I. und die *Logischen Studien*)“, unter Verweis auf die erste Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* nichts weniger als den Versuch, Langes Auffassung vom Kantischen Apriori mit der Cohens zusammenzubringen: „Und so scheint denn Lange ganz auf die Stellung H[ermann] Cohen's hinauszukommen, nach welcher das Apriori Kants von vorn herein nicht metaphysischen Sinn und die ganze Kantische Erkenntnislehre nichts als eine wissenschaftlich begründete ‚Theorie der Erfahrung‘ enthalten soll, wenn man sie rein auf den immanenten Boden einer ‚Kritik der Erfahrung‘ zurückführt. / Dies ist denn im Grunde auch die Absicht Lange's.“¹⁷⁶ Natorp las Langes *Geschichte des Materialismus* also nicht in erster Linie als philosophiegeschichtliches Werk, sondern als „Theorie der Erfahrung“, was ja durchaus eine treffende Lektüre ist, wie sich am Text nachweisen läßt. Nur versteht er ‚Erfahrung‘, auch nach *Kants Begründung der Ethik* von 1877, offenbar noch nicht als die *ausschließlich* in den Wissenschaften gemachte. Und diese „Theorie der Erfahrung“ wäre Cohens Buch gleichen Namens zur Seite zu stellen, der Intention, aber womöglich auch dem Range nach – letzteres bleibt undeutlich. Diese beiden Sätze zeigen allerdings bereits, weshalb solchen Versuchen im Kontext der Arbeiten und intellektuellen Entwicklung Cohens kein Erfolg beschieden sein konnte – denn die theoretische Grundlage, die sich dieser im Rückgang auf das „Factum der Wissenschaft“, in dessen immer schärferer Reduktion erarbeitete, basierte auf der kritischen Zurückweisung von Langes erkenntnistheoretischem Empirismus. Doch Cohens erste, noch vorsichtige Kritik an Lange war mit dem Artikel aus den *Preußischen Jahrbüchern* bereits da,¹⁷⁷

176 Universitätsbibliothek Marburg, Natorp Nachlass, Ms. 831, Werkmanuskripte; Manuskript [1], Bl. 5-6.

177 Friedrich Albert Lange, in: *Preußische Jahrbücher* 37 (1876), S. 353-381 (wieder abgedruckt in: ders.: *Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte*, Bd. 2, S. 357-391)

ebenso wie die Auseinandersetzung mit jenem in der ersten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung*. Angesichts dieses Befundes überrascht Natorps theoretischer Vermittlungsversuch zwischen Lange und Cohen aber doch und zeigt den deutlichen und entschiedenen Willen, zu einer eigenen Position zu gelangen, und das heißt auch: den Willen, Teil einer historischen Konstellation, nicht einfach ein Trabant Cohens zu werden.

Das zweite Manuskript, „I. Apriorismus und Empirismus. A. Einleitung“, beschreitet denn auch einen anderen Weg und versucht, mit einem interpretatorischen Kunstgriff Lange in eine Linie mit Cohens Kant-Auffassung zu bringen: „Die *Geschichte des Materialismus* steht, wenn wir von der abweichenden metaphysischen Begründung durch den Begriff der ‚psychisch-physischen Organisation‘ [also dem eigentlichen Apriori Langes!] absehen, hier ganz auf Seiten Kants [...]“.¹⁷⁸ Langes Erkenntnistheorie unter Absehung von deren apriorischem Zentrum betrachten zu wollen, das gleicht dem bekannten hölzernen Eisen – auch das konnte nicht gutgehen. Das dritte Manuskript, das umfangreichste des Konvoluts, trägt den Titel „I. Allgemeine Fragen der Erkenntnistheorie. Einleitung. § 1. Die Aufgabe der Erkenntnistheorie u[nd] Lange’s Stellung zu derselben. A. Empiristische Grundlagen der Erkenntnistheorie Lange’s“. Der zweite Paragraph behandelt „Das Ausgehen von der Tatsache“ – aber eben gerade nicht den Ausgang vom „Factum“.

Es ist anzunehmen, dass gerade in diesem auch theoretisch naiven Versuch, Lange und Cohen in Sachen Erkenntnistheorie und Kant-Deutung zusammenzubringen, der Grund dafür zu sehen ist, dass Natorp sich nach dem Scheitern dieser Projekte lange Zeit durch keine erkenntnistheoretischen Versuche mehr hervortun wollte und seine Bemühungen in dieser Angelegenheit bis 1887, dem Jahr der Publikation des Aufsatzes *Ueber objective und subjektive Begründung der Erkenntniss*, neu orientieren musste und sich zugleich vermehrt der Philosophiegeschichte als seiner Marburger Domäne zuwandte. In Sachen Erkenntnistheorie scheint sich zunächst und auf lange Zeit hin die Dominanz Cohens durchzusetzen, gleichwohl dieser erst im Jahre 1902 mit einer rein systematischen Arbeit auftrat. Diese offenbar intensive, aber unter Marburger Vorzeichen nicht realisierbare Theoriebeziehung hat Natorp in einer Reihe von verdeckten Hinweisen auf die *Geschichte des Materialismus* in seiner Antrittsvorlesung von 1881 aktualisiert.

178 Ebd., Manuskript [2], Bl. 1.

II *Leibniz' System im Kontext des Marburger Neukantianismus*

Einleitung

Ernst Cassirers Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung beginnt nicht erst mit dem Erscheinen der ersten beiden Bände von *Das Erkenntnisproblem* in den Jahren 1906 und 1907. Ihre Geschichte reicht vielmehr bis in seine ersten philosophischen Anfänge, in die Zeit der Entstehung von *Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen*, hinein.¹ Einen Hinweis auf die Genese des *Erkenntnisproblems* aus *Leibniz' System* gibt bereits der Brief, den Cassirer seinem Lehrer Paul Natorp am 26. November 1901 zusammen mit dem Buch schickte: „Aus der Vorrede [von *Leibniz' System*] werden Sie ersehen, dass ich eine ‚demnächst‘ erscheinende Studie über die Vorgeschichte der Vernunftkritik ankündige.“² Die gelinde Ironie, mit der der Briefschreiber die Verheißung aus der Vorrede einschränkte, war nicht unbegründet und beruhte wohl auch auf der Ahnung des tatsächlichen Arbeitsumfanges des in Aussicht gestellten Projekts. Die „Studie“, die „demnächst“ erscheinen und von der „Vorgeschichte der Vernunftkritik“ handeln sollte, ging tatsächlich erst fünf Jahre später mit dem Titel *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit* in den Druck und machte ihren Verfasser als *den* Philosophiehistoriker seiner Zeit bekannt. Dennoch ist der Umstand, dass Cassirer die Publikation des Leibniz-Buches mit der Ankündigung einer weitausgreifenden philosophiehistorischen „Studie“ verbindet und dass er die zeitliche Nähe von deren Erscheinen zu *Leibniz' System* herausstreichen will, in gleich mehrerlei Hinsicht symptomatisch:

- (1) zeitliche Nähe ist hier gleichbedeutend mit sachlichem Anschluss – das Desiderat der „Studie“, und damit das spätere *Erkenntnisproblem*, ist auf dem Boden der Resultate, aber auch offener Fragen und Defizite von *Leibniz' System* entstanden. Damit stellt sich zunächst die Frage nach der der Leibniz-Arbeit zugrundeliegenden Systematik und ihrem Modell von philosophischer Historiographie. Im Anschluss daran wäre zu klären, welche immanenten Problembestände systematischer oder historischer Art in der Leibniz-Darstellung Cassirer den Plan zu einer Fortführung oder Ergänzung der Monographie von 1902 nahelegten.
- (2) Die „Studie“ sollte die Verengung der Vorgeschichtsschreibung auf *eine* historische Position, wie beispielsweise auf die von Leibniz oder Descartes,

1 Cassirer: *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit*, 2 Bde., 1906/07; ders.: *Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen*, 1902.

2 Brief an Paul Natorp vom 26. Nov. 1901 (Universitätsbibliothek Marburg, Hs. 831:613).

erweitern. Es galt offenbar, das offene thematische Feld der Vorgeschichte von Kants *Kritik* zu besetzen, und zwar umfassend und rasch. Das wirft die Frage auf, ob dafür auch Motive auszumachen sind, die über die Selbstkorrektur oder Fortschreibung von theoretischen und historischen Motiven aus *Leibniz' System* hinausgehen und sich etwa im Bereich der innerschulischen Konstellation und der Positionierung Cassirers innerhalb dieser Konstellation finden lassen.

- (3) Die angekündigte „Studie“ folgte einem apologetisch-antikritischen Impuls: sie sollte Cassirers Entgegnung auf die Einwände der Berliner Akademie an der Leibniz-Darstellung ausführen. Das legt die Frage nach dem außerschulischen Kontext nahe, ob die Formationsbedingungen der „Studie“ und damit des späteren *Erkenntnisproblems* nicht zudem in einer Motivierung von außen zu suchen sind, ob diese Arbeiten nicht Reaktionsbildungen auf Kritik an Cassirers Leibniz-Buch im besonderen und an der Marburger Schule im allgemeinen sind. Daran schließt sich die Frage an, welchen Aufschluss über die Gestalt der „Studie“ und des späteren *Erkenntnisproblems* die Einsicht in diese Art der Entstehungsbedingungen gibt.

Dieser Komplex von Befunden, Vorannahmen und Leitfragen führt auf *Leibniz' System* zurück und soll im folgenden thesenhaft vertieft werden.

(1) Bereits die Leibniz-Monographie verfolgt eine historische und systematische Doppelstrategie: *philosophiegeschichtlich* fixiert sie mit der Darstellung der Philosophie Leibniz' zwar lediglich einen historischen *Moment* in der „Vorgeschichte“ der *Kritik der reinen Vernunft* Kants – und damit einen Ausschnitt der „Vorgeschichte“, die Cassirer im *Erkenntnisproblem* bis in ihre Anfänge zurückverfolgen sollte. Dieser Moment ist in *Leibniz' System* aber von der „Vorgeschichte“ der *Kritik* im Ganzen her gedacht und verweist auf sie: Cassirer projiziert den Anfang und das Ziel sowie die entscheidenden Stationen auf dem philosophiehistorischen Weg von Platon zur *Kritik der reinen Vernunft* in seine Darstellung der Philosophie Leibniz', die auf diese Weise eine ganze Philosophiegeschichte in nuce enthält. Das soll im folgenden gezeigt werden (II,2). Dieser Moment gerät solcherart nicht nur zur äußersten *historischen Verdichtung*, Cassirer unterwirft ihn auch rigider *Systematisierung*. In *systematischer* Hinsicht enthält *Leibniz' System* eine *implizite* erkenntnislogische Theorie, eben jene „philosophische Prinzipienlehre“, die die Forschung beim frühen Cassirer vermisst hat (II,2 u. II,5).³ Die

3 So Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1: Ursprung und Einheit. Die Geschichte der ‚Marburger Schule‘ als Auseinandersetzung um die Logik des Denkens, 1986, S. 45, der meint, mit diesem vermeintlichen „Verzicht“ sei „ein zentrales Element“ des „ursprünglichen Idealismus“ preisgegeben,

spezifische Verschränkung von impliziter Systematik und historischer Darstellung in der Leibniz-Deutung darf als exemplarisch für alle seine folgenden philosophie- und wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten gelten, und eben diese Wechselbeziehung weist Cassirers historischen wie theoretischen Analysen nichts weniger als „einen rein deskriptiven Status“ zu.⁴ Ganz im Gegenteil, das systematische Moment in *Leibniz' System* ist vollständig unter Zugrundelegung des von Cassirer zur Zeit der Entstehung der Arbeit und wohl auch darüber hinaus für gültig erachteten erkenntnistheoretischen Paradigmas konstruiert – und dieses Paradigma orientiert sich an Natorps theoretischen Arbeiten. Das ist eine der leitenden Thesen nicht nur des zweiten Teils der vorliegenden Arbeit. Durch diese Perspektive läßt sich das Zentrum der Leibniz-Arbeit *auch* rein systematisch lesen, als eine Art genetischer Erkenntnislogik. Modellhaft für diese Einschreibung der eigenen systematischen Position in eine historische Darstellung wirkte für Cassirer offenbar Natorps Antrittsvorlesung über Leibniz. Das heißt nichts anderes, als dass Cassirers auf den ersten Blick rein philosophiegeschichtliche Arbeiten eine Art von Doppellektüre ermöglichen, vielleicht sogar erfordern. Die Bedingungen der Möglichkeit dieser systematischen und historischen Doppellektüre liegen im spezifischen Verhältnis von Systematik und Historie in Cassirers Philosophie und sollen anhand von *Leibniz' System* exemplarisch aufgewiesen werden; später wird dieser Sachverhalt bei der Darstellung des *Erkenntnisproblems* vertieft werden.⁵

Insbesondere die zentrale These der Arbeit, *Leibniz' System* sei in systematischer Anknüpfung an Natorps Versuchen zur Erkenntnislogik orientiert, setzt voraus, dass es innerhalb der Marburger Schule bereits in den Jahren der Formierung der Schuldoktrin divergente Tendenzen zwischen den beiden Schulhäuptern Cohen und Natorp gegeben hat. Damit folgen die Überlegungen den Spuren, die mit den systematischen Arbeiten von Wolfgang Marx gelegt und in den systematischen und historischen Resultaten von

dies alles als Entgegnung auf Kaufmann: Das Verhältnis der Philosophie Cassirers zum Neukantianismus und zur Phänomenologie, in: Schilpp (Hrsg.): Ernst Cassirer, 1966, S. 566.

4 Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 45; auch der Gestus der wissenschaftstheoretischen Arbeiten Cassirer läßt nichts von dem von Holzhey vermeinten „rein deskriptive[n] Status“ ahnen.

5 Wird dieses spezifische Verhältnis von Systematik und Historik ignoriert, so führt das zu vereinseitigenden Lektüren, vgl. Anm. 3. In einer Art von Gegenbewegung zu Kaufmanns und Holzheys Tendenz hat Ferrari: La genèse de das Erkenntnisproblem. Le lien entre systématique et histoire de la philosophie, in: Seidengart (Hrsg.): Ernst Cassirer. L'itinéraire philosophique, 1990, S. 97-114, den recht originellen, aber noch abwegigeren Vorschlag gemacht, *Das Erkenntnisproblem* nicht länger als philosophiegeschichtliche Darstellung zu verstehen; dieser Auffassung hat sich Renz: Die Rationalität der Kultur. Zur Kulturphilosophie und ihrer transzendentalen Begründung bei Cohen, Natorp, und Cassirer, 2002, S. 126, angeschlossen. Ihmig: Cassirers Invariantentheorie der Erfahrung und seine Rezeption des ‚Erlanger Programm‘, 1997, hat zu Recht bemerkt, dass die Systematik Cassirers, wenn überhaupt, dann stets hinsichtlich der *Philosophie der symbolischen Formen* thematisiert wird (ebd., S. 25), und hält ebenso berechtigt die „Vermutung“ für „naheliegend, dass der Systembegriff bereits lange vor der Konzeption einer Philosophie der symbolischen Formen in Cassirers Denken eine zentrale Rolle gespielt hat.“

Helmut Holzhey umfassend realisiert wurden.⁶ Die vorliegende Arbeit sieht Differenzen bereits zwischen Natorps Antrittsvorlesung und Cohens darauffolgender Stellungnahme zu Leibniz; diese Differenzen verfestigen sich im Laufe der philosophischen Arbeit beider zu jenen handfesten Divergenzen, die in dem bei Holzhey dargestellten unausgetragenen Konflikt um Natorps Kritik an Cohens *Logik der reinen Erkenntnis* kulminierten.⁷

(2) Vor dem Hintergrund der Erkenntnistheorien Cohens und Natorps erweist sich diese frühe Arbeit als systematischer Beitrag in der Auseinandersetzung der Marburger mit den eigenen theoretischen Grundlagen, ein Beitrag, durch den sich Cassirer im Verhältnis zu seinen beiden Lehrern positionierte. Philosophiehistorisch schließt sich Cassirer mit *Leibniz' System* einer Umorientierung innerhalb der sich formierenden Marburger Schule an, die von Natorps Antrittsvorlesung initialisiert, von Cohen aber nicht mitgetragen wurde. Die radikal systematisierte und kantianisierte Philosophie von Leibniz geriet so zu einer Art von systematischem und historischem Paradigma, das durchaus in Konkurrenz zur Paradigmatizität der *Kritik* stand, und das entgegen der Kritik und Warnungen Cohens (vgl. II, 6.1). Natorp hatte die zur Erkenntnistheorie verkürzte und uminterpretierte Leibnizsche Philosophie, wie gezeigt, zu einem Medium der innerschulischen Selbstpositionierung gemacht. Zudem war Cohen mit einer Interpretation der Philosophie Leibniz' aufgetreten, die sich deutlich von der Natorps absetzte. Innerhalb dieser innerschulischen Konstellation, dieses nicht offen ausgetragenen Konfliktes zwischen den beiden Marburgern Schulhäuptern positionierte sich Cassirer so, dass er die erkenntnislogischen Versuche Natorps zur theoretischen und dessen Leibniz-Interpretation zur historischen Basis seiner Arbeit machte und auf dieser Grundlage Cohens abweichende Ansätze zu integrieren suchte.

(3) Doch nicht nur Cassirers Positionierung als Mitglied der Marburger „Arbeitsgemeinschaft“ nach innen, auch die nach außen wird anhand von *Leibniz' System* näher bestimmbar. Denn *Leibniz' System* ist die erste und viel beachtete Demonstration der Marburger Lehre auf philosophie- wie wissenschaftsgeschichtlichem

6 Vgl. Marx: Die philosophische Entwicklung Paul Natorps im Hinblick auf das System Hermann Cohens, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 28 (1964), S. 486-500; Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, passim, der die „Geschichte der Marburger Schule“ ja gerade „als Auseinandersetzung um die Logik des Denkens“ geschrieben hat, wie der Untertitel des Bandes anzeigt; ebenso, im Anschluss an Holzhey, Sieg: Aufstieg und Niedergang des Marburger Neukantianismus, 1993, S. 211, der meint, der „Ausdruck ‚Marburger Schule‘“ täusche „eine Homogenität vor, die dem historischen Phänomen nicht gerecht wird.“ Im Gegensatz dazu wurden die Positionen Cohens und Natorps von der früheren Forschung amalgamiert, vgl. beispielsweise Müller-Freienfels: Die Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen, 1923, S. 19.

7 Die entsprechenden Dokumente vgl. bei Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 5-76; deren Interpretation ebd., Bd. 2, S. 272-293.

Terrain, und bereits diese frühe Arbeit zeigt die Marburger Ansprüche auch auf die Deutung von Philosophiegeschichte in toto. Nicht zuletzt sucht die der Leibniz-Darstellung implizite Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte, die weit hinter die Leibniz'sche Philosophie bis auf Platon zurückgreift und über diese hinaus auf Kant zielt, der in einer Phase der Konsolidierung begriffenen philosophischen Schule ihre Geschichte und historische Legitimität zu geben.⁸ Die früh einsetzende Rezeption hat diesen Aspekt ebenso wahrgenommen wie die systematische Verfasstheit der Arbeit Cassirers (vgl. II,3). Es gehört zu den Besonderheiten der Entstehungsgeschichte von *Leibniz' System*, dass sich Cassirer an den Rändern des Werkes selbst auf diese kritischen Aufnahme beziehen konnte. Dabei erscheint weniger Cassirers Reaktion nach außen, seine Zurückweisung der Kritik, als symptomatisch denn das Exemplarische des Falles: es ist die Geste der sachlichen Auseinandersetzung, der durch diese veranlaßten Um- und Weiterbildung des Eigenen, der Offenheit und letztlich des philosophischen Dialogs, die zum Kennzeichen Cassirerschen Philosophierens werden sollte und die sich hier erstmalig andeutet. Die sachlichen Konsequenzen dieses Dialogs für die Theorie- und Begriffsbildung Cassirers sind weitreichend und zeigen sich bereits in der Konzeption der an das Leibniz-Buch anschließenden Arbeit, die er noch zur Zeit der Veröffentlichung von *Leibniz' System* aufnimmt (vgl. III,2).

Zusammenfassend heißt das: die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung des *Erkenntnisproblems* formiert sich im Fortschreiben systematischer wie historischer Konsequenzen des frühen Versuchs, in kritischer Diskussion wie Fortbildung schulinterner Theoriebestände sowie in der Auseinandersetzung mit der Kritik am Leibniz-Buch im besonderen und an der Marburger Schule im allgemeinen. Die folgenden Untersuchungen sind daher weit entfernt von einer Gesamtinterpretation von *Leibniz' System*. Sie wollen vielmehr Aspekte der diesem Werk innewohnenden Systematik und Philosophiegeschichtsschreibung näher betrachten, um damit nicht nur einige Entstehungsbedingungen von Cassirers früher Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung in den ersten beiden Bänden des *Erkenntnisproblems* zu beleuchten. Vielmehr soll auch die Herausbildung systematischer und historiographischer Begriffsmuster wie Denkfiguren und Argumentationsstrategien herausgearbeitet werden. Deren vielfältige

8 Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 53, spricht zu Recht von der „philosophiegeschichtliche[n] Fixierung der Schuldoktrin zwischen 1902 und 1912“, wobei für die vorliegende Untersuchung der Sachverhalt wichtig ist, dass die Arbeit an dieser Phase der „Fixierung“ im Falle Cassirers bereits 1898 beginnt.

Transformationsgestalten werden Leitmotiven gleich im Gang der Arbeit bis in die späteste Philosophie Cassirers verfolgt werden.

Fragen nach der innerschulischen Konstellation und dem außerschulischen Kontext werden in ihrer Beziehung zu Cassirers Theoriebildung leitend sein und öffnen die Perspektive hin zu deren epochaler Dimension. Dabei wird die vorliegende Arbeit einige Umakzentuierungen gegenüber der Forschung vornehmen, insbesondere was die Frage nach dem Verhältnis Cassirers zu seinen Lehrern angeht. Gerade die Rolle Paul Natorps innerhalb der innerschulischen Konstellation muss einer neuen Bewertung unterzogen werden. Noch immer setzt die Forschung nahezu selbstverständlich voraus, dass die historische Orientierung von Cassirers frühen philosophischen Arbeiten und damit seiner prägenden Jahre in der Philosophie Cohens, genau gesagt in dessen *Logik der reinen Erkenntnis*, liege. Doch darf der Sachverhalt, dass Natorp spätestens von 1887 an einen eigenen erkenntnislogischen Ansatz verfolgte, als gesichert gelten und soll hier im folgenden in seiner Prägnanz untermauert werden. Ebenso zutreffend ist aber auch die Feststellung, dass dieser Ansatz noch immer in seiner Bedeutsamkeit für die innerschulische Theoriebildung und zumal für die Ernst Cassirers völlig unterschätzt wird.⁹ Das mag an der relativ geringen Anzahl der Natorpschen Publikationen vor *Platos Ideenlehre*, das im selben Jahr wie *Leibniz' System* veröffentlicht wurde, liegen, vielleicht auch daran, dass dessen erkenntnislogischer Ansatz sich erst allmählich und auch nur in Aufsätzen ausprägte und erkennbar wurde. Beleg für diese Vermutung ist, dass die Forschung zu Natorp sich zum allergrößten Teil auf die Publikationen der Jahre 1902 und folgende bezieht.¹⁰ So wäre dem üblicherweise als „exoterisch“ geltenden Natorp ein innerschulisch gleichsam esoterisch wirkender zur Seite zu stellen, einer, der in Sachen Veröffentlichungen bis 1902 im Schatten Cohens stand und bereit war, Eigenes, von der Schulauffassung Divergierendes zu unterdrücken, der aber auch im Hintergrund eine kluge und wirksame Forschungspolitik in eigener Sache betrieb, wie

9 Von der Feststellung der Überbewertung der Rolle Cohens für die Entwicklung der theoretischen und philosophiegeschichtlichen Arbeiten Cassirers kann auch Holzhey nicht ausgenommen werden, auch wenn dessen bahnbrechenden Forschungen zur Marburger Schule das große Verdienst zukommt, weitreichende Differenzen und Divergenzen zwischen Cohen und Natorp verzeichnet und damit letzterem ein eigenständiges theoretisches Profil gegeben zu haben. Symptomatisch die in Sachen Cassirer-Biographie geradezu maßstäblich Grundlagenforschung leistende Arbeit von Meyer: Ernst Cassirer, 2007, sie widmet dem Verhältnis zwischen Natorp und Cassirer lediglich eine Seite (ebd., S. 38-39).

10 Eine Ausnahme stellen Marx: Die philosophische Entwicklung Paul Natorps, S. 486-500, die Arbeiten von Holzhey und Winterhager: Das Problem des Individuellen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Paul Natorps, 1975, dar, die Natorps frühe Arbeiten zur Erkenntnislogik in extenso thematisieren und an der Differenz zu den späteren festhalten; Stolzenberg: Ursprung und System. Probleme der Begründung systematischer Philosophie im Werk Hermann Cohens, Paul Natorps und beim frühen Martin Heidegger, 1995, S. 61-83, untersucht Natorps Kritik an Cohens *Logik der reinen Erkenntnis* und bezieht sich dabei auf den frühen Aufsatz *Quantität und Qualität*, um dann freilich für den größten Teil seiner Arbeit bei spätem Natorp anzulangen.

die Entstehungsbedingungen und das Resultat von *Leibniz' System* erweisen werden (II,1).¹¹ Exemplarisch für diese Art der Zurückhaltung bei gleichzeitiger subkutaner Wirkung innerhalb der Schule ist die im vorigen Teil skizzierte Antrittsvorlesung Natorps, beispielhaft aber auch die Fehleinschätzung dieses Sachverhalts in der Forschung. Jedenfalls hat sich das von den Zeitgenossen wahrgenommene „Übergewicht“ Cohens „als Mensch, Lehrer und Forscher“ in der philosophiehistorischen Forschung von den 1970er Jahren an wiederholt und verstellt den Blick auf die tatsächliche innerschulische Konstellation. Wenn beispielsweise *Leibniz' System* gleichsam als historische „Legitimation“ zu Cohens *Logik der reinen Erkenntnis* angesehen wird, so ist dem zunächst entgegenzuhalten, dass es sich hierbei um eine Legitimation gehandelt hätte, die im buchstäblichsten Sinne *avant la lettre*, noch vor der Geburt des zu Legitimierenden, stattgefunden hätte, lange bevor auch nur eine Zeile von Cohens Arbeit fixiert war.¹² Cassirers Arbeit mag im Nachhinein so gelesen worden sein und das hätte im Modus der Nachträglichkeit Plausibilität, doch aus der Perspektive der Zeitgenossenschaft stellt sich der Sachverhalt anders dar. Aus dieser Perspektive erscheint Cassirers Arbeit in ihrem systematischen Zentrum als Adaption, Weiterentwicklung und Ausgestaltung von Natorps Ansatz zu einer genetisch-deduktiven Relationenlogik und deren Applikation auf die Philosophie Leibniz' (vgl. II,5). Dasselbe gilt, wenn „Cassirers Darstellung der Leibnizschen ‚Logik‘“ als „eine historische Untermalung von Cohens Bruch mit dem Kantischen Dualismus von Anschauung und Denken“ gelesen wird¹³ – weshalb „Cohens Bruch mit dem Kantischen Dualismus [Hervorh. HKO]“ wäre hier zu fragen und festzustellen, dass *so* das andernorts behauptete eigenständige Profil Natorps als eines Erkenntnislogikers kassiert würde.¹⁴ Auf diesen „Bruch“, und um einen solchen handelt

11 Die Charakteristik Natorps als des „exoterischen“ Vertreters der Schule bei Marx: Die philosophische Entwicklung Paul Natorps, S. 487.

12 So Holzhey: Die Leibniz-Rezeption im ‚Neukantianismus‘ der Marburger Schule, in: Leibniz. Werk und Wirkung. IV. Internationaler Leibniz-Kongreß. Vorträge, 1983, S. 287-295, hier 292: „Für die Marburger bestand die tatsächliche Bedeutung von Cassirers Werk gerade darin, die systematischen *Korrekturen*, die Cohen in der *Logik der reinen Erkenntnis* an der auf Kants Erkenntnislehre fußenden ‚kritischen Grundanschauung‘ vollzog, historisch zu legitimieren“; ähnlich Sieg: Aufstieg und Niedergang, S. 330-331.

13 Ebd., S. 294.

14 Diese Interpretationstendenz ist besonders offenkundig bei dem in Anlehnung an Holzhey argumentierenden Sieg: Aufstieg und Niedergang, der *einerseits* mit großem Recht feststellt, die „überragende Rolle Cohens in Cassirers Leben verdunkelte bislang den Einfluß von Natorp“ (ebd., S. 336, Anm. 158), und dabei Holzheys Resultat von theoretischen Divergenzen zwischen Natorp und Cohen voraussetzen scheint (ebd., S. 211), dabei sogar bemerkt, „Cassirers meisterhaftes Opus“ *Das Erkenntnisproblem* verrate „den starken Einfluß Natorps“ (ebd., S. 336), nachdem jener bereits mit seiner Doktorarbeit „in die Fußstapfen Natorps“ getreten sei (ebd., S. 208) – nur um dann *andererseits* an der beklagten ‚Verdunkelung‘ weiterzuwirken, indem er unterstellt, Cassirer habe Leibniz „die erkenntnistheoretische Zielsetzung der *Logik der reinen Erkenntnis*“ unterlegt (ebd., S. 330-331) und

es sich zweifelsohne, wird in den Cohenschen Arbeiten von *Kants Begründung der Ethik* an tendenziell hingearbeitet.¹⁵ Realisiert hat ihn Cohen allerdings erst mit der *Logik der reinen Erkenntnis* – doch noch vor Cohen hat Natorp diesen Bruch in *Nombre, temps et espace* mit voller Konsequenz vollzogen (vgl. II,4). An dieser Stelle wird deutlich, dass die methodische Beschränkung auf die zeitgenössische Perspektive nicht alleine der Voraussetzung historiographischer oder philologischer Genauigkeit folgt, auch wenn diese unabdingbar ist, sondern neue Einblicke in die Sache gibt. Solche Überlegungen gewinnen zudem eine gewisse Brisanz, wenn man bedenkt, dass es hinsichtlich Natorps Versuch zu einer Relationenlogik und Cohens reiner, am Urteil orientierter Erkenntnislogik eine innerschulisch durchaus lebhaft wahrgenommene Divergenz und Konkurrenz gab, die Natorp am Ende von einer systematischen Ausarbeitung seines Projektes hat absehen lassen.¹⁶ Cassirer nahm seine Arbeit 1898 auf, deren systematisch leitende Teile waren bis 1900 abgeschlossen. Natorps Wirkungsgeschichte beginnt bereits mit den Marburger Lehrer-Schüler-Verhältnissen. Denn gerade dessen in eine Logik der Relationen mündende theoretische Arbeiten bis 1900 waren es, die Cassirer die leitende Konzeption für das systematische Zentrum von *Leibniz' System* lieferten und mit den Begriffen von Funktion, Relation und Prozess die entsprechenden Mittel zur Ausführung an die Hand gaben – und gerade nicht Cohens *Logik der reinen Erkenntnis*, auch wenn die seither in der Forschung die Wahrnehmung genuiner Marburger Systematik geprägt hat. Die Perspektive der Zeitgenossenschaft mag hier andere Ergebnisse zu Tage fördern als die am großen theoretischen Wurf à la *Logik der reinen Erkenntnis* orientierte historische Ferndiagnostik. Auch in der weiteren Übertragung von Theoriemotiven dieser erkenntnislogischen Arbeiten Natorps auf einige Momente der Philosophiegeschichtsschreibung, wie sie sich später im Zusammenhang des *Erkenntnisproblems* erweisen wird, ist dessen Bedeutung für Cassirers Theoriebildung unübersehbar.

auch das „Ordnungsmuster, nach dem die Philosophiegeschichte der Neuzeit beurteilt“ werde, stamme aus Cohens *Logik* (ebd., S. 337). Diese zumindest ambivalente, letztlich aber doch cohenlastige Einschätzung gipfelt in der Behauptung, Cassirer bekenne sich zu Cohens Ursprungsphilosophie (ebd., S. 340), der im folgenden die, nun wieder zutreffende, Feststellung entgegensteht, „ausgerechnet mit der Lehre vom Ursprung, dem innersten Kern der Cohenschen Philosophie“ stimme Cassirer „offenkundig nicht überein“ (ebd., S. 341).

15 Edel: Von der Vernunftkritik zur Erkenntnislogik. Die Entwicklung der theoretischen Philosophie Hermann Cohens, 1988, passim, hat das überzeugend gezeigt.

16 Das hat Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 80-308, grundlegend herausgearbeitet, die entsprechenden Dokumente aus Natorps Nachlass finden sich ebd., Bd. 2, S. 5-96

1. Die Entstehung von *Leibniz' System* aus dem Schulzusammenhang des Marburger Neukantianismus – die Ausgangskonstellation

Man darf *Leibniz' System* getrost den Rang einer Schularbeit zusprechen, die ohne die spätere Karriere ihres Verfassers wohl kaum mehr als die eine oder andere Fußnote in Fachveröffentlichungen abgegeben hätte. Unter der Perspektive aber, wie aus dem Mitglied der sogenannten Marburger philosophischen „Arbeitsgemeinschaft“ und späteren „Marburger Schule“ des Neukantianismus, Ernst Cassirer, zunächst der erste Philosophiehistoriker seiner Epoche und dann der Begründer der Kulturphilosophie des 20. Jahrhunderts werden konnte, unter der Fragestellung also, welche Brüche und welche Kontinuitäten, welche konzeptuellen Verschiebungen und Umorientierungen sich auf diesem Denkweg feststellen lassen, vermag die Analyse dieser frühen Arbeit wertvolle, differenzierte Aufschlüsse über den terminus a quo dieses Denkweges zu geben. Denn einerseits gehört die Feststellung, man habe es im Falle Cassirers mit einem Werk von höchster Kontinuität zu tun, seit langem zu den Gemeinplätzen der Forschung.¹⁷ Andererseits aber gibt es in jüngerer Zeit verstärkt die Neigung, das Cassirersche Œuvre frühestens mit *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, noch lieber aber mit der *Philosophie der symbolischen Formen* beginnen zu lassen – und dass diese Neigung insbesondere dort anzutreffen ist, wo Cassirer als Inaugurator moderner Kulturphilosophie angesehen wird, ist wenig verwunderlich.¹⁸ Für beide Tendenzen ist aber die Erinnerung an den Terminus a quo Cassirerschen Philosophierens hilfreich: den Vertretern der Kontinuitätsthese läßt sich erst auf dem Grund einer differenzierten Analyse des frühen Werkes zeigen, dass die scheinbare Kontinuität auch Brüche, Diskontinuitäten, Verschiebungen aufweist. Vertreter der Kulturphilosophie dagegen, die deren Marburger Vorgeschichte ausblenden wollen, sind daran zu erinnern, in welchem hohem Maße auch Cassirers spätere Philosophie durch die frühen Grundüberzeugungen und das Ineinander systematischen und historischen Philosophierens, dem Verfahren und der Sache ebenso wie dem Denkstil nach, geprägt ist.

17 Kaufmann: *Das Verhältnis*, S. 566: „[...] er [blieb] doch dem ursprünglichen Idealismus viel näher als selbst Cohen und Natorp in ihren letzten Arbeiten [...] seine Weiterentwicklung zeigt nirgends einen Bruch [...]“; ebenso Holzhey: *Cohen und Natorp*, Bd. 1, S. 45-46, unter Heranziehung bekannter Selbstaussagen Cassirers. Dabei ist freilich der schulinterne Impetus, die Geschlossenheit und Einheit der Schule exoterisch darzustellen und damit Rezeptionslenkung zu betreiben, selbstverständlich auch für Cassirer gültig. Weitaus radikaler als Kaufmann und Holzhey argumentiert vgl. Rotenstreich: *Cassirer's Philosophy of Symbolic Forms and the Problem of History*, in: *Theoria* 18 (1952), S. 155-173, der zwischen der Philosophie Cohens und Cassirers im Grunde keine Differenz zu sehen vermag.

18 So beispielsweise Recki: *Kultur als Praxis. Eine Einführung in Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen*, 2004, oder Schwemmer: *Ernst Cassirer. Ein Philosoph der europäischen Moderne*, 1997.

Schularbeit aber muss *Leibniz' System* im besten und doppelten Sinne heißen. Das Werk ist entstanden aus einer Preisaufgabe, die Cassirers Lehrer Paul Natorp formuliert und für das Jahr 1898/99 gestellt hat und die von Hermann Cohen mitunterzeichnet wurde – gleichsam eine Arbeit *für* die Schule.¹⁹ In dieser Hinsicht ist Cassirers Bearbeitung der Aufgabe ein Beitrag, der aus dem engen Arbeitszusammenhang der sich noch formierenden Marburger Schule und deren schulinternen Debatten hervorgegangen ist und auf diese auch wieder zurückwirkte. Wo *Leibniz' System* innerhalb dieser innerschulischen Konstellation, die in den vorigen Kapiteln anhand systematischer und historischer Konvergenzen und Divergenzen in der Leibniz-Interpretation skizziert wurde, zu lokalisieren ist, das wollen die folgenden Ausführungen zeigen. Der Arbeit wurde die höchste von Cohen und Natorp in der Reihe der „Preisaufgaben“ vergebene Bewertung zuteil: „Die Facultät giebt ihrer Anerkennung der ausgezeichneten Leistung dadurch Ausdruck, dass sie der Arbeit den *verdoppelten* Preis zuerkennt.“²⁰ Diese Beurteilung indiziert bereits, dass, ungeachtet ihrer teilweise divergenten Auffassungen, *beide* Schulhäupter mit Cassirers Forschungsbeitrag im höchsten Maße zufrieden waren, ein Umstand, der die These nahelegt, dass Cassirer eine Art von Vermittlung der differenten Leibniz-Interpretationen geleistet hatte. Wie das gelang, das ist im folgenden darzustellen. Cassirers Beitrag ist aber auch eine Arbeit *der* Schule – im Sinne des genitivus subjectivus –, eine Arbeit, die die Schule im Bereich erkenntnislogischer Systematik wie philosophiehistorischer Programmatik nach außen repräsentierte. Als solche wurde Cassirers Leibniz-Interpretation außerhalb der Schule schon früh wahrgenommen, und eigentlich betrachtet beginnt deren Rezeption noch vor der Publikation von *Leibniz' System*. Denn diese öffentliche Positionierung war schulintern durchaus intendiert und kalkuliert, reichte Cassirer seine in Marburg preisgekrönte Arbeit im Jahre 1902 doch

19 Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 382; Preisaufgabe und Urteil wurden zuerst veröffentlicht in: Chronik der Königlich Preussischen Universität Marburg, 1898/99, S. 17-18; die offizielle Stellung der Aufgabe erfolgte im Namen der philosophischen Fakultät. Zu den von Cohen und Natorp gestellten Marburger Preisaufgaben allgemein vgl. Sieg: Aufstieg und Niedergang, S. 203-204, sowie Holzhey: Philosophische Epigonalität. Ein abbrechendes Plädoyer in einer neu zu beurteilenden Sache, in: Studia Philosophica. Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft 36 (1976), S. 24-36, hier: S. 32. Cassirers Preisarbeit war laut Akten am 15. Nov. 1898 „eingelaufen“ (Hessisches Staatsarchiv Marburg, 307 d Nr. 194).

20 Chronik, S. 18; vgl. hierzu auch Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 27-28. Zu beachten ist hierbei, dass Natorp zunächst in seinem ersten Gutachten v. 25. Nov. 1898 nur die „*Zuerkennung des Preises*“ bei der Fakultät beantragt hatte. Am 9. Jan. 1899 erging dann an „Herrn Coll. Natorp“ das „Ersuchen, das Urtheil freundlichst so formulieren zu wollen, wie es gedruckt werden soll“, und erst für diese Druckfassung wollte Natorp in dem „gemeinsam mit Coll. Cohen formulierte[n] Urteil“ vom 11. Jan. 1899 den „*verdoppelten* Preis“ zuerkennen, das dann offenbar aber ohne Absprache mit der Fakultät, denn Natorp fügt dem Urteil hinzu, er „habe in demselben vorweggenommen, dass der Arbeit der *verdoppelte* Preis zuzuerkennen sei; was natürlich dem Beschluss der Facultät vorbehalten bleibt“. Diese stimmte in ihrer Sitzung vom 14. Jan. 1899 denn zu (Hessisches Staatsarchiv Marburg, 307 d Nr. 194).

„auf Cohens dringenden Rat“ auch in Berlin bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften ein.²¹ Cohen, der in Fragen der Außenwirkung und -wahrnehmung der Schule als in hohem Maße sensibilisiert gelten muss, hielt die Arbeit seines und Natorps Schülers offenbar für eine maßstäbliche Demonstration der Marburger auf dem Terrain der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung.²² Wie weitgehend diese denn *auch* als eine Arbeit der Marburger „Arbeitsgemeinschaft“ rezipiert wurde, erweisen die von Carl Stumpf und Wilhelm Dilthey angefertigten Gutachten auf das nachdrücklichste.²³ Die Analyse dieser Gutachten wird einige Parameter herausarbeiten, die sich als maßstäblich erweisen für die weitere Rezeption und Beurteilung der philosophie- und wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten Cassirers. *Leibniz' System* bildet denn auch innerhalb der Schulgeschichte der Marburger den Abschluss von deren Formationsphase. Mit seiner Veröffentlichung gehörte das Leibniz-Buch zusammen mit Cohens im selben Jahr veröffentlichter *Logik der reinen Erkenntnis* und Natorps *Plato* von 1903 zu den Gründungsurkunden dieser Schule. Diese drei Arbeiten gelten als terminus a quo der „philosophiegeschichtlichen Fixierung der Schuldoktrin“, und es sind dabei die beiden auf den ersten Blick historisch daherkommenden Arbeiten, die öffentlich wahrgenommen wurden, nicht Cohens wenig rezipiertes Buch.²⁴

Vor dem Hintergrund der Divergenzen zwischen Natorp und Cohen um die Leibniz-Interpretation erscheint der Umstand, dass es gerade Paul Natorp war, auf den

21 Natorp an Görland, Brief v. 24. Mai 1901, zitiert nach Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 28, Anm. 107; vgl. auch Meyer: Ernst Cassirer, 2006, S. 29-30.

22 Dass Cohen in Cassirer einen sehr willkommenen Repräsentanten der Marburger Lehre erblickte, das bekunden seine vielfältigen Bemühungen um die Habilitation und eine Professur für seinen Schüler. Mögen diese auch primär der Sorge des Lehrers um den Schüler entsprungen sein, so verbindet sich mit diesem Anliegen ganz offenkundig auch das weitaus handfestere Interesse, einen Vertreter der Schule zu plazieren. Trotz aller gebotenen Vorsicht gegenüber den Lebensgeschichteerzählungen Hinterbliebener, insbesondere von Witwen, erscheint Toni Cassirers Situationsbeschreibung in *Mein Leben mit Ernst Cassirer*, 2003, als realistisch und unverstellter als die der späteren Forschung, ebd., S. 40: „Er [Cassirer] erzählte von der schwierigen Situation, in der sich Cohen befand, der damals der einzige jüdische Ordinarius für Philosophie in ganz Deutschland war, und allmählich verstand ich [i.e. Toni Bondy, Cassirers spätere Frau], dass Ernstens Habilitation nicht so sehr seiner selbst wegen sehr wichtig war, sondern vor allem der Verbreitung von Cohens eigenen Ideen dienen sollte, die überall auf großen Widerstand stießen“, zu Cohens Versuchen, Cassirers akademische Laufbahn zu lenken vgl. ebd., S. 49, 57, 91 und 94; vgl. auch Sieg: Aufstieg und Niedergang, S. 328-345, bes. S. 343-344 u. 354-355. Dieser Aspekt fehlt in der Beschreibung des Verhältnisses Cohen – Cassirer bei Meyer: Ernst Cassirer, 2006.

23 Vgl. diese Arbeit, Kap. II,2.

24 Vgl. Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 53; als terminus ad quem der „philosophiegeschichtlichen Fixierung der Schuldoktrin“ wird bezeichnenderweise das Jahr 1912 angesehen, das Jahr der Veröffentlichung von Cohens *Ästhetik des reinen Gefühls*, des dritten Teils von dessen *System der Philosophie*. Hier wird einmal mehr deutlich, in welchem hohem Maße die Schreibung der Geschichte der Marburger Schule, als deren Meilenstein *Cohen und Natorp* angesehen werden muss, cohenzentriert und damit verzeichnet ist. Berücksichtigt man dazu noch, dass Cohens *Ästhetik* innerhalb und außerhalb der Schule kaum wahrgenommen wurde – eine Rezeptionshemmung, die bereits mit der *Logik der reinen Erkenntnis* begonnen hatte –, so erscheint diese Terminierung als ebenso hochproblematisch wie ihre Basis fragwürdig.

die „philosophische Aufgabe“ zu Leibniz zurückging, als bedeutsam. Denn seine Antrittsvorlesung *Leibniz und der Materialismus* war unveröffentlicht geblieben. Der Sachverhalt als solcher erscheint überraschend, schon angesichts der hohen Zahl von Natorps Aufsatzpublikationen vor allem in den Jahren nach der Habilitation. Es ist naheliegend, einen gewichtigen Grund für das Unterbleiben der Publikation in der deutlichen Gegenposition zu erblicken, die Cohen mit seiner Deutung der sogenannten Erkenntnistheorie Leibniz' bezogen hatte und die in der Sache erhebliche Abweichungen von Natorps Leibniz-Bild enthielt. Diese implizite Kritik war nichts anderes als die Konsequenz des klaren Monitums, das Cohen bereits im Gutachten zur schriftlichen Habilitationsleistung Natorps geäußert hatte.²⁵ Die Publikation der Leibniz-Darstellung indessen hätte eine grundlegende Überarbeitung erfordert, andernfalls wären die Divergenzen zu Cohen öffentlich geworden. Der junge Privatdozent hielt offenbar an seinem systematischen und philosophiegeschichtlichen Standpunkt fest, denn noch der Brief an Görland von Anfang Dezember 1898 verdeutlicht, wie weit Natorp auch noch viele Jahre später davon entfernt war, in der Philosophie Leibniz' lediglich den „Keim“ zur Kantischen *Kritik* zu sehen – doch genau das war die Forderung Cohens an die Schreibung der „Vorgeschichte“ der *Kritik* im allgemeinen und Natorps Dissertation wie Habilitationsleistung im besonderen gewesen.²⁶ Diese dilemmatische und konflikträchtige Ausgangslage suchte Natorp offenbar auf dem Wege philosophiehistorischer Forschung aufzulösen – und zwar mit Hilfe seines Schülers Ernst Cassirer: „Die math[ematischen] Werke u[nd] Briefe [Leibniz'] habe ich nicht systematisch durchgeackert, Cassirer hat es gethan aber nicht so viel darin gefunden als ich gehofft. Es wird indess notwendig sein sie ebenso wie die philos[ophischen] zu kennen u[nd] auszuschöpfen“, wie es in einem Brief an Görland heißt.²⁷ Wenngleich er vereinzelt Konzessionen an Cohens Kritik gemacht hatte, war Natorp grundsätzlich nicht an der Revision seines Standpunktes gelegen, sondern vielmehr daran, ihn zu substantiieren. Man wird also davon ausgehen müssen, dass Cassirers „Preisarbeit“ tatsächlich keine „Schülerarbeit“ im engeren Sinne einer Qualifikationsleistung war und dass sie von ihrem Initiator *so* auch nicht gemeint war, jedenfalls nicht in erster Linie, sondern aus einer Art von Forschungsauftrag

25 Vgl. zum Gesamtzusammenhang diese Arbeit, Kap. I.

26 Vgl. Brief an Görland vom 5. Dez. 1898, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 252-255, hier: S. 253-254. Anzunehmen, wenngleich dokumentarisch nicht zu belegen ist, dass diese Vorgänge für Natorp eine Art von offener Wunde darstellten; eine Ahnung davon gibt seine Reaktion auf die so erfolgreiche Leibniz-Arbeit Cassirers; vgl. Brief an Görland vom 13. Jan. 1902, in: ebd., S. 270-271, hier: S. 271.

27 Brief an Görland vom 27. Nov. 1898, in: ebd., S. 247-249, hier: S. 248.

hervorgegangen ist – heute etwa würde dafür Drittmittelförderung beantragt.²⁸ Darauf deutet Natorps Bemerkung in seinem unveröffentlichten Gutachen hin, wenn es heißt, „dass die eingelieferte Abhandlung in jedem Betracht nicht der Versuch eines Schülers, sondern die vollgewichtige Leistung eines auf der Höhe der Sache stehenden wissenschaftlichen Arbeiters ist“.²⁹ Auch der Umstand, dass Cassirer als einziger Bearbeiter aufgetreten war, aber auch Natorps Äußerung gegenüber Görland, dass „das, was er [Cassirer] gemacht hat, vor allem einmal gemacht werden musste“, verweist auf den Sachverhalt, dass die Arbeit als ein Stück Grundlagenforschung intendiert und mit Cassirer der passende Bearbeiter für dieses Projekt gefunden war.³⁰

Schon die Formulierung der Aufgabe zeigt das Erkenntnisinteresse ihres Urhebers. Die von Natorp gestellte „philosophische Aufgabe“ der Philosophischen Fakultät der Königlich Preußischen Universität Marburg für 1898/99 lautete: „Welche Vorarbeit zu einem Systeme der Grundbegriffe und Grundsätze der Wissenschaft ist in den Untersuchungen Leibnizens über die Grundlagen der Mathematik und Mechanik geleistet?“³¹ In ihrer Ausrichtung auf die „Grundbegriffe“, auf Mathematik und mechanische Naturwissenschaft, reformuliert und enthistorisiert diese systematisch zentrierte Fragestellung die leitende historische, bei Lange erborgte These aus Natorps Antrittsvorlesung, die Leibniz’ epochalen methodischen Schritt in der „Überwindung“ des Materialismus durch Erkenntnistheorie exponieren sollte: „Tiefer und radicaler überwindet ihn [i.e. den Materialismus] Leibniz durch seine Analyse der Grundbegriffe der mechanischen Naturansicht selbst, der Begriffe von Raum, Zeit, Materie, Kraft, *Substanz*.“³² Diese Nähe in Sache und Formulierung ebenso wie die Aussagen der oben erwähnten Briefe an Görland weisen Natorp als eigentlichen Auftraggeber des in der Preisaufgabe ausgelobten Forschungsprojektes aus. Auch Cassirer selbst verweist darauf, dass die Anlage der Arbeit insgesamt auf Natorp zurückging, wenn er diesem

28 Holzhey: Philosophische Epigonalität, S. 31, meint, die Aufgaben hätten die Funktion, „begabte Schüler gleichsam testmäßig Themen bearbeiten zu lassen“, die bei positivem Resultat „zu einer Dissertation überarbeitet werden“ konnten; doch das erscheint im Lichte des am Beispiel Cassirers ausweisbaren Sachverhalts, dass die Preisaufgaben der Fakultät von Cohen und Natorp zur Durchführung philosophischer Forschungsarbeit durch Schüler genutzt wurden, als nur eine Seite der Medaille.

29 Gutachten vom 25. Nov. 1898 (Staatsarchiv Marburg, 307 d Nr. 194); vgl. auch Natorps Bemerkung im Brief an Görland vom 27. Nov. 1898, es handele sich bei der „Preisarbeit“ „unsres Cassirers“ um „keine Schülerarbeit“, ebd., S. 247.

30 Brief an Görland v. 21. Nov. 1902, in: ebd., S. 299-303, hier: S. 299. Der Sachverhalt, dass mit Cassirer der rechte Mann für diese Aufgabe gefunden war, dürfte Natorp bereits im Wintersemester 1896 deutlich geworden sein, als jener ein Referat in einer Übung Natorps hielt, s. Cassirers Bemerkung im Brief an Natorp v. 26. Nov. 1901: „Ich fand vor kurzem als ich nach Beendigung des Ganzen das Material zusammenlegte und ordnete, ein Referat über den Briefwechsel zwischen Leibniz und Arnauld, das ich im Winter 1896, in meinem ersten Marburger Semester, für Ihre Übungen übernommen hatte.“

31 Die Aufgabe wurde von Cohen mitunterzeichnet, hier zitiert nach: Chronik der Königlich Preussischen Universität Marburg, 1898/99, S. 17; vgl. auch Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 382.

32 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 8.

gegenüber äußert: „Auch in den späteren Teilen der Arbeit sind mir die Discussionen über den Gesamtplan, die ich mit Ihnen geführt hatte, beständig gegenwärtig geblieben und ich freue mich jetzt besonders darauf aus Ihrer Kritik zu lernen, wie weit der allgemeine methodische Hauptgedanke im Einzelnen zum genügenden Ausdruck gekommen ist.“³³ Das wird vor dem Hintergrund von Natorps unveröffentlichtem Gutachten um so deutlicher, wenn er der nicht rechtzeitig fertiggestellten Arbeit empfiehlt, es sei ein „abschliessendes [Kapitel] über den Substanzbegriff unerlässlich“, über jenen Begriff also, der in Natorps eigener Interpretation nicht nur als der zentrale historische Interpretationsbegriff zur Leibnizschen Philosophie war, sondern auch dessen entscheidendes systematisches Element in der Frage der Realitätskonstitution.³⁴ Auch andere Aufgaben schienen Natorp noch ungelöst, und auch ihre Bearbeitung wurde dem wissenschaftlichen Projektbearbeiter nahegelegt.³⁵ Nicht dass Cohen sich von dem Projekt hätte distanzieren müssen, im Gegenteil, die Fragestellung erfolgte auch in seinem Namen und trägt in mindestens einem Zug seine Handschrift: in der Betonung der Voraussetzung, die die Frage ebenso stillschweigend wie apodiktisch macht, dass es sich bei Leibnizens „Untersuchungen“ in jedem Falle lediglich um eine „Vorarbeit“ zu „einem Systeme der Grundbegriffe und Grundlagen“ handle, keinesfalls um dieses „System“ selbst – eine Differenz, auf der Cohen beharrte. Die Leistung eines solchen Systems blieb damit der Kantischen *Kritik* oder gar der im selben Jahr wie Cassirers Leibniz-Arbeit veröffentlichten *Logik der reinen Erkenntnis* vorbehalten. Im Kontext der skizzierten Auseinandersetzung Cohens und Natorps über die systematische und historische Differenz der erkenntnistheoretischen Standpunkte und Leistungen Leibniz’ und Kants erweist sich in genau dieser Formulierung die Autorität Cohens. Die Erhebung der „Grundbegriffe und Grundlagen“ in Leibniz’ „Untersuchungen“ zu einem „System“ – auch das eine der stillschweigenden Vorgaben der Aufgabe – weist dagegen ebenso auf erkenntnistheoretische Neigungen Cohens hin, wie sie im Schlusskapitel der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* oder in

33 Brief an Natorp v. 26. Nov. 1901 (Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Hs. 831:613).

34 Gutachten vom 25. Nov. 1898 (Staatsarchiv Marburg, 307 d Nr. 194). Vgl. auch Brief an Görland vom 27. Nov. 1898, in dem Natorp bemängelt, es handle sich um eine „nicht fertig gewordene“ Arbeit, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 247.

35 Neben dem bereits erwähnten Kapitel über den Substanzbegriff waren das: die Ausarbeitung des „nur skizzierten Kapitel[s] über den Kraftbegriff“, die „Behandlung des Unendlichkeitsproblems“, der „Einfluss Eulers [...] auf die Auffassung des Raumbegriffs bei Kant“, wobei hinsichtlich des Begriffes der Kraft eine doppelte Vorgabe gemacht wurde; erwiesen sollte werden, dass die „eigentliche Function des (infinitesimal gefassten) Kraftbegriffs“ im „methodische[n] Fortschritt von der Zufälligkeit sinnlich-relativer Zeit- und Raumbestimmungen zu den mathematisch geforderten/gesonderten ‚absoluten‘ (d.i. eindeutigen) eben in der Festlegung der Geetlichkeiten der Bewegung *besteht*“ und dass eben dies die Auffassung Newtons sei. Cassirer ist diesen Vorgaben weitgehend nachgekommen, eine Ausnahme bilden das Kapitel über den Substanzbegriff und der Newton-Nachweis.

seiner späteren Arbeit an einem „System der Philosophie“ zum Ausdruck kommen, wie auf Natorps sich in Umrissen abzeichnendes erkenntnislogisches Projekt, das auf die Konzeption eines Systems ursprünglicher Denkfunktionen aufbaute.³⁶ Die Fragestellung ist also in Teilen eine Kompromissbildung, in die die spezifisch Natorpsche Perspektive auf Leibniz sowie dessen systematische Neigungen und philosophiehistorische Vorgaben Cohens eingegangen sind; sie bleibt aber letztlich durch Natorps Forschungsinteresse geleitet.³⁷

Eingereicht hat Cassirer im wesentlichen die ersten beiden Teile der später als *Leibniz' System* veröffentlichten Arbeit, der die Dissertation über Descartes als Einleitung vorangestellt war.³⁸ Der *Leibniz' System* beschließende biographisch-werkgeschichtliche vierte Teil wurde offenkundig in nur skizzierter, unausgearbeiteter Form beigegeben, ebenso das Kapitel des zweiten Teils über den Kraftbegriff.³⁹ Das Gutachten aus der *Chronik* lobt nicht nur des Verfassers „sichere Beherrschung der erkenntniskritischen Methode“ und weist damit auf die schulmäßige Grundlage der Arbeit in den Cohen und Natorp gemeinsamen Auffassungen hin – „erkenntniskritische Methode“ war seit Cohens *Princip der Infinitesimal-Methode* die Chiffre für Erkenntnistheorie unter Anerkennung der Marburger Basis-Theoreme.⁴⁰ Der Fragestellung entsprechend hebt es auch lobend hervor, der Verfasser habe Leibniz' „höchst complicierte Arbeit an den Grundbegriffen der Wissenschaft“ genau auseinandergelegt und die „wissenschaftliche Grundlage des Leibnizischen Systems“ geklärt.⁴¹ Liest man diese Formulierung des Gutachtens vor dem Hintergrund des in *Leibniz' System* tatsächlich Geleisteten, so wird daran die doppelte Richtung und der

36 Vgl. Cohen: Kants Theorie der Erfahrung, 1885, S. 575-616 („Das System des kritischen Idealismus“). Zu Natorps erkenntnislogischem System vgl. diese Arbeit, Kap. II,4.

37 Vgl. diese Arbeit, Teil I, S. 47-49. Die These von Ihmig: Cassirers Invariantentheorie der Erfahrung, S. 30, das „Spezifikum“ von Cassirers Systembegriff würde durch die Annahme einer „allzu große[n] Abhängigkeit von seinen Marburger Lehrern“ verfehlt, erscheint in ihrer Einseitigkeit als hochproblematisch und reduktiv, denn diese These unterstellt auch für die Arbeiten vor *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* ein Verständnis von philosophischem System, das an die Invariantentheorie des „Erlanger Programms“ von Felix Klein gebunden ist. Es ist demgegenüber die völlige Abhängigkeit des von Cassirer zugrundegelegten Systembegriffs vor allem von dem Natorps zu zeigen, um auf dieser für *Leibniz' System* gültigen Basis dessen Weiterbildung in *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* nachweisen zu können. Begriffliche Homogenisierungen und Interpretationen früherer Theoriebestände ausschließlich von späteren her verzeichnen die historische Genese von Cassirers Theoriebildung und schaffen scheinbare bruchlose Konsistenzen, wo begriffliche Transformationen zu verzeichnen wären. Ihmigs Interpretationshypothese widerstreitet vollkommen den Intentionen Cassirers, der bemerkt, er habe den in „Discussionen über den Gesamtplan“, die er mit Natorp geführt habe, gewonnenen „allgemeine[n] methodische[n] Hauptgedanke[n] im Einzelnen zum genügenden Ausdruck“ bringen wollen (Brief an Natorp v. 26. Nov. 1901, Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Hs. 831:613).

38 Das Manuskript der Preisarbeit ist nicht erhalten. Vgl. Cassirer: *Leibniz' System*, S. 105-353 („Die Grundbegriffe der Mathematik“ und „Die Grundbegriffe der Mechanik“).

39 Vgl. ebd., S. 487-531; vgl. Natorps Äußerungen im unveröffentlichten Gutachten, vorliegende Arbeit, Anm. 34.

40 Cohen: *Das Princip der Infinitesimal-Methode*, 1883, S. 4-7.

41 *Chronik*, S. 18.

doppelte Bezug der systematischen Arbeit Cassirers deutlich: *erstens* verdeutlicht der Hinweis auf die ‚Klärung‘ der „wissenschaftliche[n] Grundlage des Leibnizischen Systems“, dass Cassirers Rekonstruktion im Rahmen von Cohens Axiom vom „Factum der Naturwissenschaft“ erfolgte, dieses auf Leibniz‘ Philosophie appliziert und durchdekliniert. Doch die vorsichtig ambivalente Wendung des Gutachtens, „die genaue Auseinanderlegung und gesonderte Verfolgung der Einzelfäden seiner höchst complicirten [sic!] Arbeit an den Grundbegriffen der Wissenschaft [stelle] nicht geringe Anforderungen an Schärfe und Klarheit des erkenntniskritischen Denkens“, verweist *zweitens* auf das Herzstück der Ausführungen in *Leibniz‘ System*. Dort kommt ein sehr viel weniger gut abgehangenes Theoriestück der Marburger zur Anwendung, Paul Natorps Versuch eines genetischen Systems von erkenntnislogischen Grundbegriffen oder Kategorien. Dieses work in progress hatte Cassirers Lehrer in verschiedenen teilweise sehr ausführlichen theoretischen Aufsätzen zwischen den Jahren 1887 und 1900 präsentiert.⁴² Der Umstand, dass die entscheidenden Impulse zur Leibniz-Arbeit von Natorp ausgingen, kommt noch einmal zum Ausdruck, wenn Cassirer am Ende der Vorrede von *Leibniz‘ System* Hermann Cohen für die „erste entscheidende Anregung“ dankt, die er „im Studium der Philosophie durch seine Werke erfuhr, und die später durch seine persönliche Lehre erneuert und gefestigt wurde“, dann aber bemerkt, er sei Natorp für die „stete Förderung“, die „meine Studien und *insbesondere diese Arbeit* [Hervorh. HKO] durch ihn empfangen haben, zu dauerndem Danke verpflichtet.“⁴³ Die Aufteilung der Rollen seiner Lehrer bei der Entstehung seiner Arbeit ist in Cassirers Selbstwahrnehmung eindeutig: die Grundlagen seiner philosophischen Auffassung erhielt er von Cohen, Initiator und Auftraggeber der Preisarbeit und damit von *Leibniz‘ System* ist Paul Natorp, und konsequent bedient sich Cassirer für die immanente Systematik seiner Arbeit aktueller Theoreme aus dessen Arsenal von Begriffen und Denkfiguren.

Doch das Gutachten betont nicht nur den Aspekt der systematischen Klärung erkenntnislogischer Sachverhalte im Rückgang auf mathematisch-naturwissenschaftliche Begrifflichkeit und Theoreme. Auch der historische Aspekt von

42 Deren wichtigste wären: Ueber objective und subjektive Begründung der Erkenntnis, in: Philosophische Monatshefte 23 (1887), S. 257-286, Quantität und Qualität in Begriff, Urtheil und gegenständlicher Erkenntnis. Ein Kapitel der transcendentalen Logik, in: Philosophische Monatshefte 27 (1891), S. 1-160, und Nombre, Temps et Espace dans leurs rapports avec les fonctions primitives de la pensée, in: Bibliothèque du Congrès International de Philosophie, 1, Philosophie générale et Métaphysique, Paris 1900, S. 343-389.

43 Cassirer: *Leibniz‘ System*, S. XI; ähnlich, wenngleich mit leichter Akzentverschiebung, Cassirers Äußerung im Brief an Natorp v. 26. Nov. 1901 (Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Hs. 831: 613), vgl. hier Anm. 33.

Cassirers Arbeit wird hervorgehoben: „In historischer Hinsicht geht sie [die Abhandlung] über das Verlangte weit hinaus, indem sie die philosophische Arbeit Leibnizens [! nicht die wissenschaftliche] in mannigfachen Beziehungen zu Vorgängern [i.e. Platon, Aristoteles, Poncelet, Euler, Descartes, Spinoza, Hobbes] und Nachfolgern [! Nb. Plural, gemeint ist Kant, HKO] darstellt und dabei über eine Reihe bisher wenig beachteter Fragen überraschendes Licht verbreitet.“⁴⁴ Das verweist zunächst darauf, dass Cassirer die im Grunde als *systematische* gestellte, lediglich auf ein historisches Exempel bezogene Aufgabe in gleich doppelter Weise bearbeitet hat: wie gefordert im Modus systematischer Rekonstruktion *und*, über die Aufgabenstellung hinausgehend, im Sinne einer philosophie- und wissenschaftshistorischen Studie. Damit deutet sich hier bereits das spezifisch Cassirersche Verfahren des Ineinanders von Systematik und Historie an, wie es in der Folge die Arbeit am *Erkenntnisproblem* prägen sollte. Doch in der *Chronik* der Universität Marburg formulierten Ausführungen zur Preisaufgabe und ihrer Lösung enthalten zugleich eine weitere, gut versteckte, gleichsam esoterische Referenz auf Paul Natorp als ihren eigentlichen Anreger, auch und zumal was deren philosophiegeschichtliche Seite angeht. Dem akademischen Ritus folgend, hatte die Einreichung der Aufgabenlösung anonymisiert zu erfolgen, so dass deren Begutachtung ohne Ansehen der Person ihres Verfassers erfolgen konnte – so jedenfalls die institutionalisierte Fiktion des Verfahrens. Kenntlich gemacht und damit nachträglich ihrem Urheber zuzuordnen wurde die jeweilige Bearbeitung durch ein der Arbeit vorangestelltes Motto. Dieses lautete im Falle der einen einzigen Arbeit, die auf die Aufgabe des Jahres 1898/99 eingereicht wurde: „Perennis quaedam philosophia“. Dieses Motto war zwar Leibniz’ Brief an Remond de Montmort vom 26. August 1714 entnommen,⁴⁵ doch es beschließt signifikanterweise auch Natorps Antrittsvorlesung⁴⁶ und findet sich noch einmal in der Vorrede zu *Descartes’ Erkenntnistheorie*.⁴⁷ An beiden Stellen der Arbeiten von Natorp steht diese Wendung jeweils an exponierter Stelle da, wo es um die Methode der Philosophiegeschichtsschreibung geht. Sie ist als verdichtete Formel des philosophiehistorischen Paradigmas zu lesen, dem Natorp seine Arbeit unterstellt hatte, wie an späterer Stelle gezeigt werden soll. Dieser Verweisungszusammenhang kann also als chiffrierter Hinweis Cassirers darauf verstanden werden, in wie hohem Maße er sich der Natorpschen Art der Philosophiegeschichtsschreibung verpflichtet fühlte.

44 Chronik, S. 17.

45 Leibniz: *Trois Lettres à Mr. Remond de Montmort*, in: ders.: *Opera philosophica omnia*, 1840, S. 701-704, hier 704.

46 Natorp: *Leibniz und der Materialismus*, S. 14.

47 Natorp: *Descartes’ Erkenntnistheorie*, S. IV.

Im Ausgang von diesen ersten Befunden folgen die Untersuchungen der nächsten Kapitel den Spuren dieser innerschulischen Rezeption von Leibniz' *System*. Herauszuarbeiten ist insbesondere die innere Systematik, die Cassirer als die der Leibnizschen „Arbeit an den Grundbegriffen“ rekonstruiert. Hierbei soll zunächst die in der Diskussion um Leibniz zwischen Cohen und Natorp so virulente Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft, Logik und Mathematik im Mittelpunkt stehen (Kap. II,1 u. II,2), sodann die nach dem „System“ der Grundbegriffe (Kap. II,3). Die Ausführungen orientieren sich an folgenden, auf die Systematik von *Leibniz' System* gerichteten Leitthesen:

- (1) Cassirers systematische Darstellung der philosophischen Arbeit Leibniz' nimmt ihren Ausgang von der in den Jahren 1876 bis 1885 hauptsächlich durch Cohen erarbeiteten Basis der Marburger Schule, der „transscendentalen Methode“ und dem „Factum der Wissenschaft“. Entsprechend ist sein besonderes Erkenntnisinteresse auf den Wissenschaftsbezug der Leibniz unterstellten Erkenntnistheorie gerichtet (vgl. Kap. II,1 u. II,2).
- (2) Cassirers Rekonstruktion des „Systems der Grundbegriffe“ wurde jedoch, anders in der Forschung eingeschätzt, *nicht* verfasst als historische „Untermalung“ oder Legitimation von Cohens *Logik der reinen Erkenntnis*.⁴⁸ Das ist in einem historischen Sinne schon deshalb wenig plausibel, weil *Leibniz' System* noch vor Cohens *Logik* im selben Jahr erschienen ist und zudem die eigentliche Arbeit an dieser Rekonstruktion in der Beantwortung der Preisfrage des Jahres 1898/99 weit vor dem Zeitraum der Abfassung der *Logik* erfolgt. Sie ist allenfalls mit dieser kompatibel (vgl. Kap. II). Auch von Cassirers Begrifflichkeit her erscheint die These von der „Untermalung“ der *Logik der reinen Erkenntnis* durch *Leibniz' System* als problematisch, bleiben Cohens zentrale Begriffe des Ursprungs und der Hypothese in Cassirers Arbeit vollkommen marginal und entbehren des spezifischen Sinnes, der ihnen in der *Logik* zukommt – die Erwähnung der Worte „Ursprung“ oder „Hypothese“ macht noch keine *Logik der reinen Erkenntnis*, wie die Interpretieren zu meinen scheinen.⁴⁹ Noch weniger ist die Rede von

48 Vgl. Holzhey: Die Leibniz-Rezeption im „Neukantianismus“ der Marburger Schule, S. 292 u. 294, ihm angeschlossen hat sich Sieg: Aufstieg und Niedergang, der S. 332 bemerkt: „In seinem 1902 erschienenen Hauptwerk hatte Cohen die Kantische Lehre vom Anschauungscharakter von Raum und Zeit verworfen“ – was Natorp, nebenbei bemerkt, bereits 1900 in *Nombre, temps et espace* geleistet hatte und hier der schon erwähnten Fixierung des Blicks auf Cohen wegen unbemerkt bleibt – und „hierin folgt ihm Cassirer“, was alleine schon deshalb ein Kunststück gewesen wäre, die entsprechenden Partien von *Leibniz' System* bereits abgeschlossen waren, als Cohen sein Hauptwerk noch nicht begonnen hatte.

49 Vgl. Sieg: Aufstieg und Niedergang, S. 330: „Cassirer unterlegt dem Barockphilosophen die erkenntnistheoretische Zielsetzung der *Logik der reinen Erkenntnis*“, zum Beleg folgt eine der selten

„ursprünglichen Denkfunktionen“ auf Cohen bezogen, sie verweist vielmehr einmal mehr auf Natorp (vgl. II,4).

- (3) Die von Cassirer konstruierte genetische Deduktion der Grundbegriffe in *Leibniz' System* orientiert sich demgegenüber en détail an den erkenntnislogischen Arbeiten Paul Natorps. Dessen Rolle für die Theoriebildung der Marburger Schule als einer philosophischen Konstellation muss als in der Forschung weithin unterschätzt gelten, was gerade für die formativen Jahre bis 1902/03, die Jahre der Entstehung der Schuldoktrin, verstärkt zutrifft. Maßstäblich für das „System der Grundbegriffe“, das *Leibniz' System* zugrunde liegt, ist dabei Natorps in der Forschung kaum beachtete, Ende 1900 in französischer Übersetzung publizierte Schrift *Nombre, temps et espace*. Sie stellt noch vor Erscheinen der *Logik der reinen Erkenntnis* Cohens den *ersten* konsequenten Versuch innerhalb der Marburger Schule zu einer Logik des reinen Denkens dar, und man könnte versucht sein, zumindest in dieser Hinsicht von einer gewissen ‚Tragik‘ der Figur Natorps zu sprechen, der auch mit diesem Versuch im Schatten des übermächtigen Cohen verblieb. Wäre also *Leibniz' System* „Untermalung“ eines vorausgehenden Theoriestücks, so allenfalls von Natorps *Nombre, temps et espace* – doch Cassirers Arbeit geht ihrem Selbstverständnis und ihrer Ausführung nach weit über jeglichen illustrativen oder legitimierenden Charakter hinaus; in systematischer Perspektive führt sie den Natorpschen Ansatz fort, führt ihn weiter aus und ergänzt ihn, und in historischer Perspektive konkretisiert sie ihn durch exemplarische Applikation.
- (4) Im Gegensatz dazu erweist sich die hohe Relevanz Natorpscher Begriffe und begrifflicher Verfahren für Cassirers systematische Rekonstruktion in der Leitfunktion, die die Begriffe von „Relation“, „Funktion“ und „Prozess“ für *Leibniz' System* und darüber hinaus einnehmen. In der Theoriebildung der Marburger Schule gehören diese Begriffe den systematischen Arbeiten Natorps an. Anhand dieser Leitbegriffe sucht Cassirer die „Grundbegriffe“ Leibniz' zu dynamisieren und in ein System genetischer Deduktion zu überführen. Das Leibild dafür lieferte *Nombre, temps et espace* von Natorp.
- (5) Natorps Projekt in *Nombre, temps et espace* weist sachlich einige Divergenzen zu Cohens vorhergehenden „erkenntniskritischen“ Arbeiten und zu der nachfolgenden *Logik der reinen Erkenntnis* auf. Das Zentrum von Cassirers

Stellen aus *Leibniz' System*, die den Begriff der Hypothese ausweisen: „Die Aufgabe der Philosophie und Wissenschaft beschränkt sich darauf, die Erscheinungen auf *Hypothesen* zurückzuführen, die notwendig und hinreichend sind, sie begrifflich und eindeutig darzustellen und vollkommen verständlich zu machen“ (ebd., S. 372) – dieser Gebrauch des Begriffs ist freilich ubiquitär und hat mit Cohens komplexem, auf den Ursprung verweisenden Gebrauch dieses Ausdrucks wenig zu tun!

Leibniz-Darstellung, die genetische Ableitung der „Grundbegriffe“, geht über die divergierenden und konkurrierenden systematischen Ansätze Cohens und Natorps hinaus und versucht beide partiell zu vermitteln oder zu integrieren.⁵⁰ Einmal mehr wird die Leibniz-Interpretation innerhalb der Marburger Schule zu einem Unternehmen innerschulischer Selbstpositionierung. Das hat die systematische Rekonstruktion der genetischen Deduktion zu erweisen.

Auch die „historische Hinsicht“ dieser systematischen Arbeit muss im Blick bleiben, denn Cassirer verfährt in *Leibniz' System*, wie einleitend erwähnt, in doppelter Weise philosophie- und wissenschaftshistorisch – in Leitthesen zu historiographischen Aspekten von *Leibniz' System* ausgedrückt heißt das:

- (6) In einem Verfahren, das von Cohens Platon-Studie angeregt und von Natorp übernommen wurde, versucht Cassirer systematische Begriffe mit historischen Indices zu versehen. Damit zeichnet er der Diskussion theoretischer Begriffe philosophiehistorische Charaktere ein. Dieses Vorgehen wechselseitiger Integration systematischer und historischer Aspekte von Begriffen erprobt Cassirer in der Leibniz-Arbeit erstmalig; es prägt den Stil seiner späteren historischen wie systematischen Arbeiten gleichermaßen.
- (7) Doch die Arbeit wird nicht nur zum Austragungsort einer umfassenden Philosophiegeschichte von Platon bis Kant, sondern Leibniz' philosophische Entwicklung selbst soll, gleichsam als philosophiehistorischer Mikrokosmos, die philosophische Fortschrittsgeschichte in sich spiegeln. Diese historische Dynamisierung von Leibniz' philosophischer Arbeit fungiert als Bedingung, die die Anpassung der systematischen Rekonstruktion seiner Philosophie an das aktuell geltende erkenntnislogische Paradigma möglich macht. Wo Cohens Leibniz-Interpretation per Korrektur in für defizitär gehaltene Theoreme eingreifen musste, da sieht Cassirer den Vollzug einer gedanklichen Entwicklung bei Leibniz selbst.
- (8) Cassirer unternimmt in *Leibniz' System* den Versuch, der auf den ersten Blick systematischen Anlage seiner Arbeit eine Philosophiegeschichte in nuce einzuzeichnen. Diese Geschichte folgt weitestgehend der bei Platon beginnenden Vorgeschichtsschreibung der Kantischen *Kritik* und mündet in diese.
- (9) Im Ausgang von dem in der „Preisaufgabe“ formulierten Vorhaben, die „Grundbegriffe und Grundsätze der Wissenschaft“ herauszuarbeiten – mit anderen Worten: die Gültigkeit des Basis-Theorems vom „Factum der Wissenschaft“ in Leibniz' Arbeit an den „Grundbegriffen“ auch in historicis nachzuweisen –, trägt

50 Vgl. Cassirer: *Leibniz' System*, S. 105-351.

Cassirer in Leibniz' System ebenfalls Elemente einer Geschichte von Mathematik und Naturwissenschaft in ihrer Beziehung zur Erkenntnistheorie ein.

- (10) Cassirers Versuch, Leibniz' Grundbegriffe nach dem aktuellen Stand der Natorpschen Begriffsbildung zu rekonstruieren, resultiert, wie schon zuvor bei Natorps eigenem Unternehmen einer Applikation systematischer Begriffe auf die Philosophie Leibniz', in historischer Hinsicht in einer ähnlich rigiden Kantianisierung der Philosophie Leibniz', wie sie die Antrittsvorlesung vollzogen hatte. Trotz dieser historiographischen Positionierung auf Seiten Natorps versucht Cassirer, auch die Leibniz-Interpretationen Cohens und Natorps miteinander zu versöhnen.

Die beiden Sets von Thesen haben die Prämisse zur Voraussetzung, dass

- (11) *Leibniz' System* sich weithin sowohl als historische Arbeit als auch als erkenntnislogische Systematik nach dem zur Zeit ihrer Abfassung vielleicht avanciertesten inner-Marburgischen Paradigma lesen läßt, zumindest was ihr systematisches Herzstück angeht. Beide Modi der Lektüre bricht Cassirers Arbeit fortwährend aus-einander – ein Sachverhalt, dem jegliche Auseinandersetzung mit dem Werk Rechnung zu tragen hat. Somit kann *Leibniz' System* sowohl in die unausgetragenen Marburger Debatten über Leibniz-Interpretation und Philosophiegeschichtsschreibung als auch in die zwischen Cohen und Natorp offenen systematischen Fragen zur Erkenntnislogik eingreifen. Die Bedingung der Möglichkeit zu dieser Doppellektüre liegt in Cassirers spezifischem Verfahren der wechselseitigen Konnotation und Integration systematischer und historischer Begriffe.

2. Immanente Systematik und Historie in *Leibniz' System* (I): Das Verhältnis von Logik, Mathematik und Wissenschaft als Grundlage der Leibniz-Interpretation

Das einleitende, „Verhältnis von Mathematik und Logik“ überschriebene Kapitel von *Leibniz' System* leistet ein Dreifaches: *erstens* thematisiert es in systematischer Perspektive mit dem Verhältnis von Logik, Mathematik und Wissenschaft die Grundlage der Leibniz-Rekonstruktion des Buches insgesamt und leitet daraus die die weiteren Kapitel leitenden Theoriemotive ab; es sucht *zweitens* diese unausdrücklich in Beziehung zu den Leibniz-Interpretationen Cohens und Natorps zu bringen, indem es Resultate beider Deutungen, auch in ihren Widersprüchen, aufnimmt, transformiert und in die Gestalt einer systematisierenden Gesamtinterpretation überführt. Das Kapitel interpretiert *drittens* diese Theoriemotive nicht nur als systematische, sondern auch als historische, und das gleich in doppelter Weise: einmal, indem es diese Motive in einen expliziten historischen Verweisungszusammenhang bringt, und zum anderen, indem es in Leibniz' Werke eine immanente Philosophiegeschichte einzeichnet, eine Art von philosophischer Phylogenese gleichsam, eingeschrieben in die Ontogenese des Leibnizschen Denkens. Dabei wird – das ist die übergreifende These dieses Kapitels – die historische Dynamik dieser Entwicklungsgeschichte zur Bedingung der interpretatorischen Möglichkeit, in der Leibnizschen Erkenntnistheorie ein erkenntnislogisches Paradigma zu etablieren, das dem aktuellen Stand der Marburger Theoriebildung entsprach. Doch genau das war das innerste Anliegen von Cassirers systematischer Rekonstruktion von *Leibniz' System*, ein Anliegen, dessen Realisierung erschwert wurde durch die heterogenen Befunde der verschiedenen Figurationen von Leibniz in den Interpretationen Cohens und Natorps – Leibniz als Logiker vom Typus Aristoteles' steht dem innovativen Mathematiker Leibniz gegenüber, der Figur des ontologisierenden Substanz-Denkens opponiert der Typus des durch die platonische Ideenlehre geprägten Erkenntniskritikers, dem Metaphysiker der mechanische Naturwissenschaftler, um nur die wichtigsten zu nennen. An diesem Kapitel läßt sich in exemplarischer Weise die Spezifik der Interpretationsstrategie Cassirers in *Leibniz' System* und der Wechselbeziehung von Systematik und Historie darstellen, und beide Momente haben das intellektuelle Profil der gesamten Arbeit geprägt.

Zum Verständnis von Cassirers komplexem Verfahren, der „höchst complicirten Arbeit“ an den Begriffen, ist es erforderlich, das Ausgangsszenario der Leibniz-Interpretation zu vergegenwärtigen, dem sich Natorps und Cohens Schüler

gegenübersah.⁵¹ Cassirer war mit einem innerschulischen Dilemma konfrontiert: die offizielle Leibniz-Interpretation Hermann Cohens hatte, wie oben gezeigt, die zur Erkenntnistheorie gewendete Philosophie Leibniz' und mit ihr jede zukünftige Interpretation mit einer schweren Hypothek belastet. Denn Cohen hatte zwar dem als Erkenntnistheoretiker und Wissenschaftler gelesenen Leibniz' attestiert, er sei „der wissenschaftliche Leiter und der philosophische Vorfahre Kants“, und ihm damit in der Geschichte des „Idealismus“ eine herausragende Stellung eingeräumt.⁵² Zugleich aber hatte er Leibniz' Philosophie schwerwiegende Defizite und Fehler – das substanzontologische Element, die Priorität der Logik vor der Mathematik und damit einhergehend die Neigung zur Metaphysik und zum Aristotelismus – attestiert, Fehler, die zwar dem „freiern [...] Blicke“ des Marburger Erkenntniskritikers in der eigenen Theorie leicht behebbar waren, die er aber gerade *innerhalb* der Theorie Leibniz' als historisch gleichsam faktische und irreparable darstellte. Vor allem aber trennten diese Defizite Leibniz' erkenntnistheoretische Versuche ganz prinzipiell und unüberwindbar sowohl vom theoretischen Stand, der mit der Kantischen *Kritik* erreicht werden sollte als auch vom aktuellen erkenntnistheoretischen Paradigma der Marburger. Auf dieses Paradigma hatte dagegen die der Cohenschen vorausgehende Interpretation Natorps Leibniz' Philosophie festzuschreiben versucht und damit die systematische Errungenschaft und Position der Kantischen *Kritik* in jener vorweggenommen, was wiederum von Cohen implizit, aber deutlich kritisiert worden war. Ähnlich wie Natorp in seiner Antrittsvorlesung, und in seinem Vorhaben wohl vom Initiator der Preisaufgabe des Jahres 1898/99 bestärkt, war Cassirer unübersehbar daran interessiert, das sogenannte „System“ Leibniz' nach dem Modell transzendentaler Erkenntnislogik zu rekonstruieren. Diese Rekonstruktion wurde zusätzlich durch einige theoretische Divergenzen und differente Interessen Natorps und Cohens erschwert – Divergenzen, die von außen betrachtet zur Ununterscheidbarkeit tendieren mögen, die innerschulisch aber von höchster Bedeutsamkeit waren.⁵³ Dieses Erkenntnisinteresse liegt Cassirers Untersuchungen zugrunde, wie sich in diesem und im folgenden Kapitel zeigen wird, ja es bildet deren eigentliche Prämisse. Darin aber, so muss der Befund einmal mehr

51 Vgl. hierzu und zur folgenden Zusammenfassung diese Arbeit, Kap. II,1.

52 Cohen: Kants Theorie der Erfahrung, 1885, S. 41.

53 Die Feststellung von van Laak: Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik, 1993, S. 232, „„Objektivierungen‘ (d.h. Positionsnahmen inhaltlicher Art)“ ließen den „unbeteiligten Beobachter oft ratlos darüber [...], wo denn die eigentlichen Differenzen vieler wissenschaftlicher Auseinandersetzungen liegen und wo die Konfliktlinien für die brisant geführten Debatten tatsächlich verlaufen“, trifft cum grano salis auch auf die innerschulische Konstellation zwischen Cohen und Natorp zu.

lauten, erweist sich die äußerste Nähe von *Leibniz' System* zur „Analyse der Grundbegriffe“ Leibniz', wie sie Paul Natorp 1881 vorgetragen hatte.

Cohen hatte das Kernstück der Marburger Theoriebildung, die Erzeugung des Gegenstandes und der Materie im Denken, auf Leibniz übertragen und daraus eine scharfe Kritik an diesem abgeleitet. Deren zentrales Argument lautete, Leibniz habe zwar „im Denken die sachlichen Motive erkannt“, die „den Begriff der Materie zu erzeugen im Stande seien“, doch gerade das habe ihn zur „Überschätzung der Logik“, der „Instanz des Denkens“ und der „Denk-Gesetze“ geführt.⁵⁴ Das wiederum habe Leibniz dazu veranlaßt, „sinnliche Erkenntnis auf die Mathematik zurück[zuleiten]“ und dann in defizitärer Weise „die Mathematik selbst auf die Logik“ zurückzuführen und in dieser zu begründen. Logik aber könne nicht der Grund „materiell erfüllter Wahrheit“ sein, sie habe immer nur „formalen Charakter“.⁵⁵ Demgegenüber hatte Cohen erstmals in der Platon-Studie von 1878 der Mathematik als Vermittlung zwischen der Realität, wie sie sich reduktiv im „Factum der Wissenschaft“ präsentierte, und der Erkenntnis höchste erkenntnistheoretische Priorität eingeräumt.

Cassirers Interpretationsstrategie in *Leibniz System* besteht demgegenüber im Versuch, den von Cohen diskreditierten Begriff der Logik zu rehabilitieren und von einem bloßen Begriff formaler Logik zu dem einer Erkenntnislogik zu transformieren. Zu diesem Zweck schließt er sich zunächst Cohens Befund aus *Kants Theorie der Erfahrung* an, Leibniz habe die Mathematik auf Logik zurückgeführt. Bei Leibniz gebe es die Tendenz, wie Cassirer bemerkt, die „selbständige Bedeutung des Schlussverfahrens der Mathematik [...] zu Gunsten der Logik“ aufzuheben. Das habe seinen Grund im „allgemeinen Prinzip [...], das Leibniz als Grundvoraussetzung der mathematischen Urteile“ aufstelle: „Als Fundament der Mathematik gilt der *Satz der Identität und des Widerspruchs*, der für sich allein zum Beweis der gesamten Arithmetik und Geometrie, somit der Prinzipien der Mathematik überhaupt hinreicht.“⁵⁶ Die Begründung der Mathematik durch *formale logische* Prinzipien führt dazu, dass Algebra und Geometrie allenfalls Teilgebiete der Logik bilden, während der Primat der Syllogistik unangetastet bleibt. Die „nivellierende Gleichsetzung der Mathematik mit der Logik“, die Leibniz der Deutung Cassirers zufolge vollzieht, bedeutet „zugleich eine Lockerung ihres Zusammenhangs [sic! gemeint ist: der Zusammenhang der Mathematik, HKO] mit den Wissenschaften der Erfahrung und Natur, für die nunmehr

54 Cohen: *Kants Theorie der Erfahrung*, 2. Aufl., S. 39-41.

55 Ebd., S. 39-40.

56 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 107.

ein anderes Prinzip eintreten muss”.⁵⁷ Die von Cassirer erstrebte Fundierung von Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft in der Mathematik – in anderen Worten: die Orientierung der Erkenntnistheorie am Axiom des „Factums der Wissenschaft“ – wäre mit der Konstruktion der sogenannten „nivellierenden Gleichsetzung“ beschädigt. Denn die „mathematische Erkenntnis wäre demnach nur als die fortschreitende analytische Entfaltung eines gegebenen Materials gedacht, nicht aber als ein Moment begriffen, das als Grundlage eines Systems von Gesetzes-*Synthesen* den Inhalt des Seins aus sich hervorgehen lässt.”⁵⁸

Die Rehabilitierung der Logik, die dieser nicht länger die Aufgabe einer Syllogistik zuweist, sondern die einer Erkenntnislogik, sucht Cassirer über die vermittelnde Instanz der Mathematik zu erreichen. Bei Leibniz selbst meint Cassirer, „widerstreitende Tendenzen“ gegen die Mathematik und Logik „nivellierende“ Auffassung ausmachen zu können, denn bei diesem sei *auch* die alternative Konzeption einer von formaler Logik unabhängigen Mathematik und einer durch diese begründeten Erkenntnislogik festzustellen. Initialisiert worden sei dieser Ansatz zu einer Logik der Erkenntnis durch Leibniz’ naturwissenschaftliche Forschung, stellt Cassirer fest und aktualisiert damit den Natorpschen Topos von Leibniz als dem Symbol der Einheit von Naturwissenschaft und Erkenntnistheorie. So habe Leibniz als Naturwissenschaftler Mathematik „vor allem als Instrument der Forschung und als Voraussetzung der Entdeckung eines neuen Naturbegriffs“ verstanden. Die „Bedeutung“ dieses „neuen Naturbegriffs“ für die Problematik und Auffassung von Erkenntnis könne freilich nur „aus dem Inhalte der neuen Mathematik selbst“ und ihrer durch Leibniz neu gefassten „inhaltlichen Erkenntnisgrundlagen“ verstanden werden.⁵⁹ Cassirers Interpretation sucht bei Leibniz die Verbindlichkeit logischer Begriffe über deren Geltung als bloß *formale* Prinzipien hinaus durch den Bezug zu Mathematik und Wissenschaft zu sichern und sie so zu *erkenntnislogischen* zu transformieren. So sei im Falle des Satzes der Identität das Kriterium nicht mehr die formale Widerspruchsfreiheit eines Begriffs, sondern die Frage nach dem möglichen Begriffsinhalt: „[...] auch die Widerspruchslosigkeit eines Begriffs [gilt] keineswegs mehr durch die formale Logik [verbürgt], sondern durch die Grundprinzipien wissenschaftlicher Erfahrung”.⁶⁰ Eigentliches Thema der Erkenntnislogik ist, im Unterschied zur formalen Logik, also nicht länger das der Denkformen, sondern die Frage nach der Gegenstands- und

57 Ebd., S. 108.

58 Ebd., S. 107-108.

59 Ebd.

60 Ebd., S. 112

Realitätskonstitution.⁶¹ Dabei suche Leibniz, wie Cassirer in strikter Anwendung des Axioms vom „Factum der Wissenschaft“ ausführt, den „Massstab, an dem die Gegenständlichkeit dieser Begriffe gemessen wird, [...] einzig in den positiven und eigentümlichen Grundlagen dieser Wissenschaften [i.e. Mathematik und Mechanik]“.⁶² Die Geltung der Begriffe sei aber nur gegeben, „sofern sich in ihnen ein ursprüngliches Gesetz der Konstruktion von Inhalten darstellt.“⁶³ Diese Bestimmung oder Definition des Gegenstandes „durch die Angabe einer reinen Denkmethode der möglichen Erzeugung des Inhalts“ soll dessen apriorische Konstruktion sein.⁶⁴ Damit ist Cassirer beim Marburger Leitmotiv der „Bedingtheit des Realen durch das Ideale“ als dem „leitende[n] Gedanke[n] für die Untersuchung der wissenschaftlichen Grundbegriffe“ angekommen.⁶⁵

Auf diesem Stand der Rekonstruktion blickt Cassirer zurück auf den Ausgangsbefund der „Tendenz der Gleichsetzung von Logik und Mathematik“. Der Befund der Nivellierung von Logik und Mathematik und der Priorität der formalen Logik bleibt auch nach dem Versuch der Etablierung eines zweiten logischen Paradigmas in Kraft. Damit muss, folgt man Cassirers Analyse, die Koexistenz und Konkurrenz zweier Begriffe von Logik im Werk von Leibniz anerkannt werden. Doch kann die von den Marburgern für defizitär gehaltene Priorität der formalen Logik in der Leibnizschen „Erkenntnisstheorie“ nicht korrigiert werden, indem man eine der beiden Seiten dieser Ambivalenz ignoriert, wie Natorp und Cohen das jeweils getan hatten. Cassirer unternimmt seinen Versuch der Rehabilitation des Begriffs von Logik also *gegen* Cohens Leibniz-Interpretation, denn er trägt in Leibniz den in Marburg zur Zeit der Abfassung seiner Preisarbeit aktuellen Begriff einer Erkenntnislogik ein und will mit dieser Rekonstruktion demonstrieren, dass ein solcher sich zumindest in dessen mathematischen und wissenschaftlichen Schriften auch zu finden sei. Der formelhafte Motivkomplex, den *Platons Ideenlehre und die Mathematik* und *Kants Theorie der Erfahrung* in seiner zweiten Auflage zugrundelegten, Logik sei gleich formale Logik und diese wiederum sei untrügliches Zeichen eines Aristotelismus, wäre damit in seiner von Cohen gemeinten *Absolutheit* suspendiert. Dabei ist nicht zu übersehen, dass

61 Vgl. ebd., S. 123.

62 Ebd., S. 112. Cassirer führt hier einige Beispiele an, so den Begriff der „grössten Zahl“, den des „grössten Kreises“ und den der „grössten Geschwindigkeit.“

63 Ebd., S. 113.

64 Ebd., S. 114.

65 Ebd., S. 122; die „Untersuchung der wissenschaftlichen Grundbegriffe“, die das Zentrum von *Leibniz' System* bildet, vgl. ebd., S. 124-354 (Kap. 2-6). Das Ideale als Grund des Realen hatte bereits in Natorps Antrittsvorlesung die tragende begriffliche Achse gebildet, vgl. ders.: *Leibniz und der Materialismus*, S. 9-12.

Cassirer zumindest seiner Interpretationsstrategie nach das wiederholt, was Natorp mit der rigiden Platonisierung des Begriffs der Substanz vorgemacht hatte. Allerdings wendet sich Cassirers Versuch, den Begriff der Logik zu rehabilitieren, auch *gegen* die Kurzschlüssigkeit, mit der Natorp in seiner Antrittsvorlesung den mit der Signatur des Aristotelismus belegten und deshalb auf dem Marburger philosophischen Terrain kontaminierten Begriff von Logik schlichtweg aus seiner Leibniz-Interpretation ausgeschlossen und statt dessen durch den direkten Bezug der „Analyse der Grundbegriffe“ auf Mathematik und Wissenschaft ersetzt hatte. Damit aber konzidiert Cassirer beiden Rekonstruktionsversuchen der Leibnizschen „Erkenntnistheorie“ auch ihr jeweiliges und somit partielles Recht – nur in ihrer Totalisierung sind sie falsch. In die philosophiehistorischen Chiffren von Platonismus und Aristotelismus übersetzt hieße das, dass die Leibnizsche Theorie platonische und aristotelische Bestandteile zugleich aufwies, was *Leibniz' System* ausdrücklich bestätigt.⁶⁶ Würde es Cassirer bei der Feststellung dieser heterogenen Momente belassen, dann wäre er dem Modell Langes gefolgt, der die einander widersprechenden Tendenzen, ihre Leistungen und Grenzen benannt und in ihrer Ambivalenz bestehen hatte lassen.

Der eigentliche Kunstgriff von Cassirers Diskussion der Grundlagen der Leibniz-Interpretation ist ein doppelter, ein systematischer und historischer. Unter dem systematischen Aspekt betrachtet läßt Cassirer die „Nivellierung“ qua Befund bestehen, reinterpretiert sie aber vom einmal erreichten Standpunkt mathematischer Logik und Erkenntnislogik aus: „Von diesem Gedanken aus können wir nunmehr Leibniz' Tendenz der Gleichsetzung von Logik und Mathematik in ihrem eigentlichen Werte verstehen. Diese Gleichsetzung zielt nicht dahin, den reichen Inhalt der Mathematik in die Form der traditionellen Logik einzuschnüren. Sie bedeutet umgekehrt einen Reformgedanken für die Logik, indem sie diese anweist, sich mit dem reellen Inhalt der Wissenschaften [sic! Plural] zu erfüllen.“⁶⁷ *Leibniz' System* läßt den Bestand einer Logik der Denkformen unangetastet und funktionalisiert sie zur Aufgabe eines Überganges zur Erkenntnislogik. Der Leitgedanke dieser Umbildung lautet: „Die Logik soll aus einer Wissenschaft der ‚Denkformen‘ zur Wissenschaft gegenständlicher Erkenntnis werden.“ Vollzogen hatte sich die Transformation zur Erkenntnislogik, wie gezeigt, auf dem Wege über die Mathematik und die Wissenschaft: „die Mathematik ist die notwendige Vermittlung zwischen den idealen logischen Prinzipien und der Realität

66 Vgl. ebd., S. 120.

67 Ebd., S. 122-123.

der Natur.“⁶⁸ Die Durchführung der Systematik der erkenntnislogischen Begriffe erfolgt im Anschluss an die Exposition der mathematischen und wissenschaftlichen Grundlagen und bestimmt den Hauptteil von *Leibniz' System*.⁶⁹ Sie ist es, der Cassirers Erkenntnisinteresse ganz offenkundig gilt, und nicht die Ausführungen über Metaphysik im dritten und über Werkgeschichte im vierten Teil des Werkes.

Die systematische Transformation eines Begriffes von Logik in einen anderen behebt indessen nicht das Problem von deren historisch-faktischer Koexistenz im Werke Leibniz'. Zum Zwecke der vom Leitgedanken eines „Systems“ der Philosophie Leibniz' erzwungenen Auflösung dieser heterogenen Momente führt *Leibniz' System* ein entwicklungsgeschichtliches Motiv ein. Die systematische These der Transformation von formaler Logik zu einer „Wissenschaft gegenständlicher Erkenntnis“ deutet Cassirer als Resultat eines „Fortschritt[s]“ innerhalb von Leibniz' wissenschaftlichem und philosophischem Denken, des „Fortschritts, der sich bei Leibniz selbst vollzieht“.⁷⁰ Dieser musste sich, folgt man der Darstellung, innerhalb seiner intellektuellen Entwicklung erst zur Annahme von Mathematik und in ihrer Folge mathematischer Naturwissenschaft als Begründungsdimensionen der Erkenntnistheorie emporarbeiten. Die Basis dieser These Cassirers ist in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Texten Leibniz' zu sehen, die Cassirer gleichsam im Auftrage Natorps analysierte und denen er glaubte, das Projekt einer mathematisch fundierten Erkenntnislogik entnehmen zu können.⁷¹ Dabei legt *Leibniz' System* das von Natorp entworfene Modell der Figur Leibniz' als eines Symbols der Einheit von mechanischer Naturwissenschaft, Mathematik und auf jene bezogene erkenntnistheoretische Reflexion zugrunde und aktualisiert es – auch und gerade gegen Cohens Kritik an diesem Modell.⁷² Der theoretische Gehalt dieser historischen Symbolisierung ist das „Factum der Wissenschaft“. Entsprechend erblickt die Monographie in Leibniz' „wissenschaftlichen Forschungen und Leistungen“ die „Grundbedingungen“ der „Gesamtheit“ seiner philosophischen Arbeit.⁷³ Dabei geht Cassirers Konstruktion folgerichtig so weit, auch den Impuls zur Etablierung des neuen, erkenntnislogischen

68 Ebd.

69 Die Systematik der erkenntnislogischen Begriffe umfasst die ersten beiden der vier Teile von *Leibniz' System*, vgl. ebd., S. 105-354; zur Darstellung der Grundzüge dieser Systematik vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II,5.

70 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 108.

71 Vgl. dazu Brief Natorps an Görland v. 27. Nov. 1898, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 247-248.

72 Vgl. dazu im vorliegenden Band, Kap. I,2.3.

73 Cassirer: *Leibniz' System*, S. VII; ebenso in: ders.: [Selbstanzeige von] *Leibniz' System* in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, in: *Kantstudien* 7 (1902), S. 375.

Paradigmas von den „wissenschaftlichen Forschungen und Leistungen“ Leibniz’ ausgehen zu lassen.

Doch schreibt Cassirer der Konstruktion dieser Fortschrittsgeschichte im Denken Leibniz’ auch eine epochale Dimension ein. Zwar folgt die in Leibniz’ Werk eingezeichnete immanente Entwicklung der Cohen-Natorpschen Fortschrittsideologie,⁷⁴ doch soll diese Entwicklung nicht nur die Denkentwicklung Leibniz’ als eines einzelnen Denkers, seine intellektuelle Ontogenese darstellen, sie wird auch konstruiert als immanente Philosophiegeschichte, die sich in Leibniz vollzieht nach der Art einer intellektuellen Phylogenese. Denn die grundlegenden Begriffe von Cassirers systematischer Darstellung sind philosophiehistorisch konnotiert. Dieses typisierende Verfahren hat Cohen erstmalig in seiner Studie *Platons Ideenlehre und die Mathematik* von 1878 in der Entgegensetzung von Platon und seinem Gegenspieler Aristoteles angewandt, ohne es weiterer methodischer Reflexion zu unterziehen. Es entstammt der *Geschichte des Materialismus* seines Marburger Vorgängers Friedrich Albert Lange.⁷⁵ Die Praxis der systematisierenden Philosophiegeschichtsschreibung hatte Natorp übernommen und weitergeführt. Auch *Leibniz’ System* adoptiert dieses historische Tableau samt seinem Verfahren und führt es schon auf den ersten Seiten ein. Bereits bei Descartes komme es zu einer „doppelten Beziehung“ im Verhältnis zwischen Logik und Mathematik. Im *Discours de la méthode* sei die „Logik neben Geometrie und Algebra als selbständige Voraussetzung der neuen Methode anerkannt“, zugleich aber würde „ihre traditionelle Gestalt bekämpft“.⁷⁶ Dieser Motivkomplex ist aus der Leibniz-Darstellung bereits geläufig. Weiter heißt es einleitend: „Diese Doppelstellung weist zugleich auf einen allgemeinen geschichtlichen Zusammenhang und auf die tieferen systematischen Gegensätze zurück, die in dem Problem der Verhältnisbestimmung von Logik und Mathematik zum Ausdruck kommen.“ Cassirer übersetzt damit die systematische Entgegensetzung von Logik qua Syllogistik und Mathematik in die historische Opposition zweier Typen von Philosophie: „In Descartes’ Kampf gegen die Syllogistik und ihren Begründer [Aristoteles, HKO] wirkt die Logik der Ideenlehre [Platons, HKO] als das eigentlich bestimmende Motiv.“⁷⁷ Diese Passage versammelt exemplarisch alle Ingredienzen des Cassirerschen Verfahrens von Philosophiegeschichtsschreibung und ihres Ineinanders von Systematik und Historie;

74 Zum Fortschrittdenken Natorps und dem Zusammenhang von erkenntnistheoretischer Progressivität und dem Fortschritt in Wissenschaft resp. Kultur vgl. Mückenhausen: *Wissenschaftstheorie und Kulturprogressismus*. Studien zur Philosophie Paul Natorps, 1986, bes. S. 9-21.

75 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. I,2.2.

76 Cassirer: *Leibniz’ System*, S. 105.

77 Ebd.

sie darf als dessen locus classicus gelten: (1) Syllogistik als formale oder „traditionelle“ Logik wird festgeschrieben auf die Figur Aristoteles', oder umgekehrt, die Erwähnung von Aristoteles ist assoziiert mit dem Konzept der formalen Logik. In diesem Sinne betreiben Cassirer und seine Marburger Lehrer eine Art typologisierender Geschichtsschreibung, denn Aristoteles wird zum Typus eines feststehenden systematischen Konzepts und seines begrifflichen Feldes. (2) Den Gegentypus zu Aristoteles bildet nicht nur in dieser Passage Platon, der im Marburger Kontext seit Cohens Studie von 1878 auf Ideenlehre, Mathematik und Erkenntnistheorie reduziert wird. (3) Diese beiden Typen von Philosophie stehen im Verhältnis strikter Entgegensetzung, ja, wie die zitierte Stelle exemplarisch ausweist, sie befinden sich im „Kampf“. (4) In systematischer Hinsicht bildet dieser theoretische Gegensatz den Kernbestand dessen, was ein philosophisches „Problem“ ausmacht; auch das klingt im obigen Zitat an. (5) Historisch betrachtet durchziehen die beiden Typen die gesamte Geschichte der Philosophie zunächst bis zu Kant, sodann aber auch über Kant hinaus. Die Platonische Ideenlehre gilt Cohen und seiner Schule als Antizipation der Kantischen *Kritik*,⁷⁸ und in diesem Sinne erscheint auch Cassirers Philosophiegeschichtsschreibung als eine Art von Mustergeschichte. (6) Entsprechend stehen alle systematischen und historischen Positionen der Philosophiegeschichte im Verhältnis zu diesen beiden Mustern des Philosophierens. Aristotelismus und Platonismus bilden die systematischen und historischen Koordinatenachsen der Philosophiegeschichte. Das obige Beispiel aus der Einleitung zeigt dies anhand der Stellung von Descartes zu Aristoteles resp. Logik auf der einen Seite und Platon resp. Ideenlehre auf der anderen. (7) Das Verhältnis der beiden Muster aristotelischen und platonischen Philosophierens wurde von Cohen als das eines historischen Fortschrittes entworfen, und in genau diesem Sinne hat es Cassirer aufgenommen. Dadurch dient das Verhältnis zwischen Aristotelismus und Platonismus Koordinatenachsen gleich nicht nur zur Beschreibung und Verhältnisbestimmung philosophischer Positionen, sondern es ist konzipiert als *dynamisches* Verhältnis. In Cassirers obigem Beispiel wird der „Kampf gegen die Syllogistik“, und damit der für die „Logik der Ideenlehre“, was nichts anderes heißt als: Erkenntnislogik oder mathematische Logik, zum Movens oder „eigentlich bestimmenden Motiv“ des geschichtlichen Zusammenhangs. Der weitere Fortgang der oben zitierten Passage charakterisiert die beiden Typen und ihren Widerstreit weiter, wenn es heißt: „Das Denken vertieft sich wiederum zu seiner

78 Vgl. dazu ausführlich Lembeck: Platon in Marburg. Platon-Rezeption und Philosophiegeschichtsphilosophie bei Cohen und Natorp, 1994.

ursprünglichen Platonischen Bedeutung [durch Descartes' Kampf, HKO], nach der es als Funktionsausdruck der Erkenntnis zugleich den objektiven Gehalt der wissenschaftlichen Grundsätze hervorbringt." Damit wird das Muster des Platonismus weiter besetzt mit dem Cohenschen Basistheorem von der Erzeugung des Gegenstands im Denken und einem Begriff, der in den weiteren Arbeiten Cassirers eine prominente Stellung einnehmen sollte, dem der Funktion. Solche systematische Verdichtung und Aufladung des platonischen Typus findet ihre Entsprechung im Gegenteil Aristoteles. Die Platonische Position erzeuge den „Widerspruch gegen die Aristotelische Auffassung, in der die Definitionsgrundlagen als ‚Abstraktionen‘ vom physisch Gegebenen charakterisiert sind“, während das Denken nur die formallogische Verbindung zwischen „festen Ausgangselementen“ herstelle. Das Muster der aristotelischen Position ist nicht nur geprägt durch Syllogistik und Substanzdenken, sondern auch durch „Abstraktionen“, durch die naive Annahme einfacher dinglicher Gegebenheiten und „fester Ausgangselemente“ des Denkens. Festzuhalten bleibt, dass das so umrissene historiographische Verfahren jederzeit die Übersetzung theoretischer Motive in historische Positionen erlaubt und umgekehrt.

Entsprechend zu diesem Befund analysiert Cassirer das Verhältnis von formaler Logik und Erkenntnislogik bei Leibniz, deren Koexistenz und Transformation, von vorneherein innerhalb dieses historischen Rahmens: „Leibniz' Diskussion des Problems ist innerhalb dieses Gegensatzes systematischer Interessen zu betrachten, und nach der Stellung, die sie in ihm einnimmt, zu beurteilen. Es entspricht dem allgemeinen Charakter von Leibniz' Philosophie, dass diese Stellung nicht von Anfang an durch einen der beiden extremen Standpunkte eindeutig bestimmt ist. Die Verbindung der Platonischen und Aristotelischen Grundgedanken bildet die geschichtliche Tendenz des Systems.“⁷⁹ Die intellektuelle Entwicklung Leibniz' von der Position der Priorität formaler Logik hin zu einer „reformierten“ mathematischen Logik, die die Grundlage von Cassirers Konstruktion bildet, enthält also auch eine Philosophiegeschichte in nuce. Ebenso ist den systematischen Erörterungen in *Leibniz' System* ein historischer Index eingeschrieben, der Index einer immanenten Philosophiegeschichte. Leibniz' Philosophie wird unter dem Blickwinkel dieser epochalen Perspektive zum Schauplatz der Auseinandersetzung zweier extremer historischer Positionen; der „Fortschritt, der sich bei Leibniz selbst vollzieht“ wird zum „Fortschritt“ weg vom Aristotelismus hin zur Durchsetzung des Platonismus, und die systematische Transformationsgestalt dieses „Fortschritts“ wäre die der Logik als einer „Wissenschaft gegenständlicher Erkenntnis“.

79 Ebd., S. 106.

3. Immanente Systematik und Historie in Leibniz' System (II): das Akademiegutachten von 1901 und die genetische Konstruktion der Grundbegriffe

Wie die Untersuchung der systematischen und historischen Grundlegung gezeigt hat, nahm *Leibniz' System* eine Art von vermittelnder Position zwischen der Leibniz-Interpretation Cohens und der Natorps ein. Zwar folgt Cassirers Interpretation der Gesamtanlage und Tendenz nach dem, was Natorp in seiner Antrittsvorlesung als Leibniz' Philosophie konstruiert und, ungeachtet der Kritik Cohens, als Gedanken- und Forschungsprojekt nicht aufgegeben hatte. Dennoch gelang Cassirer die Integration Cohenscher Theoriemotive und Interpretamente. Diesen Befund aus der Analyse des Einleitungskapitels werden die Ausführungen der folgenden Kapitel zum systematischen Zentrum von *Leibniz' System* nachdrücklich bestärken. Die eingangs umrissenen systematischen Divergenzen zwischen seinen beiden Lehrern lassen Cassirers theoretische Moderationskompetenz um so deutlicher werden, denn Vermittlung schließt auch hier Kritik der zu vermittelnden Positionen ein. Gerade der Umstand, dass Hermann Cohen Cassirer nahelegte, sein Resultat der Bearbeitung der Marburger Preisaufgabe auch bei der Berliner Akademie der Wissenschaften einzureichen, zeigt das Gelingen dieser innerschulischen Konsolidierung, auch da, wo maßvoll deviante Positionen vertreten wurden.

Diese Feststellung gilt, wie sich im folgenden zeigen wird, über den begrenzten Bereich der Grundlegung hinaus und erstreckt sich auf theoretische, speziell erkenntnislogische Fragen im allgemeinen, wie sie in *Leibniz' System* auch diskutiert werden. *Leibniz' System* enthält nicht nur eine systematische Rekonstruktion dessen, was Cassirer für Leibnizsche Erkenntnistheorie hielt, diese Rekonstruktion ist vielmehr getragen durch das, was ihm als gültiges Paradigma von Erkenntnislogik galt. Die systematische Gesamtstrategie von *Leibniz' System* läßt sich unter dem innerschulischen Aspekt wohl am treffendsten charakterisieren, wenn man *zum einen* festhält, dass Cassirer die von Cohen etablierten Basistheoreme der Marburger Schule – wie das Theorem vom „Factum der Wissenschaft“ oder das der Erzeugung des Gegenstandes im Denken – zugrundegelegt und in seiner Leibniz-Interpretation exemplifiziert hat. Das gab der Arbeit nach außen, „coram populo“, wie Natorp zu sagen pflegte, das Ansehen vollständiger Konvergenz mit der von Cohen vertretenen systematischen Position im

allgemeinen und dessen Leibniz-Interpretation im besonderen.⁸⁰ Auch die Titelei der bei der Berliner Akademie eingereichten und laut Imprimatur 1902, tatsächlich aber bereits Ende 1901 publizierten Arbeit signalisiert das weithin.⁸¹ *Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen* verdichtet zwei basale Theoriemotive Cohenscher Prägung zu einer geradezu plakativen Formel. Der Hinweis auf ein „System“ Leibniz' aktualisiert die Grundvoraussetzung der „transscendentalen Methode“, in Cohens Worten: „Transscendental-Philosophie ist ihrem Begriffe nach Systematik“.⁸² Die Fortführung des Titels dagegen macht die mathematische Naturwissenschaft zur apriorischen Grundlage des erkenntnistheoretischen Entwurfs, ganz dem Axiom vom „Factum der Wissenschaft“ entsprechend. *Zum anderen* aber zeichnet sich *Leibniz' System* in systematischer Hinsicht dadurch aus, dass es diese Basistheoreme weiterentwickelt und dabei transformiert. Diese Transformation wird durch die Applikation der Erkenntnislogik Natorps vollzogen, wie dieser sie in einigen theoretischen Aufsätzen von 1887 an entworfen hatte. Hierin liegt die Brisanz der systematischen Arbeit Cassirers: er greift zur Bestimmung der Leibnizschen Grundbegriffe und zur Konstruktion ihrer systematischen Ordnung, zur konkreten Ausgestaltung seiner Interpretation der Leibnizschen Erkenntnistheorie en détail also, *nicht* auf Cohens „Erkenntniskritik“ zurück, sondern auf das Natorpsche work in progress, das gleichsam im Schatten der theoretischen Dominanz von Cohen entstanden war. Damit wird zugleich auch ein Theoriebedarf in Sachen Erkenntnislogik indiziert, dem auf dem theoriegeschichtlichen Stand der Marburger Schule zur Zeit der Bearbeitung der Marburger Preisaufgabe für Cassirer ganz offensichtlich *nicht* mit Cohenschen Mitteln begegnet werden konnte. Die Orientierung an der Natorpschen Version von Erkenntnislogik bringt aber einige ganz grundlegende Orientierungen und Entscheidungen für die Begrifflichkeit von Cassirers systematischem Philosophieren mit sich. Darüber hinaus hat sie, was zunächst nicht naheliegend scheint und nur durch das spezifische, integrative Verhältnis von Systematik und Historie bei Cassirer erklärbar ist, nachhaltige Auswirkungen auch auf seine

80 Brief an Görland v. 5. Dez. 1898, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 252-255, hier: S. 252.

81 Der Titel von Cassirers Buch geht auf die Preisaufgabe der Berliner Akademie zurück; Natorp hielt ihn für zu weit gefasst, vgl. Brief an Görland v. 13. Jan. 1902, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 270-271, hier: S. 271. Im Brief an Görland v. 28. Dez. 1901, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 267, setzt Natorp bereits voraus, dass Görland Cassirers Buch kenne.

82 Cohen: Kants Theorie der Erfahrung, 1885, S. 576; zur Zeit der Abfassung von *Leibniz' System* bildet das abschließende Kapitel, ebd., S. 575-616 (Kap. 16, „Das System des kritischen Idealismus“) den locus classicus des Marburger Systembegriffs. Erst mit der *Logik der reinen Erkenntnis* als erstem Teil des *Systems der Philosophie*, der kurze Zeit nach Cassirers Arbeit erscheint, ändert sich diese Situation, wiederum durch das Schlusskapitel, vgl. ebd., S. 512-520 („Die Logik und das System der Philosophie“).

Philosophiegeschichtsschreibung. Das sind die leitenden Thesen für dieses wie für die folgenden Kapitel. Erst mit Erscheinen der *Logik der reinen Erkenntnis* scheint der angezeigte Theoriebedarf behoben. Gegenüber dessen umfassender systematischer Geschlossenheit blieb der Natorpsche Entwurf freilich fragmentarisch – doch genau dieses work in progress erhob Cassirer zum erkenntnistheoretischen Standard seiner Leibniz-Interpretation, auch über die Cohensche Ursprungslogik hinaus.

Das war den aufmerksamen Zeitgenossen offenbar nicht verborgen geblieben. Im folgenden sollen das in den *Sitzungsberichten der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin* veröffentlichte Urteil und die diesem zugrundeliegenden akademie-internen Gutachten, die erste außerschulische Kritik an der philosophischen Arbeit Cassirers, als Zugang zu systematischen und philosophiehistorischen Aspekten in *Leibniz' System* dienen, die aus der Diskussion des Verhältnisses von Logik, Mathematik und Wissenschaft folgen. Dabei erscheint insbesondere die Kritik des Gutachtens von Carl Stumpf als symptomatisch; sie soll im folgenden im Mittelpunkt der Untersuchung stehen. Stumpf hat nicht nur den systematischen Grundcharakter von Cassirers Arbeit erfasst. Er hat vielmehr auch ihre leitende Begrifflichkeit und charakteristische Art der systematischen Konstruktion wahrgenommen und hierbei sogar deren spezifisches Verhältnis zu anderen, bereits vorliegenden Marburger Theoriegestalten angedeutet. Darüber hinaus gelangte Stumpf zu einer kritischen Einschätzung der philosophiehistorischen Leistung der Leibniz-Studie, deren Gültigkeit sich auch für die folgenden philosophiegeschichtlichen Arbeiten Cassirers erweisen sollte. In dieser Art von Diagnostik liegt die eigentliche Leistung des Gutachtens, das deshalb in exemplarischer Weise dazu dienen kann, in systematische und historische Aspekte von Cassirers Arbeit hineinzuführen. Das Gutachten erweist sich dabei als von folgenden Gesichtspunkten geleitet:

- (1) dem Aspekt der Kantianisierung und deren spezifischer Gestalt als Grundtendenz der Leibniz-Interpretation Cassirers insgesamt
- (2) der Feststellung des systematischen Grundzugs und Erkenntnisinteresses von *Leibniz' System*
- (3) dem Hinweis auf die erkenntnislogisch-deduktive Anlage des systematischen Zentrums der Arbeit
- (4) der Bestimmung von „Relation“ und „Funktion“ als leitender Begrifflichkeit der Systematik
- (5) der Diagnose einer Tendenz zum Hegelianismus hinsichtlich der systematischen wie historischen Züge der Arbeit.

Im weiteren ist zu bedenken, dass Cassirers Auseinandersetzung mit dieser Kritik zu den direkten Entstehungsbedingungen der "Studie", und damit zu denen des späteren *Erkenntnisproblems* gehört. Das öffnet den Blick über die Werkgeschichte Cassirers oder die Schulgeschichte der Marburger hinaus auf die epochale Dimension der vorliegenden Untersuchung. Denn Cassirers spätere philosophische Arbeit an der Überschreitung des Cohenschen Szientismus und der historischen Fortschrittsideologie, sein Versuch, der Philosophie die Welthaltigkeit wiederzugeben, die sie in diesen Reduktionen eingeübt hatte, wird in zentraler Weise initialisiert und motiviert durch seine Auseinandersetzung mit philosophischer Kritik, die ihm als ernstzunehmende erschien – so jedenfalls die Grundauffassung der vorliegenden Arbeit. Das Gutachten der Berliner Akademie repräsentiert dabei, im Unterschied zum Marburger Gutachten, in exemplarischer Weise die Außenperspektive der Zeitgenossen auf die Arbeit Cassirers; jene liefert wertvolle Einsichten in leitende Begriffe und Theoreme. Dabei ist in hermeneutischer Hinsicht die prinzipielle Fremdheit der Außenperspektive hilfreich. Darüber hinaus muss es als Steigerung der Fremdheit des exoterischen Blicks gelten, dass für das ins Detail gehende, unveröffentlichte Gutachten mit dem Brentano-Schüler Carl Stumpf ein Vertreter der philosophischen Psychologie betraut war, der bereits als Kritiker der „neukantschen Schule“ und der „Erkenntniskritik“ hervorgetreten war.⁸³ Stumpfs Gutachten wurde von Wilhelm Dilthey uneingeschränkt geteilt und um eine eigene Note ergänzt. Die im Namen der Berliner Akademie geübte Kritik diskutiert in der Sache eingehend systematische und philosophiehistorische Probleme in *Leibniz' System*. Sie bleibt, im Unterschied zu vielen der später folgenden Rezensionen, im Gestus sachlich, auch da, wo die Zugehörigkeit des Begutachteten zur Marburger Schule thematisiert wird.

Im Jahre 1900 hatte Cassirer seine Marburger Leibniz-Arbeit zur Lösung der Preisfrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1901 eingereicht, nunmehr mit dem ausgearbeiteten letzten, entstehungsgeschichtlich-biographischen Teil und weiteren, zumeist von Natorp angeregten Ergänzungen.⁸⁴ Die von Wilhelm Dilthey

83 Carl Stumpf (1848-1936) war zu dieser Zeit ordentlicher Professor für Philosophie an der Friedrich-Wilhelms Universität Berlin, von 1894 an erster Direktor des Psychologischen Seminars, ordentliches Mitglied der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Seine Studie *Psychologie und Erkenntnistheorie*, in: Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 19, Abth. 2, München 1891, S. 465-516, konfrontierte in kritischer Absicht die Kant-Interpretationen des „Kriticismus“ und „Psychologismus“.

84 Vgl. dazu diese Arbeit, Kap. II,1; zum biographischen Teil vgl. Cassirer: *Leibniz' System*, S. 487-531 („Vierter Teil: Die Entstehung des Leibnizischen System“). Die Publikation des Jahres 1902 unterscheidet sich von der bei der Akademie eingereichten Fassung durch einige Ergänzungen im dritten Teil („Die Metaphysik“, ebd., S. 355-482), den *Kritischen Nachtrag*, der sich ins Verhältnis zu den

und Carl Stumpf im Jahre 1898 entworfene „Preisaufgabe“ forderte eine „systematische Darstellung der Philosophie“.⁸⁵ Diese sollte zwar in primär systematischer Absicht die „Grundgedanken und ihren Zusammenhang“ analysieren, aber eben auch deren historische „Quellen und allmähliche Entwicklung“ verfolgen.⁸⁶ Dabei waren „thunlichst alle von Leibniz gepflegten Gebiete zu berücksichtigen“, „deductive Erwägungen“ und „der Spielraum blosser Constructionen“ freilich sollten „möglichst eingeschränkt werden.“⁸⁷ Die Akademie sprach Cassirers Arbeit, einer von zwei eingereichten, nicht den ausgeschriebenen Preis, sondern lediglich das Accessit, den Nebenpreis, zu.⁸⁸ Der Preis wurde nicht vergeben. Die kurze, in den *Sitzungsberichten* veröffentlichte Beurteilung moniert die „Constructionen“ und „künstliche Interpretation“ der Arbeit, vor allem aber ihre „Einseitigkeit“ und das „Ziel, in LEIBNIZ bereits die wesentlichen Anschauungen der KANT’schen Erkenntniskritik nachzuweisen.“ In diesem Zusammenhang würden „alle zur Metaphysik im älteren Sinne gehörigen“ Teile der Philosophie Leibniz’ vernachlässigt, deren „geschichtliche Stellung“ dadurch „verschoben“.⁸⁹ Wenn das Urteil in den *Sitzungsberichten* dennoch als einigermaßen milde und ausgewogen erscheint, dann deshalb, weil es auch strategisch motiviert ist, galt es doch, wenigstens die Vergabe des Accessits zu begründen. Das wird deutlich, wenn man die Stellungnahme aus den *Sitzungsberichten* mit den ihr zugrundeliegenden, weitaus umfangreicheren akademie-internen Gutachten vergleicht.⁹⁰ Sie machen erhebliche Bedenken dagegen geltend, Cassirers Arbeit auch nur die Beigabe zum Preis zukommen zu lassen. Gegen Ende seiner kritischen Ausführungen bemerkt Stumpf, man würde „diese Arbeit nicht als des Preises würdig erachten können; ja man möchte stark zweifeln, ob [man] selbst das Accessit mit 3000 M., welches ausnahmsweise bei dieser Preisaufgabe in Aussicht gestellt ist, dafür bewilligen dürfe.“⁹¹ Dilthey pflichtete dem bei und legte „Wert“ auf die Feststellung,

zwischenzeitlich erschienenen Veröffentlichungen zu Leibniz von Russell und Couturat setzt (ebd., S. 532-548) und die *Vorrede* (ebd., S. IX-XIII).

85 Protokoll der Leibniz-Sitzung v. 3. Febr. 1898, BBAW, PAW (1812-1945), II-IX-27, Bl. 1.

86 Öffentliche Sitzung zur Feier des Leibnizischen Jahrestages vom 4. Juli. Akademische Preisaufgabe für 1901, in: Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 34 (1901), Berlin 1901, S. 763-765, hier S. 763.

87 Ebd.

88 Also gerade nicht den „zweiten Preis“, wie gelegentlich kolportiert wird, vgl. Sieg: Aufstieg und Niedergang, S. 333.

89 Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 34 (1901), S. 764.

90 Gutachten über die akademischen Preisarbeiten für 1901, BBAW, PAW (1812-1945), II-IX-27, Bl. 23r-26v, hier: S. 26r.

91 Ebd., Bl. 25v-26r.

„dass die zweite Arbeit nicht als preisgekrönt angesehen werden darf“, was „durch Neustellung der Aufgabe“ herausgestrichen werden solle.⁹²

So wenig eingängig dieses Urteil in einer Zeit sein mag, in der Ernst Cassirer den Status eines Klassikers und Begründers der Kulturphilosophie erreicht hat, so wohlbegründet erscheint es aus der zeitgenössischen Perspektive der Aufgabenstellung der Akademie. Zwar gehörte das Monitum, hier lägen „Constructionen“ vor, ebenso wie der Hinweis auf die „Methode“ bereits zu jener Zeit *auch* zu den philosophiepolitischen Chiffren der Kritik an den Arbeiten der Marburger Schule.⁹³ Doch darüber darf der deskriptive und sachliche Gehalt, der in diesem Monitum zum Ausdruck kommt, nicht aus dem Blick geraten; er wird sich aus dem Kontext der Gutachten und der konkreten Analyse erweisen. Der Begriff der „Construction“ war jedenfalls *nur* Kampfbegriff wie die Feststellung der „Methode“, der sich die Arbeit verschrieben hatte, bloße Polemik und Ausgrenzungsstrategie. Zumal Cassirers bei der Berliner Akademie eingereichte Lösung der Aufgabe sich, wie bereits erwähnt, zwei der theoretischen Axiome Cohens im Titel verklausuliert, aber unverkennbar auf die Fahne geschrieben hatte. Natorp hat zwar entgegnend auf den prinzipiellen „Konstruktivismus“ jeglicher philosophischer Darstellung hingewiesen, und das ganz sicher mit Recht. Doch bezog sich die Kritik Stumpfs an den „Constructionen“ von *Leibniz' System* hier konkret auf zwei Aspekte, die systematisch-genetische Ableitung der Grundbegriffe im Zentrum der Arbeit und die Reduktion von Philosophiegeschichte zur Schreibung der „Vorgeschichte“ der *Kritik der reinen Vernunft*, und meinte die Unangemessenheit von deren Leistungen, wenn es um das Verstehen von Leibniz' begrifflicher Arbeit und deren historische Verortung ging. Die beiden genannten Aspekte werden die folgenden Ausführungen leiten.

Die sachlichen Deskriptionen und Einschätzungen des Gutachtens geben Einblick, wie zentrale Sachverhalte von *Leibniz' System* von den Zeitgenossen wahrgenommen wurden, Sachverhalte, die für die Philosophiegeschichtsschreibung des frühen Cassirer charakteristisch geblieben sind. So weist Stumpf gleich eingangs auf den „hervorstechendste[n] Zug dieser Arbeit“ hin, auf „das alles beherrschende Streben, diejenigen Seiten von L[eibniz]' Gedanken möglichst rein und scharf herauszuschälen, welche ihn mit *Kant* [...] verbinden“.⁹⁴ Diese Feststellung alleine wäre zwar für eine aus der Marburger Schule stammende Leibniz-Interpretation nicht eben originell gewesen,

92 Ebd., Bl. 26v.

93 So hat das bereits 1899 Natorp beschrieben, vgl. Brief an Görland v. 23. Febr. 1899, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 256.

94 Gutachten, Bl. 23r-24v.

auch wenn sie im weiter vorne skizzierten Kontext der unterschwellig innerschulischen Debatte und Differenzen über das Maß an Kantianisierung doch einige Brisanz gewinnt. Doch geht es dieser ersten, im Unterschied zum Marburger Gutachten keinerlei pro domo verpflichteten Auseinandersetzung nicht um die bloße Namhaftmachung des Sachverhalts der Kantianisierung von *Leibniz' System*, sondern um deren besondere Ausprägung, und zwar im mehrfachen Sinne. Zunächst meint der Hinweis auf die Kantianisierung im Stile der „Erkenntniskritik“ die geschichtsphilosophisch geprägte philosophiehistorische Anlage der Interpretation: „Es ist die Methode geschichtlicher Darstellungen, welche Cohen, Natorp u[nd] A[ndere] für die ganze Entwicklung seit Platon durchzusetzen suchen.“⁹⁵ Dabei wendet sich Stumpf ausdrücklich nicht gegen die Motivation der Konstruktion geschichtlicher Darstellungen von ihrem Ende her, im Gegenteil: „Das Princip, aus dem Späteren das Frühere zu erkennen, lässt sich Allgemeinen gewiss nicht als unhistorisches bezeichnen. Im Lichte der weiteren Entwicklungen mögen wir die Keime besser verstehen. Und dass wirklich in L[eibniz] starke Anfänge des ‚kritischen Idealismus‘ liegen, ist unbestreitbar. Bedenklich ist nur die Einseitigkeit, mit der nur diese Elemente vom V[er]f[asser] in den Vordergrund gestellt werden, und noch bedenklicher die Umbiegungen, die sie dabei erleiden.“⁹⁶ Das Unhistorische der Arbeit, ihre „Einseitigkeit“, „Umbiegungen“, der daraus resultierende Mangel an „Genauigkeit“ und die „Missverständnisse“ sind Resultat einer philosophischen Historiographie, die vorbehaltlos dem Modell der Vorgeschichtsschreibung der Kantischen *Kritik* verpflichtet ist, und entsprechen nicht dem Standard „einer objectiven historischen Forschung“.⁹⁷ Doch zielt die Kritik an der Kantianisierung dann auf das systematische Zentrum von *Leibniz' System*, die systematische Rekonstruktion einer Erkenntnislogik Leibniz'. Die dekontextuierende Interpretation der Leibnizschen Begriffe, die Einzeichnung kontextfremder begrifflicher Bedeutungen, die Leibniz aus historischen Gründen nicht zu Gebote standen, führt dazu, dass „entscheidende Stellen in der Auslegung leise retouchiert“ werden, etwa im Falle der Umdeutung der Leibnizschen „relatio“ vom „Verknüpftsein [...] der Inhalte hin zur „Function des Verknüpfens“.⁹⁸

Doch Stumpf hat darüber hinaus wohl noch anderes im Blick, wenn er andeutet, dass die hier vollzogene Kantianisierung auch aus Marburger Perspektive in besonders rigider Weise erfolge, und dann fortfährt, „und zwar mit dem Kant der Erkenntniskritik

95 Gutachten, Bl. 24v.

96 Ebd., Bl. 25r.

97 Ebd., Bl. 25v.

98 Ebd., Bl. 25r-v.

in ihrer consequentesten idealistischen Auffassung”.⁹⁹ Was ist damit gemeint? Die Chiffre der „Erkenntniskritik“ verweist eindeutig auf das erkenntnistheoretische Programm Cohens, denn „Erkenntniskritik“, darauf wurde bereits hingewiesen, war vom *Princip der Infinitesimal-Methode* an gleichsam programmatisch geworden als der Cohensche Terminus für die Art von gegen jegliche psychologische Vermögenstheorie gerichtete erkenntnistheoretische Kant-Lektüre, wie sie als doktrinale Basis der Marburger Schule betrieben wurde. Was aber bedeutet Stumpfs superlativische Einschränkung, die in *Leibniz’ System* zur Anwendung kommende „Erkenntniskritik“ sei eine der „consequentesten idealistischen Auffassung“? Cohens Selbstbeschreibung seiner Erkenntnistheorie und Kant-Interpretation als „idealistisch“ war ja bereits ubiquitär. Wie also war diese auf dem Stand Marburger Theorie von 1901 im Superlativ noch zu überbieten? Betrachtet man die ausgeprägten und zunehmend radikalisierten Tendenzen von Cohens erkenntnistheoretischen Bemühungen, die mit dem 1876 veröffentlichten *Vorwort* zu Lange einsetzen, die Elimination von Anschauung und Anschauungsbestandteilen in der Erkenntnis zugunsten reiner Selbsterzeugung des Denkens zu betreiben, so gibt es für diese Frage wohl nur eine Antwort. Die „consequenteste idealistische Auffassung“ meint eben *nicht* Cohens Theorie, der Superlativ bezieht sich auf Natorps weitgehend selbständig betriebene, von dem Cohenschen Projekt abweichende Versuche in Sachen Erkenntnislogik. Diese sollten zwar mit dem Erscheinen der *Logik der reinen Erkenntnis* im Jahre 1902 im Schatten der konkurrierenden Bemühungen Cohens stehen, aber bis zum Zeitpunkt von Stumpfs Gutachten hatte Natorp mit *Nombre, temps et espace* den bislang consequentesten, radikalsten, auf Anschauungselemente vollständig verzichtenden Versuch einer kategorial-deduktiven Erkenntnislogik des reinen Denkens vorgelegt. Dass Stumpf meinte, zwischen Cohens und Natorps erkenntnistheoretischer Arbeit differenzieren zu können, zeigt seine Arbeit über *Psychologie und Erkenntnistheorie*.¹⁰⁰

Auf den Spuren dieser Befunde lokalisiert das Gutachten Stumpfs das zentrale Erkenntnisinteresse Cassirers im *systematischen* Teil der Arbeit, in der systematischen Darstellung der „Grundbegriffe“: „Der weitaus grösste Teil der Arbeit gilt der systematischen Entwicklung.“ Und wenn Stumpf fortfährt, „diese wird nicht in das Gerüste der überlieferten Disciplinen und ihrer schulmässigen Abteilungen eingefügt sondern nach den eigenartigen Gesichtspunkten dargestellt, welche dem V[er]f[asser] zufolge die L[eibniz]’sche Gedankenwelt von der Wurzel bis zur Krone beherrschen

99 Ebd., Bl. 24r.

100 Vgl. Stumpf: *Psychologie und Erkenntnistheorie*, S. 480-481; dabei ging es in der Sache um differente Interpretationen der transzendentalen Deduktion.

und erzeugen”, dann ist das nicht nur als kritischer Vermerk des hohen Grades an interpretatorischer Überformung von Leibniz’ Philosophie, sondern vor allem auch als weiterer Hinweis darauf zu lesen, dass der Gutachter sich über die Provenienz der zugrundegelegten Systematik im klaren war.¹⁰¹ Um die äußerste Nähe der Cassirerschen Interpretation zu Natorps erkenntnislogischem Versuch oder gar zu dessen Leibniz-Deutung wahrzunehmen, war es keinesfalls erforderlich, dessen außerhalb der Pforten Marburgs wohl unbekannte Antrittsvorlesung über *Leibniz und der Materialismus* zu kennen. Bereits ein kurzer Blick in die Leibniz-Kritik im *Princip der Infinitesimal-Methode* und *Kants Theorie der Erfahrung* genügte, um des Sachverhaltes gewahr zu werden, dass keinesfalls Cohens Deutung hier Pate gestanden haben konnte. Die Betonung der „eigenartigen Gesichtspunkte“ in der „systematischen Entwicklung“, die den gesamten Aufbau von *Leibniz’ System* organisieren, verweist auf das entscheidende charakteristische Verfahren der begrifflichen Arbeit, das dieses Werk von den bis dahin erschienenen systematischen Arbeiten der Marburger, vor allem denen Cohens, unterscheidet. Cassirer will die „Grundbegriffe“ von Mathematik und Mechanik im Ausgang von der im vorigen Kapitel erläuterten theoretischen Grundlegung des Verhältnisses von Logik, Mathematik und Wissenschaft erkenntnislogisch deduzieren. Die entsprechenden systematischen Schnittstellen, aus denen in den folgenden Kapiteln die „Grundbegriffe“ – so nannte Natorp in seiner Antrittsvorlesung die Kategorien – entwickelt werden, sind im Einleitungskapitel von *Leibniz’ System* bereits exponiert. Das systematisch-erkenntnislogische Projekt von *Leibniz’ System* besteht im Grunde in nichts Anderem als dem Versuch einer genetischen Ableitung der Kantischen Kategorien. Diese Ableitung schließt die nach Marburger Lesart der *Kritik der reinen Vernunft* problematischen Formen der Anschauung mit ein, transformiert diese aber, dem Modell Natorps folgend, zu Denkfunktionen. Der Begriff der „Denkfunktion“ dient hier als Analogon zu dem der Kategorie.

Ein weiteres Indiz belegt, dass sich hinter Stumpfs Bemerkung, *Leibniz’ System* entfalte seine Systematik nach Maßgabe der „consequenteste[n] idealistische[n] Auffassung“, der Hinweis auf Natorps Entwurf einer deduktiven Erkenntnislogik verbirgt. Denn das Gutachten betont auch die den „eigenartigen Gesichtspunkten“ zugrundeliegenden Begriffe, die gleichsam „die L[eibniz]’sche Gedankenwelt von der Wurzel bis zur Krone beherrschen und erzeugen“ – auch diese Begrifflichkeit entstammt der philosophischen Arbeit Natorps. So arbeitet das Akademie-Gutachten als

101 Gutachten, Bl. 24r.

systematischen „Grundzug der ganzen Darstellung“ die konsequente Zentrierung von *Leibniz' System* um die Begriffe von *Relation* und *Funktion* heraus.¹⁰² Stumpf erläutert die damit einhergehende Umdeutung aller Inhalte des Denkens zu „Bewusstseinsfunktionen“ an einigen tragenden Beispielen. So bezeichne der Begriff der Kraft nach Cassirer „kein Objekt, sondern die Grundbedingung der *Verknüpfung*, in der uns Erscheinungen zu realen Objekten werden“; statt „*Inhalt* des Denkens“ zu sein, repräsentiere er „die Einheit und Identität der *Denkfunktion* selbst.“¹⁰³ Wie die „Begriffe der Bewegung, der Masse, Kraft, Ursache“ und der Substanz werden auch Raum und Zeit, so Stumpf, einer strikten Deutung als bloße Relationen unterworfen. Das „Ich selbst“ sei nur „der Correlationsbegriff für die Mannichfaltigkeit der in ihnen [i.e. den Phänomenen] verknüpften Erscheinungen“ und somit nichts anderes als „die Verknüpfungsfunktion selbst“.¹⁰⁴ Diese Auflösung und Übersetzung aller Denkinhalte in Funktionen und Relationen ist Stumpf zufolge so konsequent durchgeführt, dass sie sogar den Begriff der *Relation* selbst erfasst: „Wo L[eibniz] von einer proportio oder relatio spricht, ist es dem V[er]f[asser] nicht das Verknüpftsein, Bezogensein der Inhalte, sondern stets die Function des Verknüpfens, Beziehens.“¹⁰⁵

Der Verfasser des Akademiegutachtens hat damit nicht nur das systematische Kernstück der Leibniz-Deutung Cassirers erfasst, sondern er hat gerade das gegenüber den Cohenschen Basistheoremen innovative Moment in der Erkenntnislogik von *Leibniz' System* benannt. Die Auflösung der Relata in Relationen und reine Denkfunktionen verdient nicht alleine deshalb Beachtung, weil sie von besonderer Bedeutung für die Herausbildung eines originären systematischen Ansatzes im Denken des frühen Cassirer ist, sondern auch deshalb, weil aus diesem systematischen Ansatz heraus auch die Logik des *Erkenntnisproblems* und damit seiner Geschichtsschreibung entwickelt wird. Das deutete sich schon in der Analyse der genetischen Ableitung an und wird sich als das zentrale Theorem der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* erweisen. Die durch die Relationalisierung und Funktionalisierung der Denkinhalte und „Grundbegriffe“ erzeugte Dynamik des Systematischen transformierte Cassirer zu einer historischen Dynamik. Doch nicht nur die Theoriebildung des frühen Cassirer wird damit verstehbar, sondern auch die Theoriegeschichte der „Marburger Schule“ zwischen erster und zweiter Generation. Denn die von Stumpf herausgearbeitete Systematik von Relation und Funktion ist nichts

102 Gutachten, Bl. 24v.

103 Ebd., vgl. Cassirer: *Leibniz' System*, S. 349.

104 Ebd., Bl. 24v.

105 Ebd., Bl. 25v.

anderes als die historische Applikation eines Theoriekomplexes, den Paul Natorps von 1887 an zu entwickeln suchte und der eine weitgehende, von diesem öffentlich als solche nicht ausgewiesene Differenz zu Cohens "Urteil des Ursprungs" markiert. Doch schulintern wurde über diese Divergenzen dabattiert.¹⁰⁶ Unter dieser Perspektive erscheint abermals der scheinbar marginale historische Umstand als signifikant, dass es Cassirers Lehrer Natorp war, der die Aufgabe formuliert hat, aus deren Beantwortung *Leibniz' System* hervorgegangen ist: es sind gerade Theoriemotive des Natorpschen work in progress, an die Cassirer seine Leibniz-Darstellung anschließt, wie das folgende Kapitel zeigen wird. Auch dieser Befund muss zu einer Revision der Rolle Natorps für die Formation der Marburger Schule führen.

Im Ausgang vom Befund der zentralen Rolle der "Entwicklung" oder Deduktion hält Stumpf ein weiteres Moment der Leibniz-Darstellung Cassirers fest, das konstitutiv für Cassirers Überlegungen zur Philosophiegeschichtsschreibung im *Erkenntnisproblem* werden sollte: "Der V[er]f[asser] geht hierin [i.e. der Entwicklung] soweit, dass man statt L[eibniz] oftmals nicht bloß Kant sondern sogar Fichte und Hegel zu hören glaubt."¹⁰⁷ Das ist der früheste Hinweis auf die Frage nach dem versteckten Hegelianismus in Cassirers Arbeiten. Die Bestimmung der "Grundbegriffe" oder Kategorien, so Cassirer, hat aus dem "Zusammenhang des logischen Systems" zu erfolgen. "Zusammenhang aber ist für das Denken nur dort vorhanden, wo es ihn *nach* eigenem *Prinzip hervorbringt* [Hervorh. HKO]."¹⁰⁸ Entscheidend für diese Applikation von Cohens Theorem der Selbsterzeugung der Denkinhalte ist die Logik des Übergangs: "Die Begriffe und Erkenntnisse müssen also, um in ihrem Beisammen verstanden zu werden, in kontinuierlicher *Veränderung* nach einem bestimmten *Gesetz des Uebergangs* auseinander hervorgehend gedacht werden. *Das System der Begriffe muss den Gedanken der Entwicklung in sich aufnehmen.* Das leitende Prinzip dieser Entwicklung ist wiederum der Gedanke der Kontinuität, der somit jetzt eine neue Funktion erhält, indem er die Forderung eines gesetzlichen Zusammenhangs der Erkenntnisprobleme vertritt."¹⁰⁹ Zeichnete sich der "Charakter eines Systems" von "Philosophie als Kritik" für Cohen noch durch die "Sammlung" der aus den Kategorien

106 Diese Differenz zwischen Cohen und Natorp findet sich dargestellt bei Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 107-127; expliziert hat Natorp sie in einer nach Einspruch Cohens nicht in den Druck gelangten, für die *Kantstudien* verfassten Kritik der *Logik der reinen Erkenntnis* aus dem Jahre 1902; ihr Entwurf ist unter dem Titel *Zu Cohens Logik* veröffentlicht in Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 6-40, zu Cohens Einspruch vgl. auch Brief von Natorp an Görland v. 21. Nov. 1902, ebd., S. 299-303, hier bes. S. S 300-302. Vgl. auch die von Holzhey abweichende Deutung der Kritik Natorps bei Stolzenberg: *Ursprung und System*, S. 61-141.

107 Gutachten, Bl. 24r.

108 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 220.

109 Ebd.

hervorgehenden Lehrsätze aus, so bedeutet demgegenüber die Prämisse eines kontinuierlichen Hervorgehens der "Grundbegriffe" auseinander eine erhebliche Verschärfung für den Systembegriff.¹¹⁰

Stumpfs Andeutung eines ‚Hegelianismus‘ reicht freilich über den Ansatz zur erkenntnislogischen Ableitung der "Grundbegriffe" hinaus, und *muss* über die logische Deduktion auch hinausgehen, soll diese philosophiehistorische Chiffre in dem Zusammenhang irgendein Recht haben.¹¹¹ Worauf der Hegelianismus-Verdacht abzielt wird deutlich, wenn Cassirer fortfährt, seine These von der genetischen Deduktion der Kategorien lasse sich "am klarsten in der Betrachtung der *historischen Entwicklung* darstellen [Hervorh. HKO]."¹¹² Im Lichte der im vorigen Kapitel skizzierten typologisierenden Philosophiegeschichtsschreibung bekommt der Verweis auf die "historische Entwicklung" freilich einen doppelten Sinn. Zum einen dienen die von Cassirer angeführten historischen Zitate – ganz unhegelianisch – lediglich als historische Belege für seine systematische These, das "*System der Begriffe*" müsse "*den Gedanken der Entwicklung in sich aufnehmen*", so etwa die *κοινωνία των γενών* Platons als antike Entsprechung oder das "Prinzip der Identität" der Eleaten als Gegenbeispiel eines Denkens, das in der Bestimmung Begriffe "starr und beziehungslos nebeneinander" stelle. Die Beleg-Funktion hat auch das Gutachten vermerkt.¹¹³ Doch unter dem Aspekt der im vorigen Kapitel skizzierten immanenten Geschichte in *Leibniz' System* erscheinen die zitierten systematischen Positionen selbst als exemplarisch für das genetische Hervorgehen einer historischen Position aus der anderen: zuerst wird die Differenz („Verschiedenheit“) zwischen Begriffen in ihrer Bestimmtheit festgehalten und als Gegensatz gedeutet; dieser systematischen Bestimmung soll der eleatische Standpunkt entsprechen, und auch die griechische Mathematik und Aristoteles werden auf diese Seite gerückt.¹¹⁴ Der Preis dieser vom Ganzen, von der "Einheit der Prinzipien", her betrachtet defizienten "scheinbaren Einfachheit" gegenüber der "wahren Einfachheit" besteht im Verlust "der Erkenntnis vom Zusammenhang" zugunsten "triviale[r] sinnliche[r] Anschaulichkeit". Platons "Begriff der *κοινωνία των γενών*" erscheint demgegenüber als Fortschritt, der die eleatisch-aristotelische Position voraussetzt, dann gleichsam die *systematische und zugleich historische* Gegenthese dazu bildet, dabei aber nicht mehr schlechthin im

110 Cohen: Kants Theorie der Erfahrung, 1885, S. 578.

111 Nicht zu Unrecht führt Stumpf an dieser Stelle eben auch Fichte an, dessen Erwähnung eben auf die bloß logische Deduktion von Kategorien aus dem reinen Denken verweist; vgl. Gutachten, Bl. 24r.

112 Cassirer: Leibniz' System, S. 220.

113 Gutachten, Bl. 23r.

114 Cassirer: Leibniz' System, S. 221-222.

Widerspruch verharrt, sondern in "Gemeinschaft und im Prozess ihrer wechselseitigen Durchdringung" die Ideen "den Inhalt der Erkenntnis" hervorbringen läßt. Für Cassirers Verfahren der Identifikation systematischer Positionen mit historischen und der quasi-dialektischen Genese einer kategorialen Stufe aus einer vorhergehenden gibt es in *Leibniz' System* Beispiele zuhauf. Dieses Verfahren instrumentalisiert die Dekontextuierung und Übertragung von Begriffen, Theoremen oder Positionen. So wird hier im erwähnten Beispiel der Standpunkt der schlechthinigen Differenz von Begriffen zunächst am Beispiel des antiken Verhältnisses von Arithmetik und Geometrie thematisiert, dann aber der mathematische Ort der Problematik mit der Negation dieser absoluten Entgegensetzung von Begriffen in Platons κοινωμία των γενων verlassen und der Sachverhalt als erkenntnistheoretischer weiterdiskutiert. Cassirers Verfahren spielt mit dem Verhältnis von partiellem und absolutem Widerspruch und dem Modell eines begrifflichen und historischen Prozesses immer weiter fortschreitender Bestimmung hin zum ‚Wahren‘ – auch das, so muss man wohl feststellen, ist an der Hegelschen Dialektik geschult: "Das *Entgegengesetzte* kann nun nicht mehr *schlechthin als Widerspruch* gelten, da es in diesem gemeinsamen Prozess befasst ist und in ihm erst seine *Bestimmtheit* als unterschiedenes Einzelne erhält [Hervorh. HKO]."¹¹⁵ Diesem begrifflich-historischen Prozess zugrundeliegt die Opposition von Aristotelismus und Platonismus, sie erscheint als dessen Movens. Die erwähnte Doppeldeutigkeit der historischen Zitate – als simple Belegstellen und als Repräsentation historisch-systematischer Stufen – kaschiert indessen die hegelianisierenden Tendenzen der Darstellung; in ähnlicher Weise fungiert die fehlende Durchgängigkeit der stufenweisen Argumentationsstruktur in *Leibniz' System*. Man wird wohl am zutreffendsten von einem Hegelianismus der Latenz sprechen müssen, der sich in der Darstellung partiell manifestiert.

Diese Verschränkung systematischer und historischer Momente läßt das konstruktive Moment der Cassirerschen Darstellung stark in den Vordergrund treten – die Kritik an deren "Constructions" verweist also nicht nur auf eine gängige Chiffre der Kritik an den Marburgern, sondern greift weiter zurück auf einen Topos der Hegel-

115 Ebd., S. 222. Köhnke: „Unser junger Freund“ – Hermann Cohen und die Völkerpsychologie, in: Marx / Orth: Hermann Cohen und die Völkerpsychologie, 2001, S. 62-77, hier: S. 75, hat dieses Verfahren der Dekontextuierung von Begriffen zutreffend als Vorgehen Cohens beschrieben, und es läßt sich in transformierter Gestalt auch für Cassirer nachweisen – mit dem Unterschied, dass Cassirer die Dekontextuierung ausnutzt, um den Begriff in neue Kontexte zu übersetzen – hier: die Übersetzung von mathematischen in erkenntnistheoretische Kontexte – oder, in Analogie zur Hegelschen Dialektik, den neuen Zusammenhang als den wahren auszuweisen, wie im Falle des Übergangs von formaler Logik zur Erkenntnislogik.

Kritik im Zeitalter des Zerfalls der idealistischen Systeme.¹¹⁶ Das Gutachten Stumpfs moniert denn auch, dass der Aspekt der "historischen Folge" in der Darstellung durch die Überformung des systematisch-deduktiven Momentes beschädigt werde.¹¹⁷ In dieser Perspektive muss der mit der übrigen Darstellung in keinem Zusammenhang stehende vierte Teil von *Leibniz' System* über "Die Entstehung des Leibnizischen Systems" als Versuch einer Art von Konzession an das Gebot der "historische[n] Folge" erscheinen, und Stumpf konzidierte denn auch, "dass diese Sorglosigkeit in Hinsicht der historischen Folge [...] in den späteren Teilen des Werkes immer weniger zu bemerken" sei.¹¹⁸

Die folgenden Kapitel werden an die Ausführungen zum erkenntnislogisch-deduktiven Moment und die Leitbegriffe von Relation und Funktion anschließen und das systematische Zentrum von *Leibniz' System* im Kontext seiner Entstehung aus Natorps Erkenntnislogik rekonstruieren. Den Teil zu *Leibniz' System* wird die von Stumpf angerissene Frage nach der Kantianisierung der Darstellung Cassirers beschließen. Die Frage nach dem Hegelianismus in der Philosophiegeschichtsschreibung Cassirers soll sodann im Zusammenhang des *Erkenntnisproblems* diskutiert werden.

116 Die Geschichte des Begriffs der Konstruktion als eines Kampfbegriffs im 19. Jahrhundert ist gänzlich ausgeblendet bei König: [Art.] Konstruktion, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 4, 1976, Sp. 1009-1015.

117 Gutachten, Bl. 23r: „der V[er]f[asser] [macht sich] nichts daraus, gelegentlich auch die historische Folge der Äusserungen, die er zum Beleg anführt, in bedenklichem Masse umzukehren. So citiert er gleich auf den ersten Seiten (S. 3) dafür, dass der Zusammenhang zwischen Mathematik und Logik für L[eibniz] zum *Ansatzpunct der Untersuchung* wurde, eine Äusserung an Wagner aus L[eibniz]’s 50. Lebensjahr (1696), und dafür (S. 4), dass ihm hierbei das Princip der Identität genügend erschien, einen Brief an Clarke 1715; worauf wir mit Wendungen wie ‚nunmehr, von nun an‘ zu Äusserungen weitergeführt werden, die um 20 Jahre zurückliegen (S. 6).“

118 Ebd.; vgl. Cassirer: *Leibniz' System*, S. 487-531.

4. Objektivation, Funktion, Relation — Entstehung und Grundbegriffe von Paul Natorps Entwurf zu einem System der ursprünglichen Denkfunktionen von 1900

Für die skizzierte Art von genetischer Ableitung der Kategorien gab es innerhalb der Marburger Schule in der Zeit bis zum Abschluss der Arbeit für die Berliner Akademie nur ein Modell – Paul Natorps für den ersten internationalen Philosophenkongreß 1900 in Paris verfassten und noch im selben Jahr publizierten Versuch *Nombre, temps et espace dans leurs rapports avec les fonctions primitives de la pensée* [Zahl, Zeit und Raum in ihren Beziehungen zu den ursprünglichen Denkfunktionen].¹¹⁹ Doch nicht nur die besondere Form des deduktiven Verfahrens – in seinen eigenen Worten: die „ganz radikale Ableitung aller [...] Begriffe“ – erweist Natorp als dasjenige der beiden Marburger Schulhüpter, dem Cassirer die zentralen Impulse für die systeminterne Ausgestaltung seiner Leibniz-Monographie verdankt.¹²⁰ Auch hinsichtlich der Leitbegriffe dieser genetischen Deduktion, der Begriffe von Relation und Funktion, wie des Ausgangspunktes, des Gedankens der prozessualen Verfasstheit des Denkens, erscheint der *Essai de deduction*, so der Untertitel der Arbeit, eine geradezu maßstäbliche Größe für das systematische Zentrum von *Leibniz' System* darzustellen. Das gilt im übrigen auch, wie zu zeigen sein wird, für zahlreiche andere grundlegende Theoriemotive von Cassirers Leibniz-Arbeit, wie beispielsweise die Transformation der Anschauungsformen zur Denkfunktionen. Freilich handelt es sich bei Natorps „System

119 Natorp: *Nombre, temps et espace dans leurs rapports avec les fonctions primitives de la pensée*, in: *Bibliothèque du congrès international de philosophie*. [Bd.] 1: Philosophie générale et métaphysique, Paris 1900, S. 343-389. Die Abhandlung ist am 1. Dezember 1900 erschienen, vgl. auch Brief Natorps an Görland v. 1. Jan. 1901, in: Holzhey: *Cohen und Natorp*, Bd. 2, S. 263. Der erste Congrès International de Philosophie fand vom 1. – 5. August 1900 anlässlich der Pariser Weltausstellung statt. Natorp gehörte, neben Rudolph Eucken, Kuno Fischer, Georg Simmel, Eduard Zeller und weiteren Vertretern der deutschen Philosophie zum „Comité de Patronage“ des Kongresses. Im Mittelpunkt der Sektion zur „Philosophie générale et Métaphysique“, für die Natorp seine Abhandlung verfasst hatte, stand das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaften, vgl. *Boutroux: Introduction*, ebd., S. XI-XXII; zum Pariser Kongreß als Antwort auf die Krise der Epistemologie angesichts der Entwicklungen in den Naturwissenschaften vgl. auch *Castelli Gattinara: Epistémologie 1900. La tradition française*, in: *Revue de Synthèse* 122 (2001), S. 347-364, bes. S. 351-355, das Verhältnis der Philosophie zu den Wissenschaften wird hier allerdings einseitig und wenig ergiebig lediglich als Herrschaftsverhältnis betrachtet. Natorp hat am Kongreß selber nicht teilgenommen, und sein Entwurf ist wohl, anders als beispielsweise der des ebenfalls abwesenden Simmel, auch nicht zum Vortrag gekommen; vgl. den Kongreßbericht, veröffentlicht im Sept. desselben Jahres in: *Revue de métaphysique et de morale* 8 (1900), S. 503-698, die Zusammenfassung von Natorps Abhandlung trägt hier noch ihren ursprünglichen Titel *Le nombre, le temps et l'espace, dans leur relation aux fonctions fondamentales de la pensée, essai de déduction*, vgl. ebd., S. 568-569, wo betont wird, es handle sich um eine „sehr wichtige Abhandlung“: „Ce très important mémoire se prête malaisément à l'analyse: M. Natorp y propose une nouvelle déduction des catégories“ (ebd., S. 568).

120 Brief an Görland v. 24. Aug. 1902, in: Holzhey: *Cohen und Natorp*, Bd. 2, S. 295.

der ursprünglichen Denkfunktionen” – die Überschrift des ersten Abschnittes mag zur treffenden Charakteristik des Ganzen dienen – um ein work in progress, ein Projekt, das einige Monate vor der Abfassung des Akademie-Gutachtens zwar in einer sachlich ebenso wie programmatisch geschlossenen und inhaltlich konsequenten Skizze vorgetragen und publiziert worden war, das aber eben doch nur den Ansatz zu einem System lieferte, denn Natorp hatte sich auf die Deduktion der Quantitäts-, der Qualitäts- und der Relationskategorien beschränkt.

Der *Essai de déduction* entwirft erstmalig die Skizze einer *deduktiven* Logik der Erkenntnis, die die gesetzmäßigen Bedingungen der Gegebenheit des Erkenntnisgegenstandes und seiner Konstruktion im bloßen Denken, unter vollständigem Ausschluss von Anschauungselementen, thematisiert.¹²¹ Der Aufsatz wird in der Natorp-Forschung kaum gewürdigt, wohl wegen seiner Skizzenhaftigkeit, möglicherweise auch wegen der Unzufriedenheit seines Verfassers mit ihm.¹²² Er verdient jedoch gerade erhöhte Aufmerksamkeit, weil er eine Zäsur in Natorps Bemühen markiert, die Problembestände seiner theoretischen Aufsätze seit 1887 zu einer gegenüber Cohen eigenständigen Antwort aufzulösen, die zugleich den schulimmanenten Theoriebestand weiterentwickelt. Hinter Natorps ”System der ursprünglichen Denkfunktionen” verbirgt sich nichts Anderes als die eigenständige Skizze einer Logik reiner Erkenntnis, die sich freilich durch einige Charakteristika grundlegend von Cohens zwei Jahre später veröffentlichtem Buch unterscheidet. Zu diesen Differenzen gehört, neben der erwähnten deduktiven Anlage und der leitenden Begrifflichkeit von Relation und Funktion, Natorps Versuch einer Grundlegung des Erkennens in den Denkfunktionen. Dieser Ansatz richtete sich gegen den Ausgang der Erkenntnislogik von einer Logik des Urteils, wie er sich in Cohens Arbeiten spätestens von der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* an gezeigt hatte und in der *Logik der reinen Erkenntnis* konsequent realisiert wurde. Natorp war sich über diese und weitergehende Divergenzen in Sachen Erkenntnistheorie zwischen ihm und Cohen völlig im klaren, wie er im oben bereits erwähnten Brief an Görland beiläufig eingesteht: ”Ich bin da [in *Nombre, temps et espace*] nirgend bei Kant u[nd] Cohen einfach stehen geblieben: ich finde bei beiden nicht eine ganz *radikale* Ableitung aller dieser Begriffe; es wird zu viel aus der zur Zeit *geltenden* Wissenschaft entnommen wo

121 Vgl. Natorp: *Nombre, temps et espace*, S. 343.

122 Auch Holzhey bildet hier keine Ausnahme und hält sich mit *Nombre, temps et espace* nicht lange auf, vgl. ders.: *Cohen und Natorp*, Bd. 1, S. 114-116; Natorps Ungenügen an seinem *Essai* bezieht sich freilich überwiegend auf die französische Sprache, die er für nicht in der Lage hielt, die von ihm skizzierten erkenntnislogischen Sachverhalte angemessen wiederzugeben, vgl. Brief an Görland, ebd., Bd. 2, S. 263-264, hier: S. 263.

doch grade heute in diesen Dingen wieder ‚alles fließt‘.“ Und dann folgt in diesem Brief der Satz, der gleichsam zum Wegweiser für Cassirers philosophische Anfänge, vor allem denen im *Erkenntnisproblem*, werden sollte: „Wissenschaft ist nie ein ‚Faktum‘, sondern stets *fiens*.“¹²³

Die Implikationen des Natorpschen Ansatzes, wie sie nicht nur in diesen Äußerungen zum Ausdruck kommen, sind weitreichend, und es genügt an dieser Stelle erst einmal, die in ihnen enthaltenen Theoriemotive zu benennen. Natorp hält (1) offenbar ein Modell strenger genetisch-kategorialer Deduktion für die einzige Theoriegestalt, die einer Logik reiner Erkenntnis angemessen war; er legte dafür (2) den Ansatz bei den Denkfunktionen zugrunde, nicht den beim Urteil. Natorp war sich (3) im klaren darüber, dass er mit beidem den Boden der Kantischen Philosophie – das Akademie-Gutachten zu *Leibniz' System* meinte später: in Richtung eines Fichteanismus oder Hegelianismus – ebenso verließ wie die durch Cohen gelegte und tatkräftig fortentwickelte theoretische Basis der Marburger Schule. (4) Er verstand offenbar seinen Ansatz einer Erkenntnislogik als Kritik am Basistheorem des „Factums der Wissenschaft“ und betrieb somit auch in dieser Hinsicht eine Art der Weiterentwicklung der Marburger erkenntnistheoretischen Grundlagen – allerdings in eine andere als die von Cohen eingeschlagene Richtung, in Richtung der Dynamisierung des Szientismus. Damit ist die innerschulische Konstellation skizziert, in der Cassirer seine Arbeit an *Leibniz' System* begann und abschloss sowie das *Erkenntnisproblem* vollendete – und diese Skizze erfolgt nur im Hinblick auf die Theoriebildung des frühen Cassirer. Alle aufgeführten Theoriemotive werden, Leitmotiven gleich, für dessen Konzeption und Ausgestaltung des Verhältnisses von Systematik und Historie eine tragende Rolle spielen. Dabei gehört es zur historischen Dynamik dieser Konstellation, dass auch hier die Dinge im Fließen waren, dass die Protagonisten, heißen sie nun Cohen, Natorp oder Cassirer, an einem großangelegten work in progress arbeiteten, dessen Richtung für sie kaum zu überblicken war. Nur dreierlei ist von diesem Zwischenbefund aus und im Rückblick sicher feststellen:

dass *erstens* genau zu dem Zeitpunkt, da die Schuldoktrin fixiert wurde, zwischen den Jahren 1902 und 1903 also, deren Basis in den sich ausprägenden divergenten Ansätzen Cohens und Natorps bereits in Auflösung begriffen war;

dass *zweitens* die Fixierung auf die Figur Cohens und deren Dominanz bei der Schreibung der Theoriebildung der Marburger Schule ebenso aufzugeben, weil sachunangemessen ist wie die weitgehende Orientierung an der *Logik der reinen*

123 Brief an Görland v. 24. Aug. 1902, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 295.

Erkenntnis. Aus der Perspektive der Zeitgenossenschaft vollzieht sich die Theoriebildung innerhalb der Schule spätestens mit Natorps Aufsatz *Quantität und Qualität im Begriff* von 1891 – mehr als zehn Jahre vor Erscheinen der Cohenschen *Logik!* – eben nicht dergestalt, dass Natorps Rolle sich als Versuch beschreiben ließe, „die Radikalität der Position Hermann Cohens zu entschärfen“.¹²⁴ Eine *erkenntnistheoretische* „Position Hermann Cohens“ zeichnete sich auf dem Stand von 1891 ebenso wie auf dem von 1900 auf der Basis der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* zwar ab, war aber als eigenständiges, nicht länger kantinterpretatorisches Unternehmen nur in Umrissen klar auszumachen. Die Theoriebildung innerhalb der Schule ist angemessen nur innerhalb eines konstellationshistorischen Ansatzes zu thematisieren, denn die Dynamik des historischen Verhältnisses zwischen Cohen, Natorp und Cassirer erfüllt alle Bedingungen einer philosophischen Konstellation. Zu diesem historiographischen Ansatz gehört auch, dass das Augenmerk abgezogen wird von der ausschließlichen Fixierung auf philosophische ‚Großwerke‘ und hingelenkt auch auf Briefe, Entwürfe, Vorträge, Aufsätze, Unpubliziertes – denn die immer wieder wie selbstverständlich angenommene Inferiorität der philosophischen Position und innerschulischen Rolle Natorps beruht auch – wie schon im Falle seiner Antrittsvorlesung zu Leibniz zu sehen war – auf dem work in progress-Charakter seines sich erst sehr allmählich konturierenden, sich in seiner Entstehung über mehr als eine Dekade hinziehenden erkenntnislogischen Projektes und der damit einhergehenden Publikations- resp. Werklage;¹²⁵

dass *drittens* von hier aus die Theoriebildung des frühen Ernst Cassirer ebenso wie seine Stellung innerhalb dieser Konstellation neu zu bestimmen und zu bewerten ist – auch und gerade in ihren Implikationen für und Auswirkungen auf die spätere Theoriegestalt seiner Arbeiten nach der Wende zur Kulturphilosophie. Cassirers philosophische Sozialisation und Prägung vollzieht sich in der Rezeption, in der

124 Marx: Die philosophische Entwicklung Paul Natorps im Hinblick auf das System Hermann Cohens, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 28 (1964), S. 486-500, hier: S. 492. Marx kommt freilich das Verdienst zu, überhaupt zwischen der Position Cohens und Natorps unterschieden und letzterem eine eigenständige erkenntnistheoretische Auffassung zugestanden zu haben. Doch verlagert er dessen philosophische Position auf das „Problem der Psychologie“ (ebd., S. 492-496) und damit auf dessen Spätphilosophie und nimmt somit die *Logik der reinen Erkenntnis* zum Ausgangspunkt und Maßstab seiner Analyse. Wirklich durchgeführt und auch auf die frühen Arbeiten ausgedehnt hat den Forschungsansatz bei den Divergenzen zwischen Cohens und Natorps Erkenntnistheorie Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, passim; seine Arbeit scheint indessen auch an der Präponderanz der Cohenschen Auffassungen festzuhalten.

125 Einmal mehr muss hier auf Holzheys außerordentliche Leistung hingewiesen werden, der eine Vielzahl an Dokumenten aus dem Nachlass Natorps veröffentlicht hat, vgl. ders.: Cohen und Natorp, Bd. 2, passim.

Aufnahme, Zurückweisung, Weiterbildung der Arbeiten und Projekte seiner Lehrer, und das heißt: sie vollzieht sich in der Positionierung innerhalb der skizzierten Konstellation und damit als Teil von ihr.

Im folgenden sollen *erstens* kurz Vorgeschichte und Problemstellung umrissen werden, aus denen Natorp seine Deduktion der "ursprünglichen Denkfunktionen" entworfen hat, *zweitens* muss dann der Ansatz von *Nombre, temps et espace* selbst beschrieben werden und *drittens* ist abschließend zu zeigen, wie Cassirer diesen Ansatz aufnimmt und dem systematischen Zentrum der Leibniz-Darstellung einzeichnet. Dabei soll immer mitberücksichtigt werden, wie Cassirer sich zu den entsprechenden – und im Sinne einer philosophischen Konstellation auch: konkurrierenden – Theoriemotiven Cohens verhält. Die übergreifende leitende, in der detaillierten Darstellung zu erhärtende These dazu ist, dass Cassirer eine Art vermittelnder Stellung zwischen den Positionen Natorps und Cohens einnimmt.

Wie kam Natorp dazu, in der Abhandlung des Jahres 1900 beim reinen Denken und seinen Kategorien anzusetzen? Im Ausgang vom "Factum der Erkenntnis" und der daran anschließenden Frage nach der Gegebenheit des Erkenntnisgegenstandes wird dieser Ansatz bereits in den frühen Aufsätzen *Über objective und subjective Begründung der Erkenntnis* von 1887 und *Quantität und Qualität in Begriff, Urtheil und gegenständlicher Erkenntnis* von 1891 vorbereitet.¹²⁶ In innerschulischer Perspektive ließe sich sagen, dass Natorp mit diesen rein systematischen Aufsätzen in entschieden radikalerer Weise, als Cohen das getan hatte, Ernst machte mit der seit dem *Princip der Infinitesimal-Methode* von 1883 und der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* von 1885 sich abzeichnenden Elimination der aus der Anschauung gewonnenen Erkenntnisbestandteile zugunsten der Ausschließlichkeit der Elemente reinen Denkens. Das Projekt, mit dem Natorp im Aufsatz von 1887 dieses Ziel verfolgt, ist das einer Logik "als einer allgemeinen, die Wahrheit der Erkenntnis begründenden Theorie".¹²⁷ Ausdrücklich soll die Erkenntnislogik von keiner "besonderen Wissenschaft", wie etwa der Psychologie, so wie im Falle Langes, oder "irgendeiner besonderen wissenschaftlichen Erkenntnis" abhängen, sondern umgekehrt der Wissenschaft zugrundeliegen.¹²⁸ Erkennen wird bereits hier in einem ganz allgemeinen Sinne als synonym mit Denken verstanden, dessen allgemeinste Grundbestimmung

126 Natorp: *Über objective und subjective Begründung der Erkenntnis*, in: *Philosophische Monatshefte* 23 (1887), S. 257-286 u. ders.: *Quantität und Qualität in Begriff, Urtheil und gegenständlicher Erkenntnis*. Ein Kapitel der transcendentalen Logik, in: *Philosophische Monatshefte* 27 (1891), S. 1-32 u. 129-160

127 Natorp: *Über objective und subjective Begründung*, S. 264.

128 Ebd.

freilich "synthetische Verknüpfung" der "Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Einheit des Gesetzes" sein soll.¹²⁹ Nun geht es Natorp in der Folge darum, den Begriff von Erkenntnis und ihrem Gegenstand auf den Begriff von *wissenschaftlicher* Erkenntnis zu reduzieren. Dabei zielt seine Argumentation in der Folge darauf, das Element der Subjektivität aus dem Begriff *wissenschaftlicher* Erkenntnis auszuschließen, indem als einzige "positiv[e]" Bestimmung von Subjektivität "das *Erscheinen*" zugelassen, zugleich aber Wissenschaft als bloßer Gesetzeszusammenhang, jenseits von Erscheinung oder Phänomenalität bestimmt wird:¹³⁰ "in der Reduktion auf's Gesetz vollzieht sie [i.e. die Wissenschaft] die Objectivierung der Erscheinung".¹³¹ Ebenso reduktiv interpretiert Natorp den Begriff des Gegenstandes, wenn er bemerkt, der "Gegenstand bedeutet positiv das *Gesetz*".¹³² Mit Recht ist von Holzhey festgestellt worden, dass die von Natorp intendierte Ausschließung von Erscheinung und Mannigfaltigkeit qua Subjektivitätsbestandteil in ihrem Resultat höchst zwiespältig bleibt, ist das aus dem Erkenntnisbegriff Ausgeschlossene doch in der Reduktion zugleich dessen Voraussetzung.¹³³ Wie unzureichend dieser Versuch auch immer sein mag, es ist seine Intention festzuhalten, die erst später, auf dem Boden von *Nombre, temps et espace* konsequent realisiert werden konnte.

Doch unverkennbar ist auch, dass Natorps eigentliches Erkenntnisinteresse im Aufsatz von 1887 dem ausschließlich *im bloßen Denken* lokalisierten Grundprozess des Erkennens und dessen Gegenstandskonstitution gilt. Diesen will Natorp im Kernstück seines Aufsatzes als das als prononciert prozesshaft gedachte Verfahren der "Objectivierung" ausweisen – ein Begriff, der bei seinem Schüler Ernst Cassirer später zum geradezu ubiquitären Grundbegriff des Erkenntnisprozesses werden sollte. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Frage nach der Gegebenheit des Erkenntnisgegenstandes in der Wissenschaft. Natorps These, es handele sich bei dem der Erkenntnis zugrundegelegten "Datum" oder "Phänomen" keinesfalls um ein erstes, einfach Gegebenes, Einzelnes oder eine Erscheinung, sondern um ein Konstrukt des

129 Ebd., S. 263.

130 Ebd., S. 273; zu Natorps Begriff von Wissenschaft vgl. auch S. 265, wo es heißt, „der objectiven Wissenschaft“ sei „jeder Recurs auf das und sein Vermögen [...] an sich völlig fremd“; wissenschaftliche Erkenntnis „dürfe nur von „solchen Gesetzen abhängen [...], die selbst im inneren, in logischer Form zu entwickelnden Zusammenhänge der Wissenschaft [...] zur Gewissheit gebracht werden können“.

131 Ebd., S. 272.

132 Ebd., S. 271.

133 Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 163. Der wohlmeinende Versuch von Marx: Die philosophische Entwicklung Paul Natorps, S. 489-490, die ausgeschlossene Subjektivität wieder in die Wissenschaft hereinzuholen und so die Absurdität dieser Konzeption zu beheben, indem bemerkt wird, der Gegenstand hätte „seinen Geltungswert durch die objektivierende Arbeit des Subjekts in den Wissenschaften“, geht jedenfalls an Natorps Konzeption und seinem – im übrigen völlig unterbestimmten – Begriff von Subjektivität als einem nur auf Erscheinungen bezogenen Vorstellungsvermögen oder Bewusstseinserebnis, völlig vorbei; vgl. Natorp: Über objective und subjective Begründung, S. 273-274.

Denkens, folgt aus der Ausschließung der Subjektivität aus dem Erkenntnisbegriff: „Die wahren Anfänge und Grundlagen der Erkenntnis sind [...] überall letzte *objective Einheiten*“ als Resultat vorausgehender Denkprozesse.¹³⁴ Der „Process der Objectivierung“ soll hierbei der Grundvorgang des Erkennens sein, als ein zweistufiger Bestimmungsprozess, in dem Einzelnes zu einem gesetzmäßigen Allgemeinen bestimmt wird.¹³⁵ Die „Grundfunction der Objectivierung“ wird dabei verstanden als Reihe von „fundamentale[n] Abstractionen“ und als „*Einssetzung*“ im Sinne einer „Einheit des Mannigfaltigen“.¹³⁶ Damit ist für Natorp das „fundamentale Gesetz der *Erkenntnis*“ erfasst, „welches die in aller Erkenntnis unaufhebliche, *darum* für den Gegenstand (als Gegenstand der Erkenntnis) gültige Entgegensetzung und Wechselbeziehung des Allgemeinen und Einzelnen vorschreibt.“¹³⁷ Die aus diesem Prozess hervorgehenden „objective[n] Einheiten“ sind „Data“, Fakten, „Thatsachen“ oder „Phänomene“ der Wissenschaft.¹³⁸

Auch wenn Natorp in *Über objective und subjective Begründung* sowohl die einzelnen Stufen und am Bestimmungsprozess beteiligten Kategorien als auch die Modi der Wechselbeziehung von Allgemeinem und Einzelnem noch weitgehend unbestimmt läßt, so wird doch schon hier deutlich, was mit der Bemerkung im Brief an Görland, Wissenschaft sei „nie ein ‚Faktum‘, sondern stets *fiens*“, gemeint ist. Das Verständnis von Wissenschaft als „*fiens*“ verweist gerade auf die dem Erkennen zugrundeliegenden Prozesse, die hier als ursprüngliche Funktionen des Denkens verstanden werden. Sie sind Bedingung der Möglichkeit der Konstitution des Gegenstands der Wissenschaften. Hier, in der Bestimmung der im wissenschaftlichen Datum oder Phänomen beteiligten Denkprozesse liegt die „Priorität der objectiven Begründung der Erkenntnis“, nicht in der Feststellung des Faktums der Wissenschaft oder der Ableitung von Grundbegriffen aus diesem – das jedenfalls meint Natorp, wenn er die starre Orientierung am „Factum“ kritisch auflösen will und meint, es werde „zu viel aus der zur *Zeit geltenden* Wissenschaft entnommen“. Doch deutlich wird aus diesem Ansatz heraus auch Natorps Versuch, die Bedingungen der Gegenstandskonstitution *erstens* als *prozessuale*, wenn

134 Natorp: *Über objective und subjective Begründung*, S. 284, weiter heißt es dort, S. 284-285: „Wissenschaft darf nicht nur, sie kann gar nicht anders als von objectiven Einheiten ausgehen; es gibt gar keinen anderen möglichen Anfang der Erkenntnis“; vgl. auch S. 274: „Was die Wissenschaft ‚Phänomen‘ heisst: die zu erklärende, d.h. auf’s Gesetz zu reducierende Erscheinung [...]“.

135 Natorp versucht die Zweistufigkeit des Prozesses zu beschreiben, ebd., S. 275: „Die Function der Erkenntnis ist dieselbe, wodurch das einzeln Vorgestellte zum allgemein so Vorzustellenden, und wodurch der einzelne, doch allgemeingültig constatirte Thatbestand zur Allgemeinheit des Gesetzes erhoben wird.“

136 Ebd., S. 284.

137 Ebd., S. 280.

138 Ebd., S. 275.

freilich auch noch nicht als deduktive verstehen zu wollen, sie *zweitens* jenseits jeglicher Anschauungsbestandteile im *reinen Denken* zu situieren, wobei freilich dessen Verhältnis zur vorgängigen Erscheinung und Subjektivität ungeklärt und zwischen beiden eine nicht zu schließende Lücke blieb, und *drittens* genau hierin, und nicht etwa in Urteilen des Denkens, die ursprüngliche Gestalt des Erkennens erfassen zu können. Mit diesem Motivkomplex ist das Leitthema der Natorpschen Erkenntnislogik bis hin zum *Essai de déduction* von 1900 bestimmt.

Mit dem Aufsatz über *Quantität und Qualität in Begriff, Urtheil und gegenständlicher Erkenntnis* versuchte Natorp 1891 die Unbestimmtheiten im Prozess der "Objectivierung" aufzulösen und die hierbei beteiligten Modi und Kategorien in ihrem Verhältnis zueinander zu bestimmen. Mit der Verabschiedung der Leitdifferenz von Objektivität und Subjektivität ist in dieser Arbeit auch der Begriff und Prozess der "Objectivierung" nicht länger thematisch, wohl aber dessen innere Ausgestaltung. Festgehalten hat Natorp dagegen an der Annahme einer "Grundgestalt des Erkennens" und in dieser Funktion "Objectivierung" durch "synthetische Einheit" ersetzt.¹³⁹ Dabei ist dieser Ansatz ganz explizit darauf ausgerichtet, die Basis der Erkenntnislogik in "Begriff und Urtheil" zu unterlaufen und demgegenüber beide in der "Grundgestalt" der "synthetischen Einheit" zu begründen – ein Unternehmen, das sich unverkennbar gegen die Basis der Cohenschen "Erkenntniskritik" wandte.¹⁴⁰ Auf dieser Grundlage sucht Natorp das "eigentliche Problem des Gegenstands" der Erkenntnis neu zu bestimmen, und in Fortschreibung des Aufsatzes von 1887 soll nun das dort Ausgeblendete, die "Art der Verbindung sämtlicher zur Erkenntnis zusammenwirkender Factoren" thematisiert werden.¹⁴¹ Die Konstitution des Gegenstands und seiner Gegebenheit soll ursprünglich erst *innerhalb* der prozessualen Bestimmung durch das Denken erfolgen; dabei wird, so Natorp, "der gegebene zum erkannten Gegenstand".¹⁴²

Wie aporetisch diese Konzeption auch immer sein mag, im zu rekonstruierenden Zusammenhang kommt es darauf an, dass als "ursprünglichste" Formen der Einheit oder solcher "zur Erkenntnis zusammenwirkender Factoren" die "Denkform der

139 Natorp: *Quantität und Qualität*, S. 3-4. Das heißt freilich nicht, dass Natorp den Begriff der „Objectivierung“ aufgegeben hätte, ganz im Gegenteil, wie die späte Zusammenfassung seiner erkenntnistheoretischen Auffassungen zeigt, vgl. Natorp: *Kant und die Marburger Schule*, 1912, S. 16.

140 Ebd. Vgl. auch ebd., S. 6, wo es heißt, „die synthetische Einheit“ solle „zum Fundament für Begriff und Urtheil“ gemacht werden. Dabei greift Natorp an dem ungeklärten Verhältnis von Begriff und Urteil an, an der Problematik, welches der beiden Elemente zugrundezulegen sei, wenn er erklärt, beide seien „in der That nur zwei Ausdrücke ein und derselben Grundgestalt des Erkennens [...]“ (ebd., S. 3-4).

141 Ebd., S. 143.

142 Ebd.

Quantität“ und die der Qualität ausgewiesen werden.¹⁴³ Diesen Formen soll die „Bedeutung der ‚Function‘“ im Sinne eines „immer in gleicher Art anzuwendenden Denkverfahrens“ zukommen.¹⁴⁴ Dabei übernimmt der von Kant adoptierte Begriff der „Function“ eine doppelte Aufgabe. Er soll in einer Übertragung von Kants Definition aus der transzendentalen Analytik als *einheitsstiftendes* Verfahren in der begrifflichen Bestimmung eines Mannigfaltigen fungieren.¹⁴⁵ Daneben nimmt Natorp aber den bei Kant als „Handlung“ bezeichneten Charakter der Funktion auf und deutet ihn zu einem *Verfahrens-* oder *Prozess-*Begriff um. Hierin liegt die zentrale Bedeutung dieses Begriffs in Natorps Erkenntnislogik: der Begriff der Function soll das im engeren Sinne prozessuale Moment der Denkbestimmungen repräsentieren, das die Einheit des zu Bestimmenden in seinem Übergang zur Bestimmtheit garantiert. In diesem, durch Natorp geprägten Sinne hat sein Schüler Cassirer später den Begriff der Funktion verwendet.

Natorp war sich über den fragmentarischen Charakter des in *Quantität und Qualität* Geleisteten im klaren. Die an diesen Aufsatz sich anschließende briefliche Diskussion mit Kurd Laßwitz verdeutlicht das gesamte Ausmaß des Projekts einer genetisch-deduktiven Logik des reinen Erkennens: es umfasst nicht nur die Logik der Funktionen als Basis einer Logik der Objektivation, vielmehr steht und fällt das gesamte Projekt der deduktiven Logik mit dem Begriff der Relation. Laßwitz hatte offenbar das Fehlen „einer Ableitung der Relationskategorien“ im Aufsatz von 1891 bemängelt.¹⁴⁶

143 Die Problematik dieser Konzeption kann hier nicht ausgeführt, sondern allenfalls angedeutet werden; sie ließe sich kurz als Problematik des Anfangs charakterisieren. Wenn der Gegenstand erst im Prozess der Denkbestimmungen zu dem, was er sein soll, nämlich Gegenstand, wird, woran setzen dann die kategorialen Bestimmungsprozesse an – vor allem, wenn die Sinnlichkeit als Quelle der Erkenntnis ausgeschlossen sein soll? Natorp tritt zur Lösung dieser Aporie die Flucht nach vorne an und führt eine Heteronomie des Gegenstandsbegriffs – wenngleich er diese Bezeichnung vermeiden muss – ein: „Jedoch sind zwei Bedeutungen des Gegenstandes wohl zu unterscheiden“: zum einen der Gegenstand als „erst gesuchter“, der „der aufgegebenen heißen“ soll, das „zu Erkennende = X“ oder das „relative Nichts“, ein Gegenstand, der „so gut wie nicht da“ oder der „nicht absolut Nichts“ ist, und was dergleichen unverständliche Formulierungen mehr sind (ebd.), zum anderen – in nicht minder unklaren Formulierungen – der „fertige [?], erkannte“ Gegenstand, die „schon erreichte Bestimmung des Bestimmbaren [sic]“, das „Resultat X = A“ (ebd.). Die gesamte Aporie erscheint als Resultat der dogmatischen, der reinen Marburger Lehre folgenden Elimination von Sinnlichkeit und Anschauung als Momente der Gegenstandskonstitution, die dem reinen Denken buchstäblich nichts, mit Natorp müßte man formulieren: „so gut wie nichts“, zu bestimmen oder zu erkennen gibt. Vgl. dazu die Ausführungen von Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 167-168.

144 Ebd., S. 129-139.

145 Kant: Kritik der reinen Vernunft, B 93: „Alle Anschauungen, als sinnlich, beruhen auf Affektionen, die Begriffe also auf Funktionen. Ich verstehe aber unter Funktion die *Einheit* der Handlung, verschiedene Vorstellungen unter einer gemeinschaftlichen zu ordnen [Hervorh. HKO].“ Hierbei handelt es sich um ein geradezu klassisches Beispiel von Begriffs-Übertragung, denn mit dem Ausschluss der Sinnlichkeit aus dem Erkenntnisprozess gibt es bei Natorp kein Mannigfaltiges mehr, auf das die Funktion einheitsstiftend sich beziehen könnte. Im neuen Kontext kommt es also zu einer Bedeutungsverschiebung des Kantischen Begriffs.

146 Vgl. Brief an Kurd Laßwitz v. 3. Juni 1891, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 188-193, hier: S. 189.

Natorp entgegnet, mit "einer Ableitung der Relationskategorien habe ich mich natürlich gemüht, u[nd] hätte gar zu gern das *ganze* Kategoriensystem auf einmal entwickelt".¹⁴⁷ Im folgenden wird Natorp versuchen, sowohl zu einer Deduktion der Relationskategorien zu kommen als auch den Funktions- und Relationsbegriff in das Verfahren der Objektivierung zu integrieren. Entscheidende Impulse dazu bezieht er aus der Auseinandersetzung mit Laßwitz. Doch den Begriff der Relation als Basis einer am Bestand und Tun der Wissenschaften orientierten Erkenntnistheorie hatte zuvor ein anderer der Kant-Bewegung Verpflichteter gebracht– Friedrich Albert Lange.¹⁴⁸ In einer Diskussion der sich an Fechners Auffassung anschließenden Frage, ob der Begriff der Kraft "Grund der Bewegungen" sei, bemerkt Lange: "Es giebt keinen ‚Grund‘ der Bewegung ausser den Aequivalenten der lebendigen Kraft [...] und diese Aequivalente bezeichnen eine *bloße Relation der Erscheinungen*." Ausdruck der "Gesammtheit der Relationen unter einer Gruppe von Erscheinungen" sei das Gesetz.¹⁴⁹ Schreibe man "den abstracten Begriffen" der Kraft und der Bewegung "ein unabhängiges Sein" zu, so substantialisiere man sie und das führe dazu, dass sie "in der naturwissenschaftlichen Auffassung [...] vollständig mit der ‚Materie‘" zusammenfielen. Die Problematik von Kraft und Stoff in den Naturwissenschaften werde mithin am Ende ausschließlich zu einem "Problem der *Erkenntnistheorie*", und für die Naturwissenschaften sei deshalb "ein sicherer Boden [als beispielsweise durch die Zuschreibung eines unabhängigen Seins] nur in den *Relationen* zu finden".¹⁵⁰ Es ist genau dieser Impuls, das Sein der Erscheinungen in Relationen aufzulösen, diese Relationen dann zur Grundlage des naturwissenschaftlichen Erkennens zu machen und als deren gesetzmäßige Zusammenhänge zu interpretieren, mit dem Natorps Projekt einer Erkenntnislogik in weiten Zügen konvergiert. Gleichviel, ob man Natorps Verständnis von Relation hier lediglich antizipiert sieht oder wie die vorliegende Arbeit annimmt, dass von dieser Stelle eine direkte Anregung für seine Logik der Relationen ausging – immerhin war Natorp auch Lange-Schüler und seine Lektüre der *Geschichte des Materialismus* darf als belegt gelten –, es entbehrt an dieser Stelle keineswegs der historischen Ironie, dass der von Cohen mit so scharfen Worten aus der aktuellen Debatte um die Gestalt der Erkenntnistheorie verabschiedete Lange Vordenker zumindest dieses grundlegenden

147 Ebd.; Natorp fährt fort: „dass ich mich auf die ‚mathematische‘ Gruppe beschränkte, hatte keinen andern Grund als dass ich mir eben über die dynamische noch nicht genügen konnte“, womit bezeugt ist, in wie hohem Maße das Projekt zu jener Zeit noch in seinen Anfängen steckte.

148 Dass Natorp mit dem Werk Langes bestens vertraut war, darf neuerdings als belegt gelten, vgl. diese Arbeit, Kap. 1, Exkurs 1.

149 Lange: *Geschichte des Materialismus*, 4. Aufl., 1882, S. 549 (2. Buch, 2. Abschn., Kap. 2).

150 Ebd., S. 550.

Theoriemotiv einer Logik ursprünglichen Denkens war, die in innerschulischer Konkurrenz mit dem erkenntnislogischen Unternehmen des Gründungshauptes der Marburger stand. Die große Fülle an Restbeständen historischer und erkenntnistheoretischer Motive, die von Langes Werk nach der theoretischen Exkavation seiner Basis, der "psychisch-physiologischen Organisation", übriggeblieben war, diente Natorp offenbar als Steinbruch für die Ausgestaltung nicht nur seiner philosophiehistorischen Auffassungen.

Der Begriff der Relation wird von Natorp im Laufe seines work-in-progress in einem dreifachen Sinne gebraucht, und alle drei Bedeutungen geben vor, aus Kants *Kritik* abgeleitet und deshalb im Kantischen Sinne zu sein – doch bei allen dreien handelt es sich, wie zu zeigen ist, um begriffliche Übertragungen oder dekontextuierende Uminterpretationen. Im Aufsatz *Über objective und subjective Erkenntnis* versucht Natorp, den Begriff *logischer* Relation zu bestimmen. Dieser Begriff entspricht dem oben erwähnten von Lange. Unter Berufung auf Kant stellt Natorp dort fest, "die Dinge haben sich [...] in blosse ‚Verhältnisse‘ aufgelöst".¹⁵¹ Die Relationen werden dadurch als Repräsentationen der Dinge konzipiert. Dabei allerdings erfährt der Kantische Begriff der Relation eine charakteristische Übertragung oder Dekontextuierung. Die plurale Form "Verhältnisse", gelegentlich auch "Beziehungen", gebraucht Kant im spezifischen Sinne der vielfältigen Beziehungen, in denen die "substantia phänomenon", der Gegenstand der Anschauung oder der empirischen Erfahrung, steht, seien es Beziehungen zu anderen empirischen Gegenständen oder Ortsbestimmungen.¹⁵² Unter vollständiger Abstraktion vom Gegenstand der Anschauung deutet Natorp diese kategorialen Verhältnisbestimmungen des empirischen Gegenstandes um in die logischen Beziehungen des *gedachten* Gegenstandes und seiner vielfältigen Denkbestimmungen. Lange hatte sich an dieser Stelle immerhin noch genötigt gesehen, ein zumindest hypothetisch angenommenes materielles Substrat zugrunde zulegen.¹⁵³ Natorp dagegen folgt konsequent der programmatischen Priorität objektiver Erkenntnisbegründung im reinen erkenntnislogischen Denken und dem mit ihr verbundenen Reduktionismus. Die "Verhältnisse" des Gegenstandes des Denkens sollen eine "grenzenlose Relativität" oder "Unendlichkeit der Relationen" bilden.¹⁵⁴

151 Natorp: *Über objective und subjective Begründung*, S. 276. Natorp gibt keinen Nachweis, bezieht sich aber, wie der Textbefund eindeutig belegt, auf die *Kritik der reinen Vernunft*, B 340-341.

152 Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 321; vgl. auch ebd., B 66-67: „[...] dass alles, was in unserem Erkenntnis zur Anschauung gehört [...], nichts als bloße Verhältnisse enthalte, der Örter in einer Anschauung (Ausdehnung), Veränderung der Örter (Bewegung), und Gesetze, nach denen diese Veränderung bestimmt wird (bewegende Kräfte)“ sowie ebd., B 333 u. 341.

153 Vgl. Lange: *Geschichte des Materialismus*, 4. Aufl., 1882, S. 550 (2. Buch, 2. Abschn., Kap. 2).

154 Vgl. Natorp: *Quantität und Qualität*, S. 156.

Die plurale Rede von "Verhältnissen" oder "Relationen" läßt sich verstehen als gegenstandsbezogene Repräsentation der prinzipiellen logischen Relationalität, durch die in Natorps Auffassung das Denken geprägt ist. Neben diesem Begriff von Relation deutet sich aber bereits in *Über objective und subjective Begründung* ein zweiter an, der Begriff von Relation als eines *Denkverfahrens*. Zwar betont der Aufsatz von 1887, dass es das "Allgemeine der *Relation* (welches den Begriff des Gesetzes gibt)" sei, "worum es sich primär und wesentlich handelt", und mit diesem gesetzgebenden "Allgemeinen" kann nur das auf die Relationen gerichtete Denkverfahren gemeint sein – auch diese Überlegung ist durch Lange vorgeprägt.¹⁵⁵ Doch gilt Natorps Erkenntnisinteresse hier noch ganz vorwiegend dem Prozess der "Objectivierung".¹⁵⁶ Er versucht sodann im Brief an Laßwitz, die drei Relationskategorien aus der *Kritik der reinen Vernunft* in analoger Weise zu seiner Ableitung der Kategorien der Quantität und der Qualität – und damit im Unterschied zum Vorgehen Kants – auseinander abzuleiten.¹⁵⁷ Dann aber, im Anschluss an diese Explikation der *kategorialen* Bedeutung der Relation, erhält deren Begriff einen vom kategorialen abweichenden *fundamentalen* Sinn. Die Kategorien der Relation werden nun als ein Verfahren eingeführt, das sich auf die "bereits vollzogenen Synthesen" im Durchlaufen der Quantitäts- und Qualitäts-Kategorien bezieht und damit eine "Synthese von Synthesen" herstellt.¹⁵⁸ Die dreifache Bedeutung von Relation – die logische, die kategoriale und die eines Grundverfahrens des Denkens – ist für Natorps Erkenntnislogik über *Nombre, temps et espace* hinaus bis zu seinen späten Arbeiten grundlegend geblieben.¹⁵⁹

Laßwitz hat in Natorps Ausführungen die grundlegende Bedeutung der so interpretierten Relation für die Konstitution des Erkenntnisgegenstandes wie für das Verhältnis zwischen dem Begriff der Relation und dem der Funktion gesehen: "Relation ist also das in der Synthesis, wodurch dieselbe die Gegenständlichkeit bedingt, d.h. sie ist *Bedingtheit*, und diese ist immer „Functionalzusammenhang oder schlechtweg *Function*."¹⁶⁰ Der Functionalzusammenhang" ist in der Wechselseitigkeit seiner Beziehungen jedoch nur als System möglich, und damit wächst dem Begriff des

155 Diese Annahme legt jedenfalls Langes oben erwähnte Feststellung nahe, Ausdruck der „Gesamtheit der Relationen unter einer Gruppe von Erscheinungen" sei das Gesetz, vgl. ders.: *Geschichte des Materialismus*, 4. Aufl., 1882, S. 449 (2. Buch, 2. Abschn., Kap. 2).

156 Natorp: *Über objective und subjective Begründung*, S. 276.

157 Vgl. ebd., S. 190-192.

158 Ebd., S. 189-190.

159 Das hat von Wolzogen: *Die autonome Relation*, 1984, für das Spätwerk zutreffend herausgearbeitet. In dieser Betrachtung ist naturgemäß Cohens *Logik der reinen Erkenntnis* Parameter des Vergleichs, wogegen die Untersuchung der Formation des dreifachen Begriffs von Relation bis 1900 zeigt, dass dessen Herausbildung gerade keinen Rekurs auf Cohens theoretisches Hauptwerk nimmt.

160 Ebd., S. 196, ähnlich S. 195: „Relation ist Functionalbeziehung überhaupt.“

Systems auf dem Boden dieser dynamischen Konzeption eine neue Funktion zu.¹⁶¹ Auch diese Neubestimmung des Systembegriffs hat Laßwitz aus Natorps brieflichen Überlegungen aufgenommen.¹⁶²

Natorps Abhandlung von 1900 ist eine späte Antwort auf das von Laßwitz bemängelte Fehlen "einer Ableitung der Relationskategorien" und der Versuch der systematischen Ausgestaltung seiner vorläufigen brieflichen Entgegnung. Laßwitz brachte die Tendenzen der frühen Konzeption Natorps – die Relation als Denkverfahren und dessen Interpretation als einer Funktion – so genau auf den Punkt, dass dieser daran anschließen konnte. Die Implikationen und Konsequenzen seines Projektes, insbesondere die Problematik des Anfangs der Bestimmung und des aporetischen Gegenstandsbegriffs hatte Natorp auf dem Stand von 1891 noch nicht vollständig reflektiert. Die briefliche Auseinandersetzung zwischen Natorp und Laßwitz verdeutlicht die Innenseite von Theoriebildung, die Spannung zwischen Publiziertem und brieflich Extemporiertem. Die weitere Ausgestaltung dieses Ansatzes verdeutlicht die Dynamik des philosophischen Dialogs. Die Entwicklung des "ganze[n] Kategoriensystem[s]" sollte indessen auch in *Nombre, temps et espace* nicht gelingen, und so blieb Natorps work in progress bis zum Erscheinen von *Leibniz' System*, ja im Grunde bis zur Publikation der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems*, unabgeschlossen.

Der Aufsatz von 1900 nimmt seinen Ausgangspunkt beim Denken als der Beziehung von Mannigfaltigem auf Einheit: "Denken heißt, das Mannigfaltige in der Einheit zu erfassen."¹⁶³ Diese als rein logisch verstandene Beziehung soll die Grundgestalt des Erkennens sein, beruht letztere doch Natorp zufolge auf "einer bestimmten Anzahl fundamentaler Prozesse", die sie ermöglichen und sichern.¹⁶⁴ Solche der Erkenntnis zugrundeliegenden Denkprozesse sind der „Prozess der Quantität“ („procédé fondamental de la quantification“ oder „procédé quantitatif“), der aus dem Begriff des Mannigfaltigen abgeleitet wird, und der der „Qualität“ („procédé de la qualification“ oder „procédé qualitatif“), der seinerseits aus dem Begriff "der Einheit dieser Mannigfaltigkeit als solcher" folgen soll.¹⁶⁵ Diese beiden Grundprozesse

161 Vgl. ebd., S. 196-199.

162 Vgl. Brief an Kurd Laßwitz v. 3. Juni 1891, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 192: „Der Ausdruck ‚System‘ ist kaum zu umgehen. [...] Der Begriff des ‚Ganzen‘ [...] ist der entscheidende [...].“

163 Natorp: *Nombre, temps et espace*, S. 344, im Original: „Penser, c’est saisir le multiple dans l’unité.“ Übersetzung der Zitate im folgenden vom Vf.

164 Ebd., S. 344: „Si la connaissance consiste en un progrès méthodique de la pensée, on doit pouvoir trouver un nombre limité de procédés fondamentaux qui rendent possible et assurent ce progrès.“

165 Ebd.: „La pensée du multiple, comme tel, donne le procédé fondamental de quantification; la pensée de l’unité de ce multiple, comme telle, donne le procédé de la qualification.“

des Denkens resultieren aus genetisch-prozessualen Umdeutungen, die Natorp an den entsprechenden Kategorien der Kantischen Kategorientafel vornimmt: sie interpretieren zum einen die einzelnen Kategorien und die Stammbegriffe, unter denen diese versammelt werden, als logisch notwendige und hinreichende *Prozesse*, die der Begriff des Gegenstandes voraussetzt.¹⁶⁶ Zum anderen bringen sie die einzelnen Kategorien in eine notwendige *genetische* Abfolge; sie sind ihrerseits konzipiert als jeweils dreistufige Bestimmungsreihen, die in dauernder Korrespondenz und Interdependenz zueinander stehen.¹⁶⁷ Natorp versteht die Reihen auch als "einfache Synthesen"; sie sollen die Begriffe der Zahl, der Größe, der Identität, der Gleichförmigkeit und der Kontinuität generieren und werden im Prozess der Bestimmung unaufhörlich durchlaufen.¹⁶⁸ Entsprechend ihrer Korrespondenz und Interdependenz bezeichnen die Stufen innerhalb dieser "Synthesen" oder "Prozesse" "Positionen" und sind als relationale Gebilde gedacht. Natorps Gedanke der Unendlichkeit der Relationen oder "Verhältnisse" der Positionen basiert auf dem schon in *Über objective und subjective Erkenntnis* beschriebenen Begriff von Relation, der Relation im Plural. Auf die Omnipräsenz von Relationen bezieht sich die Relation als *Denkverfahren*. Natorp versteht letzteres hier im Sinne der bereits im Brief an Laßwitz geprägten Form der "Synthese von Synthesen" und meint damit die weitere prozessuale Kategorisierung und Bestimmung des *einzelnen* Gegenstandes – der zuvor in den unendlichen Reihen der Quantität und der Qualität, Natorp nennt das in signifikanter Wortwahl: "für sich" bestimmt wurde – in seinem Verhältnis zu anderen Gegenständen.¹⁶⁹ Im sachlichen Anschluss an die Überlegungen Laßwitz' löst Natorp also den kategorialen Begriff von Relation in das Denkverfahren der Relation auf. Sie soll die logisch-gesetzmäßige Ordnung der einzelnen Positionen zu *einer* einheitlichen „Gesamtordnung“ („*un ordre total*“)

166 Ebd.: „Ce sont les hypothèses méthodiques nécessaires et suffisantes à la pensée de l'objet qu'on recherche sous le nom de catégories.“

167 Vgl. ebd., S. 344-348 sowie Kant: Kritik der reinen Vernunft, B 106. Dabei ist zu bemerken, dass die jeweiligen Stufen des „Prozesses der Quantität“ – numerische Einheit („*unité numérique*“), unbestimmte Vielheit („*multitude indéterminée*“) und bestimmte Vielheit („*multiplicité déterminée*“) – nominell und konzeptuell weitgehend den entsprechenden Kategorien Kants – Einheit, Vielheit, Allheit – folgen, wogegen die Stufen des „Prozesses der Qualität“ – Gleichförmigkeit („*uniformité*“) als qualitative Einheit („*unité qualitative*“), Mannigfaltigkeit („*diversité*“) oder Vielgestaltigkeit („*multiformité*“) als qualitative Vielheit („*pluralité qualitative*“) und Einheit der Gattung („*l'unité du genre*“) – recht freie Interpretationen der entsprechenden Kategorien – Realität, Negation, Limitation – darstellen.

168 Ebd., S. 350.

169 Die entsprechenden Ausführungen im erwähnten Brief an Laßwitz sind von seltener Klarheit, wengleich hier noch „unmittelbar auf Data der Anschauung“ Bezug genommen wird, was Natorp ansonsten zu vermeiden sucht, vgl. Brief an Laßwitz v. 3. Juni 1891, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 189.

herstellen und gewährleisten.¹⁷⁰ Damit ist das „System der ursprünglichen Denkfunktionen“ aufgestellt.¹⁷¹

Natorp entwirft in *Nombre, temps et espace* zum ersten Mal eine Erkenntnislogik, die zeigen möchte, „wie der Erkenntnisgegenstand im Denken und nach den Gesetzen des Denken konstruiert wird.“¹⁷² Als Folge des Ansatzes bei der rein logisch verstandenen Grundrelation des Mannigfaltigen und Einen als Grundgestalt der Erkenntnis verschiebt sich die Gegebenheitsproblematik. Auch wenn Natorps logizistisch-prozessualer Begriff von Erkenntnis deren subjektiv-psychologische Deutung nun endgültig verabschiedet und sie als logisch-methodische „Entwicklung des Erkenntnisinhalts im Ausgang von *ersten Gegebenheiten* [Hervorh. HKO]“ versteht, so scheint doch wieder ein dem Denken vorausliegendes Mannigfaltiges, etwa im Sinne einer „Materie“ der Erkenntnis oder gar einer subjektiven „Empfindung“ gedacht zu sein.¹⁷³ Man muss Natorps Rede von einem „Gegebenen“ als Inkonsequenz oder auch als anachronistischen Restbestand betrachten, entscheidend für seinen Ansatz bei einem „System der ursprünglichen Denkfunktionen“ und wegweisend für seine Entwicklung bis zu den *Logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften* von 1910 ist jedoch, dass in *Nombre, temps et espace* die logische Deduktion des Mannigfaltigen ausschließlich im Denkverfahren der Quantität erfolgt und in dem der Qualität ausdifferenziert wird. Das Mannigfaltige erhält so den Charakter eines Denkmomentes, eines dem Prozess der begrifflichen Bestimmung Immanenten und gerade nicht durch die Sinnlichkeit Gegebenen. Natorp selbst jedenfalls sucht diese Inkonsequenz zu beseitigen, indem er wiederholte Male darauf insistiert, dass es sich bei dem „Gegebenen“ nicht um ein dem Denken vorausliegendes, sondern umgekehrt *ausschließlich* um ein durch „vorausliegende Denkfunktionen Gegebenes“, ein „gedachtes und ursprünglich durch das Denken bearbeitetes“ handelt: „Das Gegebene muss gedacht und sogar ursprünglich durch das Denken bearbeitet [élabéré] werden; es darf nicht nur eine spätere Denkfunktion sein, die es gibt.“¹⁷⁴ Entscheidend ist, dass Natorp damit die

170 Ebd., S. 350.

171 So die Überschrift des § 1, ebd., S. 343: „Le système des fonctions primitives de la pensée.“

172 Vgl. ebd., S. 343: „L'étude de la logique est de montrer comment l'objet de la connaissance se construit dans la pensée et d'après les lois de la pensée.“

173 Ebd., S. 343: „Ces lois [de la pensée] ne déterminent pas [...] la connaissance comme un événement en rapport avec une vie psychique, mais le développement du contenu de la connaissance à partir de données premières [...]“

174 Ebd., S. 348-349: „Il faut bien que le donné soit pensé, et même primitivement élaboré par la pensée; ce ne peut être qu'une fonction de pensée antérieure qui le donne.“; vgl. auch S. 354 und insbesondere S. 370, wo als „Gipfel der kritischen Methode“ angegeben wird, dass „nichts getrennt vom Denken gegeben wird“ und dass „es nur eine ursprüngliche Funktion des Denkens“ sein könne, „durch die der Gegenstand zuerst gegeben wird.“ („[...] au sommet de la méthode critique, rien n'est donné

Gegebenheitsproblematik in eine Konzeption reinen und ursprünglichen Denkens überführt hat, die das Cohensche Diktum, das "Gegebene" sei einzig als Gedachtes realisierbar, in einen eigenständigen prozessual-genetischen Systemansatz übersetzt und dabei das Erkenntnisinteresse weg vom Gedachten, hin zu den diesem zugrundeliegenden Denkprozessen verschiebt.

Auf dem Boden seines logischen "Systems der ursprünglichen Denkfunktionen" sucht Natorp im folgenden das für die Gegebenheitsproblematik ausgeschlossene Problem der Anschauung wieder zu integrieren. In einer den Text der Kantischen *Kritik* weit hinter sich lassenden, abstrahierenden Lektüre "nähert" Natorp zunächst "die Anschauung sehr dem Denken an, insbesondere dem Denken der Relation." Beide seien Ordnungsfunktionen, die die "Vielfalt der Phänomene in eine Einheit nach bestimmten Verhältnissen bringen, den Verhältnissen von Sukzession und Gleichzeitigkeit."¹⁷⁵ Im weiteren verschärft Natorp seine entstellende Kant-Deutung, indem er unter Berufung auf ein vorgebliches Kant-Zitat – "l'entendement détermine la sensibilité"¹⁷⁶ – meint, die Konsequenz ziehen zu müssen, dass "die Bestimmungen des Raumes und der Zeit ohne jegliche Ausnahme Bestimmungen des Denkens sind, zum einen Bestimmungen der Größe, die sich aus den Gesetzen der quantitativ-qualitativen Synthese ableiten lassen, zum anderen Relationsbestimmungen [...]"¹⁷⁷ Die Denk- oder Ordnungsfunktion der Zeit besteht in der Zuweisung einer eindeutigen Zeitstelle im Prozess der Bestimmung, und der Raum, abgeleitet aus den Zahlgesetzen, bestimmt die

séparément de la pensée, ce ne peut être qu'une fonction primitive de pensée par qui l'objet peut d'abord être donné.")

175 Ebd., S. 369: „ce sont [gemeint: le temps et l'espace] des manières dont le multiple des phénomènes s'unit suivant certains rapports, les rapports de succession et de simultanéité. Donc la fonction de l'intuition consiste à ordonner suivant certains rapports. Par là l'intuition se rapproche beaucoup de la pensée, particulièrement de la pensée de la relation, qui est aussi une fonction d'ordre et poursuit aussi un ordre unique." Ich übersetze hier, dem Natorpschen Sprachgebrauch und Gedanken folgend, „phénomènes" mit „Phänomenen" als durch die Wissenschaft gegebenen, methodisch gesicherten Elementen des Erkennens, nicht mit „Erscheinung", die durch die Sinnlichkeit gegeben wird; vgl. Natorp: Ueber objective und subjective Begründung, S. 284.

176 „Der Verstand bestimmt die Sinnlichkeit" – das bereits in der französischen Übersetzung korrupte, aber wohl nicht alleine *durch* die Übersetzung, sondern den Versuch der Herstellung eines neuen, eindeutigen Sachzusammenhangs im Sinne der logikzentrierten Deduktion von *Nombre, temps et espace* korrupte Zitat wird hier deshalb ausnahmsweise im Original wiedergegeben, weil es in der Kantischen *Kritik* nicht eindeutig identifizierbar ist. Natorp selbst verweist auf S. 370 von *Nombre, temps et espace* auf § 26 der zweiten Auflage, doch bleibt der Bezug unklar. Gemeint könnte in verdichtender Umdeutung B 159-160 sein: „Jetzt soll die Möglichkeit, *durch Kategorien* die Gegenstände, die nur immer *unseren Sinnen vorkommen mögen*, und zwar nicht der Form ihrer Anschauung, sondern den Gesetzen ihrer Verbindung nach a priori zu erkennen, also der Natur gleichsam das Gesetz vorzuschreiben und sie so gar möglich zu machen, erklärt zu werden. Denn ohne diese ihre Tauglichkeit würde nicht erhellen, wie alles, was unseren Sinnen nur vorkommen mag, unter den Gesetzen stehen müsse, die a priori aus dem Verstande allein entspringen."

177 Natorp: *Nombre, temps et espace*, S. 370: „On ne fait donc que tirer la pleine conséquence des propres prémisses de Kant, quand on dit que le déterminations d'espace et de temps sont toutes sans exception des déterminations de la pensée, d'une part des déterminations de grandeur, pouvant se déduire des lois de la synthèse quantitative-qualitative, d'autre part des déterminations de relation [...]."

Lage oder Lageverhältnisse.¹⁷⁸ Sogar den Begriff der Existenz interpretiert Natorp als einen bloß abgeleiteten, denn "Existenz" soll nun nichts anderes mehr bedeuten als "die vollständige Bestimmung des gedachten Gegenstandes" – dass die solcherart logifizierte "Existenz" freilich nur gleichbedeutend ist mit Bestimmbarkeit, nicht mit Bestimmtheit, das bleibt unbemerkt.¹⁷⁹

Im Unterschied zu seinen frühen Aufsätzen, in denen Natorp der Sinnlichkeit zwar ihr Recht zukommen lassen wollte, sie in sein Konzept aber nicht wirklich integrieren konnte und zu unbestimmter Ambivalenz marginalisierte,¹⁸⁰ gelingt ihre Integration in seinem neuen erkenntnislogischen Ansatz durch vollständige Identifikation mit dem Denken und der Transformation der Formen der Anschauung zu Denkfunktionen. Die Folgen dieser logikzentrierten Umdeutung der Sinnlichkeit und ihrer Formen sind die konsequente Elimination der spezifischen Leistungen der Anschauung und die endgültige und vollständige Verabschiedung der Kantischen Lehre von den *zwei* Quellen der Erkenntnis. Auch der Sinneseindruck oder, kantisch gesprochen, die Empfindung („sensation“) wird so, unter der ausschließlichen Herrschaft der Priorität ursprünglichen Denkens, zu einem bloßen "letzten Zeugnis der Existenz" depotenziert, zum Ausdruck einer vom Denken geforderten "letzten Bestimmung".¹⁸¹

Der Prozess der Objektivierung, das Funktionsdenken, die Systematik der Relation in ihrer dreifachen Bedeutung, die Elimination der sinnlichen Anschauung durch ihre Transformation zu einer Denkfunktion, in entschärfter Form auch die genetisch-kategoriale Deduktion – alle diese systematischen Motive einer Erkenntnislogik ursprünglichen Denkens, die im Ausgang von dem frühen Aufsatz *Ueber objective und subjective Begründung* herausgearbeitet werden konnten, sollten in der Ausgestaltung von Natorps Erkenntnislogik während der folgenden Jahre Bestand haben und zu Grundelementen seines erkenntnistheoretischen Projektes werden. Das zeigt sich unmissverständlich, wenn man auf spätere Arbeiten, wie beispielsweise den Vortrag über *Kant und die Marburger Schule*, blickt.¹⁸² Das gilt auch für die Grundintention

178 Zur Zeit vgl. ebd., S. 376, zum Raum ebd., S. 377.

179 Ebd., S. 370: „[...] existence signifie justement la complète détermination de l’objet pensé [...]“

180 So z.B. in Natorp: *Ueber objective und subjective Begründung*, S. 273, wo die Formen der Sinnlichkeit nicht eigens thematisiert, sondern unter der Rubrik der „Erscheinung“ mitgemeint werden. ‚Ambivalent‘ wird die Sinnlichkeit hier deshalb genannt, weil sie einerseits qua Subjektivität unverzichtbar ist, den Gegenstand als materiellen primär zugänglich zu machen, im weiteren aber aus dem Erkenntnisprozess ausgeschlossen werden soll.

181 Natorp: *Nombre, temps et espace*, S. 371.

182 Natorp: *Kant und die Marburger Schule*. Vortrag gehalten in der Sitzung der Kantgesellschaft zu Halle a.S. am 27. April 1912, 1912, passim, bes. S. 8, 11-12, 16, 18. Der Vortrag darf gleichsam als Urkunde all dessen gelten, was Cassirer zur Zeit der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* und

seiner Version eines philosophischen Szientismus, den Erweis, dass dem "Factum der Wissenschaft" eine Vielzahl von Denkprozessen zugrundeliege, auf die sich das Erkenntnisinteresse zu richten habe, und das "Factum" in seiner Statik demgegenüber ein Sekundäres sei – Natorp vollzieht dessen *radikale Dynamisierung*. Entsprechend stehen Prozessbegriffe im Zentrum seiner Systematik und ist deren Leitmotiv die Prozessualität des Denkens; zu ihnen gehören neben den erwähnten Begriffen der Funktion und Relation und deren begrifflichem Feld auch Begriffe wie der der Wechselwirkung, der Wiederholung, der Iteration, der synthetischen Einheit und dergleichen mehr. Man könnte, im Hinblick auf die Nähe zu Husserls phänomenologischem Unternehmen und in Anlehnung an eine Formel Nicolai Hartmanns, von "Bewusstseinsprozessen ohne Bewusstsein" sprechen.¹⁸³ All das scheint seinem eigenständigen theoretischen Ansatz nach in der Forschung noch weitgehend unbearbeitet, und der Grund dafür ist wohl einmal mehr im langen Schatten Cohens zu erblicken. Wollte man Natorp philosophiehistorisch einordnen, so hätte er seinen Ort in der Reihe von Vertretern der Prozessphilosophie des 20. Jahrhunderts, deren prominenteste Edmund Husserl und Alfred North Whitehead sind.¹⁸⁴ In den Blick geraten alle diese erkenntnislogischen Versatzstücke hier freilich alleine deshalb, weil sie es waren, die für die philosophische Arbeit des frühen Cassirer maßstäbliche und orientierende Bedeutung hatten, eine Bedeutung, die weit über die des gleichsam auf die Schulflagge geschriebenen "Factum" Cohens hinausging. Hier lag die tatsächlich zu leistende philosophische Arbeit, und dass Cassirer wie Natorp sich hierüber in den Jahren der Arbeit an *Leibniz' System* erst allmählich klar werden mussten, das zeigt sich schon daran, wie sich beiden nach und nach der Übergang vom "Factum" zum "fiens" und schließlich zum "fieri", zu einem Begriff und einer Formel, kristallisierte. *Deshalb*

von *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* in theoretischer Hinsicht innerschulisch für verbindlich erachtete.

183 Hartmann: *Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis*, 1921, S. 123; in einer Explikation des Natorpschen „fieri“ der Sache nach zuerst bei Marck: *Die Lehre vom erkennenden Subjekt in der Marburger Schule*, in: *Logos* 4 (1913), S. 364-386, hier: S. 380. Die Theoriebeziehung zwischen Husserl und Natorp scheint recht eng gewesen zu sein, zumindest was die Wahrnehmung Husserlscher Werke durch Natorp angeht. Das merkwürdige Faktum, dass die Deskription der entsprechenden Denkprozesse bei Natorp mit sehr wenigen Differenzierungen auskommt und gegenüber der reichhaltigen Ausgestaltung der entsprechenden Leistungen des Bewusstseins bei Husserl geradezu arm wirkt, dürfte eben dem Umstand geschuldet sein, dass Natorp, im Unterschied zu jenem, bei einem sehr reduzierten Begriff von reinem Denken und *einer* diesem zugrundeliegenden Grundgestalt ausgeht. Zu Natorps Auseinandersetzung mit Husserl vgl. u.a. ders.: *Zur Frage der logischen Methode. Mit Beziehung auf Edm. Husserls „Prolegomena zur reinen Logik“*, in: *Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift* 6 (1901), S. 270-283, u. ders.: [Rez.] *Husserls Ideen zu einer reinen Phänomenologie*, in: *Die Geisteswissenschaften* 1 (1913/14), S. 420-426 [= H.16, 15. Jan. 1914] u. 448-451 [= H.17, 22. Jan. 1914].

184 Hier wäre der Ort der im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zu leistende Aufgabe, die theoretische Beziehung zum Werk Whiteheads herauszuarbeiten, dessen Werk Natorp wahrgenommen hat.

ist in *Leibniz' System* eben noch nicht die Rede davon, Wissenschaft sei ein "fiens" oder "fieri", sondern erst im *Erkenntnisproblem*, und *deshalb* auch spricht Natorp diesen Gedanken erstmals im erwähnten Brief an Görland aus dem Jahre 1902 aus.¹⁸⁵

Wie weit indessen die in Natorps begrifflicher Arbeit vollzogenen Transformationen Kantischer Begriffe sich von deren tatsächlichem Gebrauch in der Kantischen *Kritik* entfernt haben, zeigte sich anhand der Begriffe der Relation und "Function" sowie der Formen der sinnlichen Anschauung. Natorp hat dieses Verfahren, "die *notwendigen Korrekturen an der Lehre Kants*" anzubringen, später als Erfordernis und, deshalb frei von Selbstkritik, als Eigentümlichkeit des Umgangs der Marburger Schule mit historischen Texten bezeichnet.¹⁸⁶ Davon hat er im übrigen auch die Arbeiten Cohens nicht ausgenommen und damit beider erkenntnistheoretische Divergenzen beiläufig zwar, aber doch als geradezu schulbildendes Ereignis zu legitimieren gesucht.¹⁸⁷ Diese Umdeutungen und Fortbildungen der Kantischen Auffassung wollte Natorp – unter Hinweis vor allem auf die genetische Ableitung der Kategorien innerhalb des philosophischen Systems – gar als Annäherungen an Hegel ausweisen: "Kein Zweifel, dass wir mit diesem allen uns den grossen Idealisten, vorzüglich Hegel, gewissermassen genähert haben. Aber doch ist nicht mehr Hegelsches darin, als bei Hegel selbst klare Entwicklung aus den Keimen war, die bei Kant [...] vorlagen."¹⁸⁸ Die Zeitgenossen haben diese Selbstbeschreibung geteilt, wie Nicolai Hartmann, oder sind später ihr zu Recht gefolgt, wie von Aster.¹⁸⁹ Doch über die bloß historische Frage hinaus, wieviel Hegel in Natorps Erkenntnislogik enthalten und ob der Begriff eines "Hegelianismus" angebracht sei oder nicht, muss die zentrale Frage im Zusammenhang der Natorpschen Systematik lauten, welche innersystematische Funktion den an Hegel gemahnenden Theoriemotiven zukomme. Die Frage ist gleichbedeutend mit der nach dem systematischen Motiv, das Natorps Modell einer

185 Vgl. Brief an Görland v. 24. Aug. 1902, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 295.

186 Natorp: Kant und die Marburger Schule, S. 4.

187 Ebd., S. 3: „Ohne diese sachlich vollkommen freie Stellung gegen den Buchstaben der Kantischen Lehre und auch gegen die Cohensche Lesung dieses Buchstabens wäre es weder mir, noch der ganzen Schar der jüngeren Forscher, die sich unserer Schule beitreten, möglich gewesen in jene Arbeitsgemeinschaft mit unserem verehrten Führer einzutreten, die es überhaupt nur rechtfertigt von einer Schule zu reden.“

188 Ebd., S. 19.

189 Vgl. von Aster: Neukantianismus und Hegelianismus, in: Münchener philosophische Abhandlungen. Theodor Lipps zu seinem sechzigsten Geburtstag gewidmet von früheren Schülern, 1911, passim; zeitgleich mit Natorps Selbstbeschreibung Hartmann: Systematische Methode, in: Logos 3 (1912), S. 121-163, hier 140-163.

Vgl. auch Marck: Die Lehre vom erkennenden Subjekt, S. 378, der die Marburger Schule durch die „eigentümliche Zwischenstellung zwischen Kant und Hegel charakterisiert“ sieht, dabei wohl aber nicht so sehr die Schule, sondern eher Natorps Erkenntnislogik meint, wie ebd., S. 382-383, deutlich macht.

genetischen Ableitung der Grundbegriffe zugrundeliegt, und nach dessen Bedeutung. In diesem Motiv ist die Basis des gesamten prozessphilosophischen Projekts Natorps verborgen. Erst im Kontext dieser Fragestellung kann die vieldiskutierte und müßige Frage nach dem Hegelianismus verlassen und einer fruchtbareren Perspektive zugeführt werden, denn erst so wird es möglich, die theoretische Motivik in ihrer Rezeption, beispielsweise bei Cassirer, wahrzunehmen.

Die Bedeutung des deduktiven Entwicklungszusammenhanges der Grundbegriffe hat Natorp freilich kaum ausgeführt, sondern negativ angedeutet: "Es bleibt zuletzt unverstandene Phrase, dass das Sein im Denken zu begründen sei, wenn nicht dieses Denken, das nur als Methode, als Einheitsmethode verstanden werden kann, seine strenge innere Einheit auch zu erweisen imstande ist [...]".¹⁹⁰ Die Rede von der "strenge[n] innere[n] Einheit" verweist auf beides, auf die *logische Genese* der Grundbegriffe und deren Dynamik im *System*, wie der Fortgang der Passage belegt: "Einheit nicht im Sinne der starren Einzahl des Prinzips, oder eines zwar gegliederten, aber in dieser Gliederung doch wieder starren Systems, wie es eben bei Kant erscheint, sondern Einheit durch Korrelation, die eine Entwicklung, und zwar ins Unendliche, nicht ausschließt."¹⁹¹ Es ist in Natorps Konzeption einzig und alleine das kontinuierliche, das heißt lückenlose und stetige Hervorgehen der Grundbegriffe auseinander, das die Kontinuität des Bewusstseins, und damit zugleich dessen Einheit, zu gewährleisten vermag. Das Motiv der Kontinuität und Stetigkeit des Denkens ist das Basistheorem der Natorpschen Erkenntnislogik, und nicht alleine der Erkenntnislogik, wie sich später zeigen wird, sondern auch seiner Philosophiehistorik. Auf ihm basieren sämtliche Überlegungen zur Ableitung der Kategorien auch in den frühen Abhandlungen zur Logik ursprünglichen reinen Denkens. Das wurde mit der Verzögerung einiger Jahre wahrgenommen; bezeichnenderweise stammt eine treffende Skizze zur Kontinuitätsproblematik von Nicolai Hartmann, der darauf hingewiesen hat, dass die transzendente Methode "für sich genommen, überhaupt noch kein System, sondern nur das Problem eines Systems" bildet.¹⁹² In der transzendentalen Methode ist zwar eine "Tendenz zur Kontinuität der Prinzipien" vorhanden, und durch die von ihr vollzogene regressive Analyse, die immer von einem bestimmten Problem oder Problemkomplex ausgeht und Grundbegriffe erschließt, entsteht "notwendig eine Reihe von Prinzipien, die offenbar Zusammenhang miteinander haben müssen". Doch hängt

190 Natorp: Kant und die Marburger Schule, S. 17.

191 Ebd.

192 Hartmann: Systematische Methode, S. 156. Hartmann hat die Entwicklungen der Marburger Schule wie kaum ein anderer kommentiert, mit der Innensicht des Schülers und zugleich mit einer inneren Distanz, die einer Wahrnehmung aus der Außenperspektive nahekommt.

dieser Zusammenhang allzu offensichtlich vom jeweiligen Ausgangsproblem ab, die "so entstandene Reihe der Kategorien bildet" deshalb "noch kein einheitliches System."¹⁹³ Es sind eben keine inneren Relationen der Grundbegriffe, die diese probleminduzierten Reihen organisieren. Hartmanns Schluss aus dieser Problemskizze erscheint als zutreffend: "Die transzendente Kontinuität der Prinzipien ist nur eine zufällige, und eben deswegen nur teilweise Kontinuität", sie ist, richtig verstanden, Diskontinuität.¹⁹⁴ Die Konsequenz dieser Überlegungen führt Hartmann zu der Lösung, die Natorp von 1887 an so konsequent ausgearbeitet und der er erst in dem Jahr, in dem der Aufsatz über *Systematische Methode* entstand, im ostentativen Hinweis auf Hegel gleichsam einen Namen gegeben hat,¹⁹⁵ zur Lösung, die transzendente Methode durch genetische Ableitung der Kategorien – in Hartmanns Worten: durch "Dialektik als Methode philosophischer Forschung" – zu ergänzen und damit unwiderruflich zu transformieren.¹⁹⁶ Beide – "dialektische" und transzendente Methode – bedingen sich unter dem Paradigma des Systems und der Kontinuität des Denkens geradezu wechselseitig, denn ein haltbarer Begriff von "dialektischer Methode", der sich nicht zum Hegelschen Absolutismus versteigt, ist nach Hartmann nur zu etablieren, wenn diese gestützt wird auf "eine andere Methodenbasis", nämlich die der transzendentalen Methode.¹⁹⁷ Umgekehrt soll die dialektische Methode "geradezu notwendig" sein, will man auf dem Boden der transzendentalen Methode zu einem System gelangen.¹⁹⁸

193 Ebd., S. 154.

194 Ebd.

195 Vgl. Natorp: Kant und die Marburger Schule, S. 18-21.

196 Hartmann: Systematische Methode, S. 163.

197 Ebd.

198 Ebd., S. 156.

5. Rekonstruktion des systematischen Zentrums von *Leibniz' System*

Cassirer hat wiederholt darauf hingewiesen, dass seine Darstellung von "Leibniz Lehre" durch einen doppelten Aspekt geleitet und von ihm aus zu betrachten sei, vom "Standpunkt der historischen und systematischen Beurteilung".¹⁹⁹ Realisiert wurde dieser doppelte Anspruch, wie gezeigt, durch die doppelte Besetzung der Begriffe innerhalb eines typologisch verfassten historischen Koordinatensystems, dadurch also, dass systematische Begriffe mit historischen Indices versehen werden – wie etwa dem Begriff der Substanz oder dem der formalen Logik der historische Ort des Aristotelismus fest zugewiesen wurde – und umgekehrt Begriffe als historische jederzeit *auch* innerhalb des Systems der Erkenntnislogik zu lokalisieren waren. Realiter aber geht *Leibniz' System* über den bloßen "Standpunkt der [...] systematischen Beurteilung [Hervorh. HKO]" von Leibniz' Philosophie so weit hinaus, dass die Bemerkung Cassirers mehr als Rezeptionslenkung denn Beschreibung des wirklich Geleisteten erscheint. In diesem Sinne prononciert die Vorrede den historischen Aspekt und sucht den systematischen abzuschwächen – eine Reaktion auf die Kritik des Gutachtens der Berliner Akademie an den stark systematisch-konstruktiven Zügen der Arbeit. *Leibniz' System* enthält eine systematisch verfasste, immanente Erkenntnistheorie in nuce, die sich auf den aktuellen Stand der Theoriediskussion innerhalb der Marburger Schule bezieht *und* in ihn eingreift. Von seinem systematischen Zentrum her ist das gesamte Werk konstruiert. Es handelt sich hierbei um die ersten beiden Teile der Arbeit, die als Lösung der Marburger Preisaufgabe des Jahres 1898 verfasst wurden und die Kategorien oder "Grundbegriffe" der Mathematik und Mechanik thematisieren.²⁰⁰ Der These der systematischen Zentrierung von *Leibniz' System* liegt dabei die Auffassung zugrunde, dass Cassirers Konstruktion der "Grundbegriffe", die ja in *rekonstruktiver* Absicht erfolgte, vollständig unter dem aktuellen und für gültig erachteten erkenntnistheoretischen Paradigma stand und diesem weitgehend vorbehaltlos folgte. Dieses Paradigma läßt sich, nach Analyse des "Systems der ursprünglichen Denkfunktionen" im vorigen Kapitel, als das Modell der Logik der ursprünglichen Denkfunktionen identifizieren, wie es Natorp als work in progress entworfen hatte. Die verfremdende, weil die historischen Präntionen des Textes ausblendende Lektüre dieses zentralen Stücks ist eine gegen den Strich, die gerade so erweisen möchte, dass *Leibniz' System* geleitet ist von einem systematischen Erkenntnisinteresse und diesem erst das historische nachfolgt. Mit anderen Worten: die

199 Cassirer: *Leibniz' System*, S. X u. VIII, zum Zusammenhang vgl. ebd., S. VII-XI.

200 Ebd., S. 105-351.

Einzeichnung einer systematisch verfassten und als Fortbildung der Kantischen verstandenen Erkenntnistheorie in die heterogenen philosophischen und mathematischen Arbeiten Leibniz‘ war Bedingung der Möglichkeit dafür, diese in der Perspektive der Vorgeschichtsschreibung als direkte Vorstufe zur Kantischen *Kritik* erscheinen zu lassen. Mehr noch, *dieser* Leibniz konnte als Überbietung der Kantischen ”Erkenntniskritik” gelesen werden, weil in seiner Interpretation die Übertragung des eigenen, verkürzt gesagt: Natorp-Cassirerschen Modells von Erkenntnislogik geleistet wurde, das ja, wie beschrieben, seinerseits eine weitgehende Umbildung und Transformation der Kantischen *Kritik* darstellte. Das wird sich exemplarisch in der Elimination der Kantischen Formen der Anschauung als einer Quelle der Erkenntnis und ihrer Uminterpretation zu Denkfunktionen zeigen.

Im folgenden soll also *erstens* die systematische Basis für Cassirers Problemgeschichtsschreibung freigelegt werden. Die Rekonstruktion der leitenden Begriffe und Denkfiguren soll *zweitens* nicht alleine deren Abhängigkeit von Natorps Projekt aufweisen, sondern diese *drittens* als Teil einer philosophischen Konstellation diskutieren. Erst im Kontext der erkenntnistheoretischen Konzeptionen Cohens und Natorps ist differenziert Aufschluss darüber zu erhalten, wo Cassirers erkenntnistheoretische Position innerhalb der Marburger Schule zu lokalisieren ist. Die Untersuchung ist von den Thesen geleitet, dass (1) dem systematischen Zentrum von *Leibniz‘ System* die Rezeption und Applikation von Natorps Erkenntnislogik zugrundeliegt, wie sie mit *Nombre, temps et espace* vorlag und (2) Cassirer von diesem Terrain aus versuchte, Teile von Cohens auf einer Logik des Urteils basierenden ”Erkenntniskritik” zu integrieren. Erst im Anschluss an diese systematisierende Lektüre ist im folgenden Kapitel die Frage nach Cassirers problemgeschichtlicher Konstruktion zu stellen.

Cassirer orientierte das systematische Zentrum seiner Interpretation nicht *primär* an dem Theoriebestand, an dem Cohen seit dem *Princip der Infinitesimal-Methode* arbeitete und den er 1902 als ”Logik des Urteils” und als Konzeption des ”Urteils des Ursprungs” in seiner *Logik der reinen Erkenntnis* publizierte, sondern an Natorps Ansatz zu einem ”System der ursprünglichen Denkfunktionen” und dessen Denken der prinzipiellen erkenntnislogischen Relationalität und Prozessualität. Denkfunktion und Relation sind die systematischen Signaturen von *Leibniz‘ System*, der Gedanke einer vorgängigen Prozessualität des Denkens ist sein Grundaxiom: ”Die letzten abgeschlossenen *Fixierungen* bilden nur den Niederschlag eines *gedanklichen Prozesses*, dessen eigentliche Triebkräfte es erst zu entdecken und in ihrem

Gegeneinanderwirken aufzufassen gilt.”²⁰¹ Wird *Leibniz’ System* auch in der Regel so gelesen, als ob die Rede von den ”eigentliche[n] Triebkräfte[n]” Cohens Logik des ”Ursprungs” antizipierte, so deutet doch bereits die Denkfigur der Opposition von fixierter Gestalt und zugrundeliegenden Denkprozessen auf den Natorpschen Ansatz hin. Diese Formulierung aus der Vorrede von *Leibniz’ System* hebt ostentativ das Grundmotiv der gesamten Arbeit hervor, und es ist signifikant, dass die Vorrede mit dem Dank an Paul Natorp ”für die stete Förderung [...] insbesondere diese[r] Arbeit” schließt.²⁰²

Der Sachverhalt, dass das ”System der ursprünglichen Denkfunktionen” modellhaft gewirkt hat, zeigt sich schon an der gesteigerten Präsenz durch Natorp geprägter Termini und Denkfiguren, vor allem in den Kapiteln zwei bis sechs von *Leibniz’ System*, dem systematischen Kernstück der Leibniz-Interpretation. Solche Begriffe, wie etwa den des ”synthetischen Verfahrens” oder der ”Grundgestalt des Erkennens”, setzt Cassirer als systematische Interpretamente ein. Doch nicht nur die leitende Begrifflichkeit, sondern vor allem sein *Ansatz* bei einem ”Grundtypus des Denkens” und die gesamte *Konzeption* einer deduktiv ausgeführten genetischen Ableitung der ursprünglichen Denkfunktionen von Quantität und Qualität läßt die *Leibniz’ System* immanente Theorie als durch Natorp geprägt erscheinen. Cohens Ansatz bei Begriff und Urteil, gegen den die Natorp’sche Theorie der Grundfunktionen und der Relationalität ja auch kritisch gerichtet war, bleibt aus der Basis von *Leibniz’ System* ausgeschlossen.²⁰³

5.1 ”Grundtypus des Erkennens” und Prozessualität des Denkens

Nach Klärung des Verhältnisses von Logik, Mathematik und Wissenschaft (Kap. 1) nimmt *Leibniz’ System* seinen sachlichen Ausgang von der Beziehung von Teil und Ganzem als des ”Grundtypus des Denkens” und entfaltet aus dieser als *rein logisch* verstandenen Beziehung die einzelnen Denkfunktionen (Kap. 2-6).²⁰⁴ Dieser Ansatz bei einem ”Grundtypus des Denkens” erfolgt in offenkundiger begrifflicher und

201 Ebd., S. IX.

202 Ebd., S. XI.

203 Seine Kritik an Cohens Ansatz bei Begriff und Urteil hat Natorp freilich erst später explizit hervorgehoben, vgl. Natorp: *Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften*, 1910, S. 28; ders.: *Philosophie. Ihr Problem und ihre Probleme. Einführung in den kritischen Idealismus*, 1911, S. 51: „Urteilen ist überhaupt nichts Einfaches; es fasst in dichter Zusammenpressung eigentlich das ganze, durch strengen, allseitigen Wechselbezug geeinte System der Grundfunktionen des Denkens in sich zusammen: die Quantität, die Qualität, die Relation und die Modalität [...] aus dem System der Seiten oder Richtungen, die der *ursprüngliche Prozess des Bestimmens* in sich vereinigt, hat die Logik, wenn sie radikal zu Werke gehen will, das Urteil, und mit diesem zugleich den Begriff, erst aufzubauen.”

204 Vgl. dazu Teil II.1 der vorliegenden Arbeit.

struktureller Analogiebildung zu Natorps "Grundgestalt des Erkennens", der Beziehung von Mannigfaltigem auf eine Einheit im Begriff der "synthetischen Einheit".²⁰⁵ Gleichzeitig emendiert Cassirers begriffliche Umprägung bereits Natorps Anfang. Denn er macht dabei die bei diesem bereits im Ansatz vollzogene umstandslose Amalgamierung von Denken und Erkenntnis, von Logischem und Erkenntnislogischem rückgängig: wenn Natorp am Anfang von *Nombre, temps et espace* feststellt, "das Studium der *Logik*" diene dazu "zu zeigen, wie der Gegenstand der *Erkenntnis* im *Denken* und nach den *Gesetzen des Denkens* aufgebaut ist [Hervorh. HKO]", dann erscheint der Ausgang von einem "Grundtypus des *Denkens* [Hervorh. HKO]", nicht einer "Grundgestalt des Erkennens" nur als folgerichtig.²⁰⁶ Unverkennbar ist in der weiteren, vom "Grundtypus des Denkens" ausgehenden deduktiven Entfaltung der einzelnen Denkfunktionen in *Leibniz' System*, ganz in Analogie zu Natorps Projekt, eine Logik der *Erkenntnis* intendiert. Deren Basis bilden aber reine Setzungen und Prozesse des *Denkens*, nicht schon Erkenntnisse – und an dieser für das Verhältnis von Logik und Wissenschaft nicht unerheblichen Differenz will Cassirer offenbar festhalten.

Bereits dieser sachliche Ansatz der der Leibniz-Deutung zugrundeliegenden Systematik enthält eine eindeutige programmatische Stellungnahme, und zwar *für* den Ansatz Natorps und *gegen* Cohens Ausgang vom Urteil und zumal von einem "Urteil des Ursprungs". Auch Natorps Ansatz – daran sei an dieser Stelle erinnert – erfolgte in seinen ersten Formulierungen in *Quantität und Qualität* in Auseinandersetzung mit und deutlicher Absetzung von der Annahme, dass "Begriff und Urtheil" den Ursprung der Gegenstandserkenntnis bilden könnten.²⁰⁷ Stattdessen setzte Natorp, wie gezeigt, bei der ursprünglichen Synthese von Mannigfaltigem und Einheit an und entwickelt aus dieser "Grundgestalt des Erkennens" ein "System ursprünglicher Denkfunktionen." An dieser Grundlage einer gegenüber Cohen eigenständigen Systematik hat Natorp bis zur

205 Vgl. Natorp: *Quantität und Qualität*, S. 3-4, sowie ders.: *Nombre, temps et espace*, S. 344. Dabei ist zu betonen, dass von einem „Grundtypus des Denkens“ bei Leibniz an keiner Stelle die Rede ist, weder wörtlich noch der Sache nach. Dieser Sachverhalt ist symptomatisch für die Strategie der Cassirerschen Leibniz-Deutung und macht die Diskrepanz zwischen dem Deutungsgegenstand und seiner Übersetzung in eine strenge Systematik von Interpretationsbegriffen vor allem Natorpscher Provenienz deutlich.

206 Vgl. Natorp: *Nombre, temps et espace*, S. 343, § 1.1: „L'étude de la logique est de montrer comment l'objet de la connaissance se construit dans la pensée et d'après les lois de la pensée.“

207 Vgl. Natorp: *Quantität und Qualität*, S. 3-4: „Denn was Begriff, was Urtheil ist, wie beide sich zu einander verhalten, welches das Ursprünglichere ist, darüber herrscht keineswegs volle Einhelligkeit, es bedarf erst der Definition. Selbst die Doppelheit der Voraussetzung stört und muss die Frage veranlassen, ob es denn nicht ein Einfacheres gibt, worin beide ihre gemeinsame Wurzel haben. / Ich behaupte nun, dass Begriff und Urtheil, mit hernach anzugebender Distinction, in der That nur zwei Ausdrücke einer und derselben Grundgestalt des Erkennens, *der synthetischen Einheit* sind.“

logisch-deduktiven Skizze eines Systems von Relationen in *Nombre, temps et espace* und darüber hinaus festgehalten – und Cassirer hat sich ihr angeschlossen.²⁰⁸

Doch bereits in seinem Ansatz nimmt *Leibniz' System* einige weitere Bestimmungen von Natorps Projekt eines Systems ursprünglicher Denkfunktionen auf und transformiert sie im Modus immanenter Kritik. So verschärft Cassirer die Logikzentriertheit von Natorps Konzeption, indem er dessen "Grundgestalt des Erkennens" mit ihrer Kant entlehnten Terminologie von "Mannigfaltigkeit" und "Einheit" übersetzt in die zumindest in logisch-terminologischer Hinsicht unproblematische Beziehung von "Teil" und "Ganzem". Damit überträgt er die Beziehung zweier Termini, die erstens als logische Begriffe sui generis nicht eindeutig ausweisbar und zweitens als Termini eines "Grundverhältnisses" oder einer Ursprungsrelation untauglich sind, weil sie zu hochstufig ansetzen, in Begriffe, die sich *rein logisch* interpretieren lassen. Vor allem aber ist der Begriff der "Mannigfaltigkeit" primär kein Begriff der *Logik* oder eines *logischen* Verhältnisses, sondern ein Terminus der *Erkenntnistheorie* der Neuzeit, namentlich der Kants – seine *logischen* Entsprechungen wären etwa die Termini Vielheit oder Mehrheit. Als Begriff, der "Verschiedenheit in einer (mehr oder weniger) ähnlichen Mehrheit" ausdrückt, setzt er ein schon in sich differenziertes, vielfältiges Etwas voraus.²⁰⁹ Dieses wird im Kantischen Kontext zudem noch und ausschließlich durch Anschauung gegeben. Unableitbarer Ursprung von Erkenntnis ist der Begriff der "Mannigfaltigkeit" nur als Mannigfaltiges der Erscheinung in der Anschauung²¹⁰ – und damit ist er für einen Denker, der die Anschauung als Erkenntnisquelle zugunsten der Ursprünglichkeit von Denkfunktionen ausschließen möchte, heiße er Natorp oder Cassirer, kontaminiert. Cassirer zumindest hat das offenbar erkannt und eliminiert diese begriffliche Problematik des Ursprungsbegriffs – und schließt damit zugleich in einer Leibniz-Deutung, deren Gesamtendenz die äußerste Annäherung der Philosophie Leibniz' an die *Kritik* Kants ist, paradoxerweise genuin Kantische systematische Theorieelemente.

Eine weitere innersystematische Korrektur an Natorps Konzeption der "synthetischen Einheit" nimmt Cassirer ebenfalls bereits im Ansatz vor, wenn er betont, dass auch das "Grundverhältnis" zwischen Teil und Ganzem, aus dem dann die

208 Nach der Publikation der *Logik der reinen Erkenntnis* im Jahre 1902 trat Natorp sogar in eine Phase der Auseinandersetzung mit Cohen ein, in der er seine Absetzung vom Cohen'schen Ansatz in einer kritischen Besprechung von dessen neuem Werk öffentlich machen wollte, was jedoch wegen des Einspruchs von letzterem unterblieb. Der erste Teil der Rezension ist veröffentlicht bei Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 6-40.

209 Krug: Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte, Bd. 2, 1833 (Nachdr. 1969), S. 793.

210 Vgl. Kant: Kritik der reinen Vernunft, B 34 u. B 102-103.

”quantitativen Begriffe und Bezeichnungen” abgeleitet werden, seinerseits nicht der Ursprung selbst ist, sondern sich einer ”ursprüngliche[n] Setzung” verdankt, ”in der beide Begriffe erzeugt werden”.²¹¹ Das ”Grundverhältnis” von Teil und Ganzem wird in *Leibniz’ System* deshalb auch als ”ursprüngliche Relation” bezeichnet. Natorps unausdrücklich Cohenkritische Suche nach einem ”Ursprünglichere[n]” und ”Einfacheren” als Begriff oder Urteil hatte ihn ja bereits im Aufsatz über *Quantität und Qualität* zu seinem Theorem von der ”Grundgestalt des Erkennens, der *synthetischen Einheit*”, geführt.²¹² Diese sollte in einer Art ursprünglicher Beziehung zwischen einem Mannigfaltigem und seiner Einheit bestehen. Cassirer geht nun noch einen Schritt weiter: er überträgt nicht nur, wie gezeigt, die Beziehung von Mannigfaltigem und Einheit in die ”ursprüngliche Relation” von logischem Teil und Ganzem, sondern verweist nachdrücklich darauf, dass auch diese ”ursprüngliche Relation” nicht selbst der Ursprung sein könne.²¹³ Dafür lassen sich in *Leibniz’ System* zwei Argumente finden, ein *begrifflich-logisches*, explizit formuliertes und ein *prinzipielles*, das aus dem ersten, vor allem aber aus Cassirers prozessphilosophischem Ansatz folgt. In *begrifflich-logischer* Hinsicht schliesse ”der Gedanke des Ganzen [...] das Durchlaufen der Teile ein”, weshalb ”der Teil” allenfalls das ”*logisch* Erste und Bedingende [Hervorh. HKO]” sein könne. So soll sich die ”ursprüngliche Relation” ihrerseits als Resultat eines ”synthetische[n] Verfahrens” verstehen lassen, in dem ”das Verhältnis des Ganzen zum Teil” sich dadurch bilde, dass die ”einzelnen Momente dieses Verfahrens” sich ”unmittelbar gegenseitig”, gleichursprünglich also, ”fordern”.²¹⁴ Dem ”Grundverhältnis” von Teil und Ganzem, der ”ursprünglichen Relation”, liegt also eine Art ursprünglicher dynamischer *Korrelation* voraus. Hieraus folgt Cassirers *prinzipielles* Argument. Es ist von entscheidender Bedeutung, auch innerhalb der schulimmanenten Auseinandersetzung zwischen Cohen und Natorp um den Anfang, denn es macht deutlich, dass Cassirers Auffassung nach jegliche Annahme eines ersten Elements des reinen Denkens, seien es Begriff und Urteil oder sei es auch nur der Teil als das ”logisch Erste”, eine Art der Hypostase oder Verdinglichung, in den Worten von *Leibniz’ System*: eine ”vorläufige Fixierung und Erstarrung” darstellen würde. Ein solches ”Erstarrtes” kann *prinzipiell* kein Anfang sein – so liesse sich Cassirers unausgeführtes Argument explizieren –, allenfalls das Erste eines auf ein Ursprüngliches aufbauenden Systems. Umgekehrt geht bereits der logisch erste ”Teil”,

211 Cassirer: *Leibniz’ System*, S. 127, der Ausdruck „Grundverhältnis” auf S. 128.

212 Natorp: *Quantität und Qualität*, S. 3-4.

213 Cassirer: *Leibniz’ System*, S. 127-128.

²¹⁴ Ebd., S. 127.

wie im übrigen auch die "ursprüngliche Relation" von Teil und Ganzem, aus einer "ursprünglichen *Setzung*" des Denkens hervor, "in der beide Begriffe erzeugt werden."²¹⁵ Anfang kann nur ein der "Erstarrung" und damit dem Erstarrten vorgängiger Prozess sein, eine Art reiner Denktätigkeit oder ursprünglicher erzeugender dynamischer Korrelation, die ihrerseits nicht direkt fassbar, sondern nur aus ihrem ersten Produkt, dem Resultat der Ursprungs-Setzung, der "ursprünglichen Relation" also, erschließbar ist.²¹⁶ Dieses Grundtheorem seiner Erkenntnislogik, das sich unverkennbar dem Kontext der Cohen-Natorp'schen Philosophie verdankt, projiziert Cassirer auf Leibniz' sogenanntes "System". Die Ursprungs-Setzung oder erzeugende Korrelation soll, folgt man seiner radikal systematisierenden und umdeutenden Leibniz-Lektüre, "die eigentliche Tendenz der Leibnizischen Definitionsversuche" bilden.²¹⁷ *Leibniz' System* fasst somit den Gedanken der Prozessualität des Denkens noch weitaus radikaler, als Natorp dies in seinen Schriften bis 1900 getan hat, und muss als Fanal von Prozessualität und Verdinglichungskritik gelten.

5.2 Begriff und Urteil vs. Denkprozesse

Auf der Basis dieses systematischen Ansatzes bestimmt Cassirer das Verhältnis von Begriff und Urteil zur Prozessualität des Denkens. Seine Überlegungen lassen sich als unausdrücklichen Versuch verstehen, den Cohen'schen Ansatz bei Urteil und Begriff, gegen den Natorp sein System der "ursprünglichen Denkfunktionen" gerichtet hatte, in eine einheitliche Konzeption zu integrieren und somit mit der Natorpschen Systematik zu vermitteln. Der Ansatz bei den Begriffen erfordere, wie Cassirer feststellt, "ihre vorhergehende Auflösung in ein System von Urteilen".²¹⁸ Das ist auch ein Hinweis auf das Werk seines Lehrers Cohen, das während der Abfassung von *Leibniz' System* im Entstehen begriffen war: dessen 1902 veröffentlichte *Logik der reinen Erkenntnis* sollte ein solches "System von Urteilen" im Ausgang von der gleichsam axiomatischen Voraussetzung entwerfen, das Urteil sei *die* "Grundform des Denkens".²¹⁹ Freilich ist

²¹⁵ Ebd., S. 127.

²¹⁶ Führt man die Konsequenzen dieses Beitrags zur Marburger Debatte um den Ursprung weiter, so wird der im Grunde vorbegriffliche Ursprung, der ja seinerseits erst Begriffe generieren soll und sich dennoch Denkprozessen verdankt, zu einer Art von Ereignis, einem allem begrifflichen Denken vorgängigen Sprung in die Begrifflichkeit. Diese Konsequenzen hat Cassirer im Rahmen seiner Leibniz-Interpretation freilich nicht ziehen können.

²¹⁷ Ebd., S. 127.

²¹⁸ Ebd., S. 131.

²¹⁹ Cohen: *Logik der reinen Erkenntnis*, B 19, vgl. dazu auch Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 99-102. Das „System der Urteile“ markiert die Zäsur zwischen Cohens neuem Systementwurf von 1902 und seiner Orientierung am „System der Grundsätze“ in der 2. Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung*, 1885. Vgl. dazu Edel: Von der Vernunftkritik zur Erkenntnislogik, S. 517-522.

dieser Ansatz bereits der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* entnehmbar. Doch Cassirer geht über seine an Cohen anschließende Feststellung noch einen entscheidenden Schritt hinaus – und auf Natorps Systematik zu. Denn gerade die "Auflösung in ein System von Urteilen" erweist den Begriff als bloßes Resultat oder gedankliches Konstrukt vorgängiger, zugrundeliegender Denkprozesse. Aus der Prozessualität des Denkens entstanden soll der Begriff im Verstehen durch regressive Analyse wieder in "Erkenntnisprozesse" aufgelöst werden: "er [bedeutet] eine ideelle Resultante, die zu ihrem logischen Verständnis wiederum rückwärts der Zerlegung in die Erkenntnisprozesse als Komponenten verlangt [sic]."²²⁰ In dieser Analyse soll sich der Begriff "als vorläufige Fixierung und Erstarrung einer *Gesamtheit von Relationen* [Hervorh. HKO]" erweisen. Als solcher "Inbegriff möglicher Beziehung" repräsentiert er die Dynamik der Relationen, die ebensowenig wie die Begriffe einen gegebenen Bestand bilden, sondern "durch die Erkenntnis erst zu gewinnen sind."²²¹ Auch das Urteil, und sein Subjekt zumal, entstehe "erst als Produkt von Operationen und Relationssetzungen des Denkens", wie Cassirer unter Hinweis auf Leibniz' Logik feststellt.²²²

Damit erweist sich letztlich der Ansatz bei Begriff und Urteil als sachlich auf die Dynamik der Denkprozesse und deren Zentraltheorem der Relationalität gegründet. Mit Cohens Ansatz bei Begriff und Urteil und Natorps System der "ursprünglichen Denkfunktionen" liegen keine konkurrierenden, ja noch nicht einmal divergierende, sondern vielmehr komplementäre Theorieentwürfe vor – das jedenfalls will Cassirers Vermittlungsversuch sagen. Beide stehen gleichsam in einem Verhältnis von Prozess und Resultat, von Produktion und Produkt oder auch von Innenseite und Außenseite des Prozesses der Erzeugung. Innerhalb dieses Verhältnisses freilich bilden die Prozessualität des Denkens und deren Begriffe von Relation wie Funktion die unhintergehbare Grundlage. Auch dieses Basis-Theorem seiner Systematik projiziert Cassirer auf die Philosophie Leibniz', wenn er die "eigentliche, sachlogische Aufgabe der allgemeinen Charakteristik" darin erblickt, die "Grundrelationen [...], aus denen die Begriffe erschaffen werden, zu isolieren und systematisch darzustellen".²²³ Dass umgekehrt das Ganze der Leibnizschen Philosophie als "System der Begriffe" oder gar "System der Grundbegriffe" darstellbar wird, verdankt sich diesem Ansatz, der jederzeit

220 Ebd., S. 131.

221 Ebd., S. 136.

222 Ebd., S. 254.

223 Ebd., S. 136.

Begriffe als Chiffren oder Kristallisationen zugrundeliegender Denkprozesse versteht und als zumindest potentiell regressiver Analyse zuführbar.

5.3 Die Genese logischer Grundfunktionen im synthetischen Verfahren: quantitative und qualitative Prozesse

Aus dem Ansatz bei einem als prozessual interpretierten "Grundtypus des Denkens" entwickelt Cassirer ein System auseinander abgeleiteter, ursprünglicher Denkfunktionen. Auch diese Deduktion "spezieller quantitativer Grundbegriffe" und qualitativer Denkfunktionen erscheint als systematische Weiterentwicklung dessen, was Natorp in *Nombre, temps et espace* als "ursprüngliche Funktionen des Denkens" zwar nur skizzenhaft entworfen hatte, was aber zum Programm seiner Erkenntnislogik spätestens seit dem Aufsatz *Quantität und Qualität* von 1891 gehörte. Cassirer führt dieses Programm in der Applikation auf das historische Beispiel Leibniz' in höchster systematischer Konsequenz durch. Die konsequente Durchführung betrifft nicht nur den Ansatz und die Begrifflichkeit Natorps, sondern auch dessen Versuch einer genetischen Ableitung "ursprünglicher Denkfunktionen". Dabei legt Cassirer besonderes Augenmerk auf dessen eher beiläufig formulierte These von der Interdependenz und strengen Korrelation der Kategorien oder Grundfunktionen.²²⁴

In *Nombre, temps et espace* wurden Kants Kategorien der Quantität aufgelöst in einen dreistufigen Prozess quantitativer Bestimmung, in dem die Begriffe von "numerischer Einheit", "unbestimmter Vielheit" und "Ganzheit" auseinander abgeleitet werden. Die letzte Stufe dieses "fundamentalen Prozess der Quantifikation" war gedacht als Ausgangspunkt eines neuen Bestimmungskreislaufes („course circulaire“). So sollten die Stufen („degrés“) dieses Verfahrens in einer Art von unendlichem Prozess („processus à l’infini“) immer wieder durchlaufen werden und immer neue Bestimmungs-Reihen hervorbringen. Der Prozess qualitativer Bestimmung war entsprechend zu dem der Quantifikation aufgebaut.²²⁵ Cassirer schließt an dieses dreistufige Modell quantitativer Bestimmung und das Theorem der unabschließbaren Reihenbildung an und versucht, diese zu operationalisieren. Sein operativer Grundbegriff des bei ihm wie Natorp so bezeichneten „synthetischen Verfahrens“ ist der der „Wiederholung“. „Wiederholung“ gehört zu den Prozess-Begriffen in Cassirers terminologischem Arsenal. Sie folgt der „ursprünglichen Setzung“ und bezeichnet die prozessuale Struktur des immer wieder durchlaufenen Bestimmungszirkels: die drei

224 Vgl. Natorp: *Nombre, temps et espace*, S. 347-348.

225 Ebd., S. 344-347.

„wesentlichen Momente der Quantität“ seien, *erstens*, „die Setzung der *Einheit* als erste Grundlage und ursprüngliche Leistung des *Denkens*“, darauf folge *zweitens* „die Wiederholung dieser *Setzung*, in welcher wir die Mehrheit erschaffen“, und *drittens* „endlich der Abschluss dieses Verfahrens, indem wir im Begriff der Allheit oder des *Ganzen* das Mehrere selbst wiederum als eine Einheit begreifen“. ²²⁶

Cassirers Grund-Theorem der Deduktion quantitativer Begriffe und Kategorien hat modellhaften Charakter. Es verbindet das Ereignis einer ersten *Setzung* und der daran anschließenden Wiederholung der Operation der *Setzung* zu einem Strukturmodell der ursprünglichen Genese von kategorialen Begriffen oder Denkfunktionen. Abgeleitet hat Cassirer diesen Operationsbegriff aus dem arithmetischen Verfahren der Iteration. ²²⁷ Dabei ist die Rolle des iterativen Verfahrens trotz aller Beiläufigkeit, mit der Cassirer es einführt, nicht zu unterschätzen: es überführt die gleichsam ereignishaft bleibende *Setzung* des Anfangs in eine beliebig oft wiederholbare, gesetzmäßige Operation mit Variablen. Das iterative Verfahren ist das generative Zentrum des entscheidenden Begriffs der Cassirerschen Erkenntnistheorie, des Begriffs der Funktion. Durch dieses Verfahren sollen zunächst die quantitativen Begriffe von „Einheit“, „Mass“, „Größe“ und schließlich der „Zahl“ generiert werden, im weiteren die der „quantitativen Vergleichung“, beispielweise der Begriff der „Gleichheit“. ²²⁸ Das synthetische Verfahren der Quantität repräsentiert das „Paradigma der reinen Logik“. ²²⁹

Aus diesem Paradigma, insbesondere aus den Begriffen von „Mass“ und „Grösse“, entwickelt *Leibniz' System* das Verfahren der Qualität, zunächst freilich noch als Problem mathematisch-geometrischer Logik: „Von der Bedeutung der geometrischen Figuren als Grössen ist zurückzugehen auf das *qualitative* Moment, das sich in ihnen darstellt.“ ²³⁰ Die Rückführung „des Quantum auf das Quale“ erfolgt durch die Analyse der *Lagenverhältnisse* der geometrischen Figuren. An diesem Verfahren wechselseitiger Ableitung und Korrelation quantitativer und qualitativer Begriffe hält Cassirer im folgenden fest. Zum einen soll das Verfahren der Qualität, das auf eine „Logik gegenständlicher Erkenntnis“ zielt, aus der quantitativen Synthese folgen. ²³¹

226 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 126, ähnlich S. 128, 129 und 133.

227 Vgl. ebd., S. 133.

228 Vgl. ebd., S. 128-129

229 Ebd., S. 134.

230 Ebd., S. 144; die Entwicklung der Grundbegriffe des qualitativen Verfahrens erfolgt im dritten Kapitel von *Leibniz' System* („Das geometrische Raumproblem und die Analysis der Lage“), vgl. ebd. S. 142-164.

231 Ebd., S. 134: „Es ist interessant, das neue Problem [i.e. das der Qualität], das die Quantität ablöst, innerhalb der quantitativen Begriffe selbst entstehen zu sehen.“

Zum anderen ist die „Begründung der Quantität“ ihrerseits nur im Rückgriff auf „das Problem der Qualität“ möglich.²³² Dieser methodische Ansatz muss vor dem Hintergrund von Natorps These gesehen werden, die ursprünglichen logischen Denkfunktionen der Quantität und der Qualität stünden in einem Verhältnis der Interdependenz und strengen Korrelation.²³³ In *Nombre, temps et espace* blieb diese These bloße Behauptung, sie wurde an keiner Stelle begründet noch ausgeführt. Bereits Cassirers Ansatz zur Genese quantitativer und qualitativer Grundbegriffe und ursprünglicher Denkfunktionen, vor allem aber deren Wechselbeziehung auf allen Stufen der Begründung weiterer Kategorien oder Denkfunktionen in *Leibniz' System* müssen als Versuch der Durchführung der Korrelations-These angesehen werden.²³⁴ Ziel dieses Unternehmens bleibt die Ableitung und Begründung der Realitätskategorien im Verfahren der Infinitesimalmethode und in deren gesetzmäßigen Funktionen in den Begriffen der Kraft, Kausalität und Erhaltung.²³⁵

5.4 Relation und Gegenstandsproblematik

Reine Logik als Paradigma der quantitativen Synthese und „Logik gegenständlicher Erkenntnis“ als Paradigma der qualitativen Synthese werden in *Leibniz' System* als korrelativ gedacht. Zentrales Theorem ihrer Interdependenz ist der Begriff der Relation. Cassirer nutzt Leibniz' Unternehmen einer „allgemeinen Charakteristik“ zu der Annahme, dass für Leibniz die Charaktere oder Zeichen „nur insoweit Bedeutung haben, als sie wissenschaftliche Methoden und damit gegenständliche Beziehungen darstellen“; sie seien also nichts anderes als „Ausdrücke der möglichen gedanklichen Relationen zwischen Inhalten“.²³⁶ Leibniz' historisches Projekt einer *characteristica universalis* wird von Cassirer als Beitrag zur systematischen Klärung der Gegenstandsproblematik interpretiert – und alleine dieser systematische Aspekt

232 Ebd., S. 135.

233 Vgl. Natorp: *Nombre, temps et espace*, S. 347-348: „[...] les deux procédés fondamentaux de la quantité et de la qualité se correspondent dans toute leur évolution et [...] posent une étroite interdépendance [...]“

234 Beispiele für die Interdependenz quantitativer und qualitativer Momente gibt es viele: so die Analyse der Lage-Beziehungen – die Lage soll das „qualitative Moment des Raumes“ und damit „die Bestimmung des *Zusammenhangs* von *Qualität* und *Sinnlichkeit*“ repräsentieren (ebd., S. 159-160) – oder allgemeinere Hinweise zum Verhältnis von Arithmetik (Quantität) und Geometrie (qualitatives Moment) wie den, „jede rechnerische Relation“ müsse „unmittelbar in eine geometrische Konstruktion übersetzbar sein; wie andererseits jeder Konstruktion ein entsprechender Ausdruck des *Calculs*“ zuzuordnen sei (ebd., S. 161).

235 Vgl. ebd., S. 224: „[...] der Weg führt von der Logik zur Geometrie, um von ihr aus über die Infinitesimalrechnung und Mechanik zur Frage der Realität fortzuschreiten.“ Hier kann freilich nur der Ansatz Cassirers in *Leibniz' System* verdeutlicht, nicht aber der Aufbau des gesamten kategorialen Apparates entwickelt werden.

236 Ebd., S. 135.

interessiert den Verfasser von *Leibniz' System*. Schon Natorps Berufung auf Kants Diktum, die „Dinge hätten sich in bloße Verhältnisse aufgelöst“, disponierte den Begriff des „Verhältnisses“ oder der Relation zu einem Terminus der Erkenntnislogik – und genau an diese Prädisposition schließt Cassirer an, wenn er die Relation zum Vehikel des problemlosen Übergangs von quantitativen zu qualitativen Begriffen macht, und zwar mit dem Argument, Quantitäts- wie Qualitätsbegriffe seien schließlich als bloße „Ausdrücke der möglichen gedanklichen *Relationen*“, sei es zwischen logischen Einheiten oder gegenständlich gedachten Inhalten, deutbar. Diese Omnipräsenz der Relation zeigt sich bereits am Beispiel der Umdeutung des Zahlbegriffs. Hatte Cassirer ihn noch im Rahmen der quantitativen Synthese als bloßes „Aggregat von Einheiten“ verstanden, so sucht er ihn anschließend, im Übergang zur qualitativen Synthese, als „Ausdruck des *Verhältnisses*“ zu deuten: die „Bestimmtheit“ der Zahl folgt nicht mehr durch die „Addition“, sondern „ergibt sich allgemein aus den möglichen *Relationen*, die das Gebilde, dessen Fixierung als ‚Zahl‘ verlangt wird, zu den bereits festgestellten Gliedern des Systems eingeht.“²³⁷ Der systematische Stellenwert dieser Umdeutung für Cassirers Entwurf einer Erkenntnislogik ist kaum hoch genug einzuschätzen. Nicht länger haben sich alleine „die Dinge in bloße Verhältnisse“, sondern „alle Erkenntnis von Grössen hat sich in ein Wissen von *Beziehungen* aufgelöst“, wie Cassirer Kant und Natorp variiert.²³⁸ Die Relation wird so zum Mittel, „von der Mathematik zur Natur vorzudringen“, und mit dieser Formel sucht Cassirer die Gesamttendenz von Leibniz' Philosophie zu charakterisieren. Dabei soll die Relation nicht nur „zureichender Ausdruck der Gegenständlichkeit“, des „Naturgegenstands“ zumal, sein, der durch „fortschreitende Zerlegung in elementare Konstituentien“ – in die bereits mehrfach zitierten Kant-Natorp'schen „Verhältnisse“ oder Relationen – erkannt wird.²³⁹ Auch die Realität der Gegenstände, „das Wirkliche“, ist zuletzt durch „einen Inbegriff von Relationen definiert“, wobei der Räumlichkeit „nur die Bedeutung einer Einzelbedingung“ innerhalb dieses „Inbegriffs“ zukommt.²⁴⁰

5.5 Relation, Funktion und die Anschauungsproblematik

Auch hinsichtlich der Integration der Kantischen reinen Formen der Anschauung in Cassirers Systematik kommt dem Begriff der Relation erhöhte Bedeutsamkeit zu.

237 Ebd., S. 139.

238 Ebd., S. 345.

239 Ebd., S. 125.

240 Ebd., S. 130.

Cohens Elimination der Kantischen Lehre von den beiden Quellen der Erkenntnis, die man zu den Schul-Axiomen der Marburger rechnen muss, führt sofort zu der Frage, welche Rolle Raum und Zeit im Erkennen überhaupt noch spielen, ob eine Logik der Erkenntnis ihrer noch bedarf und, wenn ja, welche Stelle innerhalb des „Systems der Grundbegriffe“ beide noch einnehmen können. Cassirer folgt hier wieder einem Vorschlag Natorps. In *Nombre, temps et espace* hatte dieser die Formen der Anschauung von Raum und Zeit zu bloßen Verhältnisbestimmungen reduziert, indem er sie anhand ihrer Ordnungsfunktion bestimmte: „[...] die Funktion der Anschauung besteht darin, bestimmte Verhältnisse in eine bestimmte Ordnung zu bringen.“ Diese Reduktion der Anschauungsformen von Raum und Zeit zu bloßen Verhältnisbestimmungen sollte sie dem Denken, und zwar ganz „besonders dem Denken der Relation“, „annähern“, wie Natorp mit strategisch motivierter Zurückhaltung hervorhebt, zielte aber letztlich darauf, sie mit den reinen Denkbestimmungen zu identifizieren.²⁴¹

Auch Cassirer versteht Raum und Zeit nicht länger als Formen der Anschauung, sondern als Sache des „Denkens der Relation“, und macht so den Begriff der Relation auch zum Zentrum seiner Transformation der Anschauungsformen in Kategorien oder Funktionen des Denkens. Er differenziert und vertieft dabei zwei Tendenzen im Begriff der Relation, die Natorps Strategie der Umwandlung von Anschauungs- zu Denkformen unausdrücklich impliziert. Bei Natorp bezeichnet der *logische* Begriff der Relation die prinzipielle Relationalität alles Gedachten, den Sachverhalt also, dass Denken als Beziehen verstanden wird und entsprechend Gedachtes prinzipiell in Beziehung zu Gedachtem steht. Zum anderen verweist der *kategoriale* Begriff der Relation auf das „Denken der Relation“ als einer ursprünglichen Denkfunktion. (1) Entsprechend zum Aspekt logischer Relationalität fasst Cassirer Raum und Zeit konsequent als bloße „Systeme von Relationen“.²⁴² Das bedeutet nichts anderes, als dass sie in einem mathematischen Sinne als „Systeme von Stellen“ gedeutet werden, in denen Gebilde in ihrer Position relativ zum System und in ihrer Stellung zueinander bestimmt werden, und zwar im quantitativen wie qualitativen Sinne.²⁴³ Der Formel von der Auflösung der Dinge in „Verhältnisse“ folgend ist in diesem Aspekt die *erkenntniskritische Wendung der Gegenstandsproblematik* zu sehen. Raum und Zeit konstruieren so „*ideelle Ordnungen* der Phänomene“, und werden nicht länger als Formen der Subjektivität, als

241 Natorp: *Nombre, temps et espace*, S. 369, vgl. auch S. 370-371.

242 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 284, ebenso S. 262 u. 270.

243 Raum und Zeit folgen deshalb im genetischen Aufbau des Systems der Grundbegriffe von *Leibniz' System* nach den Denkfunktionen der Quantität und Qualität.

Formen der Anschauung oder als Vorstellungen betrachtet.²⁴⁴ Die Relation besitze „selbständigen logischen Geltungswert“, der sie vom Subjekt und dessen Bindung an Begriffe wie Vorstellung oder Anschauung loslöse. Diese Abtrennung subjektiver Erkenntnisbestandteile wie Anschauung oder Vorstellung erscheint als durchaus erwünschter Nebeneffekt der Mathematisierung und Logifizierung des Raumes im Begriff der Relation. (2) Die *Kategorialisierung oder Funktionalisierung von Raum und Zeit* verweist auf den Aspekt der Gegenstandsproblematik. Natorp unterstellte Raum und Zeit dem „Denken der Relation“ und machte sie damit, ohne dies weiter zu explizieren, zu „ursprünglichen Denkfunktionen“. Grundzug von *Leibniz' System* ist die vollständige Dynamisierung des Denkens, und damit auch seiner Kategorien. Cassirer versteht deshalb Raum und Zeit von vorneherein ausdrücklich als „Funktionsformen“ des Denkens – die Funktionalisierung des Denkens ist ja als Ausdruck von dessen grundlegender Prozessualität zu sehen, die Denkfunktionen als prozessualisierte Fassung der Kantischen Kategorien.²⁴⁵ Die Relation als Bestimmung von Stelle und Verhältnis ist charakterisiert durch ihre „Wiederholbarkeit“.²⁴⁶ Vollzogen aber wird die „Wiederholung“ der logischen Relation durch die gesetzmäßigen Funktionen des Denkens. Damit zeichnet sich die klare Unterscheidung von Relation und Funktion ebenso ab wie die erkenntnislogische Priorität des Funktionsbegriffs: „die Relationen [erhalten] erst in der Funktionsgleichung ihren Sinn“.²⁴⁷ Cassirers Verhältnisbestimmung von Relation und Funktion ist paradigmatisch für die gesamte Systematik von *Leibniz' System*, nicht trotz, sondern wegen ihrer Abkunft aus dem mathematisch-logischen Denken. Gewährleistet wird die unmittelbare Übertragbarkeit solch mathematisch-logischer Sätze in erkenntnislogische Konstruktionen durch das erkenntniskritische Axiom von der Selbsterzeugung des Denkens, das „die Unabhängigkeit der Funktionsform von jedem Sonderinhalt“ feststellt und das in *Leibniz' System* ostentativ wiederholt wird.²⁴⁸ Denkfunktionen ohne Relationen sind leer, Relationen ohne Denkfunktionen sinnlos, wie sich dieses Verhältnis von Funktion und Relation formelhaft wiedergeben ließe. In dieser genauen Ausarbeitung der Differenz von Relation und Funktion und ihrer konsequenten Durchführung in *Leibniz'*

244 Ebd., S. 248. Auch für Natorp bestand die Funktion der Relationsbestimmungen in der Herstellung von eindeutiger Ordnung, vgl. Natorp: *Nombre, temps et espace*, S. 369.

245 Ebd., S. 256.

246 Ebd., S. 254.

247 Ebd., S. 257.

248 Ebd., Cassirer geht hier sogar soweit, die Inhalte der Funktionsformen für gleichsam beliebig zu halten, und spricht von „Funktionsformen, die zu ihrer Darstellung und zu ihrem Ausdruck [...] auf die Erfüllung mit *irgendwelchen* [sic!] Inhalten angewiesen sind [...]“.

System liegt ein gewichtiger Unterschied zu Natorps Ausführungen in *Nombre, temps et espace*.

Diese Begründung der Relation im Funktionsdenken sollte für Cassirer über die Leibniz-Deutung hinaus ebenso paradigmatisch bleiben wie die Übersetzung mathematischer Begriffe und Sachverhalte in eine Erkenntnislogik. Noch der Aufsatz über *Kant und die Mathematik* von 1907 läßt sich ohne Einschränkung als Studie zu diesem Thema lesen.²⁴⁹ Die Folgen des Umstandes, dass Cassirer mit Relation und Funktion die beiden Grundbegriffe der frühen erkenntnistheoretischen Versuche Natorps, vor allem aber von dessen Ansatz aus *Nombre, temps et espace* zu den tragenden thematischen und programmatischen Begriffen seiner eigenen Systematik im Leibniz-Buch erhebt, sind weitreichend. Erste Hinweise darauf gibt ja bereits die Präsenz von Relations- und Funktionsbegriffen sowie von deren Derivaten im Text. Unter dieser Perspektive kann sich Cassirer den gesamten Ansatz und die Programmatik von Natorps System der „ursprünglichen Denkfunktionen“ zu eigen machen und auf die Philosophie Leibniz' projizieren. Das zeigt sich exemplarisch an Cassirers Interpretation des Begriff, der in Natorps Leibniz-Interpretation in zentraler Rolle für die Realitätskonstitution fungiert hatte und für Cohen zum Signum metaphysischen Denkens geworden war, am Begriff der Substanz.

5.6 Der Begriff der Substanz in der Spannung zwischen Verdinglichung und Dynamisierung – systematische und historische Aspekte

Der Begriff der Substanz nahm in der Leibniz-Interpretation der Marburger Schule eine prekäre Stellung ein: während er, wie gezeigt, in Natorps Antrittsvorlesung als Grundbegriff der Realitätskonstitution fungierte und damit diese zentrale erkenntnistheoretische Frage grundsätzlich anders löste als Cohen zwei Jahre später im *Princip der Infinitesimal-Methode*, war er für letzteren zur Signatur eines verdinglichenden metaphysischen Denkens geworden, das es in der „transscendentalen Methode“ zu verabschieden galt. Diese Divergenz disponierte die Leibniz-Interpretation zum Schauplatz der Selbst-Positionierung innerhalb der Schule; das Unternehmen einer Darstellung der Leibnizschen Philosophie bedeutete nichts Anderes als eine Stellungnahme innerhalb dieser Konstellation. Dabei gehören Cassirers Ausführungen zum Begriff der Substanz in *Leibniz' System* offenbar zu den Passagen der mittleren

249 Vgl. Cassirer: *Kant und die moderne Mathematik* (Mit Bezug auf Bertrand Russells und Louis Couturats Werke über die Prinzipien der Mathematik), in: *Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift* 12 (1907), S. 1-49.

Entstehungsphase des Werkes. Sie fehlten noch in der Keimzelle der Arbeit, die zur Lösung der Preisaufgabe der Marburger Philosophischen Fakultät des Jahres 1898/99 eingereicht wurde, gehörten aber der bei der Berliner Akademie 1901 eingereichten Fassung an. Im fakultätsinternen Gutachten zu Cassirers Arbeit hatte Natorp die Unvollständigkeit der Arbeit Cassirers moniert und die Abfassung des geplanten Kapitels über den Kraftbegriff, vor allem aber die Ausarbeitung eines von Cassirer offenbar ursprünglich gar nicht vorgesehenen Kapitels zum Begriff der Substanz angemahnt.²⁵⁰ Dieser Befund ist deshalb signifikant, weil er nicht alleine belegt, wie weitgehend das Leibniz-Buch auf eine Art von Forschungsprojekt zurückgeht, das von Natorp initiiert wurde, sondern auch, dass dieser die Arbeit Cassirers auf die Agenda seiner eigenen Erkenntnisinteressen zu verpflichten suchte. Überraschend ist bei alledem, dass *Leibniz' System* nicht nur kein „abschliessendes“ Kapitel über den Substanzbegriff enthält, sondern schlechterdings *gar keines*, in dem der Begriff der Substanz eine eigene Thematisierung erfahren hätte.

Die Gründe für diesen Sachverhalt sind so komplex, wie Cassirers Verwendung des Begriffs der Substanz: *erstens* gehört Substanz zunächst begrifflich zur Ebene der Kategorien, wie die Grundbegriffe des quantitativen und des qualitativen Verfahrens auch. Er übernimmt die Begründung des *Gegenstands* des Denkens. *Zweitens* ist der Grundbegriff der Substanz dabei den ihm deduktiv-genetisch vorausgehenden Kategorien übergeordnet und fungiert als Einheitsbegriff; er soll eine dynamische Art von *Einheit* unter ihnen schaffen. *Drittens* interpretiert Cassirer diese übergeordnete dynamische Kategorie als *Repräsentation der Einheitsfunktion* überhaupt und damit als höherstufigen, zentralen Einheitsbegriff des Bewusstseins. *Viertens* unterliegen sämtliche bisherigen Bestimmungen des Substanzbegriffs dem Funktionsdenken, von dem Cassirer den statisch oder verdinglicht interpretierten Begriff der Substanz ganz prinzipiell unterscheidet. Letzterer ist der im Sinne eines metaphysischen Substrates gebrauchte und von Cohen monierte, dessen Vorkommen bei Leibniz Cassirer im Unterschied zu Natorp nicht abstreitet und so hinsichtlich dieses Teilaspekts Cohens Position affirmiert. *Fünftens* entsteht dadurch allerdings die Problematik, wie einerseits diese begriffliche Heterogenität und damit andererseits die Divergenz der Natorpschen und Cohenschen Interpretationen aufzulösen ist. Die Auflösung dieser Spannungen

250 Siehe Natorps Gutachten vom 25. Nov. 1898: „Dass sie bei ihrem stattlichen Umfange dennoch unvollendet ist – ausser dem nur skizzierten Kapitel über den Kraftbegriff ist ein abschliessendes über den Substanzbegriff unerlässlich – kann für unser Urteil um so weniger ins Gewicht fallen, da dafür einige nicht verlangte, wertvolle Zugaben geliefert sind [...]“ (Hessisches Staatsarchiv, 307 d.). Die in der *Chronik der Königlich Preussischen Universität Marburg für das Rechnungsjahr 1898/99* veröffentlichte Stellungnahme enthält dieses Monitum naheliegenderweise nicht, vgl. ebd., S. 17-18.

versucht Cassirer durch die Einführung einer Art immanenter historischer Entwicklung in den Substanzbegriff Leibniz'. Hinsichtlich des Kraftbegriffs wird Cassirer im folgenden Kapitel vor einem ähnlichen Konflikt stehen und die divergierenden Konzeptionen, wie zu zeigen sein wird, anders, durch eine begriffliche Stufenentwicklung integrieren.

Durch diese Mehrfachdeterminierung steht der Begriff der Substanz, so die These der folgenden Ausführungen, quer zu seinem einfachen Gebrauch im Sinne einer Kategorie, und gerade dieser Sachverhalt ist als Hinweis darauf zu lesen, dass Cassirers Interpretation von der Natorpschen Auffassung geleitet ist, Substanz sei „der *Fundamentalbegriff seiner* [i.e. Leibniz'] *Philosophie*“.²⁵¹ Als „Fundamentalbegriff“ des gesamten deduktiven Systems von Grundbegriffen ist Substanz ebensowenig auf eine Region oder einen systematischen Ort wie auf eine systematische Funktion einschränkbar und sperrt sich so gegen die Unterbringung in einem Kapitel. Die der Natorpschen Interpretation des Substanzbegriffs entsprechende Deutung innerhalb der Cassirerschen Systematik wäre die als einer Kategorie der *Gegenstandskonstitution*, nicht der *Realitätskonstitution* – und damit wird deutlich, dass der Verfasser von *Leibniz' System* dessen Auffassung nicht oder zumindest nicht vollständig teilte. Doch abgesehen von dieser Differenz in Sachen Realitätskonstitution hat die Leibniz-Arbeit die entscheidenden Bestimmungen des Substanz-Begriffs aus der Antrittsvorlesung – Substanz als *Gesetz*, als *Repräsentation* und als *Einheit* – adoptiert und transformiert – auch das ist im folgenden zu zeigen.

Die „gewöhnliche Auffassung der Substanz und des Seins [vermag] diese Art der Gegenständlichkeit nicht zu begreifen“, merkt Cassirer kritisch an und verweist mit dieser Bemerkung auf die in der Relationalität konstituierte Auffassung des Gegenstandsbegriffs.²⁵² Damit traf er *auch* Cohens Deutung, die in Leibniz' Substanzbegriff ein Residuum aristotelischer Metaphysik gesehen hatte – auch sie entspricht der „gewöhnlichen Auffassung der Substanz“ als eines dinglichen Substrats. Cassirer greift zu dieser Unterscheidung, um damit die Transformation auch dieses Begriffs zu einem Funktionsbegriff einzuleiten: „Die Substanz wird zur Methode der gedanklichen Objektivierung der Zeitfolge“.²⁵³ Belegt werden soll diese Bestimmung durch eine Stelle aus Leibniz' Briefwechsel mit de Volder: „*Alle Einzeldinge sind der Veränderung unterworfen; dauernd ist in ihnen nichts als das Gesetz selbst, das die*

251 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 8.

252 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II 5.4.

253 Cassirer: Leibniz' System, S. 279.

stetige successive Folge einschliesst.”²⁵⁴ Das „Gesetz“, welches laut Leibniz die Sukzession selbst „einschliesst“, versteht Cassirer als gleichbedeutend mit dem Begriff der Substanz. Diese Interpretation folgt differenzlos der Deutung Natorps, der von der „Gleichsetzung von *Substanz* und *Gesetz*“ bei Leibniz ausging.²⁵⁵ Diese Auffassung allerdings erscheint entgegen Natorps Beteuerung, diese Interpretation sei „in Leibniz nicht etwa hineingetragen“, als Applikation des Kantischen Schematismus der Kategorie der Substanz: „Das Schema der Substanz ist die Beharrlichkeit des Realen in der Zeit“, wobei Kants erklärender Nachsatz, es handele sich dabei um „die Vorstellung desselben als eines *Substratum* der empirischen Zeitbestimmung [Hervorh. HKO]“ durch Cassirers funktionalistische Deutung des Substanzbegriffs ad absurdum geführt wird.²⁵⁶ Substanz als Substrat, das ist genau *die* Deutung, die Cassirers prozessualisierte Auffassung um jeden Preis zu vermeiden sucht und an ihrer statt zur Interpretation von Substanz als Subjekt tendiert. Cassirer substituiert folglich den Begriff des Substrats, indem er ihn funktionalisiert und durch ein Analogon zum Schematismusbegriff selber ersetzt: bedeuten die „Schemate“ Kants „nichts als *Zeitbestimmungen* a priori nach Regeln, und diese gehen nach der Ordnung der Kategorien auf die *Zeitreihe*, den *Zeitinhalt*, die *Zeitordnung*, endlich den *Zeitbegriff* in Ansehung aller möglichen Gegenstände“,²⁵⁷ so erklärt *Leibniz‘ System* die apriorische Zeitbestimmung nach Regeln zum Gesetz und deutet entsprechend die „Substanz als *Gesetzlichkeit der Zeitfolge*“.²⁵⁸ Die so verstandene Kategorie der Substanz setzt die Prozesse der quantitativen und qualitativen Verfahren voraus, koordiniert diese zu einer Einheit und generiert aus ihnen in einem iterativen Verfahren innerhalb der Systeme von Raum und Zeit gegenständliche Bestimmtheit.²⁵⁹ Diese Interpretation soll eine „Vertiefung des Substanzgedankens und seiner Loslösung vom sinnlichen *Dasein*“ leisten, aus der „ein neuer Begriff von Realität“ hervorgeht.²⁶⁰

Um der Problematik der Verdinglichung zu entgehen, greift Cassirer zum Gedanken der Repräsentation. Wenn es überhaupt einen Bezug des Substanzbegriffs auf die Phänomene gibt, dann nur im Modus von Repräsentation: „eigentliche Substanz repräsentiert die Einheit der Phänomene.“²⁶¹ Der Begriff der Repräsentation wird von

254 Briefwechsel zwischen Leibniz und de Volder. 1698-1706, in: ders.: Die philosophischen Schriften, hrsg. v. Gerhardt, Bd. 2, S. 139-283, hier: S. 263.

255 Natorp: Leibniz und der Materialismus, S. 9.

256 Kant: Kritik der reinen Vernunft, B 183.

257 Ebd., B 184-185.

258 Ebd., S. 280.

259 Cassirer: Leibniz‘ System, S. 286.

260 Ebd., S. 279.

261 Ebd., S. 267.

Cassirer freilich nicht eigens thematisiert, gehört aber zu den ganz grundlegenden operationalen Begriffen in *Leibniz' System*. Er ebenso wie die Denkfigur, die Repräsentation von Substanz sei deren nicht-verdinglichte Darstellung, scheint durch Natorps Antrittsvorlesung präfiguriert, heißt es doch dort, der Begriff des Gesetzes sei die „eigentliche *Darstellung* der *Substanz* der Dinge.“²⁶² „Eigentlich“ nennt Natorp die Darstellung, weil er den prozessualen Begriff von Substanz qua Gesetz als die zentrale Definition des Begriffes ausweisen und dem gegenüber Substanz als Substrat als defizienten begrifflichen Modus qualifizieren will.

Doch Substanz als Repräsentation der „Einheit der Phänomene“ soll nicht alleine als Konstituens von Gegenständlichkeit im Bestimmungsprozess fungieren, sondern in grundlegender Weise über diese hinausreichen. Denn die Einheitsfunktion der Substanz ist ihrerseits nur eine Repräsentation der Einheit des Bewusstseins: „Den wahren und endgültigen Grund müssen wir im Ich und in seiner Funktion der Einheit entdecken.“²⁶³ Damit soll die „reine Fassung“ des Begriffs der Substanz gegeben sein. Der Begriff der Substanz als eines übergeordneten Einheitsbegriffs kommt mit dem der Kraft darin überein, so jedenfalls Cassirers Interpretation, dass er „das Ziel des analytischen Regresses von den Erscheinungen zu den logischen Prinzipien“ bezeichne. Dieser „allgemeine Begriff der Substanz“ sei der „Ausdruck der Einheit des Bewusstseins“.²⁶⁴ Die mit Substanz bezeichnete Denkfunktion wird somit zur Funktion des Denkens als eines einheitsstiftenden Prozesses überhaupt. Dass ein solcherart omnipräsenter Begriff von Substanz, der mit seiner Präsenz an seiner ersten Systemstelle, nach den Prozessen der Quantität und Qualität also, thematisch bleiben sollte bis zum Abschluss des Systems im Begriff des Bewusstseins, dass ein solcher Begriff also nicht in dem von Natorp geforderten Kapitel unterzubringen war, versteht sich, nebenbei bemerkt, ebenso von selbst wie der Umstand, dass Cassirer die Bedeutung dieses Grundbegriffs auf den Spuren Natorps über alles bei diesem Angelegte hinaus ausgedehnt hatte.²⁶⁵

Cassirers prozessuale Interpretation des Substanzbegriffs kollidiert allerdings weithin mit dem Leibnizschen Textbestand, der im Bild der Monade unabweisbar auf die metaphysische Deutung der Substanz als eines verdinglichenden Substrats bezogen

262 Natorp: *Leibniz und der Materialismus*, S. 9. Zu ergänzen ist in diesem Zusammenhang, dass auch der Bezug von Substanz auf die Konstitution der Phänomene der Antrittsvorlesung entnommen ist, vgl. ebd., S. 9-10.

263 Ebd., S. 373.

264 Ebd., S. 372.

265 Substanz als Begriff einer Einheit wird in Natorps Antrittsvorlesung zwar nicht eigens thematisiert, doch appliziert, etwa in der Entgegensetzung von Substanz als absoluter Einheit und als „Einheit der Beziehung“, ebd., S. 11. Die Bedeutung des Begriffs der Einheit für Natorps Leibniz-Deutung hat mit Recht Holzhey: *Die Leibniz-Rezeption*, S. 291, betont.

war. Dieses Moment hatte Cohen als entscheidendes Merkmal des Substanzbegriffs Leibniz‘ und als Signum für dessen Verharren in einer traditionell aristotelisch geprägten Substanzmetaphysik gelesen. Beidem – dem Textbestand und der Autorität der Deutung Cohens – hatte Cassirers Interpretation Rechnung zu tragen und befand sich damit in einem Dilemma. Zunächst zielt seine Strategie darauf ab, eine *Verschiebung* vorzunehmen und den prozessual interpretierten Begriff der Substanz als einer Denkfunktion, und im weiteren Verfahren als *der* Denkfunktion schlechthin, als Zentrum des Leibnizschen Systems auszuweisen, Substanz als eines Substrats dagegen zum metaphysischen Residualbestand zu qualifizieren. *Leibniz‘ System* sucht die beiden Momente im Substanzbegriff, das verdinglichende und das prozessuale, zu vereinen – und läßt im Modus immanenter Philosophiegeschichte den Übergang vom traditionell aristotelisch verstandenen Substanz-Begriff zum funktionalistisch gedeuteten sich *innerhalb* der Leibnizschen Philosophie vollziehen. Diese Strategie, die Leibniz zum Schauplatz einer historischen Entwicklung in nuce machte, konnte bereits am Beispiel anderer Begriffe nachgewiesen werden.²⁶⁶ Im Falle des Verhältnisses von Substanz als Substrat und Substanz als Funktion vollzieht sich mit dieser Strategie über deren textinterne und innerschulische Funktionen hinaus noch etwas Anderes: Cassirer muss irgendwann im Laufe seiner Arbeit an *Leibniz‘ System* klar geworden sein, dass er hiermit *das* Muster zur Deutung von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte gefunden hatte, das sich zudem mühelos in philosophische Systematik übersetzen ließ.

Nun läßt sich anhand von *Leibniz‘ System*, in seiner publizierten Form, recht genau bestimmen, wann Cassirer klar wurde, dass er mit diesem Übergang vom traditionellen Substanzdenken zum Funktionsdenken der Substanz *das* systematisch und historisch interpretierbare Grundmuster der Erkenntnistheorie gefunden hatte. Cassirers Entdeckung ist in der kurzen Zeitspanne zwischen Einreichung des Manuskriptes bei der Berliner Akademie und dem Abschluss des Druckmanuskriptes zu lokalisieren, in der Zeit also, in der er mit der *Vorrede* seine kurze Entgegnung auf die Beurteilung der Akademie verfasste. Denn der erst kurz vor Abschluss des Verlagsmanuskriptes verfasste *Kritische Nachtrag* enthält einen Rückblick auf die entsprechenden Ausführungen des Haupttextes von *Leibniz‘ System* und resümiert *den* zentralen Gedanken sowohl der Leibniz-Interpretation Cassirers als auch seiner gesamten frühen Philosophie.²⁶⁷ Zunächst skizziert Cassirer den Typus eines Denkens, das vom Begriff der Substanz geleitet ist und verallgemeinert dieses zu einer „Weltsicht“: „Versteht man

266 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II,2.

267 Cassirer: *Leibniz‘ System*, S. 532-548, zum diskutierten Zusammenhang vgl. S. 538-539.

daher unter einer ‚substantiellen‘ Weltansicht die Auffassung, nach der alles Sein und Geschehen im Grunde auf letzte und starre, absolute ‚Dinge‘ sich zurückführt, so ist Leibniz‘ Philosophie diesem Standpunkt unmittelbar entgegengesetzt.“²⁶⁸ Dann aber opponiert Cassirer diesem aristotelisch konnotierten Typus den Begriff, der paradigmatisch für den sogenannten Idealismus und zugleich Signatur der Epochenschwelle zur Durchsetzung der philosophischen Moderne sein soll: „Ihre Tendenz [i.e. die der Philosophie Leibniz‘], von der sie ausgeht und die von nun ab im Fortschritt des Idealismus sich durchsetzt, geht dahin, den älteren [i.e. durch den Substanzbegriff geprägten] Seinsbegriff durch den *Funktionsbegriff* zu verdrängen.“ Damit war das für Cassirers Denken entscheidende Begriffsmuster geprägt – ein Muster, das sowohl systematisch, als Grundorientierung einer Erkenntnislogik, lesbar war oder als Koordinatensystem und Grundmotiv der philosophiehistorischen Entwicklung. Beide Aspekte sollten in den folgenden Jahren ihren Niederschlag in großen Arbeiten Cassirers finden, der systematische in *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, dessen Titel hier bereits anklingt, der historische in den ersten beiden Bänden des *Erkenntnisproblems*.

Die Philosophie Leibniz‘ interpretierte Cassirer nun als den Kulminationspunkt eines historischen Prozesses, in dem sich das Funktionsdenken gegen die Vorherrschaft des Substanzdenkens durchsetzt, als historischen Ort des Umschlags des Substanzbegriffs in den Funktionsbegriff. Das ist zwar der Sache nach nichts Anderes als das, was die entsprechenden Passagen in *Leibniz‘ System* als Element und Moment in der systematischen Ableitung entwickelt hatten, doch in den Ausführungen des *Nachtrags* wird dieses Resultat erstmals zu einer historischen Makrofigur verdichtet und Deutungsmuster für die in Cassirers Verständnis entscheidende Entwicklung der neueren Philosophie verstanden: „Dieser eigenartigen Problemlage gemäss enthält Leibniz‘ ganze Philosophie nunmehr den Charakter eines Ringens zwischen zwei widerstreitenden Motiven, von denen das eine im Substanzbegriff der älteren Auffassung, an die er anknüpft, das andere in dem neuen und eigenen Begriff der dynamischen Entwicklung und ihrer Gesetzlichkeit gegeben ist.“ In historischen Begriffen formuliert, erfährt in diesem Muster der bereits früher festgestellte Widerstreit zwischen Aristotelismus und Platonismus eine Neuauflage. Dabei ist es bezeichnend für das Denken nicht alleine des frühen Cassirer, dass der Widerstreit beider Theoriemotive und die Durchsetzung des Substanzbegriffs sich im Modus der *Kontinuität* vollzieht: „Es ist allerdings einer der eigentümlichsten historischen Grundzüge der Leibnizischen

268 Ebd., S. 538-539.

Lehre, dass diese Tendenz nicht im Widerspruch, sondern in geschichtlicher Kontinuität, in Anknüpfung an die früheren Auffassungen durchgeführt wird.“²⁶⁹ Zumindest der frühe Cassirer war Denker der Kontinuität und des harmonischen Ausgleichs durch und durch, und musste sich zur Anerkennung und Integration von Diskontinuität und Bruch als Momenten des historischen Geschehens erst emporarbeiten – *Leibniz' System* versucht dagegen, den Bruch zur „innere[n] Spannung“ zu depotenzieren: „Es wäre durchaus unhistorisch und einseitig, wenn man diese Gegensätzlichkeit [i.e. zwischen dem Substanzbegriff in seiner sogenannten älteren Auffassung und der dynamischen neueren], auf der gleichsam die gesamte innere Spannung des Systems beruht, nur als Widerspruch beurteilen wollte.“²⁷⁰ Die Umwandlung des Widerspruchs zu einer bloßen „Spannung“ erfolgt durch begriffliche Adoption und Transformation: „Der Substanzgedanke, der bisher als die festeste philosophische Stütze der dinglichen Ansicht des Universums galt, wird nicht bekämpft, sondern aufgenommen und in sich selbst aufgeklärt und umgebildet.“

Offen bleibt an dieser Stelle, wie *Leibniz' System* die zentrale Problematik der Erkenntnislogik, die Frage der Realitätskonstitution löst. Wenn die „Vertiefung des Substanzgedankens“ zu „ein[em] neuen Begriff von Realität“ führen soll, dann klingt das zunächst zumindest danach, als habe sich Cassirer doch der Lösung angeschlossen, die Natorp in seiner Antrittsvorlesung vorgeschlagen hatte.²⁷¹ Doch damit stand Cassirer erneut vor einer innerschulischen Konfliktlage, hatte Cohen doch *gegen* Natorps Versuch von 1881 das für sein Buch von 1883 titelgebende *Princip der Infinitesimal-Methode* zur Realitätskonstitution eingeführt. Cassirers Lesart und Transformation des Substanzbegriffs als dynamisch verstandener Kategorie und als Einheitsfunktion des Denkens ebenso wie die in Leibniz' Philosophie eingezeichnete immanente Entwicklung hatte zumindest das Konfliktpotential in Sachen Substanz beseitigt. Im Falle der Realitätskonstitution versuchte Cassirer dasselbe auf dem Umweg über den Begriff der Kraft.

5.7 Der Kraftbegriff und seine Funktion in der Realitätskonstitution

Cassirers Leibniz-Rekonstruktion homologisiert die Begriffe von Kraft und Substanz hinsichtlich ihrer einheitsstiftenden Funktion weitestgehend: „So ist also die

269 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 539.

270 Cassirer hält es für ein schweres Defizit der Leibniz-Arbeit Russells, dass diese den historischen Aspekt, und damit die wechselseitige Integration von Systematik und Historie, in Cassirers Worten: „die besonderen geschichtlichen Bedingungen des Systems“ (ebd., S. 539), ausgeblendet hat.

271 Vgl. Natorp: *Leibniz und der Materialismus*, S. 9-10.

Kraft als das Ziel des analytischen Regresses von den Erscheinungen zu den logischen Prinzipien bezeichnet. Diese Charakteristik wird weiter auf den allgemeinen Begriff der Substanz als Ausdruck der Einheit des Bewusstseins ausgedehnt.²⁷² Der Begriff von Substanz erfährt so eine ambivalente Bestimmung; als Repräsentation der Einheit der Bewusstseins soll er seinem „allgemeinen“ Begriff nach den der Kraft umgreifen, der seinerseits auf die Regionen innerhalb der genetischen Deduktion der Kategorien beschränkt bleibt, ohne selbst Kategorie zu sein. Als gegenstandskonstituierender Grundbegriff gehört die Substanz freilich zugleich auch dieser kategorialen Region an und ist in diesem Zusammenhang als genetisch gedachte Kategorie Voraussetzung der übergreifenden synthetisierenden Prozesse, die in *Leibniz' System* als ‚Kraft‘ bezeichnet werden. Der Begriff der Substanz ist so betrachtet Anfang und Ende des Erkenntnisaktes, er repräsentiert dessen höchste Einheit und fungiert als kategoriales Einzelmoment. Sein Bezug auf die ihm begrifflich gleichsam asymptotisch angenäherte Kraft erscheint als eine beständige Wechselbeziehung.

Es stellt sich zunächst die Frage danach, welche Funktion Cassirer dem Begriff der Kraft im Erkenntnisprozess, und hier spezifisch bei der Konstitution der zu erkennenden Realität, genau zugewiesen hat und in welchem Verhältnis diese Bestimmung zu den konkurrierenden Modellen seiner Lehrer Cohen und Natorp steht. Die an diese ersten Befunde zur Homologie von Substanz- und Kraftbegriff anschließenden Überlegungen sind durch folgende Thesen zur Realitätskonstitution, zur begrifflichen Binnenstruktur der Kraft und zu ihrer historischen Konnotation geleitet: das Modell der Realitätskonstitution, wie Cassirer es in *Leibniz' System* begründen will, findet *erstens* seine Basis *nicht* alleine im Begriff der Kraft.²⁷³ Vielmehr erscheint Realität als Resultante des Zusammenspiels des gesamten Systems von Grundbegriffen, vor allem aber der Korrelation von dynamisiertem Substanzbegriff und Kraft. Dem Wechselbezug der Grundbegriffe liegt *zweitens* der operationale Begriff der Iteration zugrunde, der höherstufige Systembegriffe wie den der Kraft noch einmal die Reihen deduktiv-kategorialer Prozesse, wie beispielsweise die der Quantität, durchlaufen läßt und aus diesen neuen begrifflichen Verbindungen neue Bestimmungen im Begriff der

272 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 372.

273 Letzteres scheint Holzhey: *Die Leibniz-Rezeption*, S. 294, anzunehmen, wenn es heißt: „Cassirer läßt sich in seiner Leibniz-Interpretation vom systematischen Interesse an dieser [i.e. der Realitätsproblematik] leiten und findet ihre Lösung im *Kraftbegriff*.“ Doch diese Annahme greift bereits wegen der genetisch-deduktiven Anlage der Systematik zu kurz, denn der Begriff der Kraft mag wohl der systematische Ort sein, der oberste Systempunkt gleichsam, an dem der Begriff der Realität begründet wird, aber diese Begründung erfolgt unter Einschluss vorausgehender Grundbegriffe, wie etwa dem der Substanz. Wenn es freilich an späterer Stelle heißt, Cassirer zentriere „sein ‚Realitätsproblem‘ [...] auf die erkenntniskritische Fassung des *Substanzbegriffs*“ (ebd.), dann wird es unklar, wo denn nun die Lösung des „Realitätsproblems“ zu suchen ist.

Kraft generiert. Dieses Verfahren organisiert die Binnenstruktur des Begriffs der Kraft. An diese Thesen schließt sich *drittens* der Nachweis an, dass Cassirer unausdrücklich die spannungsreiche innerschulische Konstellation in der Frage der Begründung von Realität, wie sie zwischen Cohen und Natorp herrschte, aufzulösen sucht, indem er eine dreistufige Bestimmung der Kraft entwirft, der die Cohensche und Natorpsche Auffassung als Stufen eingezeichnet sind.

Zunächst sind Ort und Status der Kraft im System der Grundbegriffe zu bestimmen. Seinen innersystematischen Ort hat der Begriff der Kraft im Anschluss an den Durchgang durch die Bestimmungsprozesse oder –reihen der Quantität, der Kontinuität und relationalen Systeme von Raum und Zeit, die ihren Abschluss in der Kategorie der Substanz fanden; lokalisiert ist er *innerhalb* des Systems der als Denkfunktionen bestimmten Raum und Zeit.²⁷⁴ Dabei konstruiert Cassirer den Begriff der Kraft nicht als Kategorie oder Grundbegriff, sondern als „*Inbegriff* reiner Erkenntnisprinzipien [Hervorh. HKO]“,²⁷⁵ wenn er bemerkt, die „*sämtlichen Einzelmomente* [Hervorh. HKO], die in den Begriffen des Differentials, der Qualität und der Intension [i.e. in den kategorialen Bestimmungsreihen] bezeichnet sind, fassen sich schließlich zusammen in der Bestimmung des Inhalts als *Kraft*.“²⁷⁶ Dieser „*Inbegriff*“ soll als gesetzmäßiger und inhaltlich bestimmter Einheitszusammenhang eines apriorischen Systems von Bedingungen fungieren und im Zusammenspiel mit letzterem realitätserzeugend wirken.²⁷⁷ Insofern erscheint Kraft als *Inbegriff* eine Präfiguration von Cassirers später häufig verwendetem Begriff der inneren Form.

Es ist ein szientifizierter Begriff von Kraft, den Cassirer hier offenbar zunächst zugrundelegen will, eine Ableitung aus mathematischen und physikalischen Begriffen.²⁷⁸ Diese theoretische Basis der Begriffsbestimmung ist zwar unbestreitbar schulkonform, erscheint zumindest aber insofern als paradox, als die Diskussion des Kraftbegriffs ihren Ausgang von der Feststellung nimmt: „Noch haben wir, wie es scheint, den Umkreis der *mathematischen Abstraktionen und Fiktionen* [sic!] nicht verlassen und wie am Anfang steht die Realität als ein ungelöstes Problem vor uns.“ Cassirer zielt im Kapitel über den „*Begriff der Kraft*“ ausdrücklich auf die Konstitution

274 Ebd., S. 283-290, bes. S. 284-285 u. 290.

275 Ebd., S. 288.

276 Ebd., S. 290.

277 Ebd., S. 284: „Das unbekannte X, das wir unter dem Namen der Realität suchen, ist also durch ein System idealer Bedingungsgleichungen im Voraus bestimmt [...]“

278 Vgl. beispielsweise ebd., S. 295, wo Cassirer bemerkt, Leibniz halte am „wissenschaftlichen Idealismus“ und seiner „Tendenz“ fest, „die Empfindung rein auf mathematische Momente zurückzuführen“; ähnlich S. 303, wo es heißt, das „Wirkliche“, das als Realität konstituiert werden soll, entstehe „erst in der Gesetzmäßigkeit der Bestimmung, die die mathematische Physik vollzieht.“

von empirischer Wirklichkeit ab, nicht mehr alleine auf die Begründung mathematisch-naturwissenschaftlicher Realität – und das heißt nichts anderes, als dass er die Rücknahme des szientifischen Reduktionismus seiner beiden Lehrer zumindest im Medium der Leibniz-Interpretation intendiert. Ob diese Intention realisierbar war, ist eine ganz andere Frage. Denn *Leibniz' System* rekuriert ganz prinzipiell auf mathematisch-naturwissenschaftlich orientierte Begrifflichkeit und Theoreme und das ist eine Folge der ganz spezifischen systematischen Funktion des Kraftbegriffs, Realität nicht als fixierten Bestand, als empirisch-anschauliches Substrat oder gar als Ding zu erzeugen, sondern als gesetzmäßigen Zustand, der Folgezustände generiert.²⁷⁹ Ein solcher Begriff von Kraft scheint Cassirer nur auf mathematisch-physikalischer Basis konstruierbar. Damit begibt sich der Verfasser von *Leibniz' System* in das Dilemma, von dieser Basis aus einen nicht-reduktionistischen Begriff von empirischer Wirklichkeit gewinnen zu müssen.²⁸⁰

Um diese Leistung näher auszuweisen, differenziert Cassirer innerhalb des Kraftbegriffs drei ineinander übergehende Stufen, *erstens* die Stufe der „derivativen Kraft“ als Bestimmung des logischen Subjekts auf mathematischer Grundlage, *zweitens* die Stufe der „derivativen Kraft“ als Repräsentation der Gegenwart des Körpers auf physikalischer Grundlage und *drittens* die der Kraft als übergeordneter Einheit im Bestimmungsprozess des empirischen Körpers.²⁸¹ Dieses dreistufige Verfahren intendiert, auf seiner höchsten Stufe hinreichende Bestimmungen für „empirische Körper“ zu geben und somit den Regress von den ersten kategorialen Prinzipien zur Empirie abzuschließen. Die Stufen stehen insofern in einem genetisch-deduktiven Verhältnis zueinander, als niederstufige Bestimmungen kategorial notwendige Voraussetzungen der höherstufigen und als solche in diesen enthalten sind.²⁸² Freilich sind die einzelnen Stufen nicht alleine Momente der systematischen Bestimmung der

279 Ebd., S. 287: „Bestimmtheit des Realen im Zeitmoment kann also nicht eine sinnlich-einzelne Gegenwärtigkeit bedeuten, sondern eine begriffliche Fixierung, wonach der gegenwärtige Zustand das Gesetz seiner Erzeugung und das Gesetz seiner Fortsetzung in sich trägt. Diese Forderung erfüllt sich in Leibniz' *Begriff der Kraft*.“

280 Richardson: Carnap's Construction of the World. The *Aufbau* and the Emergence of Logical Empiricism, 1998 diskutiert in dem *The Fundamentals of neo-Kantian Epistemology* überschriebenen Kapitel diese Problematik als zentrale Aporie des „Neo-Kantianismus“, und zwar am Beispiel von Cassirers *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, vgl. ebd., S. 116-138, bes. S. 134-138.

281 Die erste Stufe vgl. ebd., S. 283-302, die zweite S. 302-338 und die dritte S. 338-351.

282 Cassirer weist auf dieses Prinzip der Genese anhand der zweiten Stufe im Begriff der „derivativen Kraft“ hin, freilich in Wendungen, die seinem mathematisierten Funktionsdenken entsprechen und jede Analogie zu dialektischen Deduktionsverhältnissen verdecken, ebd., S. 333: „Die Forderung einer strengen Systematik der Grundbegriffe [i.e. einer genetischen Deduktion der Kategorien] kann nur dann als erfüllt gelten, wenn jedes neu hinzutretende Moment sich nicht nur äusserlich der Gesamtheit der früheren anreicht, sondern in der neuen Beziehung zugleich den Aufgaben dient, die im Inhalt der früheren Begriffe vorbereitet sind.“

Realitätsbedingungen, sie sind auch philosophiehistorisch konnotiert – Cassirer hat ihnen die Theoreme zur Realitätskonstitution von Cohen und Natorp eingezeichnet und diese somit seiner eigenen Konzeption integriert. Beides, die deduktive Systematik wie auch die immanente Integration historisch verschiedener Modelle von Realitätskonstitution werden im folgenden skizziert.

So erscheint der Leibnizsche Begriff der „vis derivatia“ auf seiner ersten Stufe Cassirers Interpretation zufolge als Repräsentation der Infinitesimalität. Dabei ist zu bedenken, dass Cassirers begriffliches Verfahren auch in diesem Zusammenhang auf der Übertragung mathematischer Begrifflichkeit in den erkenntnislogischen Kontext beruht.²⁸³ Der „Prozess der Kontinuation“, wie er in den Denkfunktionen von Raum und Zeit vorausgesetzt wird, sei der „typische Ausdruck für das Verfahren der infinitesimalen Summation: sein Ergebnis steht daher zu seinem Subjekt im Verhältnis des Integrals zum Differential.“²⁸⁴ Der Begriff des Differentials soll so zur apriorischen Bedingung des „Subjekt[s] der extensiven Mannigfaltigkeit“ werden. Das infinitesimale Bestimmungsverfahren übersetzt dabei die Extension in die „Einheit der Qualität und *Intension*“ und hat somit die apriorische Funktion, den Inhalt als intensive Größe hervorzubringen.²⁸⁵ Dadurch soll „gegenüber den Gegebenheiten in Raum und Zeit“ eine neue „logische Charakteristik“ und Qualität erreicht werden.²⁸⁶ Der Begriff der Kraft erscheint auf dieser Stufe als Einheit all dieser Momente: „Die sämtlichen Einzelmomente, die in den Begriffen des Differentials, der Quantität und der Intension bezeichnet sind, fassen sich schliesslich zusammen in der Bestimmung des Inhalts als *Kraft*.“²⁸⁷

Damit wird das Infinitesimalprinzip, wie es Cohen 1883 zur „erkenntniskritischen“ Realitätskonstitution eingeführt hatte,²⁸⁸ als Verfahren und notwendige Bedingung der Realitätsbestimmung anerkannt und etabliert – und zugleich in seine Schranken gewiesen. Denn es fungiert innerhalb von Cassirers Konstruktion eines mehrstufigen Kraftbegriffes nur als „allgemeine Bedingung“, näher als „allgemeine logische“ und „mathematische Voraussetzungen“ zur „Lösung des

283 In dieser Strategie der Begriffbildung oder –übertragung liegt Cassirers wiederholte Beteuerung begründet, Leibniz' „bildliche oder schwer verständliche Ausdrücke“ würden einen „klaren Sinn erst erhalten“, wenn man sie „auf die methodische Bedeutung“ zurückführe, die „sie innerhalb der neuen Mathematik erhalten haben“, ebd. S. 289. Cassirers Verfahren besteht indessen gerade darin, nach der Rückführung in den mathematischen Kontext eine neuerliche Rückübersetzung in erkenntnislogische Zusammenhänge vorzunehmen.

284 Ebd.

285 Ebd., vgl. auch ebd., S. 302-303.

286 Ebd., S. 289.

287 Ebd., S. 290.

288 Vgl. Cohen: Das Princip der Infinitesimal-Methode, S. 52, wo es heißt, Leibniz habe „die infinitesimale Grösse“ zur „Sicherung der Realität der Dinge“ eingeführt.

Realitätsproblems“, indem es in der intensiven Größe das „Subjekt“ des weiteren Bestimmungsprozesses generiert; zur hinreichenden Bestimmung der Realität hingegen reicht es nicht aus: „Die derivative Kraft [...] giebt nur das Element, dessen Veränderung und Abwandlung genügen muss, alles physische Geschehen auszudrücken.“²⁸⁹ Als apriorische, notwendige Voraussetzung ist es als Moment dem weiteren Verfahren und damit der Gesamtkonzeption der Realitätskonstitution integriert.

Cassirer bedient sich des zentralen Theorems aus Natorps erkenntnislogischer Arbeit *Ueber objective und subjektive Begründung der Erkenntnis*, um den systematischen Schritt zu bestimmen, der innerhalb der Genese auf die infinitesimale Definition des Subjekts und die Gewinnung der intensiven Größen zu folgen hat: die „Objektivierung der Relationen“ muss in dynamischen Verhältnisbestimmungen vollzogen werden, und das soll mittels der „derivativen Kraft“ in der Bestimmungsarbeit der mathematischen Naturwissenschaft geleistet werden: „Das Wirkliche entsteht erst in der Gesetzmässigkeit der Bestimmung, die die mathematische Physik vollzieht.“²⁹⁰ Auch die weitere Problemskizze orientiert sich am Natorpschen Ansatz bereits der frühen erkenntnislogischen Arbeiten, dem Ausgang von einer „Mannigfaltigkeit“, die im Prozess einer Reduktion objektiviert werden muss: „Die Mannigfaltigkeit des physischen Geschehens muss sich für die objektive wissenschaftliche Betrachtung auf dynamische Verhältnisse zurückführen lassen, die in der Form mathematischer Verhältnisse darstellbar sind.“²⁹¹ Ausgangselemente der zweiten Stufe des Kraftbegriffes sind die bereits bestimmten „intensive[n] Größen“, die nun wieder die Bestimmungsreihen des quantitativen Prozesses durchlaufen.²⁹² Auf solchen Iterationen ist die innere Struktur des mehrstufigen Begriffs von Kraft aufgebaut. Die Logik der Quantität homogenisiert zunächst die „beziehungslose Vielheit von ‚Kräften‘“ der „mannigfachen Natorvorgänge“ und macht sie so meß- und vergleichbar.²⁹³ Die Reduktion und einheitliche Objektivierung von Naturvorgängen zu bloßen Größen erhebt den Begriff der Kraft zu „einer einheitlichen Grundform für die Mannigfaltigkeit der physikalischen Vorgänge“ und unterwirft die Größen dem

289 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 303; auf derselben Seite derselbe Sachverhalt in anderer Formulierung: „Denn durch sie [i.e. die mathematischen Voraussetzungen] wird zwar das Subjekt definiert, das den dynamischen Bestimmungen unterliegt und die Grundlage für alle weiteren Beziehungen bildet, in die es innerhalb des Ganzen der Erfahrung eintritt.“ Vgl. auch ebd., S. 289.

290 Ebd., S. 303. Bei Natorp: *Ueber objective und subjektive Begründung der Erkenntnis*, S.274-276.

291 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 303.

292 Ebd., S. 304-310.

293 Ebd., S. 304-305.

„Maßbegriff der Arbeit“.²⁹⁴ Nun ist sich Cassirer des reduktiven Charakters der physikalisierten Deskription der Naturvorgänge bewusst und betont, dass der „physische Einzelvorgang eine doppelte Form“ annehme, die „seiner anschaulichen Gegebenheit“ und die „seiner begrifflichen Funktion“ als „quantitativer Repräsentant“ einer konkreten „physikalischen Erscheinung“. Voraussetzung der Abstraktion von „der Besonderheit des jeweiligen, zufälligen Materials“ – wie Cassirer die konkrete Erscheinung auch nennt – sind die grundlegenden Operationsbegriffe seiner gesamten Deduktion, die Begriffe der Relation und der Repräsentation. Sie sind die begrifflichen Medien, die die Voraussetzung der Reduktion von anschaulich Gegebenem zu nicht-dinglichen Momenten des Funktionsdenkens ermöglichen.²⁹⁵ Damit sind sie zugleich die Bedingungen des Grundprozesses der Objektivation, dessen Innenseite gleichsam Cassirer hier exemplarisch beschreibt.²⁹⁶

An die durch die Logik der Quantität geleitete Objektivation schließt sich auf der zweiten Stufe des Kraftbegriffes das „Grundgesetz“ der Realitätskonstitution an, das Erhaltungsgesetz.²⁹⁷ Der Erhaltungsgedanke muss als höherstufige Anwendung der Denkfunktion der Kausalität betrachtet werden, da er das Gesetz der Äquivalenz von Ursache und Wirkung voraussetzt und insofern die „erkenntniskritische Verbindung des Kausalbegriffs mit dem Grössenbegriff“ darstellt.²⁹⁸ Cassirers Interpretation des Erhaltungsgesetzes wird zur Basis seiner dynamisierten Version des Schultheorems vom „Factum der Wissenschaft“: das Erhaltungsgesetz bildet „die Grundlage, von der aus wir die Lücken und Unstetigkeiten des subjektiven Wahrnehmungsinhalts im Begriffe aufheben und damit erst zur kontinuierlichen Einheit der objektiven Natur fortschreiten.“²⁹⁹ Dadurch zeigt die derivative Kraft „die Realität in fortwährender Veränderung und in Uebergang von Zustand zu Zustand begriffen.“ Der Variabilität aber ist die Kategorie der Substanz inhärent, so jedenfalls wendet Cassirer seine

294 Ebd., S. 307, zum Sachverhalt im Ganzen vgl. auch S. 305-307; zum „Maßbegriff“ vgl. S. 309.

295 Ebd., S. 307: „[...] die Relation löst sich wegen ihres selbständigen logischen Geltungswertes von dem Subjekt und der Grundlage, an die sie im Vorstellen zunächst gebunden ist.“ Cassirer greift hier auf den bereits für Natorp zentralen Gedanken zurück, dass „die Dinge sich in Verhältnisse aufgelöst“ hätten. Der Begriff der Repräsentation ist dabei der zentrale Relationsbegriff der sachlichen Einheit und darstellenden Differenz zwischen dem Gegenstand der Anschauung und seiner rein funktionell-begrifflichen Darstellung.

296 An diesem prozessualen Begriff der Objektivation als des zentralen Verfahrens der Konstitution jeglicher Art von intellektuellen Gegenständen hat Cassirer bis in seine spätesten Arbeiten hinein festgehalten und versucht, den Begriff auch für die Erkenntnisleistungen im Bereich der Kultur- und Geschichtsbegriffe fruchtbar zu machen. Zur Rolle der Objektivation für die anthropologischen Begriffe vgl. Hartung: Das Maß der Menschen. Aporien der philosophischen Anthropologie und ihre Auflösung in der Kulturphilosophie Ernst Cassirers, 2003, S. 230-236 u. 309-356.

297 Vgl. Cassirer: Leibniz‘ System, S. 314-338, die Bezeichnung des Erhaltungsgesetzes als „Grundgesetz“ S. 319 u.ö.

298 Ebd., S. 314.

299 Ebd., S. 322.

Leibniz-Interpretation gegen die Kritik, die Lasswitz an Leibniz' Substanzbegriff geübt hatte.³⁰⁰ Damit wird vom Ende der Bestimmung der derivativen Kraft her deutlich, was auch bereits als notwendige kategoriale Voraussetzung in den Kraftbegriff eingegangen war: der Begriff der Substanz bildet in doppelter Hinsicht das zentrale Moment der Realitätskonstitution durch den Begriff der derivativen Kraft. Damit ist es Cassirer gelungen, das in Natorps Leibniz-Interpretation konstitutive Moment für den Begriff der Realität ebenfalls in seine Konzeption zu integrieren.

Die zweite Stufe der „derivativen Kraft“ gab die notwendige Bestimmung des Realen, sofern es unter der „Grundbedingung der Zeit konstruiert“ wird.³⁰¹ Diese Bestimmung reicht aber, so Cassirer, für das Problem des empirischen Körpers nicht aus, „denn der Körper will im Unterschiede zu den wandelbaren Einzelmerkmalen eine Einheit bedeuten, die im Wechsel ihrer mannigfaltigen Zustände beharrt.“ Aufgabe der dritten Stufe im Kraftbegriff ist es, das „dynamische Erkenntnismittel“ zu finden, das „die Einheit des *räumlichen* Subjekts der Veränderung im Flusse des zeitlichen Geschehens festzuhalten erlaubt.“³⁰² Dabei soll einmal mehr das intensive Moment den Ausgangspunkt bilden, nicht die Extension: die gesuchte „Identität des Körpers muss in einem Begriff definiert werden, in dem von dem Merkmal des extensiven Volumens abgesehen werden kann.“³⁰³ Die Lösung dieser Frage will Cassirer in Leibnizens Massenbegriff sehen.

Es kommt in der Folge diesselbe Argumentationsstrategie funktionalisierender Interpretation wie auf den beiden anderen Stufen zur Anwendung: der Massenbegriff wird als bloß „begriffliches Mittel zur Darstellung der Gesetzlichkeit der dynamischen Vorgänge“ konstruiert,³⁰⁴ als abgeleitete „reine dynamische Relation“.³⁰⁵ Der Massenbegriff fungiert als Entsprechung zum Arbeitsbegriff der zweiten Stufe.³⁰⁶ Dabei stellt sich auf dieser Stufe der Begriff der Materie als Problem, der für die Annahme eines Körpers in Raum und Zeit notwendig vorausgesetzt werden muss. Diese Problematik löst Cassirers Interpretation durch Rekurs auf die Infinitesimalrechnung auf: „Die Methode der ‚Kontinuation‘ – als deren konkreten mathematischen Ausdruck wir die Beziehung des *Differentials* zu seinem Integral erkannten – ist der gemeinsame logische Ort und die erkenntniskritische Einheit dieser wissenschaftlichen

300 Ebd., S. 336-338; vgl. Lasswitz: Geschichte der Atomistik, Bd. 2, S. 470-479.

301 Ebd., S. 338.

302 Ebd.

303 Vgl. ebd., S. 338-339.

304 Ebd., S. 390.

305 Ebd., S. 341, die einzelnen Stufen dieser Ableitung vgl. ebd., S. 338-343.

306 Ebd., S. 340.

Grundfragen.”³⁰⁷ In der Infinitesimalrechnung ist „die fortschreitende Analyse und Differenzierung des Inhalts als die eigentliche *Funktion* des Denkens erkannt, deren konstitutiver Wert durch kein bestimmtes Denkgebilde beschränkt werden darf.”³⁰⁸ Der Begriff der Kraft auf dieser Stufe repräsentiert „die Einheit eines Prozesses”, durch den „im Wechsel successiver Zustände” Identität geschaffen wird, und zwar durch die „Einheit und Identität der Denk*funktion* selbst.” Für diesen Begriff der Identität gilt das, was Cassirer hinsichtlich des ihm zugrundeliegenden Begriffs der Konstanz festgestellt hat: die „Konstanz des Seins” werde „durch die Konstanz des Gesetzes ersetzt”.³⁰⁹ Dadurch wird die Denkfunktion zur „Grundbedingung der *Verknüpfung*, in der uns Erscheinungen zu realen Objekten werden.”³¹⁰

Der Begriff der Realität verharrt in *Leibniz’ System* in der Perspektive szientifischer Reduktion, wobei „die mathematische und physikalische Prinzipienlehre”, die das begriffliche und operationelle Fundament der Untersuchungen zum Begriff der Kraft bilden, das Denken schlechthin repräsentieren sollen. Resümierend stellt Cassirer fest, die „stetige Gesetzlichkeit der *Operationen* des Denkens” bilde die Bedingung, „aus der allein die Gestalt des fertigen Seins verständlich” werde³¹¹ – doch es ist allenfalls die Gestalt der gesetzlich verfassten Realität der mathematischen Naturwissenschaft, die dadurch verständlich wird.

5.8 Rückblick

Wenn Cassirer in der Vorrede zu *Leibniz’ System* betont, „Leibniz’ Kraftbegriff ist seiner Definition nach nichts anderes, als eine Ausführung und bestimmtere Gestaltung des Differentialbegriffs”, so scheint diese Bemerkung auf eine Lösung des sogenannten „Realitätsproblems” einzustimmen, die ganz im Sinne der Cohenschen Bestimmungen im *Princip der Infinitesimal-Methode* angelegt ist.³¹² Bedenkt man, dass die *Vorrede* der am spätesten verfasste Text des gesamten Werkes ist, und blickt man auf die Analyse der Realitätskonstitution in den Substanz- und Kraftkapiteln zurück, so muss die Aussage verwundern. Kraft wurde dort als Einheit der „sämtlichen Einzelmomente, die in den Begriffen des Differentials, der Quantität und der Intension bezeichnet sind”,

307 Ebd., S. 342-343.

308 Ebd., S. 344.

309 Ebd., S. 343.

310 Ebd., S. 349.

311 Ebd., S. 355.

312 Ebd., S. XII.

verstanden, nicht alleine als Gestaltung des Differentialbegriffs.³¹³ Im Rückblick auf die genetisch-deduktive Anlage des systematischen Zentrums von *Leibniz' System*, auf die intensive Rezeption Natorpscher Begrifflichkeit, sowohl solcher der Leibniz-Interpretation als auch erkenntnislogischer und auf den prozessualen Ansatz bei Relationen und ursprünglichen Funktionen des Denkens erweist sich Ernst Cassirers frühe philosophische Arbeit durch und durch von den erkenntnislogischen Bemühungen seines Lehrers Paul Natorp geprägt. Von diesem Fundament aus hat er versucht, Cohensche Begriffe und Theoreme mit diesem Ansatz zu vermitteln und zu integrieren. Einmal mehr erweist sich der Hinweis der *Vorrede* als Versuch, post festum die Lektüre zu lenken und die Natorpsche Prägung der Arbeit zu verhüllen.

313 Ebd., S. 290.

6. Die Priorität der Systematik und ihre Folgen für die Philosophiegeschichtsschreibung in *Leibniz' System*

Cassirer hat Natorps Ansatz zu einem „System der logischen Grundfunktionen“ auf seine Rekonstruktion einer Erkenntnistheorie Leibniz' übertragen und konsequent durchgeführt. Was in Natorps Studie *Nombre, temps et espace* noch im Status einer unabgeschlossen bleibenden Ableitung der „Grundbegriffe“ – oder auf dem 1900 erreichten Stand der Theorie formuliert: der „Grundfunktionen“ – von Raum, Zeit und Zahl verharrte, das führte Cassirer in der Systematik der „Grundbegriffe der Mathematik“ und der „Grundbegriffe der Mechanik“ zur vollständigen und geschlossenen Gestalt weiter. Dabei hat er im einzelnen, wie gezeigt, zahlreiche begriffliche Modifikationen und immanente Korrekturen vorgenommen und zudem versucht, Cohens Ansatz bei Begriff und Urteil zu integrieren. Er positioniert sich so in der Konstellation mit seinen beiden Marburger Lehrern, dass er Teile der Cohenschen erkenntniskritischen Auffassung mit der Natorps vermittelt. Diese Moderation erfolgt aber auf der Basis der Natorpschen Erkenntnislogik und vollzieht sich nicht als bloße Übernahme, sondern im Modus der immanenten Korrektur und Umbildung von Theoriemotiven. Damit erhält Cassirers systematische Arbeit, wie sie sich in *Leibniz' System* präsentiert, eigenständige Gestalt und ist doch gleichzeitig Beitrag zum innerschulischen Theoriebestand.

Grundzug des Verhältnisses der systematischen Darstellung zur historischen ist, wie sich gezeigt hat, die Konstruktion des Historischen von der immanenten Systematik her. Dabei erlaubt Cassirers typologisches Modell der Geschichtsschreibung, wie es sich in *Leibniz' System* bereits abzeichnet, die Übersetzung von theoretischen Begriffen in historische Positionen und umgekehrt. Doch beruht diese Übersetzbarkeit auf der Priorität der Systematik. Letztere bedingt auch Cassirers Modell von Philosophiegeschichtsschreibung. Die genetische Deduktion der Grundbegriffe oder Denkfunktionen bleibt der Kern des gesamten Unternehmens; von diesem Zentrum aus wird die philosophiehistorische Konstruktion des Werks entworfen. Denn *Leibniz' System* will seine Legitimität als historische Arbeit gerade aus dem Anspruch beziehen, den *theoretischen* Gehalt der Philosophie in rein *systematischer* Perspektive herauszuarbeiten, um ihn dann durch die Bestimmung seiner Stelle innerhalb einer teleologisch strukturierten Geschichte der Philosophie zu einem *historischen* zu machen – das ist die paradoxe Verschränkung von Systematik und Historie in diesem Werk. Von diesen Befunden und Thesen aus ist im vorliegenden Kapitel abschließend zu

fragen, welche Implikationen für die philosophiegeschichtliche Darstellung von *Leibniz' System* die systematische Konstruktion einer Erkenntnislogik, die zum Zeitpunkt ihrer Ausarbeitung der aktuellsten verfügbaren Theoriegestalt der Marburger Schule folgte, als *Rekonstruktion* der Erkenntnistheorie Leibniz hatte. Diese Frage schließt zwei verschiedene Aspekte ein, *erstens* den der historischen Bestimmung des Verhältnisses von Leibniz und Kant im besonderen und *zweitens* den des von Cassirer zugrundegelegten Modells von Philosophiegeschichtsschreibung im allgemeinen.

6.1 Leibniz oder Kant? – Cassirers Umbesetzung des Originalitätstopos

Der erste Aspekt betrifft die Crux der philosophiegeschichtlichen Darstellung der Philosophie Leibniz' in der Marburger Schule, die neuralgische Bestimmung der historischen Stellung von Leibniz' Philosophie zur Kantischen *Kritik*. Im Rückblick auf Cohens Leibniz-Kritik, die ja ihrerseits als Reaktionsbildung auf das Natorpsche Leibniz-Bild zu verstehen ist, zeigt sich, dass Cassirer die Defizite, die Cohen Leibniz vom Standpunkt der „Erkenntniskritik“ aus attestiert hatte, durch die Prozessualisierung der „Grundbegriffe“ zu „Grundfunktionen“ aufzuheben sucht. So hatte die zweite Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* als schwersten Mangel in Leibniz' erkenntnistheoretischen Bemühungen dessen „Ueberschätzung der *Logik*“ diagnostiziert.³¹⁴ Damit war, wie gezeigt, die Leibniz unterstellte Begründung von Mathematik in formaler Logik gemeint.³¹⁵ Diesen Mangel wollte Cassirer durch seine Umdeutung des Leibnizschen Logikbegriffs via Mathematik zu einer Erkenntnislogik beseitigen.³¹⁶ Seine Interpretation von Leibniz' Begriff der Monade suspendiert die Ambivalenz in Cohens Deutung, die zwischen deren Bestimmungen als gegenstandskonstituierendem Moment des Denkens und ontologisch konzipierter einfacher Substanz verharrte. Die Monade wird in *Leibniz' System* demgegenüber als Moment des Funktionsdenkens verstanden, als Ausdruck der Ausdehnung und Repräsentation der Phaenomene, nicht aber als Ausgedehntes selber.³¹⁷ Entsprechend verfuhr Cassirer, wie gezeigt, mit dem Begriff der Substanz, der in Cohens Leibniz-

314 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. I,3.

315 Russell sah hierin ein prinzipielles Missverständnis des Charakters der Logik bei Leibniz, vgl. ders.: [Rez.] *Recent Work on the Philosophy of Leibniz*, in: *Mind* 12 (1903), S. 177-201, hier: S. 191-193, bes. S. 191.

316 Diese Interpretation wurde in der Folge nicht nur von Russell, vgl. ebd., S. 191, als verfehlt und gewaltsame Kantianisierung erachtet.

317 Zu Cohens Interpretation der Monade als eines Ausgedehnten vgl. ders.: *Kants Theorie der Erfahrung*, 1885, S. 41.

Deutung zur Signatur von Verdinglichung und aristotelischer Metaphysik geworden war.³¹⁸

Die systematischen Monita, die er der Leibnizschen Philosophie zugeschrieben hatte, führten Cohen freilich dazu, ihr zwar eine herausragende Stellung in der Geschichte des „Idealismus“ einzuräumen, Leibniz als „wissenschaftliche[n] Leiter“ und „philosophische[n] Vorfahre[n] Kants“ zu interpretieren, zugleich aber auf der strikten Fixierung der historischen Differenz zwischen Leibniz und Kant zu insistieren. Die Kantische *Kritik* sollte als das neue erkenntnistheoretische Paradigma gewahrt bleiben, und erst auf dem Wege von Leibniz zu Kant vollzog sich in der historischen Auffassung Cohens der epochale Wandel zur „Erkenntniskritik“. In der *Einleitung mit kritischem Nachtrag* zur fünften Auflage von Langes *Geschichte des Materialismus* von 1896, einem Text, der zum unmittelbaren Kontext der Entstehung von *Leibniz' System* gehört, hat Cohen diese Grundauffassung seiner Philosophiegeschichtsschreibung noch einmal bekräftigt: „Wenn anders [i.e. als in Cohens Deutung von Leibniz als Vorgänger Kants] nun aber die philosophische Arbeit überwiegend von Leibniz getan ist, so ist Kant, dessen hauptsächliche Kraft auf diese gerichtet ist, bei aller seiner Originalität doch nur vorzugsweise der *Schüler* und der *Nachfolger* seines deutschen Lehrers [i.e. Leibniz, Hervorh. HKO].“³¹⁹ Was hier gleichsam als Warnung an alle künftige Philosophiegeschichtsschreibung erging, das hatte Cohen, wie ausgeführt, erstmals 1881 anlässlich der schriftlichen Habilitationsleistung seines Schülers Paul Natorps formuliert. Auf dem Spiel standen nichts weniger als „Eigenthümlichkeit“ und „Originalität“ der Kantischen „Erkenntniskritik“.

Cohens Mahnung sollte im Falle von *Leibniz' System* so wenig erfolgreich sein wie zwanzig Jahre zuvor bei seinem Schüler Natorp; hier wiederholt sich eine Figur der Auseinandersetzung zwischen Lehrer und Schüler. Das überrascht zumindest insofern nicht, als Cassirers Interpretationsstrategie, wie gezeigt, sich darauf richtete, die von Cohen der Leibnizschen Erkenntnistheorie zugeschriebenen systematischen Mängel zu entkräften und seine Interpretation am aktuellen erkenntnistheoretischen Marburger Paradigma auszurichten. Daraus folgt fast zwangsläufig, dass mit dem Eintrag all derjenigen theoretischen Leistungen, die im Verständnis und in der Interpretation der Marburger mit Kants *Kritik der reinen Vernunft* erreicht waren, in die Leibnizsche Philosophie auch gleichsam die historische Differenz zwischen Leibniz und Kant verkleinert wurde. Doch nicht nur das, mit Cassirers Adoption der Natorpschen

318 Vgl. diese Arbeit, Kap. II, 5.6.

319 Cohen: *Einleitung mit kritischem Nachtrag*, hier zitiert nach: Lange: *Geschichte des Materialismus*, 8. Aufl., 1908, Bd. 1, S. 454 (Schlussatz des 1. Kap.).

Strategie der Überbietung und Verbesserung der Kantischen *Kritik* wurde der Abstand zwischen beiden geradezu minimiert, ja, in letzter Konsequenz – so viel macht Cohens Wort von Kant als dem „Schüler“ Leibniz‘ deutlich – die Bedeutsamkeit der tatsächlichen historischen Folge umgekehrt.³²⁰ In anderen Worten: der *historische* Ertrag von Cassirers Arbeit entspricht, ungeachtet aller begrifflichen Arbeit und Differenzierung, weithin dem von Natorps Antrittsvorlesung. *Leibniz‘ System* stellt eine Wiederholung und Vertiefung des historischen Szenarios dar, das *Leibniz und der Materialismus* bereits entworfen hatte: Kant gerät wieder zum Epigonen, in Cohens Worten: zum „Nachfolger“ Leibniz‘.

Doch nicht nur der skizzierte Sachverhalt, dass, formelhaft ausgedrückt, Leibniz als der bessere Kant konstruiert wurde, bringt jenen in ein Verhältnis zur Kantischen Philosophie, das die Originalitätsfrage virulent werden ließ. Cassirer folgte mit der Tendenz, Leibniz gegenüber Kant als den eigentlichen Höhepunkt der Philosophiegeschichte erscheinen zu lassen, neben der erkenntnistheoretischen Paradigmatizität des Leibnizschen „Systems“ einem zweiten, vielleicht sogar noch stärkeren Impuls, der auf das Theoriemotiv des Verhältnisses von Substanzbegriff und Funktionsbegriff zielt. Und mit diesem Motiv verbinden sich gleich drei Aspekte der Philosophie Cassirers, die weit über die Leibniz-Arbeit hinausreichen und einen gegenüber den Marburger Lehrern eigenständigen Ansatz indizieren:

Leibniz‘ System hatte zum *ersten*, wie gezeigt, den Begriff der Substanz prozessual interpretiert und zu einem Moment des Funktionsdenkens gemacht; dieser dynamisierte Begriff war als historisch-systematische Rekonstruktion des Leibnizschen Verständnisses von Substanz intendiert. Die dynamisierte Deutung der Substanz im Gegensatz zum statischen Substanzbegriff wurde für Cassirer zu einem *theoretischen* Grundmuster, das er in der Folge immer wiederholt applizierte und variierte.

Zum *zweiten* hatte Cassirer darüber hinaus die Korrelation zwischen statischem und prozessualen Substanzbegriff zu *dem* zentralen *historischen* Interpretationsmuster fortentwickelt, das seine frühe Philosophie fortan prägen und Anwendung über Leibniz‘ Philosophie hinaus auf die gesamte Geschichte der Philosophie finden sollte. In anderen Worten: er hatte aus seiner Leibniz-Interpretation das historisch-systematische Paradigma abgeleitet, das die Darstellung des *Erkenntnisproblems* und von *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* leitete. Gerade die Konstruktion der Philosophie Leibniz‘ – und gerade *nicht* der Kantischen *Kritik* – als *des* Kulminationspunkts der

320 Die Figur der Überbietung hat Troeltsch in die Diskussion um Cassirers Leibniz-Interpretation eingeführt, vgl. ders.: [Rez.] Ernst Cassirer, *Leibniz‘ System* in seinen Grundlagen, in: *Theologische Literaturzeitung* 29 (1904), Sp. 640-644, hier: S. 642.

Philosophiegeschichte, an dem sich das Funktionsdenken gegenüber dem „Substanzbegriff der älteren Auffassung“, und damit der Idealismus der Neuzeit durchsetzte, gerade diese Konstruktion ist für die Frage: Leibniz oder Kant? von entscheidender Bedeutung.³²¹ Denn in dieser Konzeption wurde die Philosophie Leibniz‘, einer Epochenschwelle gleich, zum Ort der entscheidenden Wende der neueren Philosophiegeschichte, und zwar nicht nur hinsichtlich der Antizipation der sachlichen und historischen Leistungen Kants.³²²

Drittens fand Cassirer durch seine Arbeit an diesem systematisch-historischen Begriffsmuster zu einer ersten Konzeption von Problemgeschichte. Dabei bildet die Basis des Begriff des philosophischen Problems eine unaufgelöste systematische Spannung, die im Fortgang der Geschichte aufgelöst wird – eben jene Konstellation von Substanz und Funktion, die sich in der Arbeit an *Leibniz‘ System* herauskristallisierte und in dessen *Kritischem Nachtrag* erstmals als systematisch-historisches Interpretationsmuster reflektiert wurde. All das wird später am Beispiel des *Erkenntnisproblems* zu zeigen sein, an dieser Stelle muss der Hinweis darauf genügen, wie hochgradig die Interpretation der Leibnizschen Philosophie für Cassirer mit eigenen konzeptionellen Ambitionen besetzt war.

Damit aber befand sich die Interpretation in dem Dilemma, dass *einerseits* in philosophiehistorischer Hinsicht „die philosophische Arbeit“ nicht nur „überwiegend von Leibniz getan“ war, wie Cohen formuliert hatte, sondern geradezu zur *Gänze* und in *vollständiger Kongruenz* mit den späteren Resultaten der – mit Natorp-Cassirer emendierten – Kantischen *Kritik und* weit über diese hinaus, *andererseits* aber gerade diese Interpretationsstrategie von Cohen inkriminiert und zudem von der außerschulischen Kritik verworfen worden war. Dabei markiert der Originalitätstypus hinsichtlich der Kantischen Philosophie für die Marburger Schule Cohenscher Prägung offenbar eine *conditio sine qua non*, hing daran doch sowohl die Bedeutung der „Erkenntnis-kritik“ Kants als einer prinzipiell unüberbietbaren, wenn auch verbesserungsfähigen und –bedürftigen theoretischen Leistung als auch die gesamte Konzeption von Philosophiegeschichtsschreibung als Schreibung der *Vorgeschichte* der Kantischen *Kritik*.

321 Cassirer: *Leibniz‘ System*, S. 539.

322 Nach Blumenberg: [Rez.] *Die Vorbereitung der Neuzeit*, in: *Philosophische Rundschau* 9 (1961), S. 81-133, hier: S. 132, vollziehen sich solche epochalen Neuorientierungen in der Geistesgeschichte durch Umbesetzungen: „die Geistesgeschichte spielt sich formal so ab, dass ‚Stellen‘ im System der Daseinsdeutung durch Funktionsschwund frei werden und für neue Besetzung nicht nur offenstehen, sondern von ihrer überlebten funktionalen Bedeutung her einen Bedürfnisrest festhalten, der auch durch eine neue Konzeption abgesättigt sein will.“

Exemplarisch zeigt sich die Verschiebung der durch Natorp interpretierten Kantischer Leistungen auf Leibniz' Philosophie in der Darstellung der Begriffe von Raum und Zeit, und hierbei wird in verdichteter Form auch Cassirers Interpretationsstrategie hinsichtlich der Kant-Leibniz-Differenz deutlich.³²³ War Cohens erkenntnistheoretische Neuorientierung vom *Princip der Infinitesimal-Methode* an von der Tendenz geprägt, die Kantische Lehre von der Zweistämmigkeit der Erkenntnisquellen aufzugeben und die Leistung der Sinnlichkeit zugunsten des reinen Denkens zu eliminieren, so hat innerhalb der Marburger Schule Natorp diese Tendenz mit seiner Bestimmung der Formen der Anschauung als Denkfunktionen erstmals realisiert, und zwar, im Unterschied zu Cohen, nicht länger als Interpretation der Kantischen Philosophie, sondern als eigenständigen theoretischen Ansatz. Als Kant-Interpretation verlangte dieses Bestreben, das immerhin *gegen* den kantischen Buchstaben gerichtet war, einigen interpretatorischen Aufwand, der im Falle Leibniz' jedoch erst gar nicht geleistet werden musste, da die Anschauung als Erkenntnisquelle bei diesem keine Rolle spielte. Deshalb konnte Cassirer Raum und Zeit, die Formen der Anschauung, auf den Spuren von *Nombre, temps et espace* ohne weitere Umstände als Relations- oder Funktionsbegriffe des ursprünglichen Denkens interpretieren. Diese systematische Rekonstruktion wiederum ließ die beiden relationalen „Grund-Einheitssysteme“ der „*Raum- und Zeitreihe*“ bei Leibniz als vollständig kongruent mit der Umdeutung der beiden Anschauungsformen von Raum und Zeit zu Funktionsbegriffen erscheinen, wie sie Natorp vorgenommen hatte: „Blickt man jetzt auf die Kantischen Grundfragen zurück, so erstaunt man über den tiefen und innerlichen Zusammenhang, der sich hier zwischen Leibniz' Lehre und dem kritischen System ergibt.“ Raum und Zeit „gehören als eigene Schöpfungen des Geistes dem *System der reinen Erkenntnisprinzipien* [! Hervorh. HKO] an, in dem zugleich die Möglichkeit der Gegenstände als *Erscheinungen* verbürgt ist.“³²⁴ Damit der Verdacht, es handele sich hier um eine überformende Leibniz-Lektüre, gar nicht erst aufkommt, fährt Cassirer fort: „Alle diese Bestimmungen sind in Leibniz' eigenen Sätzen unzweideutig ausgesprochen: in dieser Hinsicht lässt sich ein Unterschied gegen die Vernunftkritik nirgends entdecken.“³²⁵

Diese Stelle bezeichnet den Kulminationspunkt in der Annäherung der Leibnizschen Philosophie an die Kantische *Kritik* – und damit den *casus belli* im Verhältnis zu Cohens Interpretationsvorgabe. Cassirer tritt gleichsam die Flucht nach

323 Ebd., S. 245-282.

324 Ebd., S. 263.

325 Ebd., S. 263-264.

vorne an und nimmt den Topos, zu dem Cohen die skizzierte interpretatorische Crux verdichtet hatte, auf: „Dennoch wird durch die Erkenntnis dieses Zusammenhangs die tiefe *Originalität* der Kantischen Gedanken nicht beeinträchtigt [Hervorh. HKO]“.³²⁶ Die zuvor konstatierte Übereinstimmung dem Wort und der Sache nach wird nun zu einer der Sache nach herabgestuft, bei der die Differenz nur noch im Buchstaben bestehen soll: „Die Übereinstimmung zwischen Leibniz und Kant bezieht sich auf den gleichsam faktischen Bestand der Lehre [...]“. Wenn Cassirer dann freilich fortfährt, das „Originale der Kantischen Leistung liegt in der *transscendentalen* Problemstellung“, dann wird in der Folge deutlich, dass er hier taktisch argumentiert, da er nun die Charakterisierung dessen, was „transscendental“ heißen mag, mit einem unausgewiesenen Zitat Kants unterlegt, das *so*, in diesem Wortlaut selbstredend ‚original‘ von Kant und nicht von Leibniz stammt: die „*transscendentale* Problemstellung“ bestehe in der „Erkenntnis, dass die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung sind [...]“.³²⁷ Doch vergegenwärtigt man sich den Sinn der Rede von „transscendental“ im Marburger Neukantianismus, vergegenwärtigt man sich die beschriebene Substitution von „Erfahrung“ durch den Bezug auf die mathematische Naturwissenschaft, dann wird sogleich deutlich, dass ‚Transzendentalität‘ in diesem Verständnis im eminenten Sinne gerade die „Lehre Leibniz“ charakterisiert. Die „Orientierung auf die ‚exakten‘ Wissenschaften: *Mathematik* und *mathematische Naturwissenschaft*“ sei der „engste Problembezug, den Kant für die von ihm ‚transzendental‘ genannte Logik festgestellt“ habe „und den die neukantische Schule behauptet“, wie beispielsweise Paul Natorp formuliert hat.³²⁸ Der von Cassirer ins Feld geführte Metaphysik-Bezug bei Leibniz nimmt demgegenüber die Funktion einer bloß salvatorischen Chiffre ein, die die Grenze zwischen Leibniz und Kant markieren soll: „Bei Leibniz dagegen *kann* [! Hervorh. HKO] bei aller Reinheit und Strenge, in der das Verhältnis des Idealen zum Realen gedacht ist, dennoch nach einer weiteren Vermittlung gefragt und die Verbindung der beiden Gebiete auf ihre Einheit im göttlichen Verstande zurückgeleitet werden“, wie Cassirer unter Verweis auf die *Monadologie* bemerkt. „Hierin erkennen wir deutlich die metaphysische Schranke seines Rationalismus.“ Wohlgemerkt: der Leibniz-Interpret „kann“, nachdem er die sogenannte „Erkenntnistheorie“ Leibniz‘ in Kantischer Begrifflichkeit nach Marburger

326 Ebd., S. 264.

327 Auf Cassirers Tendenz zu strategischer Argumentation hat zuerst Holzhey: *Die Leibniz-Rezeption*, S. 292, hingewiesen.

328 Natorp: *Die Philosophie*, S. 44.

Lesart rekonstruiert hat, seine Interpretamente auf den „göttlichen Verstand“ zurückführen, er *muss* das aber nicht tun. Doch ficht diese Option die kantische, besser wohl: die Natorp-Cassirersche Überformung der Philosophie Leibniz' nicht an und soll auf diese Art wohl den Kernbestand der Interpretation stabilisieren.

Recht besehen aber stand mit Cassirers Umbesetzung des Originalitäts-Topos nicht nur die Originalität Kants auf dem Spiel, sondern auch die der Leibnizschen Philosophie. Darauf hat mit Nachdruck Bertrand Russell hingewiesen. Dass es gerade Russell war, dem dies auffiel, und kein Vertreter der Marburger Schule oder der deutschsprachigen Rezensenten, ist symptomatisch. So konnten die Rezensenten zwar mit Recht anmerken, die Konstruktion Cassirers bedeute die vollständige Entmetaphysizierung der Philosophie Leibniz', und der ubiquitäre Hinweis auf deren „Kantianisierung“ ist dafür die entsprechende Chiffre. Doch bleibt gerade dieser Hinweis der vorausgesetzten Opposition zwischen Leibniz und Kant sowie der Auffassung, mit der Kantischen *Kritik* gehe eine Art von Epochenschwelle einher, verhaftet.³²⁹ Russell dagegen rückt Leibniz' Philosophie in eine zumindest strukturell äquivalente historische Position zu der, die sie bei Natorp und Cassirer innehat, denn auch für ihn ist dessen philosophische Arbeit gleichbedeutend mit der Realisierung eines neuen Paradigmas – dem der symbolischen Logik. Russell legt seiner Interpretation die These zugrunde, Leibniz habe seine gesamte Philosophie auf symbolischer Logik aufgebaut und darin liege seine Bedeutung für die moderne Philosophie. Deshalb verkenne die „Kantianisierung“ das im eigentlichen Sinne Auszeichnende und Verdienst, mithin also das Originale, der Leibnizschen Philosophie: „[...] as mathematics have of late conclusively disproved the Kantian doctrines as to their principles, the result is to rob Leibniz of his most extraordinary merit – I mean, the realisation of the supreme importance of Symbolic Logic.“³³⁰

In wie hohem Maße Cassirers Interpretationsstrategie von der Natorps geprägt ist, das zeigt sich abschließend auch daran, dass Cassirer zum selben Mittel greift, wie jener, um doch noch die „Eigenthümlichkeit“ und „Originalität“ Kants behaupten zu können. Durch die Formel, Kant habe „das Wesentliche des Descartes'schen Idealismus [...] *selbständig* wiedergewonnen [...] [Hervorh. HKO]“, versuchte Natorp nach der Kritik, die Cohen in seinem Gutachten zu dessen schriftlicher Habilitationsleistung formuliert hatte, in der Publikation seiner Arbeit, Identität und Differenz zwischen den Positionen Descartes' und Kants herzustellen, seinen Befund also der „völligen

329 Exemplarisch dafür ist die Besprechung Troeltschs, vgl. ders.: [Rez.], 1904, passim.

330 Russell: [Rez.], 1903, S. 191.

Übereinstimmung“ zwischen beiden mit der von Cohen geforderten „Eigenthümlichkeit“ der Leistung Kants zu verbinden.³³¹ Diese salvatorische Formel der ‚selbständigen Wiedergewinnung‘ wendet auch Cassirer an, wenn er seinen Befund der ‚eigenartige[n] historische[n] Lage, in der er [i.e. Kant] sich Leibniz‘ Philosophie gegenüber befindet‘, harmonisierend aufzulösen sucht: „Es sind Leibnizische Grundgedanken, die Kant im Gegensatz zur traditionellen Fassung des Systems *selbständig entdecken* und vertiefen muss [Hervorh. HKO].“³³² Diese Figur der ‚selbständigen‘ Entdeckung macht die historische Voraussetzung, dass Kant die entsprechenden Gedanken Leibnizens *nicht* bekannt, sondern allenfalls in entstellter Form zugänglich waren. Dadurch wird Kants ‚selbständige‘ Entdeckung im Grunde zugleich zur Restitution der Gedanken Leibniz‘. Diese Entlastungsstrategie, die Homologie hinsichtlich systematischer Sachverhalte bei offenkundiger expliziter Interpretationsdivergenz zwischen Leibniz und Kant ermöglichen und damit deren systematische Annäherung stabilisieren soll, verdichtet Cassirer in *Leibniz‘ System* zu einem wiederholt angewandten Argumentationsmuster. So ist es etwa im Falle von Kants Verdikt über die Monadologie eine „Nachwirkung Eulers“, die jenen zu seiner kritischen Einschätzung gelangen läßt.³³³ Bei Kants Kritik an Leibniz‘ Konzeption von Raum und Zeit wird die in Cassirers Auffassung verfehlte Leibniz-Rezeption Wolffs verantwortlich dafür gemacht, dass Kant ein entstelltes Bild von den „Grundlehren der Leibnizischen Philosophie“ erhalten habe.³³⁴ Salopp und in Übertragung eines mythischen Denkmusters ließe sich von der philosophiehistorischen Interpretationsfigur des „Sündenbocks“ sprechen.³³⁵ Doch vermag auch Cassirers salvatorische Formel den Sachverhalt nicht zu verdecken, dass es in dieser Interpretation noch immer „Leibnizische Grundgedanken“ sein sollen, die Kant „selbständig“ entdeckt, und dieser damit de facto zum „Nachfolger“ von jenem wurde.

331 Vgl. diese Arbeit, Kap. I,3,

332 Cassirer: *Leibniz‘ System*, S. 348-349.

333 Ebd., S. 348.

334 Ebd., S. 268-269, das Zitat auf S. 269.

335 Ein weiteres Beispiel für diese Strategie wäre Leibniz‘ Deutung des Raums, soweit sie sich der Angleichung an den Raumbegriff der *Kritik der reinen Vernunft* sperrt; dieser Rest soll dann eine Erbschaft von „Descartes Substanzialisierung der Ausdehnung“ sein, vgl. ebd., S. 269.

6.2 "Philosophische Geschichte", Motivgeschichte, Wirkungsgeschichte – Modelle von Philosophiegeschichtsschreibung in *Leibniz' System* und ihre geschichtsphilosophische Basis

Angesichts der systematischen Konstruktion der Leibnizschen Erkenntnislogik von einem aktuell-gültigen erkenntnistheoretischen Paradigma her war die Philosophie Leibniz' in Konkurrenz zu der historischen Position der Kantischen *Kritik* getreten und selbst zu einem historischen Paradigma geworden – mit den eben skizzierten Folgen. Welche Auswirkungen aber hatten *Systematisierung*, *systematische Aktualisierung* und *Überbietung* der Kantischen Philosophie für das von Cassirer zugrundegelegte Modell von Philosophiegeschichtsschreibung und was bedeutete überhaupt die Zentrierung der Darstellung um die erkenntnislogische Systematik herum in historiographischer Perspektive? Ist ein solches Modell überhaupt zu erkennen? Philosophiegeschichte war in *Leibniz' System* bislang auszumachen als implizite, der Leibnizschen Systematik selbst eingezeichnete und als Referenzsystem einer von Platon bis zur Kantischen Kritik reichenden Konstruktion der Geschichte eines sogenannten Idealismus, innerhalb dessen Cassirer die historische Position der Philosophie Leibniz' bestimmte. Doch genau dieses Koordinatensystem stand mit der Ambivalenz des Originalitätstopos und der Verlagerung der Epochenschwelle hin zur Leibnizschen Philosophie zur Disposition. Es bedurfte an dieser Stelle entweder eines neuen Koordinatensystems – was Cohens historische Basistheoreme wegen auf dem Boden der Marburger Schule schwerlich zu etablieren war – oder einer historiographisch-methodologischen Reaktionsbildung, die die skizzierten Resultate moderierte und integrierte. Philosophische Wirkungsgeschichte als Modellgeschichte sollte als Cassirers integrative Lösung nicht alleine für diese Problematik in *Leibniz' System* fungieren – so jedenfalls die These der folgenden Abschnitte des Kapitels. Der wirkungsgeschichtliche Ansatz integriert auch motivgeschichtliche Aspekte und Cohens „philosophische Geschichte“. Dabei wird insbesondere nach der spezifischen Ausprägung des wirkungsgeschichtlichen Modell bei Cassirer und dem Verhältnis der Wirkungsgeschichte zu Cohens Ansatz bei der „philosophischen Geschichte“ zu fragen sein, im weiteren aber auch nach der Beziehung von Wirkungsgeschichte zu den dieses Kapitel übergreifenden Themen von Systemzentriertheit, Aktualisierung und Kant-Überbietung in *Leibniz' System*.

Eine eingehende methodologische Reflexion seines Vorgehens hat der Verfasser von *Leibniz' System* nicht gegeben. Das schien zunächst wohl auch nicht nötig, war

doch für die Philosophiegeschichtsschreibung Cohens „philosophische Geschichte“ das innerschulisch verbindliche Paradigma.³³⁶ Dieses Paradigma war freilich flexibel und erlaubte variante Auslegungen innerhalb der Schule, wie bereits das Beispiel Natorps zeigt. So fühlte sich Natorp etwa ohne jeden Zweifel dem Cohenschen Paradigma zu einer systematischen Philosophiegeschichtsschreibung verpflichtet und entwarf seine historischen Arbeiten von der systematischen Analyse her. Dass die einzelnen Theoriemotive von einem System her als ein systematisches Ganzes zu rekonstruieren seien, muss als Leitgedanke von Natorps philosophiegeschichtlichen Arbeiten gelten. Diesen Gedanken hat er kritisch gegen die Cohens Philosophiegeschichtsschreibung gewendet. Zugleich aber hat Natorp zufolge die systematische Rekonstruktion auf dem Boden von Quellensicherung, Quellenkritik und philologischen Grundsätzen zu erfolgen.³³⁷

Unverkennbar ist auch *Leibniz' System* an der Cohenschen „philosophischen Geschichte“ orientiert. Dieser methodologische Grundzug ist ebenso durch das die gesamte Arbeit leitende systematische Erkenntnisinteresse bedingt wie durch das bloße Faktum von Cassirers Zugehörigkeit zur Marburger Schule. Doch das allgemeine Muster, das die systematische Theorierekonstruktion zum Zentrum macht, wird von Cassirer in einer ganz spezifischen Weise aktualisiert, die er später im dritten Band des *Erkenntnisproblems* wieder aufgenommen hat. *Leibniz' System* betreibt, anders als der Titel der Arbeit vermuten ließe, gerade keine Systemgeschichtsschreibung, sondern schreibt die Geschichte von Theoriemotiven, wie die *Vorrede* beiläufig andeutet.³³⁸ Der negative Grund dafür liegt, auch wenn Cassirer ihn nicht formulieren kann, auf der Hand: ein *System* der Philosophie Leibniz' hat es, ihrer tatsächlichen historischen Gestalt nach jedenfalls, nie gegeben – das wusste auch der Verfasser von *Leibniz' System*.³³⁹ Cassirers Interpretation kann sich noch nicht einmal auf auf *ein*

336 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. III,3.

337 Die Einschätzung von Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 14, Natorps „systematisch-philosophische Anschauungen“ seien „zunächst hinter seinen philologischen und historischen Beiträgen“ zurückgetreten, trifft nur insofern zu, als dieser bis zum Jahr 1887 tatsächlich ganz überwiegend durch Publikationen auf dem Gebiet der Philosophiegeschichte aufgetreten war; die Bemerkung verdeckt aber, dass die Interpretationen in diesen „philologischen und historischen Beiträgen“ gänzlich von „systematisch-philosophischen Anschauungen“ geleitet, ja überformt waren – der hohe Grad konstruktiver Überformung historischer Positionen sollte das Markenzeichen von Natorps historischen Arbeiten bis hin zu seinem Platon-Buch von 1903 bleiben.

338 Cassirer: *Leibniz' System*, XI.

339 Die Auffassung, aus der Vielzahl zum Teil recht heterogenen Arbeiten Leibniz' sei ein philosophisches System zu extrahieren oder diese bildeten gar ein System, ist unter den Leibniz-Interpreten bis in die Zeit Cassirers hinein und darüber hinaus unstrittig, und sie ist jedenfalls in den seltensten Fällen auf die *Théodicée* bezogen; sie ist auch unter Cassirers Kritikern common sense. Beispielhaft dafür wären etwa die Rezension von Russell: *Recent Work on the Philosophy of Leibniz*, in: *Mind* 12 (1903), S. 177-201, der zu den wohl radikalsten Kritikern der Cassirerschen Auffassung zu zählen ist, oder die des Akademiegutachters Stumpf. Der Sachverhalt dieses kleinsten gemeinsamen

geschlossenes Werk von Leibniz berufen – anders als beispielsweise Cohen in der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung*, der sich in seiner systematischen Rekonstruktion immerhin auf *einen* Text, Kants *Kritik der reinen Vernunft*, beziehen konnte. Das Werk unterstellt Leibniz' vielgestaltige philosophische, logische, mathematische und wissenschaftliche Arbeiten aus den unterschiedlichsten Schaffensperioden einem ihnen vollständig fremden Einheitsprinzip – dem Systemgedanken, und zwar in der Ausprägung, die ihm Natorp gegeben hat.³⁴⁰ Positiv gewendet bedeutet das, dass ein System der Philosophie Leibniz' – und am Systemgedanken hängt für die genetische Deduktion der Grundbegriffe schlechterdings *alles* – nur zu konstruieren war unter Einsatz zuvor dekontextuierter Theoriemotive aus den verschiedenartigsten Texten, aus mathematischen Schriften, philosophischen Fragmenten und Abhandlungen, Briefen und dergleichen mehr. Die Vielzahl der historischen Zitate in *Leibniz' System*, die aus den heterogensten Zusammenhängen der Leibnizschen Arbeiten entnommen sind und dessen Verfasser den Ruf eines akribischen Quellenforschers einbrachten, verdeutlichen das: sie dienen ganz überwiegend zum bloß eklektischen Beleg einer systematischen Konstruktion, die der Philosophie Leibniz' der Sache und dem philosophischen Stil nach gänzlich fremd war und blieb. Doch die systematische Konstruktion fungiert als formale Einheit der versammelten Theoriemotive; ihre sachliche Einheit dagegen liegt in der konkreten begrifflichen Ausgestaltung des systematischen Zentrums von *Leibniz' System*, dem Substanz- und Funktionsbegriff.

Doch die Verwendung der Theoriemotive wird geleitet von vom Begriff der „Wirksamkeit“, der von Cassirer offenbar erst während der Fertigstellung der Leibniz-Arbeit als grundlegend für deren systematischen wie historiographischen Ansatz erachtet wurde und deshalb wohl erst *ex post* dessen übergreifende Basis bilden sollte: „Die Grundlegung musste versuchen, die philosophischen Motive nicht in ihrer fertigen Ausbildung, sondern ursprünglich in ihrer Wirksamkeit im Ganzen der

Nenners ist ganz offenkundig im systematischen Erkenntnisinteresse der jeweiligen Protagonisten und dem theoretischen Anliegen begründet, das diese so unterschiedlichen philosophischen Positionen ungeachtet aller Divergenzen und Inkompatibilitäten mit der Leibnizschen Philosophie verbinden.

340 Der Systembegriff fand seine programmatische Formulierung im Schlusskapitel der zweiten Auflage von Cohens *Kants Theorie der Erfahrung*, vgl. ebd., S. 575-616 („Das System des kritischen Idealismus“); seiner Grundkonzeption nach ist das „System des kritischen Idealismus“ eines von „Grundsätzen“ oder auch „Lehrsätzen“, die ihrerseits auf „Grundbegriffe“ zurückführbar sind (ebd., S. 578-580). Durchgeführt hat Cohen den Begriff des Systems in der *Logik der reinen Erkenntnis*. Allerdings, und das scheint bislang in der Forschung unbemerkt, etabliert sich mit Natorps Versuch einer genetischen Deduktion der Grundbegriffe ein neuer, strengerer Begriff von System, darauf hat Natorp selbst hingewiesen, vgl. ders: Kant und die Marburger Schule, 1912 [Sonderdruck aus Kant-Studien 17 (1912), S. 193-221], S. 17.

wissenschaftlichen Arbeit aufzufassen und festzuhalten.“³⁴¹ Die Einführung dieses dem systematischen und historischen Aspekt übergeordneten Begriffs erfolgt im Modus der Nachträglichkeit. Er ist in der Durchführung der Begriffsarbeit von *Leibniz' System* von keinerlei Relevanz, auch dort nicht, wo Leibniz' Begriff der Geschichte abgehandelt wird, und findet sich erstmals im spätesten Teil des Textes, in der *Vorrede*. Hier sind auch die wenigen methodologischen Hinweise zur Philosophiegeschichtsschreibung in *Leibniz' System* auszumachen. Dieser erste, noch rein philologische Textbefund gründet in der in Cassirers Arbeit tief verwurzelten Intention, deren systematische und historische Aspekte integrierende Einheitsbegriffe zu finden, und in ihrem sachlichen Ergebnis.³⁴² Entsprechend ist die Funktion des Begriffs von „Wirksamkeit“ wohl am besten als vom Ende her motiviert zu beschreiben, vom zwiespältigen Resultat der Konkurrenz eines Leibnizschen und Kantischen Paradigmas. Den Ansatz zum übergreifenden Modell von Philosophiegeschichtsschreibung in *Leibniz' System* gewinnt Cassirer aus der direkten Übertragung des theoretischen Resultats seiner Leibniz-Interpretation auf die historiographische Methodologie der Arbeit. „Zu den wesentlichen Hauptsätzen des Systems gehört es“, so resümiert die *Vorrede* den zentralen Sachgehalt des gesamten Werkes, „dass das Sein, vor allem das geistige Sein, sich erst in der Thätigkeit enthüllt und offenbart.“³⁴³ Was hier einen Grundsatz der Philosophie Leibniz' wiedergeben soll, wird als Methode auf die Arbeit am Verstehen von dessen Philosophie appliziert: „Wir dürfen diesen Gedanken, der bei Leibniz eine neue Auffassung und Schätzung der Geschichte ermöglicht hat, vor allem in der historischen Würdigung seiner eigenen Lehre zur Geltung bringen.“

Diese Art von theoretischer Mimesis an das zu Verstehende enthält einen doppelten Sinn, einen theoretischen und einen historiographischen. Der historiographische Sinn erweist sich dabei, einmal mehr, als Ableitung aus dem systematischen Zusammenhang. In *theoretischer* Hinsicht wird die Rekonstruktion der einzelnen Grundbegriffe und ihres Zusammenwirkens zur innersystematischen Repräsentation der Prozessualität des Denkens in seiner Spannung zum Gedachten: „Die letzten abgeschlossenen Fixierungen bilden nur den Niederschlag eines gedanklichen Prozesses, dessen eigentliche Triebkräfte es erst zu entdecken und in ihrem Gegeneinanderwirken aufzufassen gilt.“ Die Kategorie der „Wirksamkeit“ fungiert hierbei als Begriff eines Prozesses, der intentional und gerichtet ist, der also

341 Cassirer: *Leibniz' System*, S. XI.

342 Der Grundzug von *Leibniz' System*, systematische Begriffe historisch zu konnotieren und historische systematisch zu typologisieren, wurde bereits nachgewiesen, vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II,2.

343 Cassirer: *Leibniz' System*, S. XI.

immer „Thätigkeit“ *eines bestimmten Begriffes* und als solcher immer *auf einen anderen Begriff gerichtet* ist. Die spezifische Differenz des Begriffs der „Wirksamkeit“ zu dem des „gedanklichen Prozesses“ besteht alleine in der Intentionalität und Gerichtetheit des ersteren. Damit übernimmt „Wirksamkeit“ dieselbe theoretische Funktion wie die logischen Begriffe von innerer Relation und Korrelation. Gegenbegriff zu „Wirksamkeit“ ist der Begriff der „fertigen Ausbildung“, Synonym und Antizipation von Cassirers späterem Begriff von Gestalt. Von dieser systematischen Interpretation aus wird der hier in Frage stehende *historiographische* Aspekt deutlich. Im historiographischen Zusammenhang erhält der Begriff der „Wirksamkeit“ einen zeitlich-historischen Index. „Wirksamkeit“ entfaltet sich prozesshaft im Übergang einer früheren Theorie- oder Motivgestalt zu einer geschichtlich späteren. Cassirer verwendet so die Kategorie der „Wirksamkeit“ als Medium, in dem sich die „historische Realität“ der Leibnizschen Philosophie rekonstruieren läßt.³⁴⁴ Die von Cassirer modellhaft zugrundegelegte Opposition von bestimmter Gestalt qua „letzte[r] abgeschlossene[r] Fixierung“ und Prozess eröffnet einen doppelten Bedeutungszusammenhang dieses Begriffs. Er bezeichnet *erstens* die Wirkung eines bestimmten historischen Theoriemotivs auf Theoriemotive eines anderen, späteren historischen Kontextes im Sinne der *Gerichtetheit*; dabei liegt die Betonung ausdrücklich auf den *Prozessen* von Motivadaption und –transformation, wie deutlich wird, wenn Cassirer am Beispiel der *Monadologie* hervorhebt, es gehe um die „Fortbildung der Leibnizischen Grundgedanken in den Klassikern der deutsche Aufklärung“.³⁴⁵ Wenn er bei dieser Gelegenheit hinzufügt, der Fokus liege hier „besonders in Lessing und Herder“, so ist diese Grenzziehung der Leibnizschen „Wirksamkeit“ als taktisch motiviert anzusehen, denn Kant als terminus ad quem hätte diesen mehr zur Nachgeschichte der Leibnizschen Philosophie gemacht als jenen zu einem Teil der programmatischen Vorgeschichte der *Kritik* und somit die Originalitätsfrage in verschärfter Weise aufs Tapet gebracht. *Zweitens* aber verweist „Wirksamkeit“ im Sinne der *Intentionalität* auf die konkrete Gestalt der Theoriemotive und deren Wirkungspotential.

Dabei bezeichnet der Ausdruck der über die „Wirksamkeit“ zu rekonstruierenden „historischen Realität“ paradoxerweise gerade das, was von der „besonderen und vergänglichen Form“ der Philosophie Leibniz‘ – dem Moment der Kontingenz also, das man im direkten und engeren Sinne als Charakteristikum des Historischen bezeichnen

344 Ebd., S. XII.

345 Ebd. Diese Bedeutung entspricht der unterterminologisch-normalsprachlichen Bedeutung von ‚Wirksamkeit‘ im Sinne der Tätigkeit, vgl. Grimm/Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 14, 2. Abt., 1960 (Nachdr. 1984), Sp. 590.

könnte – *unterschieden*, ja sogar *geschieden* werden soll. Cassirers Begriff der „historischen Realität“ in *Leibniz‘ System* meint in erster Linie nichts Anderes als die systematisch rekonstruierten Sachgehalte von Theoriemotiven oder Theorien, die in wiederum systematischer Analyse auf andere, spätere Theorien oder Theoriemotive bezogen werden, und zwar auf dem Umweg über ihre „historische Wirksamkeit“: „indem unsere systematische Beurteilung Leibniz‘ Lehre unter diesem doppelten [i.e. systematischen und historischen] Interesse betrachtete, suchte sie daher zugleich ihre historische Realität, *weil* [Hervorh. HKO] ihre historische Wirksamkeit darin wiederzugeben“, wie Cassirer in äußerster Verdichtung formuliert. *Leibniz‘ System* befindet sich mit der Voraussetzung, dass philosophische Historiographie auf dauerhafte, systematische Gestalten wie deren Transformationsgestalten gerichtet sei und diese systematisch analysiere, auf dem Boden der Cohenschen „philosophischen“ Geschichtsschreibung. Der Begriff der „historischen Realität“ scheint in einer Art von Zirkelschluss lediglich das Medium bereitzustellen, das den theoretischen Motivvergleich und die begrifflichen Transformationen ermöglicht.

Doch weist dieser, von Cassirer hier lediglich angedeutete Ansatz weit über Cohens „philosophische Geschichte“ hinaus und schließt bereits den Keim zu einem für die spätere Philosophiegeschichtsschreibung des Exils wichtigen Gedanken ein. Das wird deutlich in der Umkehr der Blickrichtung auf den Ausgangspunkt des Begriffs der „historischen Realität“. Lässt sich die systematisch interpretierte „historische Realität“ von Theorien oder Theoriemotiven nur über deren „Wirksamkeit“, über spätere Transformationsgestalten also, rekonstruieren, dann gerät der Begriff dieser „Realität“ in Abhängigkeit von dem Potential zur Hervorbringung solcher Transformationsgestalten und der Realisierung dieses Potentials. Das, was historisch ‚realisiert‘ wurde, erscheint im Rückschluss *ex post* als im Früheren angelegt.³⁴⁶ Cassirer gebraucht in diesem Zusammenhang denn auch signifikanterweise die Rede von „*fruchtbaren* Motive[n] [Hervorh. HKO]“, eine Rede, die auf den Gedanken der historischen *Prägnanz* seiner Spätphilosophie hinweist.³⁴⁷

346 Diese Problematik dieses historiographischen Verfahrens hat Blumenberg: Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos, in: Fuhrmann (Hrsg.): Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption, 1971, S. 11-66, hier: S. 66, und in seiner Folge Jauss: Einleitung. Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur, in: ders.: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956-1976, 1977, S. 9-47, hier: S. 11, Anm. 2, zur Verabschiedung des Modells von Wirkungsgeschichte zugunsten der Rezeptionsgeschichte geführt. Die jüngste Problematisierung des Rezeptions-Begriffs und der aus ihm abgeleiteten Rekonstruktionen bei Köhnke: Trendelenburgs Modernisierung der deutschen Philosophie, in: Hartung/Köhnke (Hrsg.): Friedrich Adolf Trendelenburgs Wirkung, 2006, S. 257-270, hier: S. 267-268.

347 Cassirer: *Leibniz‘ System*, S. XII.

Cassirers wenige Andeutungen zum Modell seiner Philosophiegeschichtsschreibung in *Leibniz' System* lassen einen Ansatz erkennen, der in einem ganz spezifischen Sinne als *wirkungsgeschichtlich* charakterisiert werden muss und dort auch *expressis verbis* so bezeichnet wird. Dieser Ansatz ist zu verstehen als Konsequenz der Priorisierung der Systematik in *Leibniz' System* und deren Rekonstruktion als eines mit Kants *Kritik* konkurrierenden Paradigmas. Wenn Cohen moniert hatte, Kant würde auf diese Art zum „Nachfolger“ Descartes' oder Leibniz' gemacht, so hatte er genau diese Konsequenz vor Augen. Die Folge dieser historischen Konstruktion als einer ‚Nachgeschichtsschreibung‘ der Leibnizschen Philosophie – und die Kantische *Kritik* ist in dieser Perspektive Teil von deren Nachgeschichte – ist gleichbedeutend mit „Wirkungsgeschichte“ im Cassirerschen Sinne. Die *Kritik der reinen Vernunft* würde so in letzter Konsequenz darstellbar als „transscendental“-methodisierte Transformationsgestalt des rekonstruierten Systems von Leibniz' Philosophie.³⁴⁸

Wirkungsgeschichte im Sinne Cassirers zeichnet sich nicht nur durch ihre Gerichtetheit, durch ihre Richtung von „ursprünglichen“ Theoriemotiven zu deren Transformationsgestalten, aus und ist so unterschieden von dem, was Dilthey später als „Wirkungszusammenhang“ bezeichnet hat.³⁴⁹ Sie ist auch weder durch Zentriertheit noch durch einen „immanent-teleologischen Charakter“ bestimmt, sondern durch einen absoluten und deshalb wirkungsmächtigen Anfang. „Wirkungsgeschichte“ nach Cassirer, jedenfalls so, wie sie sich in *Leibniz' System* darstellt, verweist auf den naturwissenschaftlich-kausalen Kontext des Begriffs der Wirkung, der eine Ursache voraussetzt. Der Sachverhalt, dass Cassirers Begriffsbildung philosophische, historische oder geisteswissenschaftliche Begriffe und Begrifflichkeiten durch Übertragung aus mathematisch-naturwissenschaftlichen Kontexten generiert, darf als hinlänglich belegt gelten. Auch im Falle des Begriffs der „Wirkungsgeschichte“ liegt eine solche Art der Analogiebildung vor. Dadurch haftet ihr als einem Modell von Philosophiegeschichtsschreibung ein kausal-mechanisches Moment an: im Ausgang von einem Theoriemotiv werden dessen historisch folgende Transformationen als Wirkungen dieses Ausgangsmotivs gedeutet. Die Abkunft einer so verstandenen Konzeption von „Wirkungsgeschichte“ aus dem Kausalitätsdenken verdankt sich

348 Darauf weist Cassirer selbst als Teil seiner Entlastungsstrategie vom Vorwurf, Kants *Kritik* um deren Originalität gebracht zu haben, ganz unbefangen hin, wenn auch in veränderter Lesart, vgl. ebd., S. 264: „Das Originale der Kantischen Leistung liegt in der *transscendentalen* Problemstellung [...]“, ähnlich S. X-XI.

349 Dilthey: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften (1910), in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 7, S. 79-188, hier: S. 152-160.

indessen keiner Cassirerschen Begriffs-Idiosynkrasie, sondern erfolgt im Eingedenken an das mechanisch-naturwissenschaftliche Begriffsfeld von Ursache und Wirkung und dessen historischen Kontext im mechanistischen Denkens Leibniz', wie der Begriffsgebrauch in *Leibniz' System* zeigt.³⁵⁰ Aber auch über Dilthey hinausweisende hermeneutische Konzeptionen werden hier nicht etwa bereits antizipiert, vielmehr hat Cassirers Begriff von „Wirkungsgeschichte“ damit keinerlei Gemeinsamkeit. Von Gadammers terminologisch einschlägig gewordenem Begriff etwa unterscheidet sich Cassirers Konzeption ganz grundlegend durch ihre quasi-mechanische Gerichtetheit und Intentionalität – ihr ist es um die konkrete Umbildung konkreter Theoriegestalten zu tun, nicht um die Erhellung der Bedingungen des Verstehens als eines „seinem Wesen nach ein wirkungsgeschichtlichen Vorgang[es]“ oder gar das Postulat eines „Prinzips der Wirkungsgeschichte“ als Grundsatz einer Hermeneutik.³⁵¹ In Cassirers Verständnis taugt „Wirkungsgeschichte“ also gerade nicht als hermeneutischer Begriff eines allgemeinen „wirkungsgeschichtlichen Zusammenhangs“, der auf die Vergegenwärtigung eines „wirkungsgeschichtlichen Bewusstseins“ darüber abzielt,³⁵² dass „in allem Verstehen, ob man sich dessen ausdrücklich bewusst ist oder nicht, die Wirkung dieser Wirkungsgeschichte am Werk ist“.³⁵³ „Wirkungsgeschichte“ in der Gestalt, die die *Vorrede zu Leibniz' System* andeutet, meint alleine den gleichsam mechanistisch gedachten Begriff einer von einer systematischen Ausgangsgestalt ausgehenden Umbesetzung von Begriffen im geschichtlichen Verlauf – auch wenn gerade diese Begriffsprägung für eine Historiographie der Philosophie und Geisteswissenschaften nicht unproblematisch ist.³⁵⁴

350 Als weiterer Hinweis auf die Abkunft des Begriffs aus dem Zusammenhang natur-mechanischer Diskussionen darf eine neuere begriffsgeschichtliche Tendenz im Begriff von Wirkungsgeschichte gelten, wie sie die Auffassung von Mittelstrass: Gründegeichten und Wirkungsgeschichten. Bausteine zu einer konstruktiven Theorie der Wissenschafts- und Philosophiegeschichte, in: Demmerling / Gabriel / Rentsch (Hrsg.): Vernunft und Lebenspraxis. Philosophische Studien zu den Bedingungen einer rationalen Kultur, 1995, S. 10-31, zeigt. Gegen Gadammers Versuch, den Begriff der Wirkungsgeschichte zum Grundbegriff von Verstehen und Hermeneutik zu erheben, wird Wirkungsgeschichte hier gleichsam renaturiert und zum Grundbegriff einer gleichsam *faktisch-naturwüchsigen* historischen Entwicklung philosophischer Theorien im Unterschied zu einer Geschichte ihres rekonstruierten Begründungszusammenhangs, der sogenannten „Gründegeichte“, gemacht.

351 Gadamer: Wahrheit und Methode, 1960, S. 283-284, zum „Prinzip der Wirkungsgeschichte“ vgl. ebd., S. 283-290, 323-324, 343-344 u. 448-449.

352 Ebd., S. 323-324.

353 Ebd., S. 285.

354 Problematisiert haben den Begriff der Wirkungsgeschichte erstmals am Beispiel der Rezeptionsgeschichte von Mythen Blumenberg: Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos, in: Fuhrmann (Hrsg.): Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption, 1971, S. 11-66, hier: S. 66, der gerade die Richtung, die dem Begriff von „Wirkungsgeschichte“ inhäriert und die zu implizieren scheint, dass dem Ausgangsbegriff all das, was die Geschichte als seine „Wirkung“ erweist, bereits als „Grundbestand“ oder „angelegter Vorrat“ in ihm angelegt sei, und im Anschluss daran Jauss: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur, in: ders.: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956-1976, 1977, S. 11.

Blickt man von hier aus auf den Kapitelanfang zurück, so wird aus anderer Perspektive noch einmal deutlich, dass „Wirkungsgeschichte“ als philosophische Modellgeschichte ihre sachliche Voraussetzung im systematischen und historischen Resultat von *Leibniz‘ System* hat. Wurde Cassirers Muster der Wirkungsgeschichte seiner formalen Struktur nach beschrieben als von einem absoluten Anfang ausgehend, so ist abschließend zu fragen, wodurch der Anfang *der Sache nach* qualifiziert sei. Hinweise dazu finden sich bezeichnenderweise einmal mehr am Ende der Arbeit, in den spät abgefassten Schlusskapiteln und im *Kritischen Nachtrag*. In Cassirers Interpretation zeichnet sich Leibniz‘ Philosophie dadurch aus, dass ihr der Charakter einer „umfassende[n] Einheit“ zukommt. Zu erinnern ist an dieser Stelle daran, dass ihr in der Interpretationsgeschichte der Marburger Schule schon einmal Einheits-Charakter zugeschrieben wurde. Natorps Antrittsvorlesung hatte in Leibniz die Einheit von Philosophie qua Erkenntnistheorie und Wissenschaft symbolisiert gesehen – eine Konstruktion, gegen die Cohen Einspruch erhoben hatte. *Leibniz‘ System* sucht dagegen, dem von Cohen als substantialistisch kritisierten Begriff der Monade eine Art Symbol von Einheit abzugewinnen. Dieser symbolische Charakter bildet „vielleicht den eigentümlichsten Grundzug des Monadenbegriffs“, wie Cassirer formuliert, um dann an das Resumé seiner erkenntnistheoretisch depotenzierten Deutung dieses Leibnizschen metaphysicums eine neue interpretatorische Wendung anzuschließen: „Dasselbe Prinzip, das die Materie und die reinen Bewegungsgesetze begründete, steht zugleich für die Probleme der geistigen Kultur ein. Diese Durchdringung verschiedenartigster Momente bleibt zunächst befremdend, wenn man sie unter modernen Gesichtspunkten betrachtet.“³⁵⁵ Was ist mit den „modernen Gesichtspunkten“ gemeint, in deren Licht der monadologische Symbolismus als Anachronismus erscheint? Cassirer argumentiert hier vom Standpunkt der zeitgeschichtlichen Diagnose einer vollständigen Dissoziation von historischer und auf die Natur gerichteter Erkenntnis, wie sie spätestens in der Folge von Dilthey und Windelbands Straßburger Rektoratsrede³⁵⁶ die aktuellen philosophischen Debatten bestimmte: „Das Streben der neueren Erkenntnistheorie seit Kant geht immer deutlicher auf die kritische Grenzbestimmung zwischen Natur und Sittlichkeit, auf eine Scheidung in der Methodik der Natur- und

355 Cassirer: *Leibniz‘ System*, S. 424. Ob eine solche heterogen geprägte Auffassung von Monade eine Art von Symbolismus darstellt oder bereits ein Fall für philosophische Metaphorologie ist, kann hier nicht diskutiert zu werden; es ist jedenfalls offenkundig, dass sich diese Mehrfachdeterminierung nicht mehr der Einheit des Begriffs zu fügen vermag.

³⁵⁶ Windelband: *Geschichte und Naturwissenschaft* (1894), in: ders.: *Präludien*, Bd. 2, Tübingen 1915, S. 136-160.

Geschichtserkenntnis.”³⁵⁷ Der Anachronismus des Symbols der Monade besteht darin, dass die „Einsicht eines gemeinsamen Zusammenhangs für beide Richtungen [i.e. die Natur- wie die Geschichtserkenntnis] erkämpft worden war”, und zwar durch Leibniz. Die Erkenntnis einer als ursprünglich gedachten Einheit der Natur- und Geschichtsbegriffe ist in Cassirers Konstruktion die Voraussetzung für deren historisches Auseinandertreten, für eine Dissoziation, deren erster Schritt in der Differenz zwischen der *Kritik der reinen Vernunft* und der *Kritik der praktischen Vernunft* initialisiert wurde. In anderen Worten: der absolute Anfang dieser historischen Entwicklung wird von Cassirer in die Philosophie Leibniz‘ projiziert: „Es ist die historische Funktion des Monadenbegriffs, dass er diese umfassende Einheit zum ersten Male [sic] darstellt und entwickelt.”³⁵⁸ Es ist diese Konstruktion der Philosophie Leibniz‘ als des Kulminations- und Anfangspunktes einer bis in Cassirers Gegenwart reichenden historischen Entwicklung, durch die Wirkungsgeschichte als Schreibung des historischen Dissoziationsprozesses legitimiert und geboten scheint: „Leibniz‘ Philosophie ist der Sammelpunkt, in dem sich die verschiedenen Probleminteressen begegnen, um dann erst, nachdem sie sich durch die gemeinsame Beziehung auf einander wechselseitig vertieft haben, in schärferer Eigenart und Gliederung auseinanderzutreten.”³⁵⁹ Dabei sind es vor allem die mit den „Probleminteressen” verbundenen Theoriemotive und Theoreme, deren systematische Transformationen die so konzipierte Wirkungsgeschichte rekonstruiert, nachdem jene im Zuge des historischen Prozesses mit Kant aus der Einheit, als in der sie bei Leibniz gedacht werden, herausgetreten sind.

Dieser Basis von Cassirers wirkungsgeschichtlichem Modell inhäriert, ohne dass diese Überlegung hier auszuführen wäre, eine unausgesprochene starke geschichtsphilosophische These. Denn zugrundegelegt wird hier das geschichtsphilosophische Drama des Ausgangs von der Einheit eines absoluten Anfangs, des Auseinandertretens seiner Momente und der systematischen Rekonstruktion der verlorenen Einheit dieser Momente. Sie sollte Cassirers spätere systematische Arbeit am System eines philosophischen Symbolismus in der *Philosophie*

357 Ebd. – Der Hinweis auf Dilthey und Windelband bezieht sich auf diese alleine als prominenteste Vertreter der Unterscheidung von Natur- vs. Geistes-/Kulturbegriffen resp. Natur- vs. Geistes-/Kulturwissenschaften im 19. Jahrhundert, nicht auf die mutmaßlichen Anfänge dieser Unterscheidung; diesbezüglich wäre die Arbeit von Diltheys Lehrer Braniß zu nennen, vgl. ders.: Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium, 1848, S. 120, zu nennen, wo „Naturismus” und „Historismus” unterschieden und als „noch nicht gebräuchlich[e]” Namen bezeichnet werden; „Historismus” bezeichnet bei Braniß eine Philosophie, die „den Geschichtsbegriff als principielle Wahrheit” setzt und „die Natur aus der Geschichte zu verstehen” sucht.

358 Ebd., S. 425.

359 Ebd.

der symbolischen Formen prägen. Begrifflich war das nicht mehr zu fassen, und so greift Cassirer hier zur Beschreibung der Einheit und des Anfangs zu organologisch geprägter Metaphorik: „In dieser Anschauung der Welt als eines Gesamtorganismus, der zu immer höheren Stufen der Bildung emporstrebt, durchdringen sich wiederum der Naturbegriff und der Geschichtsbegriff der Entwicklung.“³⁶⁰ Dass Cassirer dieser Konstruktion, die als Leibniz-Interpretation intendiert ist und als solche auftritt, auch zeitdiagnostische Züge und eigene systematische Anliegen eingeschrieben hat, zeigt sich an deren Rändern. So formuliert der *Kritische Nachtrag* in einer mehrdeutigen Weise, die zwar *auch* als historische Leibnizinterpretation zu lesen ist, deren auf die Gegenwart bezogene Lesart sich in ihrem präsentischen Modus aber programmatisch in den Vordergrund drängt: „Die Lostrennung der exakten Wissenschaften und die Sonderstellung, in der man sie den philosophischen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen entgegensetzen pflegt, gefährdet nicht nur die Zukunft der Philosophie“, heißt es hier aktualisierend. Dieses Programm einer gegenwärtigen Philosophie wird erst im Anschluss wieder auf die historische Interpretation zurückgebogen, wenn es weiter heißt: „[...] sie [i.e. die Lostrennung] fälscht ihre Geschichte und macht ihre Vergangenheit unverständlich, indem man sie aus dem Zusammenhang der wissenschaftlichen Spekulation herauslöst, in welchem sie seit jeher wurzelt.“³⁶¹

Am Ende dieses Durchgangs durch einige Motive der systematischen Rekonstruktion und Cassirers philosophiehistorischer Strategie in *Leibniz‘ System* wird eine Bemerkung Natorps zu Cassirers Leibniz-Arbeit in ihrem vollen Umfange verstehbar. In einem Brief an Görland, der kurz nach Erscheinen des Werkes verfasst wurde, heißt es: „Dass Cassirers Buch noch genug zu thun lässt ist gewiss; ebenso dass ihm durch Cohen u[nd] ich darf wohl auch sagen durch mich ein gut Teil vorgearbeitet war.“ Natorps Hinweis ist beides, Loyalitätsadresse gegenüber dem als Haupt der Marburger Schule anerkannten Cohen und Verweis auf die Grundlagen von Cassirers Arbeit innerhalb der theoretischen Basis der Schule. Doch dann fährt Natorp fort und beansprucht den Status des spiritus rector für die Momente und Partien an *Leibniz System*, die über die auch außerhalb Marburgs bekannte Leibniz-Deutung Cohens hinausgehen: „Ein Teil *der* Thesen, die ausserhalb Marburgs neu sind, waren längst die meinen, von denen ich nur literarisch, von ganz knappen Andeutungen abgesehen, nichts geäußert habe.“ Dass sich Natorp „nur literarisch“ im Sinne der neuen Thesen Cassirers zu Leibniz nicht geäußert habe, liegt nach den vorliegenden Untersuchungen

360 Ebd., S. 444.

361 Ebd., S. 542.

auf der Hand, und zwar im doppelten Sinne. So blieb zum einen mit seiner unpublizierten Antrittsvorlesung die erste Marburger Interpretation zur Philosophie Leibniz „ausserhalb Marburgs“ unbekannt, zum anderen muss die gesamte Leibniz-Arbeit Cassirers als Realisierung eines Forschungsprojektes Natorps erscheinen. Wie weitgehend der Schüler dabei nicht nur den sachlichen Vorgaben der Leibniz-Interpretation seines Lehrers sowie dessen Argumentationsstrategie hinsichtlich der vollständigen Priorisierung der Systematik und dem strategischen Versuch der Sicherung des Originalitätstopos für die Kantische *Kritik* folgte, sondern auch dessen eigenständigen Ansatz zu einer deduktiv-kategorial verfassten Erkenntnislogik der systematischen Rekonstruktion von Leibniz'Philosophie zugrundelegte, das hat der zurückliegende Durchgang durch einige Motive der Systematik und Historik erwiesen. Natorps Äußerungen erscheinen in diesem Lichte nicht als Versuch, post factum Ansprüche auf Urheberschaft zu erheben, wenngleich durch sie auch eine gewisse Tragik in der Stellung Natorps innerhalb der Marburger Schule durchscheint, sondern verdeutlichen, wessen Spuren Cassirer in der Formation seiner Konzeption von Systematik und Historie folgte.³⁶²

362 Eine gänzlich andere Einschätzung von Natorps Bemerkung bei Meyer: Ernst Cassirer, S. 30.

III „Historisches Faktum“ und Kontinuität der Geschichte – die ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems*

1. Von *Leibniz‘ System* zu *Substanzbegriff* und *Funktionsbegriff* – lebens- und werkgeschichtliche Hinweise zu Genese und Zusammenhang der frühen Arbeiten Cassirers

Im Zeitraum von 1902 bis 1910 veröffentlichte Ernst Cassirer ein mehrere tausend Seiten umfassendes Oeuvre; neben diesem Umfang ist auch die enge entstehungsgeschichtliche Verbundenheit dieser frühen Arbeiten Cassirers bemerkenswert. Das eine hängt mit dem anderen zusammen. Die gedrängte Abfolge von historisch und systematisch verfassten Arbeiten gibt aus der Perspektive der Werkgeschichte Hinweise darauf, wie eng die Verschränkung historischen und systematischen Philosophierens bei Cassirer ist. Der Sachverhalt der historischen Indices systematischer Begriffe und umgekehrt der systematischen Konnotation historischer hatte sich bereits bei der Analyse von *Leibniz‘ System* aufs eindringlichste erwiesen. Diesem Verfahrensmuster in der konkreten begrifflichen Arbeit entspricht weithin die wissenschaftliche Praxis, in der Cassirer seine frühen Projekte erarbeitet hat. Diese Praxis wäre im Bezug ihrer Resultate kurz so zu umreißen: auf eine Arbeit, die einen historischen Gegenstand mit einer streng systematischen Fragestellung überformt und dabei Systematik und Historie geradezu verschmilzt – *Leibniz‘ System* – folgt ein Projekt, das nunmehr den wissenschaftsgeschichtlichen Nachtrag zu der vorangehenden starken Systematisierung liefern soll, das also Systematisches und Historisches gleichsam entknäult – die „Studie“ zum *Erkenntnisproblem* –, dieses Projekt wiederum wächst zu einer umfassenden philosophie- und wissenschaftsgeschichtlichen Arbeit heran, den ersten beiden Bänden des *Erkenntnisproblems*, und die verborgene theoretische Basis dieser historischen Arbeit, ihre innere Logik, wird thematisiert in dem darauf folgenden *Substanzbegriff* und *Funktionsbegriff*.

Bereits die mit Datum vom 12. November 1901 gezeichnete *Vorrede* von *Leibniz‘ System* verweist auf eine geplante „Studie über die Vorgeschichte der Vernunftkritik“, die die Entwicklung der „mathematischen Naturwissenschaft“ thematisieren sollte.¹ Dieses neue Projekt ist offenbar aus der Arbeit an *Leibniz‘ System* heraus konzipiert worden; seine Rekonstruktion soll Aufschlüsse geben über die Defizite in *Leibniz‘ System*, aus denen es entstanden ist, über die Funktion, die es im Gefüge des

¹ Cassirer: *Leibniz‘ System* in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, 1902, S. XI; vgl. auch Brief an Natorp v. 26. Nov. 1901 (Universitätsbibliothek Marburg, Hs. 831:613).

vorausgehenden Werkes und des nachfolgenden *Erkenntnisproblems* erfüllen sollte, aber auch über die innerschulische Konstellation und außerschulische Rezeption dieser Arbeit.² Die Textgrundlage der „Studie“ lag in deren Initialphase im Material, das die Recherchen zu *Leibniz' System* zu Tage gefördert hatten.³ So nahm Cassirer die Arbeit an seinem neuen Projekt bereits kurze Zeit nach Erscheinen von *Leibniz' System* auf, wie es in einem nur einen Monat nach der Veröffentlichung von *Leibniz' System* verfassten Brief an Toni Bondy, seine spätere Frau, heißt: „In mir ist wirklich augenblicklich eine große und starke Arbeitsfreude, und ich verlange danach, gleich in nächster Zeit mit der Ausarbeitung der neuen Schrift zu beginnen, deren Plan mir seit langem feststeht.“⁴ Das tat Cassirer denn in der Folge auch und die ersten Arbeiten galten der Ausarbeitung des Plans für das neue Projekt. Diese Praxis, die mit sogenannten „Dispositionen“ beginnt und zu deren weiteren Konkretionen, mitunter auch zu ersten einzelnen Kapitelentwürfen fortschreitet, kann anhand des Nachlasses von Cassirer für nahezu alle seine Arbeiten studiert werden. Toni Cassirer berichtet: „Ernst arbeitete in diesen ersten Monaten von morgens bis zum Mittagessen in seinem Zimmer; dann kam er zu uns zu Tisch, und die zweite Hälfte des Tages gehörte uns gemeinsam. Er erzählte mir damals, dass er an einem Plan für ein neues Buch arbeitete, das er bald zu beenden hoffte. Das waren die Anfänge seines großen, vierbändigen historischen Werkes über das Erkenntnisproblem, dessen letzter Band noch unvollendet im Manuskript vorlag, als er starb.“⁵

Festzuhalten und noch einmal zu betonen ist, dass es sich bei diesen „Anfängen“ nicht um das *Erkenntnisproblem* als solches handelt, dessen Konzeption zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht existierte, sondern um die wissenschaftsgeschichtliche „Studie“ ganz anderen Zuschnitts, aus der jenes dann hervorgegangen ist. Doch dazu bedurfte es erst einer Krise, einer Krise der Sache und einer der Lebensgeschichte. Denn so genau Cassirer sich über den historischen Zuschnitt seines neuen Projektes und dessen wissenschaftsgeschichtlichen Ansatz im klaren war – den „Zugang zur Arbeit

2 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. III,2.

3 Vgl. Brief an Natorp v. 26. Nov. 1901. Cassirers Bemerkung gegenüber Toni Bondy aus dem gleichen Zeitraum also, nach dem Abschicken der Korrekturbogen zu *Leibniz' System*, es sei „der letzte Bogen an die Druckerei abgegangen und ein Strich unter das Ganze gemacht. Dem Bücherschreiben ist für lange Zeit abgeschworen, und ein besseres Leben kann beginnen“, zeugt wohl vom kaum realisierbaren Wunsch nach Ruhe nach getaner Arbeit; vgl. Brief v. 9. Nov. 1901, zit. nach Cassirer: *Mein Leben mit Ernst Cassirer*, 2003, S. 25. Die Briefe von Cassirer an Toni Cassirer, geb. Bondy, sind bis 2020 gesperrt und werden im folgenden nach dieser philologisch unabgesicherten Wiedergabe zitiert.

4 Brief an Toni Bondy v. 2. Januar 1902, zitiert nach Cassirer: *Mein Leben mit Ernst Cassirer*, S. 42. Die entsprechende Anmerkung zur Erläuterung dessen, was mit „einer neuen Schrift“ gemeint sei, verweist fälschlich, zumindest im Kontext obiger Rekonstruktion, darauf, es handele sich hierbei um *Das Erkenntnisproblem*, Bd. 1 u. 2.

5 Cassirer: *Mein Leben*, S. 45; die Bemerkung bezieht sich auf den Januar 1902.

glaube ich nun sicher gefunden zu haben; nur habe ich noch nicht damit begonnen, irgend etwas zu Papier zu bringen”, wie es wenig später heißt –, so problematisch war offenbar die Ausführung.⁶ Immerhin war zu vermelden, „jetzt bin ich wenigstens an dem Punkt, an dem ich von dem Interesse für mein Thema ergriffen bin; es hilft nun nichts mehr, ich muss hindurch, ehe ich mit etwas anderem beginnen kann”, wie es im selben Brief heißt, und das bedeutete im Falle Cassirers immer auch die Anlage einer extensiven Materialsammlung. Mitte August 1902 dachte Cassirer noch immer daran, die „Studie” bis Weihnachten des Jahres abschließen zu können, doch an ihre separate Veröffentlichung, wie sie anfangs geplant gewesen war, war offenkundig nicht mehr zu denken, denn das angehäuften Material ließ sich nicht mehr alleine in der auf die Zeitspanne zwischen Leibniz und Kants *Kritik der reinen Vernunft* begrenzten „Studie” darstellen. Vielmehr sollte das Ausgangsprojekt Teil einer „größere[n] Schrift” werden, und bei dieser Schrift handelt es sich um die ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems*.⁷

An dieser Stelle wird die latente Krise spürbar, denn der ursprüngliche Plan war unhaltbar geworden und Cassirer „musste sich entscheiden, in welcher Form er diese Arbeit weiterführen wollte. [...] Er hatte zwei Möglichkeiten: Die erste war, den ersten Teil der Arbeit, der nahezu vollendet war, jetzt zu publizieren; die andere – den großen Plan einer Geschichte des Erkenntnisproblems auszuführen, was viele Jahre in Anspruch nehmen würde.”⁸ Übersetzt man diese Aussagen in gedankliche Projekte, so stand nun die angekündigte und in Angriff genommene wissenschaftsgeschichtliche „Studie” offenbar zur Disposition, und zwar zugunsten eines umfassenden philosophiegeschichtlich dominierten Projekts. Die damit einhergehende Konzeptionsverschiebung war beträchtlich und ist andernorts zu diskutieren. Doch die Krise war nicht nur eine der Sache – wie das aus dem Ruder laufende Projekt wieder zu einer Einheit zusammenfügen, wie die sich abzeichnenden Stoffmengen bewältigen? –, sie war auch eine der Lebens- und Karriereplanung. Cassirers Aussichten auf Habilitation waren schlecht, und das aus doppeltem Grund: zum einen weil die Möglichkeiten zur Habilitation für jüdische Akademiker äußerst eingeschränkt waren

6 Briefliche Mitteilung Cassirers an Toni Bondy aus dem Jahre 1902, zitiert nach Cassirer: *Mein Leben*, S. 51.

7 Briefliche Mitteilung Cassirers an Toni Bondy aus der zweiten Hälfte des August 1902, drei Wochen vor beider Hochzeit, ebd., S. 52: „Von meiner Arbeit kann ich Dir nichts Neues sagen; sie geht ruhig und gleichmäßig vorwärts. Buchenau hat mir lange nichts geschickt; so konnte ich ganz bei der Hauptarbeit bleiben, die jetzt so weit ist, dass der Teil, den ich anfangs als besonderes Buch herausgeben wollte, zu Weihnachten bestimmt fertig sein wird. Dann geht es an *die größere Schrift*, auf die ich mich schon sehr freue und bei der Du mir helfen musst [Hervorh. HKO].”

8 Ebd., S. 69.

und zum anderen weil er Mitglied der Marburger Schule war, ein besonders exponiertes durch die Bearbeitung der Aufgabe der Berliner Akademie und die Veröffentlichung von *Leibniz' System* noch dazu. In dieser Lage setzte der junge Gelehrte seine Hoffnungen offenbar darauf, „dass die Publikation des ersten Teiles [i.e. der Studie] sehr dazu beitragen würde, ihn literarisch bekannt zu machen, und dass sie ihm seine Universitätslaufbahn ebnen würde.“⁹ Das zeigt eine Mehrfachbesetzung der ursprünglich geplanten „Studie“ an: sie sollte also offenbar *erstens* Defizite von *Leibniz' System* im allgemeinen beheben und im besonderen auf die Kritik der Berliner Akademie antworten, sie sollte aber *zweitens* auch den Weg an die Universität ebnen und Cassirer zu einer gewissen Popularität in der akademischen Welt verhelfen. Diesem zweiten Punkt ist ein weiterer eingezeichnet, denn wenn die universitären Karriereaussichten als Mitglied der Marburger Schule nicht eben gut waren, dann waren sie durch eine Arbeit, die gleichsam eine Natorpsche Agenda abarbeitete, durch *Leibniz' System* also, auch nicht besser geworden, im Gegenteil, und so ist aus diesen Überlegungen abzuleiten, dass die separate Veröffentlichung der „Studie“ *drittens* den „coram publico“ nicht unerwünschten Effekt haben sollte, sich als gegenüber solchen „Schularbeiten“ und damit auch gegenüber der Schule, vor allem wohl gegenüber Natorp, eigenständiger Philosoph zu profilieren. Mit der Demonstration der Selbständigkeit gegenüber den Lehrern verband sich *viertens* auch die ökonomische gegenüber der eigenen Familie: „Wenn er sich aber entschlösse, den erweiterten Plan auszuführen, müssten wir damit rechnen, dass er noch einige Jahre ein unbekannter Privatgelehrter belieben würde, und wir müssten auf jeden äußeren Erfolg verzichten“, wie Toni Cassirer berichtet.¹⁰ Auch wenn die autobiographische Erzählung hier die Lösung der Krise durch gleichsam mythisch-handstreichartige Dezsision wählt, denn Cassirer, nach augenblicklich vollzogener Entscheidung, „setzte sich sofort wieder an seinen Schreibtisch und begann mit der Umgruppierung des Materials“, so ist damit zumindest der belegbare und bekannte Sachverhalt wiedergegeben, dass Cassirer Ende 1902 die Veröffentlichung der „Studie“ zugunsten ihrer Integration in einen sehr viel umfassenderen Zusammenhang zurückstellte.¹¹ Der Hintergrund für diese Entscheidung dürfte nicht zuletzt in den ohnehin trüben Aussichten Cassirers auf eine Anstellung an der Universität und dem Drängen Cohens zur Habilitation zu suchen sein.

Dass die Krise indessen so rasch nicht zu beheben war, das indiziert der Briefwechsel mit dem Mentor des Forschungsprojektes, das in *Leibniz' System*

9 Cassirer: Mein Leben, S. 70.

10 Ebd.

11 Ebd.

mündete, Paul Natorp. Denn die Ankündigung der Studie hatte ja nach innen, in die „Arbeitsgemeinschaft“ hinein, die Verteidigung des gemeinsamen Projektes nach außen signalisiert, und die Distanzierung von diesem Plan konnte auch als Distanznahme von Natorp gelesen werden – und genau darum handelte es sich nach der Akademiekritik wohl auch, zumindest in philosophiehistoriographischer Hinsicht, falls die obigen Überlegungen und die folgenden Ausführungen zutreffen (vgl. III,2). Cassirer, der sonst seinen Lehrer stets brieflich über seine Arbeitsschritte in Kenntnis setzte, ließ nun den Briefwechsel nahezu versiegeln. Hatte er Natorp Anfang 1902 noch brieflich angedeutet, die Arbeit an der „Studie“ habe wegen seiner Heirat „in den letzten Monaten manche lange Unterbrechung erfahren“, und er werde dem Lehrer „von ihr erst wieder sprechen, wenn ich Ihnen von weiteren Fortschritten berichten kann“,¹² so brachten wohl das Ausbleiben solcher „Fortschritte“, ja die Umkonzipierung der gesamten Arbeit ebenso wie die mit dieser Neufassung verbundene Aufarbeitung großer Stoffmengen mit sich, dass Cassirer erst Mitte 1905 sich brieflich an Natorp wandte – genau dann, als der Januar 1905 in erster Niederschrift begonnene erste Band des *Erkenntnisproblems* abgeschlossen und im Druck war. Eine solche Zeitspanne machte Formeln der Versicherung der Verbundenheit erforderlich – „Es ist lange Zeit vergangen, seit ich zuletzt etwas von mir hören ließ [...] Die geistige Gemeinschaft mit Ihnen und Ihrer Lehre [sic] war mir in der Zwischenzeit niemals unterbrochen; aber weil ich ihrer so sicher war [...], durfte ich für einige Zeit schweigen“ –, aber auch Rechenschaft.¹³ Der folgende Umriss skizziert das bis dahin Geleistete, gibt die grundsätzliche, gegenüber der „Studie“ vollkommen andere Ausrichtung des neuen Projektes und nennt den noch vorläufigen, aber vollständigen Titel des Buches: *Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit*. Die lange Zeit des Schweigens ebenso wie die Präsentation eines ganz neuen, mittlerweile abgeschlossenen Projektes ist als demonstrative Geste der Eigenständigkeit gegenüber dem Lehrer Natorp anzusehen.

Doch ebenso wichtig wie der Hinweis des Briefes, dass mit einem noch abzufassenden zweiten Band, „von dem ein Teil schon vollendet ist“ – die frühere „Studie“ – „die geschichtliche Untersuchung vorläufig“ abgeschlossen werden solle, ist die Ankündigung eines „Schlussband[es], der systematische Untersuchungen zum Erkenntnisproblem enthalten soll“.¹⁴ Hierbei handelt es sich um nichts anderes als die erste Konzeption von *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, was durch Toni Cassirers

12 Brief an Natorp v. 5. Jan. 1901, Bl. 1v (Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Ms. 831:614).

13 Brief an Natorp v. 31. Juli 1905, Bl. 1r (Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Ms. 831:618).

14 Ebd., Bl. 2v.

Hinweis bestätigt wird: „Daneben [i.e. neben der Niederschrift des ersten Bandes des *Erkenntnisproblems* aus dem Januar 1905] hatte er begonnen, sich mit einem neuen Problem, dem Substanz- und Funktionsbegriff, zu beschäftigen.“¹⁵ Ähnlich wie später die ‚Entdeckung‘ des Begriffs der symbolischen Form erhält auch dieses Theoriestück den Charakter einer Invention, einer augenblickshaften Eingebung, nicht des allmählich entstandenen Resultats langer Arbeit, wie es sich mit *Leibniz‘ System* herausgebildet hatte.¹⁶ Hier zeigt sich noch einmal zweierlei: die Neigung zu mythisch-topischer Lebenserzählung, die im Nu, im glücklichen Augenblick zum Aufbrechen des Alten und Durchscheinen des Neuen tendiert und, im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit ungleich wichtiger, die abermalige Figur des Hervorgehens einer großen systematischen Konstruktion aus einem historisch ausgerichteten Werk.

Was zeigt dieser kurze werk- und lebensgeschichtliche Abriss, und was kann er zeigen? Die Skizze ist symptomatologisch zu lesen, hierin liegt ihre Grenze, und das heißt, sie kann nur aus anderer, historischer Perspektive Indikatoren an die Hand geben, die die Untersuchungen von Text und Kontext der Arbeiten Cassirers entweder ergänzen und stützen, soweit sie, wie im Falle von *Leibniz‘ System*, bereits erfolgt sind, oder sie kann Indizien für möglicherweise bedeutsame Sachverhalte liefern, die in der Textanalyse, etwa der „Studie“, in theoretischer oder ideengeschichtlicher Hinsicht aufzuweisen sind. (1) Der obige Abriss verweist zunächst allgemein darauf, dass die wechselseitige Integration systematischen und historischen Argumentierens, die bereits an *Leibniz‘ System* gezeigt werden konnte, ein Denkmuster des frühen Cassirer ist, das seine Aktualität auch im Verhältnis verschiedener Arbeiten zueinander erweist. Die Übersetzung philosophiegeschichtlicher Sachverhalte in systematische und umgekehrt realisiert Cassirer offenbar auch in der Verschränkung historischer und systematischer Werke. In diesem Doppelcharakter und der Aktualisierung entsprechender Begriffsmuster und Denkfiguren liegt die Bedingung der Möglichkeit der überbordenden Produktion bis 1910. Exponiert werden die Denkfiguren und Argumentationsmuster bereits mit *Leibniz‘ System*, produktiv weiterentwickelt im Modus der Selbst-Objektivierung, der ständigen Auseinandersetzung mit möglichen

15 Cassirer: *Mein Leben*, S. 82.

16 Vgl. ebd., S. 81-82, die Dramatik der Szene, das scheinbar unerklärliche, vom zu Erwartenden abweichende Verhalten Cassirers und die durch überbordende Krankheitssymbolik angezeigte Krise steigern das Szenario der Bedrohung alter Ordnung; diese gleichsam apokalyptische Spannung wird aufgelöst durch Cassirers unschuldige Präsentation des Neuen, das sogleich in Normalität überführt wird: „Es war unmöglich, in Ernstens erstaunte Augen zu sehen, ohne zu fühlen, dass ich ihm Unrecht getan hatte. Später erzählte er mir, dass ihm an diesem Tage der Gedanke des Substanz- und Funktionsbegriffs gekommen war und dass er in der Bibliothek sofort auf die Suche nach Bestätigung gegangen war und die Zeit wirklich vergessen hatte“ (ebd., S. 82). Szenen dieser Art gehören ohne Zweifel ins Repertoire mythischer Urstiftungen, deren Erzählung topisch geprägt ist.

Defiziten und Problemen, aber auch unter dem Eindruck und der Rezeption der Kritik von außen wie von innen. Das prägt die Entstehungsgeschichte der „Studie“, die im folgenden näher zu charakterisieren ist (vgl. III,2). (2) So rasch die Studie auch von der Hand zu gehen schien, so rasch führte sie in eine Krise, die mit einer Konzeptionsänderung endete. Wodurch diese Konzeptionsveränderung veranlaßt wurde und was vom ursprünglichen Impuls der Studie in das *Erkenntnisproblem* einging, auch das wird im folgenden zu zeigen sein. (3) Diese Krise war auch eine der akademischen Aussichten Cassirers. Dieser wissenschafts- und sozialgeschichtliche Aspekt wird zwar in der vorliegenden Arbeit nicht eigens thematisiert werden können, doch in den späteren Analysen, beispielsweise von Habilitationsgutachten Cassirers, wird er dennoch zum Ausdruck kommen. Hierbei zeigt sich, dass das Akademie-Gutachten nicht nur hinsichtlich seiner Argumentationsmuster Exemplarität aufzuweisen hat, sondern auch insofern, als es Cassirer nicht mit dem ersten Platz auszeichnete – ein Schicksal, das seine akademische Karriere für viele Jahre prägen sollte. (4) Das Scheitern der „Studie“ und ihre Überführung in eine eigenständige Arbeit sehr großen Umfangs war auch Distanzierung von der sehr engen Arbeitsbeziehung, vom Lehrer-Schüler-Verhältnis zu Paul Natorp. Inwiefern diese Distanzierung gelang, das wird die Untersuchung des *Erkenntnisproblem* in Textanalysen der *Einleitung* zu zeigen haben.

2. Cassirers „Studie“ als Vorstufe zum Erkenntnisproblem – Rekonstruktion ihrer Gestalt und Entstehungsbedingungen

Die Vorrede zu *Leibniz' System* nutzt Cassirer zu einer Replik auf die im Akademiegutachten geäußerte Kritik an seiner Arbeit. Er will dabei nicht „den Standpunkt der historischen und systematischen Beurteilung“, den *Leibniz' System* im Ganzen einnimmt, „rechtfertigen“, wohl aber „das geschichtliche Verhältnis und die Verbindung, die zwischen Leibniz' Philosophie und dem kritischen System Kants anzunehmen ist“, klären.¹⁷ Das Akademie-Gutachten hatte dazu festgestellt, Cassirers Lesart der Philosophie Leibniz' sei vollständig von einem Kantianismus „der Erkenntniskritik in ihrer consequentesten idealistischen Auffassung“ geprägt, um dann unmissverständlich hinzuzusetzen: „Es ist die Methode geschichtlicher Darstellungen, welche Cohen, Natorp u[nd] A[ndere] für die ganze Entwicklung seit Platon durchzusetzen suchen.“¹⁸ Hier ging es erkennbar nicht nur um die Sache des historischen Verhältnisses zwischen Leibniz und Kant, diese Kritik hatte vielmehr auch einen philosophiepolitischen Aspekt. Wenn Cassirer in der Vorrede beteuert, die Darstellung sei „nicht von der Absicht geleitet, bei Leibniz bereits die wesentlichen Anschauungen der Kantischen Erkenntniskritik nachzuweisen“, vielmehr stehe ihr „im Voraus fest, dass alle Aehnlichkeit in besonderen, abgeleiteten Resultaten die eigentliche Originalität der kritischen Grundanschauung unangetastet“ lasse, dann unternimmt er damit weniger den Versuch, den erhobenen Einwand als solchen argumentativ zu entkräften, und richtet stattdessen eine *captatio benevolentiae* an den Leser. Denn die Beteuerung ist nichts anderes als die Zusammenfassung und Wiederholung einer längeren Textpassage, die bereits Gegenstand der Kritik gewesen war. Freilich wäre der Konzeption nach auf dem Boden von *Leibniz' System* kaum etwas anderes möglich gewesen. Doch Cassirers Replik nimmt eine andere Wendung und mündet in die Ankündigung einer neuen „Studie“, und das ist für den Zusammenhang des vorliegenden Kapitels entscheidend: „Die Einheit und die ausschliessende Einschränkung der transscendentalen *Fragestellung* ist bei Leibniz nirgends erreicht, wengleich er als Mitbegründer der neuen Mathematik und Naturwissenschaft an der Bildung und Ausgestaltung des Materials, auf das sich die Frage richtet, wesentlichen Anteil hat. In einer Studie über die Vorgeschichte der Vernunftkritik hoffe ich demnächst, in der mathematischen Naturwissenschaft des

17 Cassirer: *Leibniz' System*, S. VII-VIII.

18 Gutachten, Bl. 23r-23v.

achtzehnten Jahrhunderts und ihren klassischen Hauptwerken die Entwicklung darzustellen, die in lückenloser und stetiger Folge von Leibniz zu Kant hinüberführt.“¹⁹

Cassirers knappe Ausführungen zu der erwähnten „Studie“ geben Einblick in die Entstehungsbedingungen der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems*. Denn das zweibändige Werk von 1906/07 ist aus dem Projekt der „Studie“ hervorgegangen; diese wiederum, das zeigen Cassirers wenige Sätze, ist eine Reaktionsbildung auf die exoterische Kritik an *Leibniz' System*, wie sie das Gutachten der Berliner Akademie exemplarisch zum Ausdruck gebracht hatte – zumindest dann, wenn man Cassirers Darstellung folgt. Doch ist daran zu erinnern, dass die Frage nach dem kritisierten Kant-Leibniz-Bezug im besonderen und dem Modell von Philosophiegeschichtsschreibung im allgemeinen auch schulintern nicht unumstritten war und die Crux der systematisch-historischen Darstellung nicht nur in Cassirers Arbeit, sondern auch den Leibniz-Interpretationen Natorps und Cohens darstellte. Die „Studie“ ist also eine Art von „missing link“ zwischen *Leibniz' System* und dem *Erkenntnisproblem* und deshalb als Keimzelle von letzterem zu betrachten. Im folgenden werden die Fragen beantwortet werden,

- (1) wie dieses Desiderat auf die Kritik der Akademie antworten sollte und welche Strategie Cassirer hierbei einschlug;
- (2) welche Gestalt der „Studie“ sich aus Cassirers knappen Andeutungen rekonstruieren läßt;
- (3) in welchem Verhältnis sie zu dem Werk steht, das aus ihr hervorgehen sollte, und welche ihrer Rekonstruktion entnehmbaren Motive zu der erheblichen Umfangserweiterung und Konzeptionsverschiebung im *Erkenntnisproblem* geführt haben;
- (4) ob sich auch für die „Studie“ ein innerschulisches Paradigma angeben läßt, nachdem die Anlage und Durchführung von *Leibniz' System*, wie gezeigt, weithin durch Natorps Leibniz-Bild und das work in progress seiner Relationslogik geprägt war.

Aufschluss über diese Fragen werden Cassirers knappe Skizze zu seinem neuen Projekt in der Vorrede sowie dessen Vergleich mit *Leibniz' System* und den ersten beiden Bänden des *Erkenntnisproblems* geben. Mit der Rekonstruktion der „Studie“ verbindet sich die Aussicht, einen ersten Einblick in die innersten Entstehungsbedingungen des *Erkenntnisproblems* erlangen zu können; aus diesen

19 Cassirer: *Leibniz' System*, S. VIII-IX.

Befunden sollen sodann Gesichtspunkte für die Analyse des *Erkenntnisproblems* abgeleitet werden.

Der in Aussicht gestellten „Studie“ sollte die Aufgabe zukommen, in einem weiteren historischen Zusammenhang die Kritik der Berliner Akademie der Sache nach zu entkräften. Der Impuls zu diesem Unternehmen war offenbar nachhaltig und setzte sich über die bloßen Andeutungen in der Vorrede hinaus fort. So nahm Cassirer die Arbeit an seinem neuen Projekt bereits kurze Zeit nach Erscheinen von *Leibniz' System* auf. Wenn Cassirer bemerkt, dass der „Plan“ zur „neuen Schrift“ bereits „seit langem feststeht“, weist das auf zweierlei hin: zum einen darauf, dass das Desiderat zu dem neuen Projekt aus dem Zentrum der sich seit 1898 hinziehenden Arbeit an *Leibniz' System* entstammt.²⁰ Dieses Zentrum bilden Cassirers ausgedehnte Forschungen zur Geschichte der Mathematik und Physik, die, wie ausgeführt, durch Natorps Forschungsdesiderat einer Sichtung von Leibniz mathematischen und wissenschaftlichen Schriften angeregt worden waren. Tatsächlich bemerkt Cassirer in einem Brief an Natorp kurz nach der Drucklegung des Buches, immerhin liege „das Material für einige Hauptprobleme – wie für Raum und Zeit und das Antinomienproblem – vor, und so könnte ich wenigstens, wenn der Abschluss des Ganzen sich hinausschiebt, einen ersten Teil vorläufig in einer Zeitschrift veröffentlichen.“²¹ Im Vergleich zur erkenntnistheoretisch-systematischen Marburger Aufgabenstellung des Jahres 1898/99 enthält die wissenschaftsgeschichtliche Tendenz von Cassirers „Preisarbeit“ ein geradezu überschießendes Moment, das ja bereits vom offiziellen Gutachten vermerkt worden war.²² Das wiederum legt den Schluss nahe, dass Cassirer eine Art von Ungenügen an der Darstellungsweise dieser Auftragsarbeit empfunden haben mag, dass während der Ausarbeitung eine Spannung entstand zwischen der geforderten systematischen Rekonstruktion von Leibniz' System einer Erkenntnislogik und den vielfältigen philosophie- und wissenschaftsgeschichtlichen Verweisen des Werks.²³ Während sich der philosophiehistorische Verweisungszusammenhang im Modus immanenter Philosophiegeschichte und deren

20 Brief an Toni Bondy v. 2. Januar 1902, zitiert nach: Toni Cassirer: *Mein Leben mit Ernst Cassirer*, 2003, S. 42. Die entsprechende Anmerkung zur Erläuterung dessen, was mit „einer neuen Schrift“ gemeint sei, verweist fälschlich, zumindest im Kontext obiger Rekonstruktion, darauf, es handle sich hierbei um *Das Erkenntnisproblem*, Bd. 1 u. 2.

21 Brief an Natorp v. 26. Nov. 1901; der Brief begleitete eine Exemplar von *Leibniz' System*, das Cassirer Natorp übersandt hatte.

22 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II,1.

23 Cassirer selbst äußert im Brief an Natorp v. 18. Aug. 1901 Bedenken gegenüber seiner Arbeit, macht aber nicht konkret, worauf sie sich beziehen: „Wenn mir selbst auch bei der Durchsicht einige Punkte noch problematisch blieben, so fühle ich mich doch augenblicklich subjectiv zu einer erneuten eingreifenden Bearbeitung außer Stande“ (Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Hs. 831.611).

Dynamik zwischen Platonismus und Aristotelismus der systematischen Rekonstruktion integrieren ließ, fügten sich die zahlreichen mathematischen und naturwissenschaftlichen Diskussionszusammenhänge nicht zu solcher Immanenz. Die Bemerkung im Brief an Toni Bondi, der Plan zu der neuen Arbeit stehe ihm „seit langem“ fest, läßt zum anderen aber auch schließen, dass Cassirer die Latenz der Cohenschen Kritik an Natorps Leibniz-Darstellung bemerkt hatte, da er die divergente Position, die Cohen zu Natorps Interpretation einnahm, wahrgenommen hatte. So betrachtet war die Kritik, wie sie insbesondere in Stumpfs Gutachten zum Ausdruck kam, nichts anderes als eine Aktualisierung und Manifestation der schulinternen Kritik an der Philosophiegeschichtsgeschreibung Natorps im allgemeinen und dessen Leibniz-Interpretation im besonderen – in anderen Worten: der „seit langem“ feststehende Plan indiziert wohl auch Distanznahme und einen Korrekturversuch gegenüber dem von Natorp initiierten Forschungsprojekt, wie es in *Leibniz' System* zum Ausdruck gekommen war, zumal gegen dessen historische Darstellung.

Die öffentliche Stellungnahme auf die Kritik war für Cassirer von solcher Bedeutung, dass er, wie im zitierten Brief an Natorp ausgeführt, erwägte, den Kern der „Studie“ noch vor Abschluss des Gesamtprojektes in einer Zeitschrift zu veröffentlichen. Das hängt damit zusammen, dass Cassirer mit seinem neuen Projekt eine schlagkräftigere Antwort auf die Akademie-Kritik gefunden zu haben glaubte als in der Vorrede von *Leibniz' System*. Er plante, als Entgegnung eine ganz neue Strategie einzuschlagen, denn die in der Vorrede umrissene Konzeption der „Studie“ nimmt gegenüber der historischen Darstellung in *Leibniz' System* eine entscheidende Umbesetzung vor: die thematische Verschiebung der „Vorgeschichte“ zu einer primär *wissenschaftsgeschichtlich* orientierten Darstellung. Das Modell in nuce zu dieser Verschiebung hatte Cohen bereits 1883 in seiner Rede *Von Kants Einfluß auf die deutsche Kultur* geliefert und es 1885 in der zweiten Auflage zu *Kants Theorie der Erfahrung* bekräftigt. War das Thema der Leibniz-Monographie der Bezug von erkenntnistheoretischer Reflexion auf die dieser vorgängigen mathematisch-naturwissenschaftlichen „Forschungen und Leistungen“ sowie beider Einheit, wie sie in der Figur Leibniz' symbolisiert wurde, so liegt der entscheidende Schritt der „Studie“ über *Leibniz' System* hinaus darin, diese Einheit aufzubrechen. Es ging Cassirer nach der Kritik des Akademie-Gutachtens ganz allgemein offenbar darum, die Schreibung der „Vorgeschichte“ der *Kritik der reinen Vernunft* trotz deren enger historischer Begrenzung zwischen Leibniz und Kant historisch nicht alleine auf Leibniz als Vorgänger Kants und thematisch nicht alleine auf die Erkenntnistheorie zu

konzentrieren. Zu diesem Zwecke suchte Cassirer im näheren *erstens* die „Vorgeschichte“ aus der Philosophie in die Wissenschaftsgeschichte zu verschieben, und zwar als Geschichte der Mathematik und Naturwissenschaften, die ihren Anfang bei Leibniz nahm. Diese Entlastungsstrategie führte *zweitens* zur Verschiebung der erkenntnistheoretischen Reflexion der wissenschaftlichen „Grundbegriffe“ von Leibniz auf Kant. Die „Erkenntniskritik“ konnte somit als Kants ‚originale‘ Leistung ausweisbar werden und wäre so, schon aus historischen Gründen, nicht durch Leibniz antizipierbar gewesen. Damit wäre auch der mit dem Vorwurf, in Leibniz schon den ganzen Kant (minus Methode) zu haben, einhergehende Originalitäts-Verlust der Philosophie Kants zu beheben gewesen, der der Kantischen Philosophie ja de facto wenig mehr übrig ließ als das bei Leibniz Gedachte methodisiert und systematisiert zu haben. Kant wäre so nicht länger als der Epigone von Leibniz erschienen, zu dem ihn noch *Leibniz' System* im Resultat gemacht hatte. Innerhalb dieses Rahmens hätte die Kritik Stumpfs, Cassirers Darstellung habe „in LEIBNIZ bereits die wesentlichen Anschauungen der KANT'schen Erkenntniskritik nachzuweisen“ gesucht, ihre Basis, zumindest jedoch ihre Spitze verloren. Dasselbe hätte auch für Cohens Kritik an Natorps philosophiegeschichtlichen Darstellungen gegolten.

Der Plan zu einer primär *wissenschaftsgeschichtlichen* Orientierung der „Vorgeschichte“ markiert die Differenz dieses Projekts zu *Leibniz' System* wie zu den ersten beiden Bänden des später erschienenen *Erkenntnisproblems*. Im Unterschied zu *Leibniz' System* folgt Cassirers Konzeption der „Studie“ der von Cohen erstmals in der *Rede* skizzierten Programmatik, die Differenzierung zwischen selbständiger Naturwissenschaft und erkenntnistheoretischer Reflexion der naturwissenschaftlichen Erkenntnisbedingungen als Signatur der Neuzeit auszuweisen und die entsprechende Epochenschwelle zwischen Leibniz und Kant anzusetzen. *Leibniz' System* hatte demgegenüber, wie gezeigt, noch für Natorps Modell der Einheit von Naturwissenschaft und Philosophie plädiert, die in der Figur von Leibniz symbolisiert und anhand ihrer durchdekliniert wurde. Die sogenannte „Studie“ hätte demgegenüber die erkenntnistheoretische Reflexion der „Grundbegriffe“ dieser wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung zwischen Leibniz und Kant in die *Kritik der reinen Vernunft* verlegt. Vergleicht man dieses Projekt mit den entsprechenden Partien der *Geschichte des Erkenntnisproblems*, so ist festzustellen, wie historisch und sachlich eng begrenzt Cassirers Vorhaben war. Entsprechend gering erscheint sein Umfang: lediglich die ersten beiden Kapitel des *Von Newton zu Kant. Wissenschaft und Philosophie im achtzehnten Jahrhundert* überschriebenen sechsten Buches im zweiten

Band enthalten entsprechende Ausführungen.²⁴ Zu dieser ‚Keimzelle‘ des späteren *Erkenntnisproblems* sind noch die wissenschaftsgeschichtlichen Teile der Leibniz-Darstellung hinzuzurechnen. Cassirer rechnete deshalb offenkundig mit einem raschen Abschluss seiner Arbeit an der „Studie“, denn bereits Anfang 1902 äußerte er, „dass er an einem Plan für ein neues Buche arbeitete, das er bald zu beenden hoffte.“²⁵ Wenn die Ausarbeitung der „Studie“ sich in der Folge immer weiter hinauszögerte und schließlich weitere fünf Jahre in Anspruch nahm, so sind die Gründe dafür nicht alleine im schieren Umfang des Materials zu suchen, das im *Erkenntnisproblem* in extenso ausgebreitet werden sollte.²⁶ Vielmehr liegt die Bedingung für diese Ausweitung in einer allmählichen Konzeptionsänderung, die Cassirer gegenüber dem ursprünglichen Plan zu seiner „Studie“ vornahm.

Leibniz konnte deshalb zum historischen Terminus a quo einer primär wissenschaftsgeschichtlichen Darstellung werden, weil die Leibniz-Monographie in dessen „wissenschaftlichen Forschungen und Leistungen“ ja bereits die „Grundbedingungen“ der „Gesamtheit“ seiner Philosophie erblickt hatte. Die Verschiebung des Erkenntnisinteresses der „Studie“ auf dessen „wissenschaftliche Forschungen und Leistungen“ und in der historischen Folge auf die Mathematik und Naturwissenschaften bis zu Kant bedeutete im Vergleich zu *Leibniz' System* eine Dynamisierung der historischen Darstellung, in mehrfacher Hinsicht. Zuerst hinsichtlich dem, was sich als Konzeption Cohens spätestens vom *Princip der Infinitesimal-Methode* an abzeichnete. Hatte Cohen noch in der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* etwa das der Transzendentalphilosophie Kants zugrundeliegende „Factum der Wissenschaft“ auf die Naturwissenschaft Newtons festgeschrieben, so löste Cassirers Projekt, die Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts in der Erkenntnistheorie Kants kulminieren zu lassen, diese Fixierung auf. Auch hinsichtlich der gleichsam monadischen Anlage von *Leibniz' System*, „die Gesamtheit von Leibniz' Philosophie aus den Grundbedingungen, die in Leibniz' wissenschaftlichen Forschungen und Leistungen enthalten sind, zu verstehen und abzuleiten“, bedeutete die Konzeption der Studie eine historische Dynamisierung.²⁷ Dennoch bleibt die Beziehung

24 In der ersten Auflage beträgt der Umfang dieses Teils lediglich 81 Seiten, vgl. Cassirer: *Das Erkenntnisproblem*, Bd. 2, S. 322-403.

25 Cassirer: *Mein Leben*, S. 45; vgl. auch die Ankündigung der Vorrede in *Leibniz' System*, die Studie erscheine „demnächst“, ebd. S. IX.

26 Vgl. Cassirer: *Mein Leben*, S. 59, dort hofft Cassirer noch Ende August 1902, dass „der Teil [der Arbeit], den ich anfangs als besonderes Buch herausgeben wollte [i.e. die sogenannte Studie], zu Weihnachten [1902] bestimmt fertig sein wird.“

27 Cassirer: *Leibniz' System*, S. VII; ebenso in: ders.: [Selbstanzeige von] *Leibniz' System* in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, in: *Kantstudien* 7 (1902), S. 375.

von Wissenschaftsgeschichte und auf diese bezogene Wissenschaftstheorie in der Kantischen *Kritik*, wie sie die „Studie“ projiziert hatte, immer noch *einseitig* und in ihrer Einseitigkeit *reduktiv* – *einseitig* deshalb, weil sie zum einen aus den wissenschaftlichen Leistungen des 18. Jahrhunderts nur die darstellen konnte, deren Relevanz sich für die Kantische Erkenntnistheorie hätte erweisen lassen können, *reduktiv*, weil sie den Begriff von Wissenschaft auf Mathematik und mathematische Naturwissenschaft einschränkte. Zum anderen hätte die „Studie“ dieser Konzeption zufolge das Verhältnis von Wissenschaft und Erkenntnistheorie nur als asymmetrisches zu konstruieren vermocht. Dabei gehörte es zu den von Cohen ostinat vertretenen programmatischen Forderungen, das Verhältnis von Wissenschaften und Philosophie müsse als ein wechselseitiges verstanden werden – eine Forderung, die jedoch mehr propagiertes Ideal blieb, als dass Cohen sie in seinen Ausführungen zum „Factum der Wissenschaft“ realisiert hätte. In der tatsächlichen Durchführung der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* wurde diese Einseitigkeit und Asymmetrie denn auch zugunsten einer wechselseitigen und dynamischen Beziehung von „Factum“ und theoretischer Reflexion der „Grundbegriffe“ aufgegeben. Hierin dürfte auch einer der Gründe dafür zu suchen sein, weshalb das ursprünglich so eng begrenzte wissenschaftsgeschichtliche Vorhaben zu einer umfangreichen zweibändigen Publikation zur *Wissenschafts- und Philosophiegeschichte der neuern Zeit* erweitert wurde.

Doch aus dem Aufbrechen der in Leibniz symbolgewordenen Einheit von Wissenschaft und Erkenntnistheorie folgte für die Geschichtsschreibung von Philosophie und Wissenschaften der „Studie“ und des späteren *Erkenntnisproblems* noch eine weitere Konsequenz. Die Öffnung führte dazu, dass die im vorigen Kapitel ausgeführte *immanente* Philosophiegeschichte, die dem Leibnizschen Denken durch Cassirer eingeschrieben war, gleichsam nach außen trat. Die Reduktion der Geschichte dagegen auf *eine einzige* erkenntnistheoretische Position, die Kantische, hätte wiederum erfordert, die gesamte Geschichte des sogenannten „kritischen Idealismus“ in der *Kritik* zu verdichten. „Erkenntniskritik“ auf dem historischen Stande der Kantischen *Kritik der reinen Vernunft* bedeutete nach dem Marburger Basistheorem zur Philosophiegeschichtsschreibung den Abschluss einer teleologischen Geschichtskonzeption, die von Platon ihren Ausgang nahm. Wollte Cassirer tatsächlich die „Vorgeschichte der Vernunftkritik“ schreiben, sollte diese also als Ende einer geschichtlichen Entwicklung dargestellt werden, so verlangte eine solche Konzeption einen Anfang. Schon der Einsatz bei Leibniz als Wissenschaftler war so gesehen ein

willkürlicher, war doch die Vielzahl der Bezüge, in denen *Leibniz' System* diesen zu anderen wissenschaftlichen Positionen dargestellt hatte, vom Marburger Gutachten herausgestrichen worden. Bereits *Leibniz' System* hatte sich nicht mit immanenter Philosophiegeschichte begnügt, stellte Cassirer diesem doch seine Dissertation *Descartes' Kritik der mathematischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnis* als Einleitung voran – auch diese Vorgeschichte der „Vorgeschichte der Vernunftkritik“ stellt die Frage nach dem eigentlichen Beginn der Geschichte. Das Projekt der historisch und sachlich so eng begrenzten „Studie“ weist also im Kontext der Marburger Basis-Theoreme über sich hinaus. Die spätere zweibändige Publikation von 1906/07 gibt hierauf – wie an anderer Stelle zu zeigen sein wird – eine ambivalente Antwort, indem sie den Anfang gleichsam verdoppelt: sie dehnt die Vorgeschichte bis in die Renaissance hinein aus und läßt die Darstellung mit der Philosophie Nikolaus von Kues' beginnen. Nimmt man freilich die *Einleitung* der ersten Auflage mit hinzu, so wird die Vorgeschichte der *Kritik der reinen Vernunft* bis in die antike Philosophie hinein verlängert, und der Neueinsatz der Renaissance erscheint als neuzeitliche Wiederholung dieser Entwicklung.²⁸

Cassirers Gesamtanlage der „Studie“ legt das Basistheorem vom „Factum der Wissenschaft“ zugrunde. Doch vollzieht Cassirer, zumindest der Konzeption nach, eine erste historische Dynamisierung des „Factums“. Stützen konnte er sich dabei freilich nicht auf das Basistheorem in der statischen Gestalt, die Cohen diesem von der *Vorrede zur Geschichte des Materialismus* (1876) bis zur zweiten Auflage von Kants *Theorie der Erfahrung* (1885) gegeben hatte. Die entscheidenden Anregungen zu seinem Projekt scheinen vielmehr von der erstmalig 1896 publizierten *Einleitung mit kritischem Nachtrag* ausgegangen zu sein, die Cohen für die siebte Auflage von Langes *Geschichte des Materialismus* verfasst hatte. Dieser Text nimmt in der Entwicklungsgeschichte des Denkens Hermann Cohens unter anderem deshalb eine besondere Stellung ein, weil Cohen sich hier in eigenständiger Thematisierung und systematisch Gebieten philosophischen Denkens zuwendet, die er andernorts zwar bereits berührt hatte – Physik, Ethik, Religion und Politik –, die dort aber wegen seiner Arbeit an der Grundlegung der „transscendentalen Methode“ im weitesten Sinne Paralipomena geblieben waren.²⁹ Diese Erweiterung des thematischen Terrains seiner Philosophie hat Cohen in der folgenden Auflage der *Einleitung* weitergeführt und den Text so zu einer

28 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. III, 8.

29 Eine Ausnahme bildet die Ethik, die 1877 eine eigene Darstellung erfahren hatte. Cohen hat seine *Einleitung* für die folgende Auflage der *Geschichte des Materialismus* von 1908 um die Kapitel „Das Verhältniss der Philosophie zu ihrer Geschichte“ (S: 439-454) und „Das Verhältniss der Psychologie zur Metaphysik“ (S. 455-473) erweitert.

Art später Programmschrift des Versuch der Öffnung seines Systems fortgeschrieben – eine Art Omnibus der dem erkenntniskritischen und philosophiehistorischen Reduktionismus anheimgefallenen Bereiche. Der Umstand aber, dass diese Positionierung im Anhang zu der Ausgabe der *Geschichte des Materialismus* erfolgt, die erstmals in einem sogenannten „kritischen Anhang“ von Lange gestrichene Passagen zur ersten Auflage wieder zugänglich machte und sich über weite Strecken hin als Kommentar zu Lange liest, unterstreicht dessen in der Forschung noch immer unterschätzte Rolle für die Formation und Geschichte der Marburger Schule.³⁰ Wenn die *Einleitung des Herausgebers* eingangs bemerkt, die *Geschichte des Materialismus* sei „kein Schulbuch“ – das heißt: keines, das, nach einer Unterscheidung Kants, einem Schulbegriff von Philosophie folgte –, sondern „ein Buch für das Leben im vollen Sinne des Wortes, für den Hausgebrauch der Bildung und für die Weltfragen“, so ist das, gegen den Strich gelesen, auch als Eingeständnis des eigenen thematischen Reduktionismus zu verstehen, der weitgehenden Einschränkung von Philosophie auf Reflexion der Grundbegriffe von Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft in der „Erkenntniskritik“.³¹ Dieser Reduktionismus freilich hatte die Wissenschaftlichkeit der Philosophie sichern und gewährleisten sollen, im Gegensatz zu Langes Tendenz zur „Anknüpfung an das geschichtlich Gegebene“ in einem für die Philosophie „beinahe gefährlichen Sinne“, nämlich im Sinne eines Positivismus, Relativismus und Historismus – womit neben dem Materialismus und Skeptizismus die entscheidenden Feindbilder der Philosophie nicht alleine des späten 19. Jahrhunderts bezeichnet wären.³²

Innerschulisch wurden die *Einleitung* und ihre thematischen Erweiterungen wenig rezipiert und auch außerhalb der Schule wurde sie kaum wahrgenommen.³³ Der Text wurde offenbar wegen seiner Einleitungsfunktion zu einem Philosophen, den Cohen zwanzig Jahre zuvor unter großem Kanonendonner verabschiedet hatte, unterschätzt. Zudem erscheint die Schülerschar noch mit der Rezeptionsarbeit von Cohens

30 Die Feststellung gilt auch nach Helmut Holzheys Forschungen zu dieser Frage, vgl. Holzhey: Einführung [zur Einleitung mit kritischem Nachtrag], in: Cohen: Werke, Bd. 5, II: Einleitung mit kritischem Nachtrag zur [9. Auflage der] *Geschichte des Materialismus* von F. A. Lange [in 3., erweiterter Aufl.], 1984, S. 7-30, hier: S. 14. Die Lesart von Cohens Text als einem Kommentar zu Langes *Geschichte des Materialismus* kann hier nicht ausgeführt werden und wäre allererst in der Identifizierung und genauen Analyse der zahlreichen versteckten Lange-Zitate bei Cohen aufzuweisen. – Karl Vorländers Rezension der *Einleitung mit kritischem Nachtrag*, in: Kant-Studien 1 (1897), S. 268-272, hier: S. 268 u. 271, eines der wenigen Dokumente zur Wirkungsgeschichte von Cohens Text, geht indessen so weit, die *Einleitung* als „gedankenreiche Fortsetzung des Langeschen Werkes“ misszuverstehen.

31 Kant: Logik, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 9, 1923, vgl. auch ders.: Kritik der reinen Vernunft, B 867-868

32 Lange: *Geschichte des Materialismus*, 1896, Bd. 2, S. XV.

33 Zur außerschulischen Rezeption vgl. Holzhey: Einführung, S. 28-29.

erkenntnistheoretischer Grundlegung und Kant-Interpretation der Jahre 1876 und folgende beschäftigt; die langsame Öffnung seines thematischen Kosmos wurde zunächst kaum wahrgenommen, trat aber in voller Deutlichkeit auch erst mit der Erweiterung der *Einleitung* in der folgenden Ausgabe zutage.³⁴ Die thematische Umakzentuierung oder Verschiebung, die Cassirer zwischen *Leibniz' System* und dem *Erkenntnisproblem* mit dem durch die Kritik angeregten Projekt einer wissenschaftsgeschichtlichen Studie vornahm, ist dafür exemplarisch. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die *Einleitung* bei keinem Schüler so nachhaltige Spuren hinterlassen hat, wie beim Verfasser des späteren *Erkenntnisproblems* und von *Freiheit und Form*. Zwar sind Spuren der Rezeption der *Einleitung* bereits für die Durchführung von *Leibniz' System* nachweisbar, sie wirkt sich aber nicht durchgreifend aus – was wenig verwunderlich ist, orientiert sich dieses doch überwiegend an der Natorpschen Leibniz-Interpretation und Relationslogik. Für die Konzeption der „Studie“ und des späteren *Erkenntnisproblems* dagegen wächst dem Text von 1896 geradezu eine Leitfunktion zu.

Hierbei kommt insbesondere das die *Einleitung* in der Auflage von 1896 eröffnende, das „Verhältniss der Logik zur Physik“ betitelte Kapitel zum Tragen; es hat als einer der Schlüsseltexte für die Theoriebildung Cohens zu gelten, setzt es doch erstmals konsequent als Paradigma eine Erkenntnistheorie voraus, in der die Elimination der Zweistämmigkeit der Erkenntnisquellen zugunsten des reinen Denkens tatsächlich vollzogen ist. Systematische Leitdifferenz ist dabei das Verhältnis von reinem Denken zur Anschauung. Allerdings wird der Vorrang des Denkens gegenüber der Anschauung hier *nicht* in eigenständiger Thematisierung theoretisch diskutiert oder gar begründet, sondern lediglich antizipiert und zugrundegelegt. Der Unterschied zu Natorps erkenntnislogischen Arbeiten, vor allem zu *Nombre, temps et espace*, ist signifikant, denn dort werden, wie gezeigt, in streng systematischer Deduktion die erkenntnistheoretischen Restbestände der Anschauung in logische Funktion des Erkennens überführt.³⁵ Cohen thematisiert dagegen eingehend die Beziehung der

34 Cohen hat seine *Einleitung* für die 8. Auflage der *Geschichte des Materialismus* von 1908 um die Kapitel „Das Verhältniss der Philosophie zu ihrer Geschichte“ (S: 439-454) und „Das Verhältniss der Psychologie zur Metaphysik“ (S. 455-473) erweitert.

35 Das wird um so deutlicher, wenn man die Perspektive der Zeitgenossenschaft einnimmt und die *Einleitung* in ihrer ersten Auflage von 1896 konsultiert, nicht in ihrer dritten von 1914, wie das Holzhey macht, vgl. insbes. S. ders.: Einführung, S. 8-9. Aus der Sicht von 1914, also immerhin zwölf Jahre nach Veröffentlichung der *Logik der reinen Erkenntnis*, erscheint die *Einleitung* als Addendum oder als historischer Kommentar zu dem in sich geschlossenen, in sich vollständig begründeten Theoriegebäude der *Logik* von 1902; von 1896 aus betrachtet erscheint sie als Antizipation einer noch nicht ausformulierten, aber zugrundegelegten Theorie reinen Denkens, was manche Dunkelheiten des Textes erklären mag. Unter dem rein theoretischen Aspekt der Geltung der *Logik der reinen Vernunft* oder der

Erkenntnislogik auf die Mathematik und Naturwissenschaft anhand exemplarischer historischer Positionen.³⁶ Der systematischen Leitdifferenz des Textes kommt dabei die Funktion einer operationalen Begrifflichkeit zu. Dieser athematische Erweis der Priorität des reinen Denkens kommt zur Geltung in Cohens kursorischen Analysen wissenschaftlicher und mathematischer Leistungen von Platon an, die allesamt die Kapazität des reinen Denkens belegen sollen. Zwar exponiert Cohen auch hier wieder die etablierten Namen der *philosophischen* „Vorgeschichte“ der *Kritik*: „Kant bedeutet uns nichts anderes als einen Gipfel des Höhenzuges, der von Platon ausgeht und unter den Neueren über Descartes und Leibniz hinführt.“³⁷ Doch dann nimmt seine Konstruktion der neueren Philosophiegeschichte die Wendung zur Geschichte von Mathematik und Physik. Hier schließt Cohen noch einmal an seine Ausführungen aus der *Rede* und der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* an, die die Trennung von naturwissenschaftlicher Arbeit und auf diese bezogener philosophischer Reflexion der wissenschaftlichen Erkenntnisbedingungen als Signatur der Neuzeit festgehalten und im Paradigma des Verhältnisses von Newton und Kant reflektiert hatten. In diesem Sinne sind „die bezeichneten Häupter“ zwar das Maß, die „Richtschnur“ für die „kritische Philosophie“ und deren erkenntnistheoretische Arbeit: „kritische Philosophie ist diejenige, welche nicht nur schlechthin mit der Wissenschaft Zusammenhang hat, und auch nicht schlechthin mit der Naturwissenschaft, sondern in erster Linie mit der Mathematik, und erst durch sie, und an ihrer Hand mit der Naturwissenschaft.“³⁸ Der eigentliche Gegenstand der Darstellung aber sind die mathematischen und wissenschaftlichen Leistungen *Platons*, der angeblich die „analytische Methode [...] der Geometrie“ entdeckt habe, *Descartes*, des ‚Erfinders‘ der „analytische[n] Geometrie“, *Leibniz*‘, des „Erfinder[s] der Analysis des Unendlichen“, *Newtons*, des „Urheber[s] des *Systems* der Wissenschaft“, *Huygens*‘, *Keplers*, *Galileis*, *Faradays*, *Heinrich Hertz*‘ und *Plancks*.³⁹ Sie alle werden *qua ihrer wissenschaftlichen Leistung* von Cohen zu „Vertheidiger[n] und Vertreter[n] des reinen Denkens“ erklärt, wie dieser am Beispiel Leibniz‘ erklärt.⁴⁰ Zwischen „jenem reinen Denken der Wissenschaft, welches die schöpferischen Methoden und in diesen die Wissenschaft selbst erzeugt“ und der „Anschauung“ kommt es Cohens Konstruktion zufolge zur

Einleitung mag diese Differenz unerheblich sein, unter dem historischen Aspekt dagegen, zumal dem rezeptionstheoretischen Zuschnitts, ist sie erheblich, vor allem wenn die Theoriebildung innerhalb der Marburger Schule zur Debatte steht.

36 Lange: *Geschichte des Materialismus*, 1896, Bd. 2, S. XVII-L.

37 Ebd., S. XVII.

38 Lange: *Geschichte des Materialismus*, 1896, Bd. 2, S. XVII.

39 Vgl. ebd., S. XVIII-XLVIII.

40 Ebd., S. XX.

„Collision“, die sich „durch die gesamte Geschichte der Wissenschaft und der Philosophie“ hindurchzieht⁴¹ – eine „Collision“, die vornehmlich ein Problem der Philosophie zu sein scheint, während Cohen die Wissenschaften, und die Mathematik zumal, davon freispricht.⁴² Die mathematische Naturwissenschaft und ihre Grunddisziplin Mathematik haben also ihre selbständige Geschichte, wie die *Einleitung* am Beispiel Newtons ausführt: „diese neue Mathematik war [...] eine Ausgeburt des reinsten, kühnsten und seiner Eigenmacht selbstbewussten Denkens.“⁴³ Bedingung der Möglichkeit der Eigenständigkeit von Naturwissenschaft und Mathematik ist deren eigenständige Prinzipiengegründetheit, und als solche prinzipiengeleitete Wissenschaft bildet sie ein „System“ aus.⁴⁴ Dabei verweist Cohen zwar auf die „intime Art des Verhältnisses zwischen Philosophie und Wissenschaft“, die nicht alleine darin besteht, dass die Begründer der modernen Naturwissenschaft und Mathematik, Newton und Leibniz, zugleich auf philosophischem Terrain tätig waren.⁴⁵ Vielmehr ist der Grundbegriff des wissenschaftlichen Systems, von Mathematik und Mechanik, der Begriff des Differentials, und dieser ist es, der auch als Grundbegriff der Realitätskonstitution in der Erkenntnistheorie wirksam wird.⁴⁶ Cohen insistiert dabei auf der prinzipiellen Differenz zwischen philosophischer und wissenschaftlicher Begründung unter den Bedingungen der Neuzeit, auf deren Abstand gleichsam: „Indem die Philosophie mit der Wissenschaft identisch gesetzt wird, wird sie vielmehr ausgeschaltet“⁴⁷ – auch wenn sie durch beider gemeinsame Anfänge und den gemeinsamen Grundbegriff aufeinander bezogen sind. Die Feststellung, die *Einleitung* verlagere das Gewicht der historischen Darstellung auf die mathematischen und wissenschaftlichen Leistungen, bedeutet deshalb keinesfalls, dass sich „die Bewertung der philosophischen Leistungen [Kants] zugunsten der ‚Vorgänger‘“ verschoben habe, wie dies Holzhey behauptet hat.⁴⁸ Vielmehr liegt der systematische Fluchtpunkt der Darstellung hinter dem Dargestellten, insofern als Cohen am Maß der Leitdifferenz von

41 Ebd., S. XVIII u. XX.

42 Vgl. Cohens Bemerkung über die „zwei Arten der Philosophie“, deren eine, „an der Quelle der Wissenschaft“ entspringende frei von dieser Gefahr ist. Seine Konstruktion der Auffassung Descartes' ist hierfür exemplarisch: während dieser als „Erfinder“ der „analytische[n] Geometrie“ das „wissenschaftliche Denken von dem gemeinen Vorurtheil“ befreit, die „Gegenstände des Denkens“ wären von der „Sinnlichkeit“ gegeben, verfällt er anschließend doch dem „Sensualismus mit seiner Weisheit für die Menge“; vgl. ebd., S. XIX.

43 Ebd., S. XIX.

44 Vgl. ebd., S. XXI.

45 Ebd., S. XX.

46 Ebd., S. XLIV-XLV.

47 Ebd.

48 Holzhey: Einführung, S. 7; im übrigen ist darüber hinaus festzuhalten und zu ergänzen, dass es eben nicht nur die „mathematischen Entdeckungen“ sind, auf die Cohen „alles Gewicht“ legt, sondern auch die wissenschaftlichen, vgl. ebd., S. 8.

reinem Denken vs. Anschauung bei *allen* portraitierten Positionen, auch der Kantischen, Restbestände defizitärer Anschauung ausmacht – das erste System einer Logik reinen Denkens war zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der *Einleitung* noch ungeschrieben.

Von diesem Szientismus und seiner Skizze zu einer Art von philosophischer Wissenschaftsgeschichtsschreibung ist Cassirers Projekt der „Studie“ ganz offenkundig angeleitet. Damit geht eine vorsichtige, erste Distanzierung von der so vielkritisierten Art der Philosophiegeschichtsschreibung Natorps einher, denn es sind *nach* der Kritik durch die Berliner Akademie Spuren und Hinweise in Cohens aktuellem Text, denen Cassirer für seine erste Arbeit nach *Leibniz' System* nachgeht, die er aufnimmt und transformiert. Cohens Ausführungen sind lesbar als Plädoyer für eine eigenständige Wissenschaftsgeschichtsschreibung, die von der Eigenständigkeit von Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft selbst her begründet ist. Doch soll diese Art der Geschichtsschreibung nicht im engeren Sinne historisch, sondern philosophisch sein, das heißt, sie soll die systematische Analyse der den einzelnen wissenschaftlichen Leistungen zugrundeliegenden „Grundbegriffe“ vollziehen. In diesem Sinne hat Cassirer Cohens Skizze offenbar gelesen und sie in seinen eigenen Überlegungen fortgeführt. Bemerkenswert für Cohens Position in diesen Ausführungen der *Einleitung* ist, dass er nicht mehr alleine Newton zum wissenschaftlichen Paradigma der Neuzeit erhebt, sondern dass die erkenntnistheoretische Reflexion der „Grundbegriffe“ sich auch auf andere wissenschaftliche Leistungen wie etwa die der erwähnten Galilei, Faraday und Hertz bezieht. Darin kann man eine gewisse Historisierung und Dynamisierung des „Factums der Wissenschaft“ erblicken, auch wenn das eher eine von Cohen theoretisch kaum ausgeschöpfte, wahrscheinlich kaum reflektierte, eine gleichsam unbeabsichtigte Nebenwirkung der wenig konzisen, mäandernden Darstellung der *Einleitung* ist denn eine geplante und methodisch vollzogene Erweiterung im Begriff des „Factums“.

Cassirer indessen hat diese Konsequenz in ihrer ganzen Tragweite wahrgenommen, wie das folgende Kapitel zum *Erkenntnisproblem* zeigen wird, und er hat sie zum eigentlichen Grundzug seiner gesamten Darstellung ausgebaut. Die Transformation des „Factums der Wissenschaft“ sollte sein großes Thema werden. Bereits hier, im Zusammenhang seiner wenigen Andeutungen zur „Studie“ gibt er Hinweise darauf, wie diese noch ungeschriebene philosophische Geschichte der „mathematischen Naturwissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts“ verfasst zu sein habe, welchem Modell sie folgen solle: anhand der „klassischen Hauptwerke“ werde „die Entwicklung“ dargestellt, die „in lückenloser und stetiger Folge von Leibniz zu

Kant hinüberführt”.⁴⁹ Die hier umrissene Wissenschaftsgeschichte war also als Entwicklungsgeschichte konzipiert. Sie legte als Grundbedingung historischer Darstellung die Gedanken von Stetigkeit und Kontinuität zugrunde. Damit folgte sie dem herrschenden Paradigma nicht nur des Marburger Typus von Philosophiegeschichtsschreibung und legte dieses auch der wissenschaftsgeschichtlichen Darstellung zugrunde. Dabei verrät Cassirers Formulierung „in lückenloser und stetiger Folge”, dass der Ursprung dieses historiographischen Axioms in der Mathematik selbst zu suchen ist, in den Bedingungen des mathematischen Funktionsbegriffs. Diese Übertragung naturwissenschaftlicher Begriffe und Denkfiguren nicht nur in die philosophische Systematik, sondern auch in die philosophische Geschichtsschreibung sollten offenbar auch deren strenge Wissenschaftlichkeit sichern.

Zusammenfassend läßt sich festhalten,

- (1) die „Studie” initialisiert die thematische Verschiebung der „Vorgeschichte der Vernunftkritik” hin zur Wissenschaftsgeschichte, soll heißen: zur Geschichte der mathematischen Naturwissenschaft und Mathematik;
- (2) in dieser Verschiebung deutet sich ein erstes Verständnis des „Factums der Wissenschaft” als eines dynamischen und historischen Gebildes an;
- (3) Referenztext der „Studie” ist Cohens *Einleitung mit kritischem Nachtrag*, auf deren sich durchsetzende Rezeption die Konzeption zur „Studie” aufbaut;
- (4) mit dieser Orientierung an Cohens *Einleitung* geht eine erste Distanzierung zu Natorps Philosophiegeschichtsschreibung einher;
- (5) die Verlagerung des Erkenntnisinteresses der „Studie” und des aus ihr resultierenden *Erkenntnisproblems* auf die Wissenschaftsgeschichte stellt eine Reaktionsbildung auf exoterische Kritik an der kantianisierenden Philosophiegeschichtsschreibung à la Natorp und auf innerschulische Divergenzen zwischen diesem und Cohen dar;
- (6) die inneren Bedingungen, die Begriffsbildung und Denkfiguren, dieser neuen Cassirerschen Historiographik der Wissenschaften sind dieselben wie die der philosophiegeschichtlichen Darstellung, ihre Axiome bildeten Stetigkeit und Kontinuität der Darstellung.

49 Cassirer: Leibniz’ System, S. IX.

3. "Philosophische Geschichte" und mathematische Naturwissenschaft – Hermann Cohens Philosophiegeschichtsschreibung

Thema des ersten Teils der Einleitung in das *Erkenntnisproblem* ist die Frage nach der Bedingung der Möglichkeit einer philosophischen Betrachtung der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte. Die zentrale Problematik ist dabei der historische Relativismus. Cassirer argumentiert hier zunächst vom Standpunkt des geschichtlichen Erkennens aus. Versucht man, so führt er aus, die „logischen Grundbegriffe, die die Wissenschaft aus sich heraus entwickelt, [...] nicht als gesonderte und von einander losgelöste Gestaltungen [...]“, sondern „in ihrer geschichtlichen Abfolge und Abhängigkeit [zu] erfassen“, so „droht uns jeder feste systematische Haltspunkt zu entschwinden“.⁵⁰ Die „Betrachtung des Ganges der Wissenschaft“ führt so zu einer Art von Historismus in der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte, denn „dem Bereich grenzenloser *Relativität*, dem wir noch eben entronnen zu sein meinten, scheinen wir jetzt [...] für immer überantwortet.“⁵¹ Die „bloss relative Geltung“ der einzelnen Positionen wissenschaftlicher Forschung und philosophischer Systembildung hebt „den Sinn und die Aufgabe der Philosophie“ auf, da der Wahrheitsanspruch jeglichen philosophischen Systems ein absoluter ist und in Widerspruch zu der eingeschränkten Gültigkeit des relativen Standpunktes steht: „Nichts versichert uns mehr, dass nicht der gesamte begriffliche Inhalt, den das Denken erbaut und notwendig erbauen muss, im nächsten Augenblick durch eine neue Tatsache gestürzt und vernichtet werde.“⁵²

Mit dieser Problemskizze knüpft Cassirer eng an den Problembestand an, den Hermann Cohen in dem 1902 erstmals veröffentlichten, *Das Verhältnis der Philosophie zu ihrer Geschichte* überschriebenen Teil seiner *Einleitung* zu Friedrich Albert Langes *Geschichte des Materialismus* formuliert hat.⁵³ Waren die Anfänge der Arbeit am *Erkenntnisproblem*, die Konzeption der wissenschaftsgeschichtlichen „Studie“, noch geprägt von der ersten Fassung der *Einleitung* von 1896 und ihren Ausführungen zum Verhältnis von Erkenntnislogik und Naturwissenschaft, so wird deren „zweite,

50 Cassirer: *Das Erkenntnisproblem*, Bd. 1, 1906, S. 5.

51 Ebd., S. 5-6. – Der erste, noch tastende Versuch einer terminologische Fixierung des Begriffs von Relativität und, davon abgeleitet, von Relativismus als einer „Lehre von der *Relativität* aller Erkenntnis, d.h. von ihrer Gültigkeit bloss in Bezug auf das (individuelle oder allgemeine) Bewusstsein“ findet sich erst am Ende des 19. Jahrhunderts bei Eisler: *Wörterbuch der Philosophischen Begriffe und Ausdrücke*, 1899, S. 645-646; die Belegstellen sind dort freilich noch recht uneinheitlich. Zur Problematik allgemein vgl. Wendel: *Moderner Relativismus. Zur Kritik antirealistischer Sichtweisen des Erkenntnisproblems*, 1990, bes. S. 31-68 („Klassischer und moderner Relativismus“).

52 Cassirer: *Das Erkenntnisproblem*, Bd. 1, S. 6.

53 Cohen: *Einleitung mit kritischem Nachtrag zur siebenten Auflage v. Fr[iedrich] Alb[ert] Lange's Geschichte des Materialismus in zweiter, erweiterter Auflage*, in: Lange: *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart*, Bd. 1, 7. Aufl., 1902, S. 439-454. Zum Ganzen vgl. die Einführung von Helmut Holzhey in Band 5.2 der *Werke* Hermann Cohens, 1984, S. 7-30.

erweiterte Bearbeitung”, und hierin insbesondere Cohens Verhältnisbestimmung von Philosophie, Wissenschaft und Geschichte leitend für Cassirers Überlegungen zur Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung, und zwar in mehrfacher Hinsicht:⁵⁴

- (1) Thematisch nimmt Cassirer zunächst die bei Cohen angelegte Leitmotivik des Verhältnisses von Systematik und Historie in Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung auf.
- (2) Die bei Cohen dieser Leitmotivik zugrundeliegende Problematik der Differenz zwischen Geltung und Absolutheitsanspruch des einzelnen philosophischen Systems und dem Relativismus in der historischen Erkenntnis des geschichtlichen Zusammenhangs mehrerer Systeme wird zum zentralen Thema auch der *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem*.
- (3) Die methodologische Erörterung der *Einleitung* zum *Erkenntnisproblem* folgt Cohens Modell einer „philosophischen Geschichte” und erhebt diese zu ihrem Programm.
- (4) Das *Erkenntnisproblem* adoptiert auch Cohens programmatisches Postulat des Bezugs von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung auf Kultur.
- (5) Cassirers enger Anschluss an Cohens Überlegungen zur Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte ist keine bloße Wiederholung oder gar redundant; er ist vielmehr geprägt von dem Bestreben, die erkennbaren Defizite in Cohens Versuch der Verschränkung von Systematik und Historie zu beheben und dessen kaum ausgeführte Konzeption zu einer historischen Dynamisierung des „Factums der Wissenschaft” zu fortzuschreiben. Diese Art der Transformation erscheint als die für Cassirer spezifische Gestalt immanenter Kritik.

Die Leitthesen erfordern eine Skizze von Cohens Modell des Verhältnisses von Philosophie und Philosophiegeschichtsschreibung; sie soll in diesem Kapitel versucht werden. Dabei bietet es sich an, in einem ersten Schritt den Cohenschen Ansatz darzustellen und insbesondere seine Konzeption einer „philosophischen Geschichte” zu erläutern. Das soll zum einen anhand des methodologischen Teils des Aufsatzes von 1871 geschehen. Zum anderen wird Cohens Kritik an Trendelenburgs Überlegungen zur Methode der Philosophiegeschichtsschreibung und der Vergleich beider Konzeptionen das ahistorische Moment im Cohenschen Ansatz verdeutlichen. In einem zweiten

54 Die zweite und erweiterte Auflage von Cohens *Einleitung* erschien ungefähr ein Jahr nach *Leibniz' System*; vgl. Postkarte Cohens an Paul Natorp v. 21. März 1902, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, 1986, S. 276, wo Cohen bemerkt, „Sehr bald schicke ich Ihnen das M[anu]s[kript] zur *Einleitung*”, damit Natorp dazu Stellung beziehen könne.

Schritt ist dann zu zeigen, wie Cohen nach der Abkehr vom Psychologismus und der Wende hin zum Szientismus den Ansatz bei einer „philosophische[n] Geschichte“ zur mathematischen Naturwissenschaft hin öffnet. Dabei werden Verschiebungen im Neuansatz erkennbar werden, an die Cassirer in der Folge anschließen sollte. Cassirers kritische Rezeption des Cohenschen Programms und die Modifikationen in seiner Ausführung werden in den folgenden Kapiteln diskutiert werden.

Cohens Darstellung des *Verhältnisses der Philosophie zu ihrer Geschichte* von 1902 nimmt seine programmatischen Überlegungen zu methodischen Fragen der Philosophiegeschichtsschreibung aus dem Aufsatz *Zur Controverse zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer* von 1871 auf. Beide Abhandlungen kreisen um das Thema des Verhältnisses von Geschichtsschreibung und philosophischer Systematik, beide problematisieren den Begriff historischer Objektivität und erheben die Abwehr von Historismus und Relativismus gleichsam zum Programm, schließlich sind beide der Konzeption einer „philosophischen Geschichte“ verpflichtet. Dabei reformuliert der Text von 1902 weitestgehend die früheren Thesen zum Verhältnis von philosophischer Systematik und Philosophiegeschichte, und zwar unter den Bedingungen der neugefassten „transscendentalen Methode“ und ihrer engen Beziehung zur Naturwissenschaft sowie der damit verbundenen Abkehr von jeglicher psychologischer Erkenntnisbegründung.⁵⁵ Die beiden Texte lassen sich trotz ihrer weit auseinanderliegenden Entstehungsdaten und trotz des zwischenzeitlich vollzogenen Paradigmenwechsels als thematische und sachliche Einheit verstehen, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer Programmatik als auch ihrer Resultate. Diese Binnen-These zu Cohens Philosophiegeschichtsschreibung hat Konsequenzen für deren Rezeption durch Cassirer. Denn wengleich dessen intensive Aneignung der Cohenschen Auffassung von Philosophiegeschichtsschreibung in deren unter dem Zeichen des Faktums der Naturwissenschaft stehender Reformulierung von 1902 begründet sein dürfte, so scheint dennoch der Ansatz im Ganzen für Cassirer verbindlich gewesen zu sein. Das erweist sich beispielsweise daran, dass Cassirer das Konzept der „philosophischen Geschichte“ zeit seines Schaffens nicht aufgegeben, sondern in Modifikationen fortgeschrieben hat.

Bereits die frühe Arbeit von 1871 ist ein nachdrückliches Plädoyer für eine Geschichte der Philosophie als „philosophische Wissenschaft“.⁵⁶ Unter einer solchen

55 Vgl. Cohen: *Zur Controverse zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer* (1871), in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 7 (1871), S. 249-296, zur „*Methode der Geschichtsschreibung*“ bes. S. 290-296; vgl. ders.: *Kants Theorie der Erfahrung*, 1885, S. 2-8 u. 24-26, hier findet sich insbes. eine Kritik der „psychologischen“ und der „entwicklungsgeschichtlichen Methode“.

56 Cohen: *Zur Controverse*, S. 296.

”philosophischen Geschichte” versteht Cohen die systematisch verfahrenende rationale Rekonstruktion von Systemen; sie soll ”aus den treibenden Gedanken heraus nachgebildete Darstellung eines philosophischen Systems” sein.⁵⁷ ”*Der Historiker sei Philosoph*” lautet deren leitende Maxime, auf die philosophische Historiographie festgeschrieben werden soll⁵⁸ – der Philosoph jedoch sei ”Advocat der Wahrheit”,⁵⁹ und mit dieser Doppelformel ist Cohens Philosophiegeschichtsschreibung im Prinzip vollständig charakterisiert. Die Formel macht sogleich ihr Paradox deutlich, das in einer konsequenten Dekontextuierung und Enthistorisierung philosophischer Theorien und Theoreme besteht. Die strikte Anbindung historischer Forschung an das systematische Paradigma dient zunächst offenkundig der Abwehr eines Historismus der Erkenntnis und ist insofern zeittypisch.⁶⁰ Systematisch verfasste Philosophie könne, so Cohen, ”im Entwicklungsgange der Wissenschaften” nicht durch die Geschichte der Philosophie ”abgelöst” werden. Erkenntnistheorie, nicht Wissenschaftsgeschichte oder gar Ideengeschichte soll Referent der mathematischen Naturwissenschaft sein. Das erscheint aus der intrinsischen Perspektive von Cohens System als plausibel, würde andernfalls doch die geltungstheoretische Reflexion der wissenschaftlichen Grundbegriffe wegfallen und sich damit die Aufgabe der ”Erkenntniskritik” auflösen. Darüber hinaus aber kommt der Konzeption der ”philosophischen Geschichte” die Funktion der Kontingenzvermeidung zu. Der Ausschluss des Kontingenten sichert die Einheit und Kontinuität des geschichtlichen Zusammenhangs. Dieser Befund ist Teil der paradoxalen Verfassung von Cohens historiographischer Konzeption, ist Kontingenz doch ein Charakteristikum des Historischen. Aber gerade auf den Ausschluss dieses Moments aus der Philosophiegeschichte zielt Cohens Programmatik.

Es scheint, als unterscheide Cohen die Historiographie der Philosophie von allen anderen Arten der Geschichtsschreibung.⁶¹ Der Grund für diese Sonderstellung soll offenbar in der Problemorientiertheit der Philosophiegeschichtsschreibung liegen. Doch,

57 Ebd., S. 291.

58 Ebd., S. 293.

59 Ebd., S. 296.

60 Cohen bemerkt ebd., S. 296, unter den „Einseitigkeiten des menschlichen Wesens” sei „die historische vielleicht die gefährlichste”. Zum Historismus als einer umfassenden Tendenz nach dem Zerfall der idealistischen Systeme, insbesondere des Hegelschen, vgl. Schnädelbach: *Geschichtsphilosophie nach Hegel. Die Probleme des Historismus*, 1974. Cohens Abwehr des Historismus richtet sich gegen den von Schnädelbach beschriebenen Historismus des zweiten Typs, den Historismus als einer „Denkform” oder „philosophischen Position”.

61 So hat Cohen anlässlich des „Internationalen Kongreß für historische Wissenschaften”, der 1908 in Berlin stattfand und auf dem die Philosophiegeschichte nicht vertreten war, dafür plädiert, dass wenn Vertreter der Philosophie doch aufgenommen würden, sie keinesfalls in einer Sektion mit Geistesgeschichte und Kulturgeschichte untergebracht werden dürften, vgl. Cohen: *Auch ein Zeichen vom Geiste der Zeit* (1908), in: ders.: *Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte*, Bd. 1, S. 335-340, hier 336.

und das bleibt in der Forschung gelegentlich unberücksichtigt, sieht Cohen zunächst den "politischen Geschichtsschreiber" mit denselben Schwierigkeiten konfrontiert wie den philosophischen, wenn es um die Frage der leitenden Gesichtspunkte geht, nach denen der "Zusammenhang der Begebenheiten" der historischen Darstellung hergestellt werden soll.⁶² Die spezifische Differenz zu den leitenden Gesichtspunkten der politischen Historiographie scheint Cohen im besonderen Charakter der philosophischen Probleme zu sehen, in deren Unabgeschlossenheit und Aktualität: "Der Historiker stelle sich dreist mitten hinein in den Streit der Parteien. [...] Die philosophischen Probleme und zumal die neueren sind nicht so abgeschlossen, dass man ihre Darstellung ohne die regste Teilnahme und den ständigen Einfluß der eigenen Weltanschauung betreiben könnte."⁶³ Cohen übersieht hier freilich, dass auch politische Geschichtsschreibung die sie leitenden Perspektiven aus dem Horizont der Fragen ihrer Gegenwart heraus gewinnt. Historiographie blieb einer Zeit, die sich die Bekämpfung eines "Übermaßes an Geschichte" auf die Fahnen geschrieben hatte, festgeschrieben auf die Erforschung einer abgeschlossenen, gleichsam toten Vergangenheit. Doch der eigentliche Grund für die paradoxe Fixierung der historischen Methode der Philosophiegeschichtsschreibung auf systematisierende Rekonstruktion ist nicht nur in der Abwehr des historischen Relativismus im Bereich der Erkenntnis oder der Kontingenzvermeidung zu suchen, vielmehr liegt er in einer vorgängigen theoretischen Entscheidung, in Cohens prinzipieller Verpflichtung von Philosophie auf ein systematisches Paradigma – ganz gleich, ob dieses an psychologischer Erkenntnisbegründung orientiert sei oder, wie von 1876 an, am "Faktum der Wissenschaft".⁶⁴

Im Zeichen ihrer Systemgeleitetheit kann Cohen der Philosophiegeschichte im Resultat freilich wenig mehr als die Funktion einer Hilfswissenschaft zugestehen. Denn Philosophie als Wissenschaft ist seinem Verständnis nach ausschließlich auf die Lösung systematisch verfasster "Probleme" ausgerichtet; die "*systematische* Teilnahme" der

62 Cohen: Zur Controverse, S. 269. Diese Seite wird beispielsweise bei Orth: Trendelenburg und die Wissenschaft als Kulturfaktum, in: Marx / Orth (Hrsg.): Hermann Cohen und die Erkenntnistheorie, 2001, S. 49-61, hier: S. 50, übersehen.

63 Cohen: Zur Controverse, S. 272. Auffällig in diesem Zusammenhang ist ebenso der Plural „Probleme“ wie auch der unspezifische Gebrauch, den Cohen hier vom Begriff ‚Problem‘ macht, der bei ihm und Natorp ja zu einem scharf umgrenzten erkenntnistheoretischen Terminus geworden war, vgl. Holzhey: [Art.] Problem, in: Ritter / Gründer (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 7, 1989, Sp. 1397-1408, hier: S. 1402-1403.

64 Inwiefern diese theoretische Dezsision wiederum der Abwehr eines Relativismus im Bereich der Moral und damit letztlich der Weltanschauung verpflichtet ist, läßt sich nur im Rahmen einer Untersuchung des Zusammenhangs von Weltanschauung und theoretischer Philosophie Cohens feststellen und kann hier nicht Thema sein; die Ausführungen von Köhnke: Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus. Die deutsche Universitätsphilosophie zwischen Idealismus und Positivismus, 1986, S. 273-301, erweisen diesen Zusammenhang freilich als höchst plausibel.

”philosophischen Geschichtsschreibung” an der ”historischen Entwicklung der Probleme” soll zu deren ”fortschreitender *Lösung*” führen.⁶⁵ Geschichte der Philosophie wird so zum weiten Feld vergangener und als mehr oder weniger defizient erachteter Versuche der Lösung philosophischer Probleme; der Philosophiegeschichtsschreibung kommt dann die vorbereitende Aufgabe zu, diese Lösungsversuche zu sammeln und sie für eine erneute Diskussion systematisch aufzubereiten. Signum dieser systematisierenden Rekonstruktion ist notwendigerweise die historische Aktualisierung, wird die Rekonstruktion doch motiviert und geleitet von der Annahme der Aktualität des Problems und dem gegenwärtigen systematischen Paradigma, in dessen Zeichen die Lösung gesucht wird. Das ist der Sinn von Cohens dunkler Rede, der Philosophiehistoriker müsse die Position des Neuen einnehmen – i.e. des aktuellen systematischen Paradigmas oder des zu lösenden Problems –, um die ”historische Verbindung mit dem Alten [...] herzustellen” und von da aus das Neue zu erkennen, ”welches auch in dem Alten das Neue war.”⁶⁶ Durch diese Art historischen Recyclings von Theoremen und Systemen ”verbürgt sie [i.e. die Philosophiegeschichtsschreibung] den lebendigen Fortbestand” der Philosophie als einer Systematik.⁶⁷

Fraglich bleibt, inwiefern eine solcherart rein systematisch verfahrenende und damit Kontingenzen ausschließende Philosophiegeschichtsschreibung, wie sie Cohens ”philosophische Geschichte” darstellt, eine ‚historisch’ verfasste oder auf Historisches gerichtete Wissenschaft sein kann. Als das einzig historische Moment an ihr erscheint der Rückgriff auf *vergangene* Theoreme oder Theorien – an denen sodann freilich nur das systematische Paradigma, nach dem sie entworfen wurden, Gegenstand der Erkenntnis sein soll. Weder ist das Verfahren der ”philosophischen Geschichte”, die rationale Rekonstruktion, in irgendeiner Weise historisch qualifiziert, noch sind ihre

65 Cohen: Zur Controverse, S. 274.

66 Ebd., S. 275. Exemplarisch für eine solche Lektüre des Alten – sprich: historisch vergangener systematischer Positionen – vom als gültig gesetzten systematischen Paradigma aus wäre etwa Cohens Interpretation von Platons Ideenlehre als Antizipation der Erkenntniskritik, vgl. ders.: Platons Ideenlehre und die Mathematik (1878), in: ders.: Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, Bd. 1, S. 336-366. Resultat dieser Auffassung von Philosophiegeschichtsschreibung ist, allgemein betrachtet, Cohens Philosophiegeschichte der „Vorgänger” Kants oder gar der eigenen Logik reiner Erkenntnis. Die Annahme von Renz: Philosophiegeschichte angesichts der Geschichtlichkeit der Vernunft. Überlegungen zur Historiographie der Philosophie im Ausgang vom Marburger Neukantianismus, in: Philosophie und Philosophiegeschichte / La philosophie et son histoire. *Studia Philosophica* 61 (2002), S. 182, man müsse „vermuten, dass die Kategorie des Neuen [...] auch die grundsätzliche Andersartigkeit der Zukunft gegenüber dem Immer-schon-da-Gewesenen” qualifiziere, erscheint dagegen als Übertragung eines theologischen Motivs auf Cohens Konzeption von „philosophischer Geschichte”, ist sachlich aber als Denkfigur der Cohenschen Philosophiegeschichtsschreibung in keiner Weise ausweisbar und bleibt deshalb spekulativ.

67 Cohen: Zur Controverse, S. 275. Zu Typus und Funktion dieser Art von Philosophiegeschichtsschreibung vgl. Angehrn: Wozu Philosophiegeschichte?, in: *Studia philosophica* 61 (2002), S. 39-65, hier S. 42-44.

Gegenstände – Theoriegestalten aller Art in *systematischer Thematisierung* – als historische im spezifischen Sinne ausweisbar. Es versteht sich von selbst, dass alle Konfiguration philosophischer Theorie *in* der Geschichte situiert sind, doch versucht die "philosophische Geschichte" und ihre systematische Konstruktion gerade und ausschließlich deren *überzeitliches* Moment zu thematisieren und "die gesamte Masse historischer Tatsachen" auszublenden.⁶⁸ Geschichte in der Funktion des bloßen Feldes, in dem Theorien und Theoreme vorfindlich sind, als Fundus oder Medium der Gegebenheit, erscheint nicht nur in dieser Hinsicht als reduktionistisch verstanden. Entsprechend verfügt Cohen über keinen Begriff des historischen Objektes als solchen, ebensowenig wie über ein auf historische Verläufe oder Wirkungen gerichtetes Erkenntnisinteresse. Entscheidend für diese Problematik ist die Frage, ob die *Thematisierung* von Sachverhalten systematisch oder historisch erfolgt, ob sie auf rationale Rekonstruktion und systematisch-regressive Analyse gerichtet ist oder auf Entstehungsbedingungen, zeitliche Abläufe, Kontingenzen. "Welcher Art ist das zu erkennende Objekt [der Philosophiegeschichte]", lautet immerhin Cohens Frage in der Trendelenburg-Fischer-Abhandlung – doch die Antwort ist bezeichnend: "es ist ein *Gedanke*." Wobei Cohens Ergänzung zu dieser Antwort sogleich zeigt, dass seine Fragestellung selbst an diesem einschlägigen Ort methodologischer Reflexion auf Philosophiegeschichte sich eben *nicht* auf das historische Moment des "Gedankens" richtet, sondern transzendental ausgerichtet ist und einzig das den Gedanken erzeugende Vermögen im Blick hat: "Als solcher [i.e. als Gedanke] der Ertrag eines *psychischen Prozesses*", wie der Cohen aus der Periode der Aufsätze für die *Zeitschrift für Völkerpsychologie* formuliert.⁶⁹ Das auf den "Gedanken" gerichtete Erkenntnisinteresse ist ein rein systematisches, das vom Versuch der Lösung eines aktuellen systematischen Problems her motiviert ist. Die vergangenen Problemlösungsversuche werden in dieser Perspektive lediglich zu theoretischen Optionen, die entweder für die aktuelle Problematik defizitär und zu verwerfen sind oder die adoptiert und transformiert werden können. Cohens Praxis der Historiographie folgt gänzlich diesem ahistorischen Typus "philosophischer" Geschichtsschreibung, auch nach der Verabschiedung des Psychologismus.

68 Vgl. Cohen: Zur Controverse, S. 272; ganz unproblematisch ist für Cohen die Anweisung, der „zu analysierende Gedanke“ müsse „in seine Bestandteile zerlegt werden“; entschieden schwieriger ist die ‚Prüfung‘ der „gesamte[n] Masse historischer Tatsachen“: „Es bleibt aber, wie wir gesehen haben, alsdann immer noch die Schwierigkeit, außerhalb der als historisch gegeben befundenen Elemente eine neues, als das Gesuchte, zu bestätigen.“ Vor diesem „Irrweg“, in den die „historischen Tatsachen“ führen, soll die rein systematische Rekonstruktion schützen.

69 Ebd., S. 270.

Die Zwiespältigkeit in der Konzeption der "philosophischen Geschichte" wiederholt sich bei der Frage nach dem Verhältnis von subjektiven und objektiven Elementen in der Philosophiegeschichtsschreibung. Nach der Reformulierung der "transscendentalen Methode" und der Verabschiedung des Psychologismus hat Cohen diese Frage nicht mehr gestellt. Sie richtet sich aber auf die Forderung nach Objektivität in der Historiographie, deren Konsequenzen sie im drohenden Relativismus sieht, und ist deshalb auch für die Fortschreibung dieses Ansatzes von 1902 noch relevant. Der Aufsatz von 1871 hält die Position "der objektiven Geschichtsschreibung" für unabdingbar.⁷⁰ Anders wäre indessen Geschichte der Philosophie als "philosophische Wissenschaft" auch nicht zu betreiben.⁷¹ Cohen läßt die rationale Rekonstruktion eines vergangenen Systems von der Subjektivität des "Geschichtsschreiber[s] der Philosophie", den "Interessen unserer Subjektivität", geleitet sein. Offen bleibt indessen, wie diese Subjektivität mit "objektiver Geschichtsschreibung" vermittelt ist. Cohens Formel einer "relativen Objektivität" bleibt gänzlich unbestimmt.⁷² Ähnlich unterbestimmt ist auch sein Versuch, Systematik und Historie enger aufeinander zu beziehen, als das mit einer Konzeption von Philosophiegeschichtsschreibung möglich war, die diese im Resultat zu einer Hilfswissenschaft systematischen Philosophierens und die Geschichte zu einem Arsenal von Systemen und systematischen Motiven macht. Den Versuch zu einer solch engen Korrelation zwischen Systematik und Historie unternimmt Cohen zwar und zeigt damit Einsicht in die Problemlage, doch bleibt auch diese Art der Beziehung bloße evidenzlose und unausgewiesene Behauptung: "Je mehr er [der Geschichtsschreiber der Philosophie] *systematischen* Anteil an dem Probleme nimmt, das er darstellt, desto gediegener an *urkundlicher Treue* nicht minder als an systematischer Klarheit wird seine Arbeit ausfallen." Weshalb eine desto striktere systematische Analyse und anschließende Konstruktion zu um so größerer "*urkundlicher Treue*" führen soll, bleibt Cohens Geheimnis – seine eigenen Arbeiten zeugen jedenfalls vom Gegenteil.⁷³ Das hat allenfalls dann eine gewisse Plausibilität, wenn man meint, Theorien oder Theoreme auf einen wie immer beschaffenen überzeitlichen systematischen Gehalt hin dekontextuieren und anschließend rein

70 Ebd., S. 272.

71 Vgl. ebd.; diese Selbstaussage bestätigt die Erfordernis, Cohens erkenntnistheoretische Position vor dem Hintergrund seiner „Weltanschauung“ zu analysieren, was in der vorliegenden Arbeit unterbleiben muss; geleistet hat dies Köhnke: Entstehung und Aufstieg, S. 273-301.

72 Ebd.

73 Das hat auch Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 13-14, festgestellt; ähnlich ders.: Vorbemerkungen des Herausgebers, in: Natorp: Leibniz und der Materialismus (1881), aus dem Nachlass hrsg. v. Helmut Holzhey, in: *studies leibnitiana*. Zeitschrift für Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften 17 (1985), S. 3-4, hier: S. 4.

systematischer Rekonstruktion unterziehen zu können. Dekontextuierung ist das spezifische Verfahren von Cohens systematischen und historischen Analysen.⁷⁴ Dadurch aber wird der Begriff der ‚Urkunde‘, und mit ihm die Maxime „urkundlicher Treue“, – die beiden einzigen Begriffe der Abhandlung aus dem Bereich der Historiographie übrigens – reduziert zum bloßen Inbegriff eines zeitunabhängigen begrifflichen Zusammenhangs oder, wie Cohen an anderer Stelle formuliert hat, zum „Gedanken“ und damit gleichsam ad absurdum geführt.

In wie hohem Maße Cohens „philosophische Geschichte“ reduktiv ist, in wie weit sie lediglich systematische Analyse *vergänger* Theoreme oder Systeme im Bezug auf ein aktuelles philosophisches Problem ist und damit Elimination des Historischen aus der Philosophiegeschichte, das wird im Kontrast zu den methodologischen Reflexionen Trendelenburgs deutlich. Cohen hat im Aufsatz aus der *Zeitschrift für Völkerpsychologie* von 1871 ja nicht nur Position zu den in Frage stehenden Kantdeutungen Kuno Fischers und Friedrich Albert Trendelenburgs bezogen und sich darüber hinaus nicht nur allgemein zur Methodologie der Philosophiegeschichtsschreibung geäußert. Cohen suchte vielmehr die eigene Konzeption einer „philosophischen Geschichte“ auch durch deutliche Kritik der „*Methode der Geschichtsschreibung der Philosophie*“ zu profilieren, wie sie Trendelenburg vertreten hatte.⁷⁵ Dieser hatte seinerseits das philosophiegeschichtliche Verfahren Kuno Fischers einer Kritik unterzogen und dabei *für* Philologie und historische Quellenarbeit und *gegen* das Verständnis von Philosophiegeschichtsschreibung als bloßer „Vorarbeit“ systematischen Philosophierens plädiert: „Es ist Kuno Fischers Weise, sich in den Philosophen, den er darstellt, so hineinzudenken, dass er ihn von dem Substrat seiner Bücher loslöst und aus dem eigenen mit dem Philosophen eins gewordenen Geist freier wiedergibt. [...] Aber Kuno Fischers Darstellung ist keine eigentlich historische, keine durch und durch urkundliche. [...] Kuno Fischer will kein Referat aus Quellenausügen, das immer nur ein sehr lückenhaftes und dürftiges Bild gewähre“ – wie Trendelenburg Fischer kritisch paraphrasiert – „und sieht eine solche Leistung anderer Geschichtschreiber der Philosophie nur als eine Vorarbeit statt der Arbeit an.“⁷⁶ Die Arbeit an den Quellen *ist*

74 Vgl. Köhnke: „Unser junger Freund“ – Hermann Cohen und die Völkerpsychologie, in: Marx / Orth: Hermann Cohen und die Völkerpsychologie, 2001, S. 62-77, hier: S. 75.

75 Ebd., S. 268-270. Zur Auseinandersetzung zwischen Trendelenburg und Fischer insgesamt vgl. Köhnke: Entstehung und Aufstieg, S. 257-272.

76 Trendelenburg: Über eine Lücke in Kants Beweis von der ausschliessenden Subjectivität des Raumes und der Zeit. Ein kritisches und antikritisches Blatt, in: ders.: Historische Studien. Bd. 3: Vermischte Abhandlungen, 1867, S. 215-276, hier: S. 257 u. 259; Trendelenburg paraphrasiert hier Fischer: Vorrede zur Geschichte der neuern Philosophie, 2. Aufl., Bd. 1, 1867, S. VIII.

die eigentlich philosophische Arbeit, zumindest ist sie ein Teil von ihr. Trendelenburg sucht nach einer der Forderung nach urkundlicher Arbeit entsprechenden Darstellungsform und findet sie in einer "alten[n] Weise der Darstellung", die "nicht zu verschmähen" sei: "in der Geschichte der Philosophie behält immer ein feingefügtes Mosaikbild den Werth des Echten und den Reiz eines sinnvollen Verständnisses."⁷⁷ Diese Form der Darstellung verbürgt seiner Auffassung von philosophischer Historiographie nach erst die "strenge" Wissenschaftlichkeit der Geschichtsschreibung, deren Angemessenheit an ihren Gegenstand und die erforderliche Detailgenauigkeit: "in der strengen Wissenschaft [steht] die historische Bürgschaft des ungetrübten ungekränkten authentischen Gedankens, die Genauigkeit des Einzelnen, die Schärfe des Ursprünglichen in seiner nackten wirklichen Gestalt."⁷⁸ Auch wenn die Rede vom "Ursprünglichen" oder vom "authentischen Gedanken" angesichts des jeder Darstellung zugrundeliegenden Konstruktivismus als kaum begründbar erscheint, so ist sie immerhin im Sinne eines nachhaltigen Plädoyers für eine möglichst wenig überformende, das konstruktive Moment zurücknehmende und an der Leitvorstellung der Verpflichtung gegenüber dem Ausgangstext orientierte Philosophiegeschichtsschreibung zu verstehen. Unübersehbar ist indessen, dass hier ein anderes Paradigma von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit zugrundegelegt wird, als dies bei Cohen der Fall ist. Wissenschaft heißt für Trendelenburg nicht die Erhebung *einer* Wissenschaft zur Leitdisziplin, zum Paradigma auch der Philosophie, wie dies im Cohenschen Reduktionismus der mathematischen Naturwissenschaft der Fall war. Wissenschaft bedeutet vielmehr zum einen das schiere Gegenteil jeglichen Reduktionismus, das "System der Wissenschaften".⁷⁹ In diesem Sinne ist für Trendelenburg die Rede von Wissenschaft nur im Plural sinnvoll. Zum anderen meint der Singular "Wissenschaft" im oben zitierten Zusammenhang den Inbegriff von Wissenschaft, die Wissenschaftlichkeit, das heißt, eine besondere Art der umfassenden detailgenauen Erforschung und "authentischen" Darstellung, die zwar durchaus auch durch systematische Rekonstruktion geleitet sein kann, darüber aber das Detail nicht vernachlässigen darf. In diesem Sinne kann denn mit Trendelenburg auch die hier zur Diskussion stehende Philosophiegeschichte "strenge Wissenschaft" genannt werden – eine Auffassung, die mit dem bei Cohen beginnenden und über Husserls *Philosophie als*

77 Trendelenburg: Über eine Lücke in Kants Beweis, S. 259.

78 Ebd.

79 Trendelenburg: Logische Untersuchungen, Bd. 2, 2. erg. Aufl. 1862, S. 412; vgl. ebd.: „Die einzelnen Systeme der Wissenschaften sind selbst nur Glieder eines grossen Systems.“

strenge Wissenschaft hinausreichenden Szientismus in der Philosophie nachhaltig erschüttert wurde.⁸⁰

Dass Cohens Konzeption einer "philosophischen Geschichte" bereits mit Trendelenburgs Leitvorstellung des "ungetrübten ungekränkten authentischen Gedankens" und der historisch-philologischen Treue gegenüber dem als "Original" verstandenen Text aufs schärfste kollidieren musste, ist naheliegend, nahm jener doch eingeständenermaßen in Anspruch, dass im Zeichen "eines nicht historischen, sondern ausgesprochener Weise systematischen Philosophirens [!]" – durch das die "philosophische Geschichte" sich per definitionem ja auszeichnen sollte – "nachträgliche Korrekturen" und sogar eine, gemessen an der Ausgangsgestalt der Theorie, "verkürzt[e] und verkümmert[e]" Darstellung erlaubt sei.⁸¹ Entsprechend verfällt auch die von Trendelenburg ins Spiel gebrachte Darstellungsform des "Mosaiks" Cohens scharfer Kritik: "Ein Mosaikbild, und wenn es noch so fein gefügt ist, wird immer nur ein Ganzes von *Bruchstücken* sein." Demgegenüber soll die "geschichtliche Forschung" die "Gestaltung [!] eines Ganzen von *Gliedern* [i.e. Systemteilen] anstreben."⁸² Wegen "mißglückter einzelner Versuche" – damit ist Kuno Fischers Kant-Interpretation gemeint – dürften die "anerkannten ‚idealen Ziele‘ einer Methode [i.e. der Systematisierung] nicht auf[ge]geben" werden, "durch welche allein sie [i.e. die Geschichte der Philosophie] zur Wissenschaft wird."⁸³ Mit dieser Auffassung wurde Cohen zumindest in methodologischer Hinsicht zum Advokaten Fischers.⁸⁴

Auf dem Stand der Überführung der "transscendentalen Methode" in die *Logik der reinen Erkenntnis* hat Cohen seine Überlegungen zum Verhältnis von Systematik und Historie neu formuliert. Nachdem die "transscendentallogische" Fragestellung sich nach der Abkehr vom Psychologismus nicht mehr auf den "Gedanken" und das ihn erzeugende "psychische Vermögen" richtet, sondern auf das "Factum der Wissenschaft" als apriorischen Referenten der "erkenntniskritischen" Reflexion, thematisiert die

80 Vgl. Husserl: Philosophie als strenge Wissenschaft, in: Logos 1 (1911), S. 289-341.

81 Cohen: Einleitung, S. 441: „Hat nicht vielmehr in der Geschichte und vor ihr ein jedes Individuum, dem es beschieden war, in der Geschichte sich zu verewigen, sein eigenes Recht, das ihm durch nachträgliche Korrekturen eines nicht historischen, sondern ausgesprochener Weise systematischen Philosophirens nicht verkürzt und verkümmert werden dürfe?“ Hier nimmt Cohen zwar in ironischer Rede die Perspektive der Position der Objektivität geschichtlicher Darstellung ein und charakterisiert die Systematisierungsbemühungen der „philosophischen Geschichte“ aus deren Sicht, doch läßt gerade die obige Lektüre gleichsam gegen den Strich den sachlichen Gehalt dieser Passage hervortreten. Durch eine solche „historische Objektivität wird der lebendige Sinn für die philosophischen Probleme abgetötet“, deshalb ist für Cohen das „Dreireden“ des Historikers als Philosophen geboten (vgl. ebd., S. 442).

82 Cohen: Zur Controverse, S. 270.

83 Ebd., S. 269.

84 Vgl. ebd., S. 268-270, bes. S. 270.

Einleitung von 1902 Philosophie und Philosophiegeschichtsschreibung in ihrem Verhältnis zur mathematischen Naturwissenschaft. Im offenkundigen Versuch, die methodologischen Unzulänglichkeiten der Trendelenburg- Fischer-Abhandlung unter dem neuen Vorzeichen zu beseitigen, erhebt der Text These und Resultat des Ansatzes von 1871 zu seiner Prämisse: das Studium der Philosophie fordere *„die Verbindung des systematischen und des historischen Interesses.“*⁸⁵ Das leitende Interesse von Cohens Ausführungen richtet sich auf dieser Basis auf die Frage, wie die Wissenschaftlichkeit der Philosophie zu sichern sei. *Conditio sine qua non* einer wissenschaftlichen Philosophie ist der *„Zusammenhang der Philosophie mit der Wissenschaft“*, und wie dieser *„Zusammenhang“* zu denken sei, das ist das eigentliche Thema der *Einleitung*.⁸⁶ Dabei geht es Cohen nicht nur um die Sicherung des philosophischen Szientismus; vielmehr steht in ganz grundlegender Weise der Begriff von Philosophie überhaupt auf dem Spiel, denn wird *„die Philosophie von diesem Zusammenhang mit der Wissenschaft abgelöst, so wird sie selbst vernichtet und vereitelt.“*⁸⁷ Cohens leitende These ist, dass Philosophie und Wissenschaft nur durch die Vermittlung der Geschichte auf einander beziehbar sind: *„Der Zusammenhang [der Philosophie, HKO] mit der Geschichte bedeutet zuvörderst den Zusammenhang mit der Wissenschaft.“*⁸⁸ Diese These läßt sich im Rückgriff auf den reduktiven Begriff von Geschichte als eines bloßen Fundus verstehen, wie ihn der Aufsatz aus der *Zeitschrift für Völkerpsychologie* exponiert hatte. Geschichte soll kein äußerer Horizont sein, sondern das Medium, in dem sich systematisierendes Denken auf die Grundbegriffe wissenschaftlicher Resultate oder Positionen bezieht. Doch anders als beim Versuch von 1871 scheint Cohen auf dem Boden seiner Konzeption des *„Factums der Wissenschaft“* eine innere Beziehung zwischen Philosophie und Geschichte, Systematik und Historie etablieren zu wollen. Die nähere Begründung dieser Beziehung versucht Cohen über den Umweg der Klärung des Begriffs von Wissenschaft. Die Explikation dieser *„Hauptfrage der Logik und [...] Grundfrage der Philosophie“* bildet bezeichnenderweise das Kernstück von Cohens Erörterung des *„Verhältniss[es] der Philosophie zu ihrer Geschichte.“*⁸⁹

Als ob er die Frage nach dem Begriff der Wissenschaft nicht nur systematisierend ausführen, sondern damit zugleich den Zusammenhang von Systematik und Geschichte

85 Cohen: *Einleitung*, 1902, S. 440.

86 Ebd., S. 441.

87 Ebd., S. 441-442. Das Modell, gegen das Cohen seine Konzeption richtet, ist hier, in einer Art von Zeit- und Kulturkritik, der „Fall Nietzsche“, die „aphoristische Stellenschriftlerei“, wie es wortspielerisch heißt, in der die „geschichtliche Unwissenheit die Miene des Originaldenkers annimmt“ (ebd., S. 442).

88 Ebd., S. 443.

89 Ebd., S. 445.

in der Textschicht der Darstellung auch exemplarisch demonstrieren wollte, führt Cohen an dieser Stelle die Position Platons an. Dieser habe als Wissenschaft, die in Frage stehe, die Mathematik erkannt: die "Mathematik war die Wissenschaft, mit der er die Philosophie in Verbindung brachte".⁹⁰ Was "die Mathematik zur Wissenschaft macht", das habe Platon als die Idee, im näheren als "die mathematischen Ideen", bestimmt.⁹¹ Cohen versteht die Frage nach den Ideen als eine nach dem Anfang oder Ursprung, denn die Grundsätze stehen am Anfang des mathematischen Systems, das gleichsam als Modell dient. Spezifischer richtet sich seine Frage an das Verhältnis von Sätzen und deren Erzeugung. Das "Zauberwort" Platons für das Erzeugende sei die "Hypothese" oder "Grundlegung": "Der Grundsatz ist [...] nur dadurch Grundlage, dass er in einer Grundlegung und kraft derselben vollzogen wird. Das reine Denken, welches sonach das wissenschaftliche Denken ist, selbst bringt in der Grundlegung den Grundsatz hervor. So wird das reine Denken das legitime Mittel zur Erzeugung der Idee."⁹² Dieses begriffliche Zentrum seiner Darstellung hat Cohen in der im selben Jahr wie die zweite Auflage der *Einleitung* veröffentlichten *Logik der reinen Erkenntnis* zu begründen unternommen – die Sätze müssen freilich als hochgradig kryptisch angesehen werden.⁹³ Ihre Deutung ist an dieser Stelle nicht Thema; Cohens Logik des Ursprungs ist von Helmut Holzhey in denkbar erhellender Weise rational rekonstruiert worden.⁹⁴ Entscheidend im thematischen Zusammenhang ist die Setzung, die Cohen vornimmt, dass der Ursprung des wissenschaftlichen Denkens im reinen Denken zu finden sei, und sich für diese Konstruktion auf Platon beruft. Dabei ist hervorzuheben, dass er den Kern seiner Bestimmung des Begriffs von Wissenschaft in ein prozessuales Moment des reinen Denkens verlegt, wie immer dieses näher zu bestimmen sei. Die sogenannte "Grundlegung", deren Prozessualität durch das, in Cohens Worten, "verbale Wort" indiziert werden soll, wird als gleichbedeutend mit dem Begriff der Idee verstanden. Mit dieser Konzeption begab sich Cohen in eine differierende Position zu Natorps Entwurf einer genetischen Relationalität von 1900 – und in wie hohem Maße jener sich dieser

90 Ebd., S. 447.

91 Ebd., S. 448.

92 Ebd., S. 449.

93 Hier ist Wiedebach: Die Bedeutung der Nationalität für Hermann Cohen, 1997, S. 69, zuzustimmen, der meint, der „Ursprung“ bleibe „ein Rätsel bzw. für den Menschen, der hier tatsächlich den Beginn von Gewißheit vollzieht, ein Geheimnis“; zum Verständnis von Cohens Rede vom „Ursprung“ vgl. die erhellenden Bemerkungen ebd., S. 68-77 („Die Ursprungserzählung“). Vgl. demgegenüber die Auffassung von Edel: Die Entkräftung des Absoluten. Ursprung und Hypothese in der Philosophie Hermann Cohens, in: Holzhey / Orth (Hrsg.): Neukantianismus, 1994, S. 329-342, hier: S. 341-342, der meint, der „Ausdruck ‚Ursprung‘ bezeichnet den Ort bzw. den Grund oder die Ursache der Herkunft, der Entstehung, des Entspringens, aber birgt ansonsten kein Geheimnis“, denn er bleibe „an ihm selbst ganz unbestimmt“. Letzterem ist beizupflichten, doch bleibt die Metaphorik von „Ort“, „Grund“, „Ursache“, „Entspringen“ etc. selbst vage und in ihren Unbestimmtheiten dunkel.

94 Vgl. Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1: Ursprung und Einheit, passim, ganz bes. S. 175-201.

Divergenz bewusst war, zeigt seine gegenüber Natorp geäußerte Beteuerung, „auch möchte ich Sie nicht zu stark compromittiren.“⁹⁵.

Weshalb aber will Cohen die Frage der Beziehung von Wissenschaft und Philosophie auf dem Umweg über eine Explikation des Begriffs der Wissenschaft klären und weshalb glaubt er, dass sein philosophiegeschichtlicher Ansatz auf diesem Wege plausibel werde? Die Frage nach der Motivation dieser verschlungenen Argumentationsstrategie stellt sich um so schärfer, als die systematische Klärung des Bezugs der „Erkenntniskritik“ auf das vorgängige „Factum der Wissenschaft“, und damit der Bezug der Philosophie auf Wissenschaft, innerhalb der Theorie Cohens bereits mit der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* als unproblematischer Theoriebestand gelten durfte. Offenbar ging es Cohen zunächst darum, auf dem neuen Stand der Theoriebildung, der mit der *Logik der reinen Erkenntnis* erreicht war, das Verhältnis von Philosophiegeschichtsschreibung, Wissenschaft und Philosophie einer diesem Stand angemessenen erneuten Klärung zu unterziehen. Doch bereits der Hinweis am Ende des Textes zeigt, dass der Versuch, das systematische Resultat der *Logik* in eine Beziehung zu Wissenschaft und Historiographie zu setzen, sich auch der innerschulischen Rezeption von *Leibniz' System* verdankt.⁹⁶ In historischer Perspektive hatte Cassirer in seiner Monographie von 1902 *Leibniz' philosophische Arbeiten* in eine Vielzahl von Bezügen zu Mathematik und Naturwissenschaft seiner Zeit gestellt. Die dynamische Geschichte der Philosophie und Wissenschaften, die dem Leibnizschen „System“ eingezeichnet wurde und die im Anschluss daran zu einer historischen Studie ausgearbeitet werden sollte, wirkte der weitgehenden Bindung des „Factums der Wissenschaft“ an die Errungenschaften Newtons entgegen, wie sie noch dem Stand der zweiten Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* entsprach. Die dynamische Ableitung der „Grundbegriffe“ folgte der prozessualen Begrifflichkeit, die Cassirer aus den theoretischen Versuchen Natorps aufgenommen hatte, und erweiterte sie. Das führte im Resultat zu einer ersten, historischen wie systematischen Dynamisierung des „Factums“. Damit war, theoriegeschichtlich gesehen, gleichsam Bewegung in das „Factum der Wissenschaft“ gekommen.

Zumindest Spuren dieser Dynamisierung des in der systematisch-regressiven Analyse notwendig statischen „Factums“ finden sich in Cohens Überarbeitung der *Einleitung* von 1902, nach dem Erscheinen von *Leibniz' System* also. Das zeigen die Stellen, an denen das Ergebnis der systematischen Bestimmung der Frage „Was ist

95 Brief an Natorp, undatiert, nach Holzhey wohl zwischen dem 21. März 1902 und dem Ende der Frühjahrssemesterferien verfasst, in: Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 276-277, hier: S. 277.

96 Cohen: *Einleitung*, 1902, S. 454.

Wissenschaft" auf die Leitfrage nach dem Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft bezogen wird: "die Ideen, als die Grundlegungen, sind es, welche den Inhalt der Erkenntnis, den Schatz bilden, der ewig durch neue Grundlegungen vermehrt werden kann; wenngleich alle neuen Grundlegungen als Vertiefungen der alten sich herausstellen dürften." Das Zitat freilich zeigt, dass der Begriff der Idee innerhalb dieser Systematik in gleich doppelter Funktion auftritt. "Idee" soll das prozessuale Moment der Erzeugung repräsentieren, das Cohen in das "verbale Wort" der "Grundlegung" übersetzte. Als "Idee" wird aber auch das von der "Erzeugung" Hervorgebrachte, der "Inhalt der Erkenntnis", bezeichnet. Den Inhalt freilich will Cohen wiederum als die Tätigkeit verstehen, in den Worten der *Logik der reinen Erkenntnis*: "Die Erzeugung selbst ist das Erzeugnis"⁹⁷ oder: "die Tätigkeit selbst ist der Inhalt."⁹⁸ Wie immer das im einzelnen zu verstehen ist, es soll offenbar vermieden werden, dass es ein "Außerhalb des Denkens" gäbe, eine "Differenz von Tätigkeit (Erzeugen) und Inhalt (Erzeugnis)", wie Helmut Holzhey formuliert hat.⁹⁹ Dieser Gedanke mag für eine Theorie rein logischen Erkennens von Nutzen sein, eine Methodologie philosophie- oder wissenschaftsgeschichtlichen Erkennens läßt sich darauf nicht aufbauen. Ist es doch alleine dieser "Schatz", die "Idee" als *Gebilde* oder *Erzeugnis*, die das historische Erkennen zu bergen in der Lage ist, nicht aber die Idee als Bilden oder Erzeugen. Diese Differenz bleibt in der *Einleitung* gänzlich unreflektiert, aber es ist offenkundig, dass diese Heteronomie, in Begriffen funktionaler Beschreibung formuliert: diese nicht explizierte Doppelfunktion im Begriff der "Idee" es ist, die Cohen zu der Annahme bringt, über die Explikation seines begrifflichen Konstrukts von "Wissenschaft" sei das Verhältnis von Wissenschaft, Philosophie und Philosophiegeschichtsschreibung plausibel zu machen. Wegen der Priorität des Erzeugens "reiner" Ideen aber bleibt Geschichte wiederum nur äußerlich, wird ihre Aufgabe für die Sicherung der Wissenschaftlichkeit der Philosophie hier so interpretiert, dass Geschichte gleichsam den Fundus für die systematische Analyse bereitstellt, den "Schatz", wie Cohen bezeichnenderweise formuliert. Die Funktion des Geschichtsbezugs besteht also auch auf dem Stand von 1902 darin, dass die historische Arbeit das theoretische Potential für die systematisch-rationale Konstruktion bereitstellt: "So weist der Idealismus der reinen

97 Cohen: *Logik der reinen Erkenntnis*, 1902, S. 29.

98 Ebd., S. 60

99 Vgl. Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 180; auf derselben Seite freilich führt Holzhey weiter aus, Cohen komme „es sowohl auf die ‚Identität‘ wie auf die ‚Differenz‘ von Erzeugen und Erzeugnis an“. Man müsse durch Cohens „zweifelsohne oft höchst anfechtbaren und unpräzisen“ Formulierungen hindurch „*Absicht und Gesichtspunkt des Verfassers*“ herausarbeiten, wie Holzhey meint, was die Verständnisprobleme indessen nicht mindert, den ratlosen Interpreten aber immerhin tröstet.

Vernunft auf die Geschichte hinaus, welche in ihrer nie versiegenden Arbeit das unverdächtige Recht erlangt hat, immer neue Grundlagen sich auszugraben. Zugleich aber giebt der Idealismus der wissenschaftlichen Vernunft den Halt und die Sicherheit der Geschichte, dass sie nicht zu fürchten hat, in Flugsand ihre Grundlagen zu legen; sondern dass sie in einem Schachte zu graben vermag, der unerschöpflich, aber auch unerschütterlich ist; ewig wandelbar, aber ebenso unveränderlich; daher den ewigen und einheitlichen Grund der Geschichte der Kultur bildet, und zuvörderst den der Wissenschaft.”

Der für Cassirers *Erkenntnisproblem* wegweisende Gedanke, es handele sich bei der ”Hypothese” *auch* um einen historischen Prozess, findet sich in Cohens *Einleitung* lediglich im Modus der Andeutung. Für die Reflexion dieses weitreichenden Theorems verfügte Cohen, wie gezeigt, weder über die begrifflichen Mittel noch über ein tragfähiges Modell und Verständnis von Geschichte, Wissenschaftsgeschichte oder historischen Verläufen, ganz zu schweigen von einer Konzeption der historischen Erkenntnis konkret-geschichtlicher Gestalten. Das machen Cohens obige, recht poetische Ausführungen und seine Flucht in die Metaphorik des Bergbaus deutlich. Der Gedanke, dass im Laufe der Wissenschaftsgeschichte immer neue, variante oder divergente Positionen in immer neuen Grundlegungen produziert werden – ”unerschöpflich” und ”ewig wandelbar” –, kollidiert mit der Schacht-Metaphorik, die auf einen alten, wohlsedimentierten Bestand verweist, der zur Zeit der (historischen) Grabungsarbeit doch eher als ”unveränderlich” denn ”ewig wandelbar” erscheint.¹⁰⁰ Daran wird die Statik von Cohens geschichtsphilosophischem Modell der Philosophiegeschichte ablesbar, das mit der Platonischen Ideenlehre einen absoluten Anfang und mit der durch Cohen emendierten Kantischen *Kritik* ein historisches Telos setzt. Dieses Modell ist wenig geeignet, das ”Factum der Wissenschaft” in seiner Dynamik und Wissenschaftsgeschichte als Hervorbringung immer neuer, auch heterogener Konzeptionen von Wissenschaft zu fassen.

Doch nicht alleine hinsichtlich des Geschichtsprozesses und der Problematik, dass aus ihm immer neue und widerstreitende wissenschaftliche oder philosophische Theorien und Positionen hervorgehen, macht sich das Fehlen eines Begriffs von

100 Hier wird durch die Spannung zur Begrifflichkeit gerade das Leistungspotential der Metaphorik deutlich, das es erlaubt, für einen im Rahmen des Cohenschen Geschichtsmodells *theoretisch* offenbar nicht fass- oder integrierbaren Sachverhalt zumindest ein sprachliches Bild zu finden. Dieser Versuch der *Prägnanzbildung* eines Gedankens und seiner non-*theoretischen Integration* gehört zu den „komplex[en] Leistungen” von Metaphern und liegt noch weit vor der Funktion der ‚Konsolidierung’, auf die eine von der Konzeption von „Orientierungswissen” geleitete philosophische Metaphorologie zielt, wie sie beispielsweise Konersmann (Hrsg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern, 2007, S. 15, vorschlägt.

Geschichte auf dem Stand, den die Cohensche Theorie mit der *Logik der reinen Erkenntnis* und der zweiten Auflage der *Einleitung* zu Lange einnimmt, als Defizit bemerkbar. Völlig unzureichend sind auch die Möglichkeiten, die seine Ausführungen zur Philosophiegeschichte für die Analyse und Rekonstruktion vergangener wissenschaftlicher Positionen bieten. Das ist nicht überraschend, hat Cohen doch die Generierung von Ideen zurückgeführt auf das "wissenschaftliche Denken", das er reduktiv als "reines Denken" bestimmt hat. Damit verflüchtigt sich auch in der Reformulierung seiner Ausführungen zur Methodologie der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung der Gegenstand der historischen Rekonstruktion zu einem Gebilde "reinen Denkens". Es werden so die konkret-geschichtlichen Gestalten der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte ebensowenig erreicht wie auf dem Stande des Aufsatzes von 1871. Doch vorausgesetzt, Cohens Auffassung von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte verfügte über einen Begriff der konkreter Wissensgestalten, so fehlten ihm noch immer die entsprechenden Verfahren, um diese zu erschließen. Alleine systematische Analyse und Konstruktion, die jeweils von einem im Grunde als überzeitlich verstandenen Paradigma, dem philosophischen Problem, geleitet werden, stehen seiner Auffassung zu Gebote, philologische oder andere historische Mittel dagegen nicht.

Doch selbst Cohens Versuch, systematische und historische Betrachtung ineinander zu verschränken, bleibt ungenügend. Denn Geschichte wird zwar, wie gezeigt, als Medium und Fundus für die systematische Analyse gefasst, damit aber Erforschung der Wissenschaftsgeschichte de facto zur Hilfswissenschaft der "philosophischen Geschichte" reduziert. Die absolute Priorität der systematischen Analyse und der vom systematischen Aspekt her gesehen äußerliche Bezug des historischen Moments bleiben status quo auch auf dem Stand der *Einleitung* von 1902. Über die Abhandlung aus der *Zeitschrift für Völkerpsychologie* hinaus weisen alleine die Verschiebung des Akzents im historiographischen Gegenstand hin zur Wissenschaft und damit hin zu einer „philosophischen *Wissenschaftsgeschichte*“ sowie der unausgeführte Hinweis darauf, dass die dauernden Grundlegungen im Laufe der Geschichte zu einem ständig wachsenden, dauernd sich verändernden Fundus führen.

Cassirers *Einleitung* in das *Erkenntnisproblem* von 1906 macht deutlich, dass er an diesen Stand der Cohenschen Überlegungen zur Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung anschließt und sie weiterführt. Leitend werden hierbei überwiegend die *programmatischen* Aspekte der Cohenschen Ausführungen, wie *erstens* die Programmatik einer "philosophischen Geschichte" und *zweitens* die

Forderung nach dem engen Bezug von systematischer und historischer Betrachtung. Das gilt *drittens* auch für einen weiteren Punkt, der bei Cohen ebenfalls programmatisch bleibt und keinerlei Ausführung erfährt. Es handelt sich um das Postulat vom Zusammenhang der philosophischen Systeme und der Wissenschaften mit der Kultur. So soll laut Cohen philosophiegeschichtliche Darstellung darauf zielen, den "Zusammenhang" zwischen philosophischen Problemen und der Kultur herzustellen: "Was will die Geschichte der Philosophie am letzten Ende leisten? Sie will den fortlaufenden Zusammenhang der philosophischen Probleme im Ganzen der menschlichen Kultur darstellen."¹⁰¹ Doch der weitere Fortgang dieser recht unvermittelt eingeschalteten Passage verdeutlicht, dass Cohen jegliches konzeptionelle und begriffliche Mittel fehlt, die Immanenz der Probleme und problemgeschichtlichen Darstellung zu überschreiten und diese mit dem kulturellen Kontext zu vermitteln: "Wie ein System aus dem Besten des andern wächst, und in dem Mangel des eigenen den Keim des neuen trägt! Wie die Fragen sich vertiefen und die Ziele höher gehen! Und wie doch überall die Steigerung stufenweise erfolgt!" – all das sind Elemente einer teleologisch verfassten Problemgeschichte, keineswegs aber Momente in deren Vermittlung mit der Kultur.¹⁰² Zugespißt ließe sich formulieren, dass der philosophisch weitgehend an der erkenntnistheoretischen Bearbeitung seines Szientismus interessierte Cohen bis in die Zeit der Publikation der *Logik der reinen Erkenntnis* hinein nicht über einen philosophisch zureichenden und reflektierten Begriff von Kultur verfügte. Das trifft im übrigen auch für den Begriff der Geschichte zu. Geschichte wird bis zur *Ethik des reinen Willens* nicht thematisch – und wenn doch, dann allenfalls im Modus des *nunc stans* der Problemgeschichte.¹⁰³ Der Grund dafür liegt, wie Helmut Holzhey gezeigt hat, in Cohens Insistieren auf Reinheit und Normativität, was verhindert, dass Geschichtswissenschaft zum „Factum“ der Ethik werden kann.¹⁰⁴ Das ist im übrigen, wie sich auch am Beispiel Natorps und des frühen Cassirer zeigen wird, für die im Zeichen des Szientismus stehende Marburger Schule charakteristisch. Erst auf dem Boden der Kulturphilosophie und der damit einhergehenden Erschließung weiterer

101 Cohen: Zur Controverse, S. 271.

102 Ebd.

103 Cohen: Ethik des reinen Willens, 1904. Freilich findet, ganz in der Tradition Kants, auch in der *Ethik* die Thematisierung von Geschichte und Geschichtlichkeit nicht statt und kann dort auch nicht stattfinden, anders als Renz: Die Rationalität der Kultur, S. 186, Anm. 67 meint.

104 Vgl. Holzhey: Kants Geschichtsphilosophie im Neukantianismus, in: Rudolph / Küppers (Hrsg.): Kulturkritik nach Ernst Cassirer, 1995, S. 85-104, der zwar auf Cohens Erörterung des „philosophische[n] Problem[s] der Geschichte in *Kants Begründung der Ethik* hinweist (ebd., S. 89), dann aber das entscheidende Moment für das Verfehlen der Dimension des Historischen benennt: „Wiederholt hat er tatsächlich erwogen, die *Geschichtswissenschaft* als Bezugsfaktum der Ethik einzusetzen, ist aber vermutlich davon abgekommen, weil die Geschichtswissenschaft [...] ‚unrein‘ ist und deskriptiv, nicht normativ“ (ebd., S. 95).

Dimensionen der Realitätserkenntnis in der Philosophie Ernst Cassirers sollte dieses Defizit behoben werden. Die Veröffentlichung der zweiten Auflage der *Einleitung* zu Langes *Geschichte des Materialismus* macht aber auch deutlich, dass Cohen um eine thematische Erweiterung hin zu Kultur und Geschichte bemüht war. Denn hier will Cohen programmatisch klar machen, dass sich die einzelnen Glieder seines "Systems der Philosophie" auf einzelne Bereiche, in seinen Worten: "Richtungen" der Kultur beziehen. In aufsteigender Reihenfolge verweist die Ästhetik auf die Kunst, die Ethik auf die Sittlichkeit und die Logik auf die Wissenschaft. Der "Zusammenhang mit der Wissenschaft erweitert sich folgerichtig zu dem mit der allgemeinen Kultur", wie der Text von 1902 postuliert.¹⁰⁵ Analog zum Begriff der Geschichte wird der Ausdruck ‚Kultur‘ zu einem bloß fungiblen oder operationalen Element, in dem die einzelnen Systemteile der Philosophie aufgespannt sind – ein Element, das selbst nicht thematisiert wird und, betrachtet man Cohens erkenntnistheoretisch oder ethisch fixierte Begrifflichkeit, auch nicht thematisiert werden konnte.¹⁰⁶ Kultur blieb für Cohen deshalb ebenso wie Geschichte ein bloß Postuliertes, und bildete für die einzelnen Teile des "Systems der Philosophie" allenfalls einen Horizontbegriff. Dabei fungiert das Kulturpostulat eher als darstellendes Moment, als Substitut für die fehlende theoretische Reflexion des Zusammenhangs mit der Kultur. Die Behauptung des Zusammenhangs von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte mit der Kultur innerhalb der methodologischen Abhandlung folgt dem Muster der Nachträglichkeit; sie sucht in der Darstellung nicht Geleistetes zumindest zum Programm zu erheben.

Innerschulisch dürfte Cohens Versuch, das Verhältnis der Philosophie zu "ihrer" Geschichte im Bezug zur mathematischen Naturwissenschaft zu fundieren, zentrale Impulse durch die Leibniz-Darstellung Cassirers erhalten haben. Cohens argumentativ verschlungene Überlegungen der *Einleitung* im Ganzen sowohl in der Fassung von 1896 wie der von 1902 sind auch als „Standortbestimmung gegenüber Friedrich Albert Langes Materialismusgeschichte anzusehen“, wie Helmut Holzhey ausgeführt hat.¹⁰⁷ Sie sind freilich mehr als das; sie sind der vorsichtige Versuch, die thematische Reduktion der Philosophie auf die erkenntnistheoretische Reflexion der Grundbegriffe

105 Cohen: *Einleitung*, S. 443.

106 Eine Ausnahme hierzu bildet m.E. die späte Schrift *Der Begriff der Religion im System der Philosophie*, 1915, die mit einem weit gefassten Begriff von Religion es vermag, in eine religionsphilosophische Abhandlung so etwas wie einen kulturphilosophischen Ansatz einzuzichnen. Renz: *Die Rationalität der Kultur*, S. 185 meint, bei Cohen eine eigenständige „Kulturphilosophie“ ausmachen zu können; doch auch wenn man sich dem nicht anschließen vermag, so ist ihrer Auffassung zuzustimmen, Kultur sei bei Cohen „in den Gelenkstellen zwischen den Systemteilen“ situiert.

107 Ebenda, S. 14.

von Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft zu modifizieren. Diese Reduktion hatte Cohen werkgeschichtlich, wie gezeigt, vollzogen in der Kritik an Friedrich Albert Lange, und es erscheint signifikant, dass er sie nun, wie behutsam und wie ungenügend auch immer, in einer Art von Kommentar zur Lange abmildert. Doch Cohens Überlegungen zumindest in der erweiterten Fassung der zweiten Auflage dürften nicht zufällig in größter geschichtlicher und sachlicher Nähe zu einer Schrift stehen, die 1900 erschienen war und die bis dahin vielleicht schärfste Kritik auch des Marburger Neukantianismus enthielt: die Rede ist von Max Schelers Habilitationsschrift *Die transzendente und die psychologische Methode*.

4. Faktum der Wissenschaften und wissenschaftlicher Prozess – Max Schelers Kritik der ”transszendentale Methode”

Schelers *Die transszendentale und die psychologische Methode* aus dem Jahre 1900 ist Teil der philosophiegeschichtlichen Konstellation, in der Cassirer nicht nur die Einleitung zur ersten Auflage des *Erkenntnisproblems*, sondern die gesamte historische Darstellung der ersten beiden Bände verfasst hat.¹⁰⁸ Der mit Cassirer gleichaltrige Schüler Rudolf Euckens und Otto Liebmanns hatte die ”transszendentale Methode” einer Kritik unterworfen, die an Vehemenz und Schärfe alles überbot, was es an kritischen Auseinandersetzungen mit der Marburger Schule bis zu diesem Zeitpunkt gegeben hatte, und das waren nicht wenige. Die Arbeit war unter dem Titel der ”transszendentale Methode” nicht alleine gegen Cohen und die Marburger Schule gerichtet, sondern ganz ausdrücklich gegen alle neukantischen Konzeptionen von Erkenntnistheorie, die sich diesem Prinzip verpflichtet fühlten, ganz gleich, wie sie das der Methode zugrundeliegende Bezugsfaktum im einzelnen deuteten.¹⁰⁹ Bei aller Kritik blieb Scheler aber im Ton unpolemisch und war strikt sachorientiert, was innerschulisch auch so wahrgenommen wurde, wie Natorps Brief vom 6. Juli 1902 an Görland zeigt.¹¹⁰ Vor allem aber teilte seine Arbeit trotz aller Kritik an den Ausführungen der sogenannten ”transszendentale Methode” einige von deren Grundannahmen und bekannte sich auch offen dazu.¹¹¹

Schelers Habilitationsschrift wurde und wird von der Forschung kaum registriert, was zunächst damit zu tun haben dürfte, dass sie sich der sogenannten ”,noologischen’ Methode” Rudolf Euckens verschrieben hat und gänzlich von deren Standpunkt aus argumentiert. Euckens Philosophie geriet schon bald nach dem Tode ihres Urhebers bis auf Ausnahmen in Vergessenheit. Im weiteren verharrt *Die transszendentale und die psychologische Methode* weitgehend in kritischer Diskussion der beiden titelgebenden ”Methoden”. Das führt dazu, dass sich eine eigenständige Position nur in Umrissen

108 Scheler: *Die transszendentale und die psychologische Methode. Eine grundsätzliche Erörterung zur philosophischen Methodik*, 1900.

109 Scheler nennt hier, neben Cohen, Windelband, Rickert, Riehl, Vaihinger.

110 Vgl. Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 2, S. 278-280, hier: S. 278, wo Natorp aus Anlaß der Übernahme der Redaktion der *Kant-Studien* durch Scheler bemerkt: „Wie dieser [i.e. Scheler] gegen uns gesinnt ist, weiss ich nicht, er hat ein Buch *gegen* die transszendentale u[nd] die psychol[ogische] Methode – für die ‚noologische’ Methode Euckens geschrieben. Immerhin ein nachdenklicher Mensch, nach meinem bisherigen Eindruck, u[nd] mit einem Hohlkopf wie V[aihinger] nicht zu vergleichen.”

111 Vgl. beispielsweise Scheler: *Die transszendentale und die psychologische Methode*, S. 139.

andeutet und dort, wo sie fassbar wird, scheinbar nichts mit dem Denken Schelers nach seiner Wende zur Phänomenologie zu tun hat.¹¹²

Von der Fragestellung der vorliegenden Arbeit aus ist die Kritik von Schelers Habilitationsschrift und deren theoretische Basis deshalb von so hohem Interesse, weil sich in ihr aus epochaler Perspektive ein Standpunkt geltend macht, der all das einklagt, was mit der Cohenschen Reduktion von Philosophie zur am "Factum der Wissenschaft" orientierten "Erkenntniskritik" an Bereichen philosophischer Wirklichkeitserkenntnis verlorenging. Dieser Reduktionismus hatte sich in einem letzten Schritt in Cohens Auseinandersetzung mit Friedrich Albert Lange manifestiert; tatsächlich vollzogen hatte sich dieser historische Prozess im Ausgang von Trendelenburgs Wissenschafts- und Methodenpluralismus. Es ist deshalb kein historischer Zufall, dass die grundlegende Kritik an der "transszendentalen Methode" von einem Eucken nahestehenden Standpunkt aus geltend gemacht wird, denn die Nähe zwischen der Trendelenburgschen Philosophie der Wissenschaften und Euckens idealistischer Kulturphilosophie ist beträchtlich und wohldokumentiert.¹¹³ Hier schließt sich gewissermaßen ein Kreis, und Schelers Kritik konfrontiert Cassirer eben mit dem Preis, der zunächst für die Konzeption von Philosophie als Wissenschaft zu bezahlen gewesen war, mit Mathematizismus, Szientismus, Formalismus, Ungeschichtlichkeit und Entfremdung gegenüber der Kultur.

Wie ernst Schelers Kritik in Marburg tatsächlich genommen wurde, das verdeutlicht bereits der Umstand, dass Cassirer sie in der *Einleitung* zum *Erkenntnisproblem* an gleich zwei Stellen zurückweist und dies die einzige Auseinandersetzung mit Kritik im gesamten ersten Teil bleibt. Damit wurde die arbeitsteilige Praxis etabliert, nach der der Schüler Cohens Angriffen auf die theoretische Basis der "Arbeitsgemeinschaft" mit einer Anti-Kritik begegnete, was im Jahr des Erscheinens des *Erkenntnisproblems* zu einer weiteren Veröffentlichung Cassirers, der Schrift gegen Leonard Nelson, führte.¹¹⁴ Im Unterschied zu letzterer freilich hinterließ die Auseinandersetzung mit Scheler tiefe Spuren nicht nur in der *Einleitung*, sondern in der gesamten Theoriebildung Cassirers bis hin zum

112 Vgl. ebd., S. 179-181; Scheler bekennt hier ausdrücklich, nicht am Namen der Methode Euckens festhalten zu wollen, jedoch an ihrer Sache. Dabei ist es der Begriff der „geistigen Lebensform“, der über die Habilitationsschrift und die Philosophie Euckens hinaus auf Schelers „materiale Wertethik“ von 1913 weist.

113 Vgl. Dathe: „Mit der Fackel Trendelenburgs in der Hand“. Rudolf Euckens Treue zu Friedrich Adolf Trendelenburg, in: Hartung/Köhnke (Hrsg.): Friedrich Adolf Trendelenburgs Wirkung, 2006, S. 105-122.

114 Cassirer: Der kritische Idealismus und die Philosophie des „gesunden Menschenverstandes“, 1906.

Geschichtsmanuskript von 1936. Nicht nur in Sachen Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung sowie Kulturphilosophie sollte Schelers Philosophie eine der wichtigen kritischen Orientierungen Cassirers bilden, sondern später auch in Fragen philosophischer Anthropologie.¹¹⁵ Ein Grund für diese doppelte Rezeption, die an der Oberfläche abwehrt und dazu gegenläufig in der Tiefenstruktur Prägungen durch die Kritik zuläßt, dürfte in Schelers Hinweisen auf die mit der "transszendentalen Methode" partiell geteilte Basis und das gemeinsame Anliegen einer Ermittlung der "Grundfunktionen" der Erkenntnis zu suchen sein.¹¹⁶ Cassirers Gegenkritik im *Erkenntnisproblem* führte zu einer langandauernden gegenseitigen kritischen Wahrnehmung, die zumindest für Cassirer höchst produktiv war. Der Fall Scheler macht in exemplarischer Weise deutlich, in welchem hohem Maße Theoriebildung bei Cassirer sich auch in kritischer Auseinandersetzung mit anderen philosophischen Positionen vollzieht, in einer Art von Dialog mit denen gleichsam, die ihrerseits seiner Arbeit in kritischem Verhältnis gegenüberstanden.

Wie sehr indessen Schelers Kritik die Grundfesten der "transszendentalen Methode" getroffen und erschüttert hatte, läßt sich erst ermessen, wenn man Cassirers unveröffentlichte Notizen zu Schelers Buch von 1900 konsultiert.¹¹⁷ Vor dem Hintergrund der ersten vorsichtigen Divergenzen zu Cohens erkenntniskritischem Ansatz in *Leibniz' System* und dem Unzureichenden von dessen methodologischen Reflexionen zur Philosophiegeschichtsschreibung sowie einer ersten Dynamisierung des "Factums" wird deutlich, dass es Cassirer, anders als später bei der Polemik gegen Nelson, im Falle Schelers nicht nur um Abwehr nach außen ging, sondern um die weitere Ausgestaltung der eigenen Theorie in der Diskussion fremder. Auseinandersetzung und Zurückweisung der Schelerschen Kritik führten zu einer ganz entscheidenden Weiterbildung in Cassirers Ansatz zur Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung im *Erkenntnisproblem* – das soll die Leitthese der folgenden Untersuchungen sein. Dabei sind zwei thematische Bereiche auszumachen, ein *systematischer*, der auf die Problematik des "Factums der Wissenschaft" bezogen ist, und ein *historiographischer*, der um die Frage von Kontinuität oder Diskontinuität

115 Vgl. Hartung: Das Maß des Menschen. Aporien der philosophischen Anthropologie und ihre Auflösung in der Kulturphilosophie Ernst Cassirers, 2003, insbes. S. 251-254 sowie 244-248 u. 358-364.

116 Scheler: Die transszendentale und die psychologische Methode, S. 139.

117 Vgl. „Research notes“ zum *Erkenntnisproblem* (enthaltend u.a. [Scheler-Notizen], [Scheler-Zettel] und [Entwurf zur Einleitung ins *Erkenntnisproblem*]: „Systematische Einleitung: Das a priori und seine Geschichte“) (Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Cassirer papers, Gen. Mss. 98, box 2, folder 45. Um im folgenden Cassirers intensive Rezeption von Schelers *Die transszendentale und die psychologische Methode* zu zeigen, werden bei Zitaten aus diesem Werk, die Cassirer exzerpiert hat, die entsprechenden Fundstellen aus dem Manuskript mitgeteilt.

historischer Entwicklung zentriert ist. Cassirers Antwort auf Scheler wird, so viel sei hier bereits angedeutet, im Systematischen in einer vollständigen Dynamisierung des "Factums der Wissenschaft" zu suchen sein und im Historischen in der Konzeption einer transzendentalen Historik. Realisieren wird sich die Theoriebildung, die sich in der Scheler-Rezeption vollziehen sollte, auf zweierlei Weisen: einmal in einem *manifesten* Modus, dort also, wo Cassirer der Kritik Schelers dadurch zu begegnen sucht, dass er Theoriemotive transformiert, so etwa in der prozessualen Umbildung des "Factums". Zum anderen aber findet sich auch ein *latenter*, gleichsam subkutaner Modus, in dem Einwände zwar entschieden zurückgewiesen werden, der aber im Vollzug seiner Anti-Kritik fast notgedrungen zu einem Umbau der eigenen Basis führt. Das wird sich beispielsweise dort erweisen, wo die theoretischen Konsequenzen von Cassirers Verteidigung der Schule so weitreichend waren, dass sie für ihn auf dem theoretischen Stand der Jahre 1906 folgende zur Gänze noch gar nicht überschaubar waren und erst im Geschichtsmanuskript des Göteborger Exils vollständig theoretisch eingeholt werden konnten. So blieben beispielsweise die Überlegungen aus der *Einleitung* vor allem in ihrem kulturphilosophischen Potential rein programmatisch und waren innerhalb von deren theoretischem Rahmen angemessen nicht zu reflektieren – der Sachverhalt aber, dass es hier überhaupt Präfigurationen eines kulturphilosophischen Ansatzes gibt, leitet sich entstehungsgeschichtlich aus der Scheler-Kritik ab und nicht aus den vagen, bis zum Abschluss des Manuskripts des ersten Bandes des *Erkenntnisproblems* erst sehr allmählich einsetzenden innerschulischen Bemühungen, Kultur zu einem Thema der Philosophie zu machen.¹¹⁸

Schelers Kritik hat zwei Hauptstoßrichtungen: zum einen setzt er beim Begriff der "transszendentalen Methode" an und analysiert fünf wesentliche Charakteristika, die er hier meint ausmachen zu können. Seine Analyse will diese Merkmale als aporetische erweisen. Zum anderen richtet sich die Kritik auf "das gegebene Datum, von dem sie [i.e. die transszendentale Methode] ausgeht."¹¹⁹ Obwohl genau hier das Zentrum seiner kritischen Darstellung liegt, nennt Scheler die Frage nach dem Bezugsfaktum der "transszendentalen Methode" "nicht im gleichen Sinne wesentlich". Der Grund für

118 Renz: Die Rationalität der Kultur, S. 70-82, deren Arbeit den Vorzug hat, dass sie die Kulturphilosophie der Marburger in ihrer systematischen Entwicklung diskutiert, setzt im Falle Cassirers erst bei *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* an, um hier die „transszendentale Grundlage einer philosophischen Kulturkritik“ (ebd., S. 74), gemeint ist mit letzterer die *Philosophie der symbolischen Formen*, zu lokalisieren. Das folgt dem Konsens der Forschung, in der Arbeit von 1910 die Grundlegung des für die Cassirersche Kulturphilosophie so zentralen Symbolbegriffs zu sehen. Umgekehrt wäre danach zu fragen, ob nicht der starke kulturphilosophische Impuls der *Einleitung* zum *Erkenntnisproblem* auf die Schule, insbesondere die Schulhäupter, zurückgewirkt und zumindest theoretische Bemühungen angeregt hat, Kultur nicht nur zu einem Postulat des Horizontes von Erkenntnistheorie zu machen.

119 Scheler: Die transszendentale und die psychologische Methode, S. 39.

diese unterschiedliche Gewichtung scheint darin zu liegen, dass die "wesentliche[n] Merkmal[e]" einem "Durchschnittsbild der Methode" entsprechen sollen, ganz gleich ob die "Methode" von Cohen, Riehl, Windelband oder anderen angewandt wird.¹²⁰ Von diesem definitorischen Set von Merkmalen unterschieden ist das jeweilige Bezugsdatum, das sich Scheler zufolge kaum auf *einen* Begriff bringen läßt.¹²¹ Kleinster gemeinsamer Nenner ist hier der Bezug auf "Erfahrung", doch dann bereits beginnen die Vieldeutigkeiten in der Frage, was damit gemeint sei, "alltägliche Erfahrung" oder "Erfahrungswissenschaft".¹²² Andere "Vertreter der transszendentalen Methode erkennen eine Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit von Erfahrungssätzen *nicht* an und wählen solche demgemäss auch nicht zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen."¹²³ Unschwer erkennbar gehören die Vertreter der Marburger Schule zu dieser Fraktion, da sie von "jene[n] reinen Wissenschaften [ausgehen], in denen synthetische Urteile a priori vorkommen."¹²⁴ Der Fokus von Cassirers Auseinandersetzung mit Schelers Kritik liegt in der Problematisierung des apriorischen Bezugsdatums der "transszendentalen Methode", des "Factums der Wissenschaft", und der damit verbundenen Konsequenzen. Das vorliegende Kapitel wird in den Schwerpunkten seiner Darstellung aus naheliegenden Gründen der Lektüre Cassirers folgen und dabei ausschließlich die "transszendentale Methode" marburger Prägung im Blick behalten.

Schelers Rekonstruktion zufolge ist die "transszendentale Methode" definiert durch (1) Reduktionismus, (2) Logizismus, (3) ihren prinzipiell erkenntniskritischen Charakter, (4) Formalismus der Erkenntnisprinzipien und (5) die "Einbeziehung" ihrer apriorischen Prinzipien in den Begriff der Wissenschaft selbst.¹²⁵ (1) Auch wenn Scheler keine Hierarchie dieser Merkmale gibt, so erscheint doch der *Reduktionismus* als deren oberstes und umfassendstes.¹²⁶ Dabei verwendet er den Begriff der "Reduktion" in *Die transszendentale und die psychologische Methode* in vager

120 Ebd., S. 36.

121 Es bleibt jedoch unklar, weshalb Scheler den notwendigen Bezug der „transszendentalen Methode“ auf einen faktisch gegebenen apriorischen Referenten nicht als sechstes definitorisches Merkmal bestimmt hat. Diese Ungereimtheit im Deskriptiven bleibt indessen sowohl für seine Gesamtdarstellung als auch deren Details folgenlos.

122 Ebd., S. 39-40.

123 Ebd., S. 40.

124 Ebd.

125 Aufzählungen dieser Definitionsmerkmale vgl. ebd., S. 37-39, 52 und 114; dabei ist Obacht geboten, denn gelegentlich kontrahiert Scheler die ersten beiden Merkmale und scheint dann bei nur vieren anzugelangen, so S. 114; ausführlich erläutert werden alle fünf Charakteristika auf den S. 53-95.

126 Hierbei ist zum einen festzuhalten, dass Scheler in dieser frühen Schrift vom „reduktiven Charakter“ (ebd., S. 114) spricht, von der „reduktiven Art“ (ebd., S. 37 u. 52) oder von „Reduktion“ (ebd., S. 52) der „transszendentalen Methode“.

Anlehnung an Eucken, doch noch weitgehend ohne genaue terminologische Prägung.¹²⁷ Scheler gebraucht ihn tendenziell im doppelten Sinne: zum einen fasst er Reduktion in einer ganz allgemeinen Hinsicht als dimensionale Rückführung, als Rückführung beispielsweise von Dimensionen der Realitätserkenntnis auf eine einzige Dimension wie die mathematisch-naturwissenschaftliche oder von komplexen Prozessen auf ein Resultat. Diese Verwendung des Begriffs basiert auf Eucken.¹²⁸ Rückführung bedeutet hier immer auch den Ausschluss von Dimensionen oder Bereichen. Zum anderen versteht Scheler unter Reduktion im engeren Sinne die logische Reduktion in der regressiven Analyse. Dabei erscheint der Reduktionismus in seiner Darstellung als omnipräsent und Grundzug für die "transszendentale Methode"; er ist deren vorherrschendes Verfahren. (2) Bereits das zweite Merkmal, das des *Logizismus*, ist Resultat einer Reduktion. Gemeint ist damit zunächst, dass in der "transszendentalen Methode" sowohl "Ausgangspunkt wie Endpunkt logische Gebilde, *Urteile* sind."¹²⁹ Dabei verfährt die "Methode" so, dass im Ausgang von wissenschaftlichen Urteilen oder Systemen reduktiv ausschließlich nach deren "logischen Gründen" gefragt wird. Die logische Reduktion bedeutet etwa den Ausschluss der Frage nach den bewusstseinsmäßigen oder psychischen Motiven der die Urteile fällenden Subjekte. (3) *Erkenntniskritik* bezeichnet Scheler als "bedeutsamste" aller Funktionen der "transszendentalen Methode".¹³⁰ Durch ihren Anspruch, "einen kritischen Massstab für die Erkenntnis zu liefern", durch das Prinzip der Geltung ihrer Grundsätze also, verabschiedet sich die "transszendentale Methode" sowohl aus der Geschichte als auch aus der Realität: "Sie behauptet [...], um ihre Ergebnisse geschichtlich unwiderlegbar zu machen, dass die Prinzipien, welche sie findet, die *wirklichen* Erkenntnismittel weder in der Vergangenheit gewesen sind, noch in Gegenwart und Zukunft zu sein brauchen [...] sie geht aus von *Leistungen* des Verstandes, von Ergebnissen der

127 Bei Eucken: Geschichte der philosophischen Terminologie. Im Umriss dargestellt, 1879, findet sich „Reduktion“ resp. „reduktiv“ noch nicht unter den Termini, dagegen wird wenige Jahre später in ders.: Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens in Bewusstsein und That der Menschheit, 1885, S. 114, der Begriff immerhin bereits zu den „wichtigeren Termini“ gerechnet, jedoch sehr unscharf gefasst. Als Teil eines „analytischen Verfahrens“ (ebd., S.) soll die „Methode der Reduktion“ das „Gefüge der Arbeitswelt“ (ebd., S. 46) – Euckens Begriff für Kultur als eines „Zusammenhang[s] sowohl des Wollens als des Werkes“ (ebd., S. 45) – erschließen, indem es sie aus der „Höhe“ eines komplexen „Ganzen“ zur „allnährenden Wurzel“ (ebd., S. 55) als dem „tragenden und schaffenden Grunde“ des „Einzelnen“ (ebd., S. 54) zurückführt. Die Quelle von Schelers Begriff der „Reduktion“ liegt also historisch weit vor der Husserlschen „phänomenologischen Reduktion“, wie ja auch Schelers Habilitationsschrift geraume Zeit vor seiner Wendung zur Phänomenologie Husserls verfasst wurde. – Zu Eucken vgl. Graf: Die Positivität des Geistigen. Rudolf Euckens Programm neoidealistischer Universalintegration, in: ders. / Bruch / Hübinger (Hrsg.): Kultur und Kulturwissenschaften um 1900, Bd. 2: Idealismus und Positivismus, 1997, S. 53-85.

128 Vgl. vorige Anm.

129 Scheler: Die transszendentale und die psychologische Methode, S. 37.

130 Vgl. ebd. S. 38-39.

Wissenschaft, von evidenten Urteilen [...] ohne diese ihre Basis einer Kritik zu unterziehen [...].”¹³¹ (4) Die Inhaltslosigkeit ihrer Prinzipien, nach Scheler der *Formalismus*, soll gewährleisten, dass die von der ”transszendentalen Methode” ermittelten Prinzipien Prinzipien ”jeder *möglichen* Wissenschaft überhaupt” sein können. Das ist der universalistische Anspruch der ”Methode”: ”Jeder Inhalt, den diese Prinzipien besäßen, machte sie ungeeignet, die Prinzipien *aller und jeder* Wissenschaft zu sein”.¹³² (5) Von der Frage nach der ”Einbeziehung” der Prinzipien in den Begriff der Wissenschaft hängt Scheler zufolge ”*die Selbständigkeit der Vernunft und [...] der Wissenschaft*” ab.¹³³ Die ”transszendentale Methode” kann also gar nicht anders, als die Prinzipien als ”*wissenschaftlich wahre*”, zur Wissenschaft selbst gehörende Urteile aufzufassen, denn andernfalls ”*wäre alles wissenschaftliche Erkennen durch Etwas, was selbst nicht wissenschaftlich ist, sondern ein irrationaler Grund der Wissenschaft, bedingt.*”¹³⁴ Die Folgen solcher Immanenz waren ja bereits bei Cohen zu beobachten, denn auf diese Art werden Wissenschaft und Erkenntnistheorie aus dem kulturellen Zusammenhang herausgelöst. Kultur wird so zum nur noch formal postulierbaren Hintergrund oder Zwischenreich der Systemteile, zum Medium, das innersystematisch nicht reflektierbar ist¹³⁵ – in Schelers Worten: es handelt sich darum, ob Wissenschaft ”ein bedingter [Thätigkeitszusammenhang], auf nicht wissenschaftlichen Thätigkeitszusammenhängen ruhendes Kulturgebilde ist, das bei Ablösung von den es begründenden Zusammenhängen *aufhörte*, Wissenschaft zu sein.”¹³⁶

Indem Scheler im Anschluss an die Beschreibung der Wesensmerkmale der ”transszendentalen Methode” deren Bezug auf den ihr zugrundeliegenden apriorischen Referenten, das ”Factum der Wissenschaft”, durchdekliniert, will er die weitreichenden Folgen für das philosophische Verständnis von Erkenntnistheorie, Wissenschaft, Geschichte und Kultur aufweisen. Bereits die ausschließliche Bezugnahme der ”transszendentalen Methode” auf das Faktum der Wissenschaft schließt eine dreifache Reduktion ein und führt Scheler zufolge zu grundlegenden Defiziten und Selbstmissverständnissen. Denn im ”Factum der Wissenschaft” wird (a) dessen *historische wie kulturelle Bedingtheit und Gebundenheit* von der erkenntnislogischen Arbeit völlig ignoriert; Wissenschaft wird dabei (b) vorgängig zu einem bloßen *Resultat* reduziert und (c) wird der Begriff von Wissenschaft noch einmal reduktiv aufgefasst,

131 Ebd., S. 60-61.

132 Ebd., S. 39.

133 Ebd., S. 86.

134 Ebd., S. 87.

135 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. III,2.

136 Ebd., S. 85.

indem er dem *Paradigma mathematischer Naturwissenschaft* und damit letztlich der *Mathematik* unterworfen wird. Im folgenden werden diese drei Aspekte nacheinander erläutert.

(a) "Soweit sie [i.e. die transszendentale Methode] auf geschichtlich thatsächliche Ergebnisse der Wissenschaft ihre Folgerungen aufbaut, soweit ist sie eben auch durch diese Ergebnisse bedingt."¹³⁷ Für Scheler steht die von der Erkenntniskritik prätendierte Überzeitlichkeit ihrer theoretischen Entwürfe zur Disposition, indem sie die "Forschung" per Faktum auf "einen geschichtlichen Zustand bestimmter Einzeldisziplinen" festschreibt, die unabdingbare historische Gebundenheit des Bezugsdatums aber ignoriert.¹³⁸ Angetreten, der historischen Relativität durch rein systematische Arbeit entgegenzuwirken – wie das zuletzt in Cohens Ausführungen zur Methodologie der Philosophiegeschichtsschreibung zum Ausdruck kam –,¹³⁹ trägt die erkenntnistheoretische Systematik selbst das Mal des Relativen. Wahrheit ist und bleibt, so könnte man den Gehalt von Schelers Überlegungen resümieren, eine Tochter von Zeit und Kultur. Diese historische Bedingtheit ihres Faktums kann die "transszendentale Methode" nicht reflektieren, da sie auf Fragen bloßer Gesetzmäßigkeit und Geltungsfragen gerichtet ist. Ihr Verfahren besteht hierbei darin, die zur Anwendung kommenden synthetischen Urteile einer systematisch-regressiven Analyse zu unterziehen. Nun ist Scheler klar, dass diese Kritik nicht die intrinsischen Verhältnisse logischer Gebilde und ihrer Geltungs- wie Wahrheitsfragen trifft.¹⁴⁰ Doch sie zielt auch auf etwas anderes, nämlich auf den Universalitätsanspruch der so gewonnenen Erkenntnislogiken und auf die Frage nach deren Relevanz: "Es handelt sich um die *sachliche* Frage, ob jene Erkenntnisprinzipien in der That als Prinzipien *aller* möglichen Erfahrung, soweit wir sie geschichtlich kennen, gelten dürfen [Hervorh. HKO]."¹⁴¹ Die völlige Ausblendung der historischen und kulturellen Bedingtheit der Grundbegriffe führt zu einem radikalen faktischen Relativismus der durch sie konstituierten Theorien, so das Argument Schelers; letztere werden historisch wie kulturell regionalisiert, ihr Explikationspotential bezieht sich nur auf eine bestimmte Zeit und einen Ort. Untersucht man beispielsweise, so führt Scheler aus, den Stand der Wissenschaft zu Demokrits Zeiten, als eine den Körpern innewohnende Fallkraft angenommen wurde, so erhält man eben andere "Prinzipien der Wissenschaft" als zur Zeit Kants. In der

137 Ebd., S. 57, von Cassirer zitiert auf Bl. 1r.

138 Ebd., S. 71, von Cassirer zitiert auf Bl. 2r.

139 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. III,2.

140 Vgl. hierzu Lauth: *Die absolute Ungeschichtlichkeit der Wahrheit*, 1966.

141 Scheler: *Die transszendentale und die psychologische Methode*, S. 73, von Cassirer zitiert auf Bl. 2r.

Festschreibung von Erkenntnistheorie auf die Errungenschaften der Kantischen *Kritik*, wie immer diese in der "Erkenntniskritik" transformiert sein mögen, und deren Bindung an die Wissenschaft vom Stande Newtons, wie Cohen sie noch über die zweite Auflage von *Kants Theorie der Erfahrung* hinaus geradezu dekretiert hatte, werden die durch sie zugrundegelegten Grundbegriffe gerade wegen dieser Ahistorizität wertlos, sobald andere, historisch weiter zurückliegende oder aus einem anderen kulturellen Kontext stammende Facta durch sie erfasst werden sollen. "Wie ist es z. B. denkbar", so führt Scheler aus, "dass die wundersüchtige Zeit des untergehenden Römerreiches Erfahrungen gemacht hätte, deren Möglichkeit a priori in dem Begriffe einer gesetzmässigen Succession von Erscheinungen gelegen gewesen wäre? Mit viel mehr Recht dürfte man sagen, dass der Begriff, welcher die Erfahrungen jener Menschen ermöglichte, der Begriff einer Aufeinanderfolge ganz individueller, chaotisch-unzusammenhängender Erscheinungen gewesen sei."¹⁴² Es ist die völlige Abstraktheit und Fruchtlosigkeit, die Scheler der vom wissenschaftlich gültigen Paradigma ihrer Gegenwart aus rekonstruierenden "transszendentalen Methode" vorwirft. Deutlich wird hierbei, dass Scheler eine andere Art der historischen Rekonstruktion anstrebt: die Rekonstruktion von *historischen* Grundbegriffen oder a priorischen Prinzipien aus dem Wissensbegriff einer bestimmten Zeit und Kultur, nicht aus dem Wissensparadigma der Gegenwart: "Nur so lange uns die geschichtliche Arbeit nicht die wesenhaften Unterschiede in dem, was die Menschen zu verschiedenen Zeiten ihre ‚Erfahrung‘ nannten, gezeigt hatte, durfte jenes stolze Wort von den ‚Prinzipien aller möglichen Erfahrung‘ ausgesprochen werden."¹⁴³

(b) Über dieses Defizit der Abstraktion von der geschichtlichen und kulturellen Gebundenheit des Faktums und der daraus resultierenden Unfruchtbarkeit der "transszendentalen Methode" hinaus zielt Schelers Kritik aber auf einen noch fundamentaleren Sachverhalt. Bereits die Rede vom "Factum" enthält eine in doppelter Hinsicht problematische Reduktion. Denn im Begriff des "Factums" wird vorausgesetzt, dass es sich um ein Resultat, ein Abgeschlossenes und Fertiges handelt. Indem die „transszendentale Methode“ die Grundbegriffe der Wissenschaft von diesem Resultat her regressiv analysiert, wird Scheler zufolge das Verstehen der *Realität* von Wissenschaft unmöglich. "Die transszendentale Methode endlich", so führt er aus, "hielt sich nur mehr an die als wahr gültigen *Ergebnisse* selbst, ohne auf den wirklichen

142 Ebd.

143 Ebd., bei Cassirer Bl. 2r.

Prozess, der zu ihnen führte, Rücksicht zu nehmen.“¹⁴⁴ Richtet sich das Erkenntnisinteresse auf die wissenschaftliche Praxis, so werden eben die von Scheler so genannten ”wirklichen Prozess[e]” thematisch, nicht länger deren Resultat.¹⁴⁵ Zwar reflektiert Scheler die Vorgängigkeit dieser Prozesse gegenüber den Resultaten nicht ausdrücklich, doch führen seine Überlegungen zu einer Verschiebung innerhalb des apriorischen Referenten der erkenntnistheoretischen Reflexion. Jener wäre nunmehr im prozessualen Moment der wissenschaftlichen Arbeit zu suchen. Wissenschaftliche Praxis oder der ”wirkliche Prozess” wissenschaftlicher Arbeit ist das Paradigma von Schelers Kritik. Die Reduktion des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses zum ”Factum” wird aber auch deshalb problematisch, weil einerseits die ”wirklich historisch” nachweisbaren Gründe, die zum Ergebnis führten, wegen deren Historizität keinen Erkenntnisgegenstand für die ”transszendentale Methode” bilden, diese aber in der erkenntnislogischen Rekonstruktion der den historischen Gründen innewohnenden Prinzipien insofern *redundant* verfährt, als sie analytisch bloß ”ein *objektiv-logisches a priori*” erschließt: ”Die *transszendentale Methode verdoppelt den Erkenntnisprozess* in ganz unnötiger Weise. So weit die Prinzipien in den geschichtlichen Denkern tatsächlich wirksam waren, sind sie psychologisch, soweit sie bloss objektiv-logisch ihrem System vorangehen sollen, sind sie unwirksam und überflüssig.“¹⁴⁶

Wenn die ”transszendentale Methode” die vorgängige prozessuale Realität ihres ”Factums” aus dem Blick verliert, so hat das Scheler zufolge weitreichende Folgen. Zum einen bedingt die Isolierung und Verabsolutierung des ”Factums”, dass auch dessen Wechselbezug mit der tatsächlichen wissenschaftlichen Arbeit unberücksichtigt bleibt, wie Scheler unter Anspielung auf eine Stelle aus Cohens *Kants Begriff der Ethik* ausführt: ”Wir hatten aber noch nicht berücksichtigt, dass auch diese ‚Ergebnisse’ im Fortgang der Wissenschaft wiederum zu lebendigen Gliedern des Prozesses werden, dass sie fertig und abgeschlossen im Grunde nur in Form von toten gedruckten Büchern sind. Damit erweist sich der Begriff des ‚Ergebnisses’ selbst als relativ.“¹⁴⁷ Der Zusatz zum Zitat aus Cohen, die ”gedruckte[n] Bücher” seien ”tot”, verweist auf die Lebens-Metaphorik, mit der Prozesse des Geistes und der Kultur – und um solche handelt es sich auch im Falle von Wissenschaftsprozessen – in der Kulturphilosophie Euckens konnotiert sind: ”So fertig und geschlossen sind jene Ergebnisse nicht, sofern sie von dem lebendigen Prozess getragen werden, sondern sofern sie aus ihm herausgetreten

144 Ebd., S. 58.

145 Ebd.

146 Ebd., S. 58-59, von Cassirer zitiert auf Bl. 2v.

147 Ebd., S. 58.

sind, als ein Niederschlag dieses Prozesses.“¹⁴⁸ Grundlage dieser Überlegungen Schelers ist Euckens Begriff von Kultur als eines Wirkungs- und Geschehenszusammenhangs. Scheler erhebt aber nicht nur den tatsächlichen Prozess der Wissenschaft zum Paradigma seiner Darstellung, er sucht auch das ”Factum” qua Resultat wieder in diesen Prozess aufzulösen, um so den Bedingungen der realen Arbeit der Wissenschaften nahezu kommen. Die Verabsolutierung und Entdynamisierung des ”Factums” kommt einer Art von Verdinglichung gleich, die nicht nur den Resultaten der wissenschaftlichen Arbeit in deren historisch-kulturellen Wechselbeziehungen unangemessen ist, sie bedeutet auch eine Beschränkung der wissenschaftstheoretischen und –geschichtlichen Arbeit der Vernunft: ”Es müsste sich schon hier zeigen, dass eine *Festigung* der Vernunft *durch* ihre Arbeit zugleich eine *Befestigung an* ihrer Arbeit und damit ein Hindernis des Fortschritts zu neuer Arbeit wäre.“¹⁴⁹

(c) Für sehr viel problematischer hält Scheler die ausschließliche Orientierung der ”transszendentalen Methode” am Paradigma mathematischer Naturwissenschaft: ”Weit gefährlicher aber wird der Anspruch auf Kritik der auf unserer Methode [i.e. der transszendentalen Methode] begründeten Erkenntnistheorie, wenn es sich nicht um Disziplinen handelt, auf deren Ergebnisse die Prinzipien der Erkenntnis hin reduktiv erschlossen sind, sondern um andere Disziplinen, die sich entweder gar nicht oder nur teilweise durch Einflüsse seitens der neueren, mathematischen Naturwissenschaft bestimmt finden.“¹⁵⁰ Damit meint Scheler indessen zunächst noch nicht einmal die historischen oder philologischen Disziplinen, sondern die empirischen Wissenschaften von der Natur: ”Beschreibende Naturwissenschaften wie z. B. die Geographie, vorwiegend klassifizierende wie Botanik und Zoologie hätten nach dem Begriffe von ‚Wissenschaft’, den jene Methode[i.e. die transszendentale] ihren Erörterungen zu Grunde legt, gar keinen Anspruch, ‚wissenschaftlich’ zu sein.“¹⁵¹ Dieser Hinweis auf die ”Einseitigkeit des wissenschaftlichen Weltbildes” einer solcherart verfassten Theorie trifft die ”Erkenntniskritik” Cohens, der „nur so viel Wissenschaft“ anerkennt, als Mathematik in ihr enthalten ist.¹⁵² Mathematische Gesetzmäßigkeit, eine an die Gesetze der Mechanik angelehnte Homogenität und Gleichförmigkeit kommt den Deskriptionen von Verläufen und Zusammenhängen innerhalb dieser empirischen

148 Eucken: Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geistesleben in Bewusstsein und That der Menschheit, 1885, S. 43; zitiert bei Scheler: Die transszendentale und die psychologische Methode, S. 67.

149 Ebd., S. 67, bei Cassirer Bl. 1v.

150 Ebd., S. 67.

151 Ebd.

152 Kant: Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, 2. Aufl., 1757, S. X-XI.

Naturwissenschaften nicht zu. Den "geschichtlichen Wissenschaften" gegenüber freilich erleide "der kritische Anspruch der transszendentalen Methode in ihrer historischen Gestalt am eklatantesten Schiffbruch".¹⁵³ Dabei steht nach dem transzendentalphilosophischen Maßstab nicht nur deren Status als Wissenschaft zur Disposition. Vielmehr führt die Auffassung der "transszendentalen Methode" von der Realität als eines ausschließlich kausalen Zusammenhangs von Erscheinungen dazu, dass die Wirklichkeit geschichtlicher Gegenstände und Zusammenhänge noch nicht einmal erfasst werden kann: "Denn so gewiss nach dem Ergebnis der transszendentalen Methode nur das kausale Verhältnis zweier Erscheinungen auch gegenständliche Succession verbürgt, so gewiss ist der Schluss von dem Bewirktsein einer Thatsache durch die andere auf ihre zeitliche Succession in den Geschichtswissenschaften überaus selten", wie Scheler nicht ohne Schärfe vermerkt.¹⁵⁴ Eine solche an mathematisch-naturwissenschaftlicher Kausalität orientierte Auffassung wäre "für alle Geschichte schlechthin tödlich." Dabei würde die geschichtliche Realität nicht erst dann verfehlt, wenn es an das Verständnis historischer Abfolgen und Wirkungszusammenhänge ginge, sondern bereits bei der bloßen Erfassung und Deskription der diesen Zusammenhängen zugrundeliegenden Elemente oder Protagonisten: "Denn dass die *Wirklichkeit* der geschichtlichen Personen, Vorgänge, Thaten *festgestellt* werden kann, ehe sie sich als Glieder eines gesetzmässigen Zusammenhangs erweisen, ist auch Vorbedingung zur Erreichung" der Ziele der Geschichtswissenschaft.¹⁵⁵

Scheler klagt hiermit nicht nur die notwendige und vollständige Verfehlung der Dimension des Historischen vom Standpunkt der "transszendentalen Methode" aus ein. Wenn Cohen mit seinen Reflexionen zum Verhältnis von philosophischer Systematik und Philosophiegeschichtsschreibung in der Einleitung zu Langes *Geschichte des Materialismus* von 1902 selbst einräumt, dass diese Dimension für den Philosophen der *Logik der reinen Erkenntnis* zumindest co-thematisch ist, so dürfte das eine Reaktionsbildung auf und Konzession an Schelers Kritik sein. Scheler geht hierin sehr viel weiter, als Cohens schwache Entgegnung ahnen läßt, denn er beklagt insbesondere die Verfehlung der *konkreten* historisch-kulturellen Phänomene in ihrer prozessualen Verfasstheit. Dazu gehören gerade auch die Phänomene der Wissenschafts- und Philosophiegeschichte, ja sie fungieren in der Schrift über *Die psychologische und die transszendentale Methode* geradezu als Exempel par excellence für die Blindheit der in Frage stehenden Methode. All diese Defizite wären nur zu korrigieren, wenn statt dieser

153 Ebd., S. 67-68.

154 Ebd., S. 68-69.

155 Ebd., S. 69.

reduktiven Bezugnahme ein Pluralismus der Wissenschaften und Methoden *etabliert*, im eigentlichen Sinne des Trendelenburg-Schülers formuliert, als der Scheler hier durch seinen engen Anschluss an Eucken auftritt: *wiedergewonnen* werden könnte.¹⁵⁶ Doch Scheler geht es um weitaus mehr; die Verfehlung der Dimension von Geschichte und Kultur ebenso wie die Zerstörung des wissenschaftlichen Pluralismus ist für ihn nur Folgelast des umfassenden Reduktionismus der "transszendentale Methode". Seinen zentralen Ausdruck findet der Reduktionismus in der Zugrundelegung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Paradigmas.¹⁵⁷ Nicht nur die "Ungeschichtlichkeit der philosophischen Methode" liegt "in der methodologischen Alleinherrschaft der Mathematik" begründet, sondern auch alle weiteren erwähnten Defizite, so läßt sich Schelers Position resümieren.

Befragt man *Die transszendentale und die psychologische Methode* nach Therapievor schlägen am Ende dieser umfassenden Diagnose einer Krise, so erhält man keine eindeutige Antwort, denn die negativ-kritischen Befunde des Buches dominieren, deren theoretische Grundlage bleibt aber weitgehend implizit – wohl aber finden sich Hinweise auf die Basis einer möglichen Antwort, wenn Scheler ausführt: "Soweit also die reduktive Methode überhaupt berechtigt ist, hat sie nicht nur nach der logischen, sondern nach der *realen* Möglichkeit der Erkenntnis zu fragen und demgemäss zu sehen, wie in den lebendigen Persönlichkeiten der Denker auf dem Hintergrund ihrer geschichtlich bestimmten Kultur ihre Leistungen möglich gewesen sind."¹⁵⁸ Dass Cassirer in seinem späten Geschichtsmanuskript von 1936 genau diesen Standpunkt vertreten wird, sei hier nur zur Orientierung in der Gesamtanlage der vorliegenden Arbeit antizipiert und tut nichts zur konkreten Argumentation auf dem Stand von 1906

156 Vgl. Dathe: „Mit der Fackel Trendelenburgs in der Hand“, S. 105-122.

157 Ebd., S. 97: „Wird aber einmal tatsächlich die mathematische Naturwissenschaft als Grundlage des reduktiven Verfahrens genommen, um durch die Frage, wie sie möglich war, einen Aufschluss über das Wesen unseres Geistes zu erreichen, so liegt schon in der *Wahl* dieses Ausgangspunktes eine sehr bestimmte Behauptung über die *Bedeutung* dieses geistigen Arbeitskomplexes im Ganzen der Geistesarbeit, eine Behauptung, die (worauf es ankommt) im weiten Verlaufe der philosophischen Arbeit überhaupt nicht mehr zur *kritischen Diskussion* gelangt. Es liegt in der Wahl gerade *dieses* Ausgangspunktes die geheime und unbewiesene Behauptung inbegriffen, dass die Form der Funktionen unseres Erkenntnisvermögens durch die Frage nach der Möglichkeit gerade *dieser* objektiven Erkenntnisleistung am zweckmässigsten zu studiren sei, und nicht nur am zweckmässigsten, sondern, was noch mehr ist, auch *umfassend* [...]. Ist aber einmal diese Festlegung erst vollzogen, so tritt die ungeheuer weitgreifende *Negation*, welche in der scheinbar so wenig verpflichtenden Zugrundelegung dieses Ausgangspunktes lag, erst in voller Deutlichkeit hervor.“

158 Ebd., S. 115. Die theoretische Basis seiner Ausführungen präsentiert Scheler erst auf den letzten, *Abschluss und Thesen* überschriebenen Seiten des Buches, vgl. ebd., S. 179-181, weitere Ausführungen zur Grundlegung seiner Kritik bleiben implizit und begleiten die kritischen Äußerungen, wie im obigen Zitat, nur punktuell. Modellhaft realisiert erscheinen Schelers rein theoretische Äußerungen zu einer rekonstruktiven Wissenschaftsgeschichte im kulturphilosophischen Kontext in den Arbeiten Lorraine Daston, vgl. beispielsweise ihre zusammen mit Peter Galison erarbeiteten Untersuchungen zur Herausbildung des naturwissenschaftlichen Objektivitätskonzeptes in dies.: *The Image of Objectivity*, in: *Representations* 40 (1992), S. 81-128, sowie dies.: *Objektivität*, 2007.

dazu. Anders verhält es sich mit dem, was Scheler aus dieser Forderung ableitet, wenn es heißt: "Ist es aber einmal anerkannt [...], dass uns das Erkenntnisvermögen nicht im Sinne eines festen Datums ‚gegeben‘ ist, dass wir vielmehr seinen Inhalt erst aus seinen Leistungen zu entziffern haben, so wird es zu unserer Aufgabe, aus der gesamten Breite der wissenschaftlichen Arbeit heraus, nicht aber aus einem blossen Ausschnitt dieser Arbeit die Grundfunktionen desselben [des Erkenntnisvermögens] zu bestimmen."¹⁵⁹ Damit erinnert *Die transszendentale und die psychologische Methode* an das Grundmotiv, das den Rückgang jeglicher Untersuchung zur menschlichen Erkenntnis auf wissenschaftliche und kulturelle Leistungen leitet und mahnt hinsichtlich dieser Hermeneutik einer Analyse des Erkenntnisvermögens dazu, das *Ganze* im Blick zu behalten und dieses nicht einem reduktiven Zugang zu opfern. Wenn Scheler freilich einen *Pluralismus* von Wissenschaften zur faktischen Basis der Entzifferungsarbeit macht und dabei nicht-reduktiv verfahren will, dann kann die Lösung dieser Aufgabe nur in der Annahme nicht *eines* apriorischen Faktums oder Typus von Faktum liegen, sondern mehrerer Typen zugrundegelegter Fakta, und das heißt in der Konsequenz nichts anderes als: es war die *Pluralisierung* des "Factums der Wissenschaft" zum Faktum jeweiliger Wissenschaften oder Wissenschaftstypen zu vollziehen. Einen Schritt in diese Richtung tat Cassirer in der *Einleitung* zum *Erkenntnisproblem*, und antwortete damit auch unausdrücklich auf Schelers schwer abzuweisende Kritik. Das folgende Kapitel wird verschiedene Aspekte von Cassirers Antwort skizzieren.

159 Ebd., S. 139.

5. Das "Faktum der Wissenschaft" als sich geschichtlich entwickelndes – Cassirers Antwort auf Schelers Kritik

Wie weiter oben angedeutet, sind die beiden Passagen der *Einleitung*, die Schelers Kritik zurückweisen, nichts weiter als das Oberflächenphänomen einer untergründig sehr weitgehenden Auseinandersetzung Cassirers, die an den Scheler-Notizen des Nachlasses ablesbar wird.¹⁶⁰ In dieser Tiefenstruktur ist die Erschütterung, die Schelers Angriff auslöste, noch spürbar. Die Aufeinanderfolge der Blätter und die Genese der Textteile der Notizen machen aber noch einen weiteren, für die vorliegende Arbeit ganz entscheidenden Sachverhalt deutlich: die Reflexionen der Einleitung sind zentriert um Cassirers Anti-Kritik, denn es finden sich Exzerpte, in denen Cassirer zunächst für ihn wichtige Passagen aus *Die transszendentale und die psychologische Methode* notierte, diese wurden sodann mit Marginalien, Kommentaren und Entgegnungen versehen; daran schließen sich Blätter an, die auf Theoriemotive aus den Exzerpten und Kommentaren bezogen sind und daraus nun, scheinbar ohne Referenz zum Schelerschen Text, einen eigenen Ansatz entwerfen. Die Scheler-Notizen, so die These zur Entstehungsgeschichte der Einleitung, bilden deren Keimzelle, um die herum wurden ihre weiteren Ausführungen gruppiert.¹⁶¹ Diese Vorstufen zeigen von der Seite der philologischen Befunde her die Bedeutung von Cassirers nachgelassenen Manuskripten, sogar Exzerpten, Notizen und Vorstufen, wenn die Genese des gedruckten Textes zurückverfolgt und auf Subtexte hin befragt werden soll. Denn der publizierte Text verrät von der eigentlichen Motivierung, die an seinem Anfang stand, von der Besetzung, die seinen Theoremen zugrundeliegt, kaum noch etwas. Im Spannungsverhältnis von Scheler-Notizen und Scheler-Passagen im Buch werden die dem gleichsam monolithischen Drucktext zugrundeliegenden und in der Textarbeit überarbeiteten und wegpolierten Auseinandersetzungen und Gemeinsamkeiten manifest

160 Es handelt sich hierbei um 5 beidseitig beschriebene Blätter (Bl. 1r-4v u. 5r/v) sowie 5 einseitig beschriebene Zettel, die jeweils auf dem Rand mit „Sch[eler]“ gekennzeichnet und zusammen mit einem weitere, als Deckblatt dienenden und in großer Schrift mit „Sch[eler]“ gekennzeichneten Blatt zwischen Bl. 3v. u. 4r eingelegt wurden; sie gehören dem Nachlass-Konvolut der „research notes“ zur *Einleitung* in den ersten Band des *Erkenntnisproblems* in der ersten Auflage an (Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Cassirer Gen. Mss. 98, box 2, folder 45). Das Konvolut umfasst insgesamt 19 Bl. sowie mehrere eingelegte Zettel.

161 Die Disposition der Entwurfsskizze zur *Einleitung* auf Bl. 2r-7v. Die Ausführungen über „Das Faktum der Wissenschaft etc. Polemik gegen Scheler“, wie es dort auf Bl. 6r heißt, gehören der Sache nach in den „Verh[ältnis] der krit[ischen] Methode zur Geschichte“ überschriebenen Abschnitt f); sie bestanden aber offenbar schon unabhängig von der Disposition, deshalb verweist Cassirer auf Bl. 6r nur auf sie.

und greifbar, wird der monumentale Drucktext in die Diskussionsprozesse und Formationen rückübersetzt, die ihn hervorgebracht haben.¹⁶²

In der Einleitung zum *Erkenntnisproblem* antwortet Cassirer auf Schelers Kritik mit dem Versuch der Erweiterung der "transszendentalen Methode" hin zum Ansatz einer transszendentalen Historik. Das ist die übergreifende These der folgenden Kapitel. Die historische Darstellung der ersten beiden Bände des Erkenntnisproblems ist in dieser Perspektive als eine Art von Erweis zu lesen, dass die "transszendentale Methode" eben nicht die Dimension des Historischen verfehlt, sondern im Gegenteil diese erst erschließt. Die *Einleitung* setzt dem in der Darstellung Durchgeführten die methodologische Reflexion dieses Sachverhaltes zur Seite und eröffnet so überhaupt erst diese Lesart. Im folgenden werden die grundlegenden Begriffe und Denkfiguren des Ansatzes zu einer transszendentalen Historik aus ihren ersten Formationen, der Auseinandersetzung Cassirers mit der Kritik Schelers, rekonstruiert.

Cassirers Auseinandersetzung mit Scheler bezieht sich auf das Zentrum von dessen Kritik, den Szientismus der "transszendentalen Methode", und konkretisiert diesen in dreifacher Weise: (1) als Kritik am "Factum der Wissenschaft" als einem verdinglichten, starren und unhistorischen Bestand, (2) als Kritik an der ausschließlichen Bezugnahme der "Methode" auf Mathematik und mathematische Naturwissenschaft und (3) als Kritik an der Ungeschichtlichkeit der "transszendentalen Methode". Alle drei Aspekte hängen eng miteinander zusammen. Cassirers Entgegnung wird unausgesprochen zu einer Antwort auf das Leitmotiv von Schelers negativer Theorie der "transszendentalen Methode", deren prinzipiellen und allumfassenden Reduktionismus. Indem der Verfasser des *Erkenntnisproblems* den Vorwurf des Reduktionismus implizit durch Transformation und Erweiterung der Methode auflösen will, vollzieht er selbst eine erste Abkehr vom Reduktionismus, *obwohl* er vom Boden der "Methode" aus argumentiert und Abwehr der Kritik intendiert. Diese historische These, die auf einen paradoxen Prozess in der Theoriebildung Cassirers hinweisen will, einen Prozess, der sich gleichsam in dessen Rücken vollzieht, leitet die gesamten Überlegungen zum *Erkenntnisproblem* und seinen Vorstufen. *Transszendentale Historik*

162 Dafür ist das Verhältnis von Scheler-Notizen, Kommentaren und daraus entstehenden eigenen Entwürfen im Verhältnis zur *Einleitung* des *Erkenntnisproblems* selbstverständlich nur ein Beispiel; dieser Sachverhalt wird in anderer Weise bei der späteren Diskussion des Geschichtsmanuskriptes von 1936 greifbar oder beispielsweise bei der Edition der Vorstufen zum *Essay on Man*, vgl. Cassirer: *Nachgelassene Manuskripte und Texte*, Bd. 6: *Vorlesungen und Studien zur philosophischen Anthropologie*, hrsg. v. Hartung u. Kopp-Oberstebrink unter Mitwirkung v. Faehndrich, 2005. Dieser Exemplarität wegen greifen die Bemerkungen zum Verhältnis von Vorstufen zu publiziertem Text im Falle Cassirers über die Einmaligkeit des jeweiligen Befundes hinaus und haben allgemeinere Bedeutung für sein Werk.

ist das Resultat dieser komplexen Theoriegeschichte, *Kontinuität* und *Geschichte* sind deren theoretischen Leitmotive.

(1) Dass das Faktum der Wissenschaft nicht als starres und ungeschichtliches Gebilde zu verstehen sei, das gesteht Cassirer von vorneherein zu: "Das Faktum der Wissenschaft ist seiner Natur nach ein *geschichtlich sich entwickelndes* Faktum".¹⁶³ Dieses Zugeständnis an die Kritik Schelers bildet das Leittheorem der *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* und erhebt den Begriff der Geschichte von vornherein zum Grundbegriff.¹⁶⁴ Was im Kontext von *Die transszendentale und die psychologische Methode* als Konzession an Scheler erscheint, das zeugt im Zusammenhang der innerschulischen Konstellation vom offenkundigen, engen Anschluss an einen der Marburger Grundtexte für Cassirer, Cohens Ausführungen in der *Einleitung mit kritischem Nachtrag* zu Langes *Geschichte des Materialismus*, in denen jener erstmals das *Verhältniss der Logik zur Physik* über den Ansatz einer geschichtlichen Entwicklung mathematischer Naturwissenschaft zu klären suchte.¹⁶⁵ Freilich erweist sich Cassirers Referenz ihrerseits als Interpretations- und Transformationsleistung, denn Cohens wirrer, theoretisch kaum reflektierter Text verlegt die Verhältnisbestimmung von Erkenntnislogik und mathematischer Naturwissenschaft ausschließlich in die Schicht der *historischen Darstellung* und verzichtet weitgehend auf theoretische oder methodologische Thematisierung des Verhältnisses. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Cohen verfügte über keinen theoriefähigen Begriff von Geschichte und über keine Theorie, auf deren Basis Geschichte als Erkenntnis hätte thematisch werden können.¹⁶⁶ Diese Thematisierung leisten die *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* und die in dieser aufgegangenen Scheler-Notizen.¹⁶⁷

Die Frage nach den Folgen der Grundentscheidung, das "Faktum der Wissenschaft" als "*geschichtlich sich entwickelndes*" zu verstehen, verweist auf weitere Bestimmungen der zugrundelegten Auffassung von Geschichte. Das "Objekt" der "Methode Kants", der transzendentalen Methode also, sei deshalb "ein durchaus Lebendiges, nach innerl[ichen] Principien Fortschreitendes", und als Konsequenz dürfe

163 Scheler-Notizen, [Zettel 3].

164 Cassirer: *Einleitung*, S. 19: „Dass das ‚Faktum‘ der Wissenschaft seiner Natur nach ein geschichtlich sich entwickelndes Faktum ist, darf und soll ihr [i.e. der transszendentalen Methode] [...] beständig gegenwärtig bleiben.“

165 Vgl. Cohen: *Einleitung*, in: Lange: *Geschichte des Materialismus*, 2. Buch, 5. Aufl., 1896, S. XVII-L, in zweiter Auflage findet sich das *Das Verhältniss der Logik zur Physik* überschrieben Kapitel in der 7. Aufl. von 1902 wieder, nun freilich nicht mehr als erstes, sondern als drittes Kapitel, vgl. ebd., S. 473-507; in der 7. Aufl. wird die *Einleitung* von dem neu hinzugekommenen Kapitel *Das Verhältnis der Philosophie zu ihrer Geschichte* eröffnet. Beide Kapitel stellen Referenztexte für den Cassirer des *Erkenntnisproblems* dar.

166 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II,3.

167 Die Gründe dafür liegen auf der Hand und wurden bereits in Kap. III,2 ausgeführt.

”die Methode Kants nicht länger der ‚Starrheit‘“ angeklagt werden.¹⁶⁸ In dieser Bemerkung liegt eine Übertragung Cassirers, denn der ”Starrheit” klagte Scheler keineswegs in erster Linie das Kantische transzendentalphilosophische Unternehmen an, sondern die aus diesem abgeleitete sogenannte ”transszendentale Methode” neukantischer Provenienz, insbesondere in ihrer Cohenschen Ausprägung. In anderen Worten: Cassirer versteht die Ausführungen in der *Einleitung mit kritischem Nachtrag* zu Lange als Aufbrechen der statischen Konzeption des ”Factums” und meint deshalb, auf dem Stand, den Cohens Darstellung von 1896 erreicht hatte, seien dessen Ausführungen nicht länger der ”Starrheit” zu bezichtigen. Die Bestimmung des Gegenstandes der Geschichte als eines ”Lebendigen” gehörte für Cassirer fortan zu deren Definition, doch darauf kommt es im vorliegenden Zusammenhang zunächst nicht an. Entscheidend ist vielmehr die daran anschließende Charakterisierung des lebendigen ”geschichtlich sich entwickelnden Faktums” als eines, das nach ”innerlichen Prinzipien” fortschreitet. Dabei sind beide Momente konstitutiv, das des Fortschreitens, die Dynamisierung des ”Faktums”, und das der Leitung dieses Fortschritts durch immanente ”Prinzipien”. Letzteres klingt zwar nach der Annahme eines gesetzmäßigen Ganges des Verlaufs der Geschichte, doch so weit geht Cassirer an dieser Stelle und auch sonst nicht. Im Kontext der weiteren Blätter zu Scheler rückt indessen ein anderer Begriff in den Mittelpunkt des Interesses, die *conditio sine qua non* gesetzmäßiger Zusammenhänge: der Begriff der *Kontinuität*. Er wird zum zentralen Begriff, mit dem Cassirer dem Angriff Schelers begegnet.

Auf der Basis dieser dynamisierten Interpretation des Faktums wird selbst dessen statische Bestimmung als eines historischen Bestandes oder Resultates unproblematisch. Statisches Faktum und zugrundeliegende Prozessualität werden von Cassirer korrelativ aufeinander bezogen. Wirft Scheler der transzendentalen Methode vor, sich nur an die ”gültigen Ergebnisse selbst” zu halten, ohne den ”wirklichen Prozess, der zu ihnen führte”, zu berücksichtigen, so hält Cassirer dem entgegen, der ”Process” sei ”objektiv logisch in dem Ergebnis *erhalten u[nd] bewahrt*”.¹⁶⁹ Was klingt, als läge eine Art dialektischer Bestimmung zugrunde, wird von Cassirer lediglich unter Zugrundelegung des Begriffs von Kontinuität gedacht – letztere nimmt in den Denkskizzen der Scheler-Notizen einen gleichsam axiomatischen Rang ein: ”Wäre dies nicht der Fall [i.e. die Erhaltung des Prozesses im Resultat], dann bestände keinerlei echte geschichtl[iche]

168 Scheler-Notizen, [Zettel 3].

169 Scheler-Notizen, Bl. 1r, bei Scheler: Die transszendentale und die psychologische Methode, S. 58.

Continuität.”¹⁷⁰ Die notwendige Voraussetzung historischer Kontinuität gewährleistet also erst die von Cassirer erstrebte Korrelation vom Faktum als Resultat und Faktum als vorgängigem historischem Prozess.

Wenngleich das ”Faktum der Wissenschaft” von Cassirer ganz fraglos als ein historisches verstanden wird, dessen innere Verfasstheit im folgenden weiter aufzuklären ist, so hält er doch an einer grundlegenden Bestimmung philosophischer Wissenschaftsgeschichtsschreibung fest, wie sie auch in Cohens Überlegungen zu den Bedingungen ”systematischer Geschichte” als Basis-Theorem auftrat:¹⁷¹ ”Aber das eine muss festgehalten werden: dass die erste grundlegende Orientierung von der *Gegenwart der Wiss[enschaft]* ausgehen muss; diese giebt erst die Richtlinien der histor[ischen] Betrachtung.”¹⁷² Auch wenn das ”Faktum” prinzipiell als historisches zu rekonstruieren ist, so hat diese Rekonstruktion unter der Perspektive einer gegenwärtigen Problemstellung zu erfolgen. Anders ist in Cassirers Auffassung die Vergangenheit in ”historischer Betrachtung” nicht zu erschließen. Den Ausgang von der ”Gegenwart der Wissenschaft”, das heißt: von einer gegenwärtigen Fragestellung aus, wendet Cassirer gegen Scheler, wenn er unter Aufnahme des Euckenschen Terminus für ”Kultur”, der ”Arbeitswelt”, feststellt: ”In der ‚Arbeitswelt‘ kann man sich nur heimisch machen, durch Versenk[ung] in die Arbeit der *wirkl[ichen] Wiss[enschaften]*”, und mit letzterem ist nichts anderes gemeint als die ”Orientierung” von der Wissenschaft der Gegenwart aus.

Scheler sah an dieser Stelle die Gefahr einer Hemmung der menschlicher Erkenntnisleistungen im Sinne einer Beschränkung von deren Offenheit, wenn er die Fragestellung von gegenwärtigen Problemen aus als Festschreibung der Vernunft auf den Stand einer bestimmten Gegenwart ansah: ”Es müsste sich schon hier zeigen, dass eine *Festigung* der Vernunft *durch* ihre Arbeit zugleich eine *Befestigung an* ihrer Arbeit und damit ein Hindernis des Fortschritts zu neuer Arbeit wäre.”¹⁷³ Diese Einwand nutzt Cassirer, um seine Konzeption der Ausrichtung der historischen Betrachtung an der Gegenwart näher zu charakterisieren. Gemeint sei damit nur die Orientierung am ”Wissensbestand der Zeit”, der Zeit also, von der aus die Fragestellung an die Vergangenheit erfolgt, nicht die Verabsolutierung einer konkreten Zeit und deren Erhebung zum Maßstab jeglicher Betrachtung. Durch den im Laufe der Geschichte sich

170 Scheler-Notizen, Bl. 1r.

171 Vgl. die vorliegende Arbeit, III, 2.

172 Scheler-Notizen, Bl. 1r.

173 Scheler: Die transszendentale und die psychologische Methode, S. 67, auch zitiert in den Scheler-Notizen, Bl. 1v.

verändernden Wissensbestand wird diese Perspektive auf die Vergangenheit dynamisiert und bildet somit "das variable Moment der Gesch[ichte]".¹⁷⁴

(2) Das *Faktum* der Wissenschaft bedeutet immer das Faktum *der* einen Wissenschaft. Der Singular im Wissenschaftsbegriff indiziert Reduktionismus und am Leitbild einer Wissenschaft ausgerichtete Hierarchisierung der Wissenschaften. Das wurde bereits im reduktiven Rückgang vom Faktum "von Wissenschaften" im Plural zum Faktum *der einen* Wissenschaft, nämlich der mathematischen Naturwissenschaft, wie er sich im historischen Übergang von Lange zu Cohen in der Ausformulierung der "transscendentalen Methode" zeigte. Diese einseitige Orientierung der philosophischen Wissenschaftsgeschichte war von Scheler verworfen und ihre Folgelasten umrissen worden. Cassirer konzentriert seine Anti-Kritik auf drei Aspekte, die er im folgenden zu konstitutiven Momenten seiner Historik transformiert. (a) Am Primat von Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft hält Cassirer fest, der Szientismus scheint ihm in dieser Epoche seiner philosophischen Arbeit als unverzichtbar. Er betrachtet die mathematische Naturwissenschaft von ihrer Funktion für die Ordnung der Wissenschaften her: die apodiktische Gewissheit mathematischer Aussagen soll "alle Rangordnung der Erkenntnisse überhaupt" etablieren und garantieren, sie bildet das Apriori der Erkenntniskritik, denn alleine vom Primat der Mathematik her bestimme sich deren "Sinn", wie Cassirer feststellt.¹⁷⁵ Doch Mathematik hierarchisiert und dominiert als Ordnungsinstanz nicht nur die Ordnungen des Wissens, sie soll auch die "obj[ektive] Ordnung der Erscheinungen" konstituieren – insofern fungiert sie als der "unentbehr[liche] Faktor [...] für alles Naturerkennen"¹⁷⁶ (b) Dieses erkenntnistheoretische Basistheorem überträgt Cassirer im folgenden auch auf die philosophische Wissenschaftsgeschichtsschreibung, wenn er darauf verweist, Wissenschaft diene als "gültiges Beispiel aller Geschichte" und das von der Wissenschaft "als immanente[m] Vernunftfortschritt" her begründet: "Hätten wir das Beisp[iel] der Math[ematik] u[nd] m[athematischen] N[atur]w[issenschaft] nicht, so wäre der Gedanke des log[ischen] Fortschritts in der Gesch[ichte] ein schöner Traum – Hier also scheint uns dies gegeben".¹⁷⁷ Im übertragenen Sinne findet die philosophische Betrachtung der Geschichte ihr Apriori also im Faktum mathematischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts. Beide dienen als Modell eines "immanenten Fortschritts" der Vernunft und als Paradigma jeglichen historischen

174 Ebd., Bl. 1v.

175 Scheler-Notizen, Bl. 4r/4v.

176 Ebd., [Zettel 4].

177 Ebd., [Zettel 2].

Verstehens. Auch die Historik selbst wird so dem Szientismus unterworfen. (c) Cassirer erhebt nicht nur die "Wissenschaft" zum exemplarischen Modell für jegliche Geschichtsschreibung, er wiederholt dieses Argumentationsmuster noch einmal hinsichtlich des Begriffs von Kultur, indem er sie zum exemplum par excellence eines Kulturphänomens macht. Schelers Vorwurf, die "transszendentale Methode" thematisiere keine Phänomene der Kultur, will Cassirer parieren, indem er die Mathematik als "zu den geschichtl[ichen] Culturmächten" gehörig erklärt. Begründet wird dies über die Konstruktion einer Verbindung von Mathematik und Ethik, die im einzelnen nicht nachgewiesen wird und für die der Verfasser der Scheler-Notizen sich auf die Pythagoräer und Copernicus beruft. Auch hier bewegt Cassirer sich auf den von Cohens *Einleitung mit kritischem Nachtrag* gelegten Spuren, und ebenso wenig wie dieser findet er seines szientistischen Paradigmas von Erkenntnis wegen zu einer Thematisierung des kulturellen Moments von Wissenschaft.

(3) Von der Erhebung von Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft zum Paradigma auch der Geschichtsforschung her betrachtet, wird eine weitere grundlegende Bestimmung in den Scheler-Notizen verständlich, die weit über Cohens Überlegungen hinausreicht. Mit ihr will Cassirer den Schelerschen Vorwurf der Ungeschichtlichkeit der "transszendentale Methode" endgültig aus der Welt schaffen – er erhebt die Geschichte zu deren Leitorientierung: "In einem gewissen Sinne gilt, dass nicht die Naturw[issenschaft,] sondern die *Geschichte* die festeste Stütze des *Idealismus* ist." Dieser Gedanke erscheint zunächst als bloße Ableitung aus der historischen Dynamisierung des "Factums der Wissenschaft". Bei näherer Betrachtung erweist er sich aber als höchst folgenreich, wird damit doch ein Konkurrenztheorem zum Marburger Leittheorem des "Factums der Wissenschaft" als dem ausschließlichen Referenzdatum der "Erkenntniskritik" eröffnet: Cassirer schafft hier die Voraussetzungen zur Annahme eines historischen Apriori. Bereits der aus den Scheler-Notizen hervorgehende Entwurf zur *Einleitung ins Erkenntnisproblem* wird diese Konsequenz ausdrücklich ziehen. Doch damit nicht genug, denn mit der Einführung eines weiteren Apriori war der Weg zur Pluralisierung des Apriori unwiederruflich beschritten. Nicht dass die Scheler-Notizen diese Konsequenz gezogen hätten, und auch hierin erweisen sie sich als Keimzelle zur *Einleitung ins Erkenntnisproblem*, doch war die Einführung mindestens des Apriori der Geschichte die von Scheler unausgesprochene Option zur Auflösung der Problemstellung von *Die transszendentale und die psychologische Methode*. Festzuhalten bleibt, dass die Pluralisierung des Apriori in der Reichweite von *Die transszendentale und die psychologische Methode*

lag, ohne dort explizit formuliert zu werden. Wollte man Schelers kritisches Programm in eine philosophische Wissenschaftsgeschichte transformieren, so bildete dieser Schritt eine unausweichliche Voraussetzung. Cassirers daran anschließende Entwürfe ebenso wie *Einleitung*, die aus diesen hervorgegangen ist, realisieren diese Option.

Für das transformierte "Faktum der Wissenschaft" in seiner historisch-prozessualisierten Gestalt, "als geschichtlich sich entwickelndes", ebenso wie für die Analogbildung eines Faktum der Wissenschaftsgeschichte macht Cassirer eine Voraussetzung, die eine Übertragung aus der Natorpschen Erkenntnislogik und deren Problematisierung der "Gegebenheit" des Erkenntnisgegenstandes bildet. Geschichte "ist kein Feststehendes, kein Gegebenes", heißt es in den Scheler-Notizen, "sie ist das, was wir aus ihr machen."¹⁷⁸ Cassirers theoretische Miniatur erläutert auch diesen Zusammenhang nicht näher, doch ihr negativer Teil kann – wie im Falle von Natorps immer neuen Versuchen, die Gegebenheit des Gegenstandes zu bestimmen – nur die Abwehr der Annahme feststehender, dinglicher Gegebenheit meinen; ihr positiver, "das, was wir aus ihr machen", verweist auf die Frage nach den Denkfunktionen, die den Gegenstand der Geschichte hervorbringen, indem sie ihn objektivieren. In diese Richtung zielt auch ein weiterer Hinweis Cassirers, wenn er erläutert, das "constante [...] Moment der Gesch[ichte]" bestehe in gesetzlichen Verhältnissen, Substanz, Zeit- und Raumordnung – kurz gesagt: in den als Funktionen bestimmten Grundbegriffen des Denkens, wie sie in *Leibniz' System* exponiert wurden.¹⁷⁹ Damit deutet sich ein weiteres Mal in Umrissen an, dass Cassirer eine transzendente Theorie historischen Erkennens intendierte, die die Bedingungen historischen Erkennens einerseits in "konstanten Verhältnissen" ihres Bezugsfaktums und andererseits in einem System von Denkfunktionen suchte. Die *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* war freilich nicht der Ort, um eine solche Historik zu entwickeln, und nicht zuletzt der oben umrissene Szientismus und Reduktionismus hätten Cassirer ebenso wenig die theoretischen Mittel zu einer solchen an die Hand gegeben wie die auf *nicht-historische* Erkenntnis gerichteten Denkfunktionen – dazu sollte die Zeit offenbar erst 30 Jahre später, mit Geschichtsmanuskript des Göteborger Exils, reif sein. Doch zumindest die Programmatik einer transzendentalen Historik deutet sich hier bereits an.

178 Scheler-Notizen, [Zettel 1]; vgl. Cassirer: *Einleitung*, S. 16: „sie [i.e. die Geschichte] *ist* nur das, was wir kraft gedanklicher Synthesen aus ihr *machen*.“

179 Ebd., Bl. 1v: „das constante u. das variable Moment der Gesch[ichte] – die Constanz (Gesetz[liche] Verh[ältnisse] etc., Substanz[,], Zeit- u[nd] Raumordnung etc.,) eindeutig[.]“

6. Hegel in der Einleitung zum Erkenntnisproblem

6.1 Textbefunde und –strategien in der *Einleitung*

Anders als im Falle Schelers weist der Text der *Einleitung* in Band 1 des *Erkenntnisproblems* keine explizite und direkte Auseinandersetzung mit der Hegelschen Philosophie auf. Hegel wird nur in einer einzigen Passage erwähnt – diese Erwähnung ist freilich so kurios, dass sie einer kurzen Betrachtung bedarf. Denn Cassirer zitiert nicht etwa aus Hegels Arbeiten oder paraphrasiert Sätze aus ihnen, nein, er verteidigt Hegel gegen die Kritik Zellers. Der ”regelmässige Gang und die organische Gliederung der Geschichte”, so wird Zeller zitiert, sei ”kein apriorisches Postulat, sondern die Natur der geschichtlichen Verhältnisse”.¹⁸⁰ Kritik an Zeller mochte innerhalb der Marburger ”Arbeitsgemeinschaft” opportun sein, doch die Verteidigung Hegels? Hegel war bei Cassirers Lehrern eine Art philosophischer *persona non grata*,¹⁸¹ eine Figur der Abgrenzung gegen jegliche Art von spekulativem Idealismus und gegen spekulative ”Konstruktionen” zugunsten des Bezugs auf die mathematische Naturwissenschaft.¹⁸² Doch Zeller trägt ein Interpretament in Hegel hinein, das transzendentalphilosophisch depotenziert gelesen werden konnte, ohne den ganzen spekulativen Aufbau einer Theorie des objektiven Geistes und ohne Dialektik: seine Rede vom ”apriorischen Postulat” der Geschichte ist ohne Verluste in die Auffassung Kants zu übersetzen, aller philosophischen Betrachtung der Geschichte sei ein apriorischer ”Leitfaden” zugrunde zu legen.¹⁸³ Ein solcherart durch Zeller kantisch lesbarer Hegel erschien dem Verfasser des *Erkenntnisproblems* schulintern offenbar zumutbar, seine Einführung im Zusammenhang der Zeller-Kritik war insofern ein strategischer Kunstgriff. Diese indirekte Art, das – wie sich später zeigen wird – zentrale systematische Element der *Einleitung*, das apriorische Postulat eines kontinuierlichen Ganges der Geschichte, auf Hegel zurückzuführen, zeigt die problematische Situation einer positiven Hegel-Rezeption, die die philosophische Konstellation der Marburger Schule für Cassirer mit sich brachte. Cassirers Vorgehen war innerschulisch präzedenzlos.

180 Cassirer: *Einleitung*, S. 18, bei Zeller: *Die Philosophie der Griechen*, Bd. 1, 1, S. 16.

181 Explizite Bezugnahmen Cohens auf Hegel herausgearbeitet hat Holzhey: *Hegel im Neukantianismus. Maskerade und Diskurs*, in: *il cannocchiale* 1/2 (1991), S. 9-28, hier: S. 17-27, sie sind allesamt kritisch-ablehnend. Der Befund sieht für Natorp bis 1912 nicht anders aus.

182 Die Abgrenzung gegenüber dem „spekulativen Idealismus” gehört Brelage zufolge zu den Entstehungsbedingungen und konstitutiven Momenten des „Kritizismus”, vgl. ders.: *Transzendentalphilosophie und konkrete Subjektivität. Eine Studie zur Geschichte der Erkenntnistheorie im 20. Jahrhundert*, in: ders.: *Studien zur Transzendentalphilosophie*, 1965, S. 72-229, hier: S. 86: „Wo jedoch der Kritizismus auf seine eigene Erkenntnis und nicht nur die der Einzelwissenschaften reflektiert, wird die latente Berührung mit dem spekulativen Idealismus (Hegel) offenkundig und die Abgrenzung von ihm zu einem vitalen Interesse des Kritizismus.”

183 Kant: *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, Bd. 11, S. 49-50.

Der Verweis auf Hegel an so exponierter und später Stelle im Text des ersten Teils macht aufmerksam und erfordert eine Neu-Lektüre vom Ende her. So erscheint Hegel zumindest an weiteren Textpassagen der *Einleitung* latent präsent zu sein: beispielsweise wird am Anfang der Einleitung – der in Schritten und Stufen von der ”naiven Auffassung” wahrnehmenden Erkennens, über das ”Scheinen” und Meinen zur Erkenntnis einer ”dinglichen Welt” und von dieser hinaufführt bis zur Einsicht, dass alle objektiven Erkenntnisgestalten nur Gestaltungen des ”Bewusstseins” sind – die Einleitung zur *Phänomenologie des Geistes* als textuelles Grundmuster deutlich erkennbar.¹⁸⁴ Hinweise auf ”das ‚Absolute‘”, dessen Erreichen in ”Synthesen” erhofft werde, aber dort nicht zu finden sei,¹⁸⁵ oder auf die ”Selbstenwicklung der ‚Idee‘” und den ”Fortschritt des ‚Weltgeistes‘”¹⁸⁶ geben sich bereits durch die Anführungen als historische Zitate, allerdings ohne Namensnennung, zu erkennen und gehören zu den negativen Bezugnahmen.

Somit lautet der Befund zur Präsenz Hegels in der *Einleitung* zum *Erkenntnisproblem*: (1) der ausdrückliche, aber indirekte und zitatlöse Verweis auf Hegel wird überblendet durch die Zitation und Zurückweisung Zellers; dieser Verweis assoziiert aber das zentrale Theorem der *Einleitung* mit Hegel. (2) Als solche gekennzeichnete historische Zitate bleiben anonym, sind aber als Hegelianismen ubiquitär und deshalb als solche leicht identifizierbar; in ihnen kommt durchgängig eine negative, kritisch-zurückweisende Rezeption zum Ausdruck. (3) Einschreibungen von hegelschen Textmustern und –strukturen in die *Einleitung*, wie Cassirer sie an deren Anfang vollzieht, bleiben ungekennzeichnet, anonym und implizit; sie realisieren in einer Art struktureller Mimesis des Mustertextes die vielleicht weitestgehende und deshalb untergründige Bezugnahme auf die *Phänomenologie*. Alle diese Modi des Hegel-Bezugs indizieren Hegels Präsenz – beinahe ließe sich formulieren: Omnipräsenz – in der *Einleitung* und deren innerschulisch-konstellatorische Brisanz. Cassirers ”Gewährsmann” ist Hegel, so muss der Befund lauten.¹⁸⁷

184 Cassirer: *Das Erkenntnisproblem*, S. 3-5.

185 Ebd., S. 6.

186 Ebd., S. 18.

187 Wenn Plümacher: *Die Einheit der Regel der Veränderung. Zur Bedeutung der Wissenschaftsrezeption für Cassirers Theorie des Wissens*, in: dies. / Schürmann (Hrsg.): *Einheit des Geistes*, 1996, S. 113-140, hier: S. 118, bemerkt, „Cassirers Gewährsmann ist nicht Hegel, sondern Felix Klein”, so bezieht sie das thematisch zwar auf Relation und Relationalität und Band 1 der *Philosophie der symbolischen Formen* und hat dabei wohl sogar die gute Absicht, überzogene und vereinseitigende Hegelianisierungen Cassirers, wie Verene: *Kant, Hegel, and Cassirer. The Origins of the Philosophy of Symbolic Forms*, in: *Journal of the History of Ideas* 30 (1969), S. 33-46, sie vorexerziert hat, zurückzuweisen. Doch macht sich hier eine Interpretationsstrategie geltend, die ebenso einseitig auf den Spuren von Ihmig: *Cassirers Invariantentheorie der Erfahrung und seine Rezeption des „Erlanger Programms”*, 1997, Begrifflichkeiten Cassirers ausschließlich auf mathematische Theoreme zurückführen

Doch *wie* präsent er ist, das erweisen erst die Texte, aus denen der erste Teil der *Einleitung* zum *Erkenntnisproblem* hervorgegangen ist.¹⁸⁸ Sie bilden gleichsam die Tiefenstruktur des veröffentlichten Textes, in ihnen wird das skizzenhaft explizit, was nach verschiedenen Stufen der Bearbeitung in der Publikation nur noch als negative Zitation, als Allusion und unausgewiesene Wiederholung des Hegelschen Mustertextes oder als die eine einzige ausdrückliche, aber verschlungene Bezugnahme manifest wird: dass Theoriemotive aus Hegel von Cassirer dort angeeignet werden, wo *im Anschluss an* die Anti-Kritik an Scheler keine anschlussfähigen innerschulischen Theoriemuster zur Verfügung standen, so bei der zentralen Thematik nach den Grundbegriffen des historischen Erkennens. Es sind gleichsam die systematischen Gelenkstellen von Cassirers programmatischer Skizze der *Einleitung*, an denen Transformationsgestalten aus der Hegelschen Philosophie zum Einsatz kommen. Zu nennen wären hier die Themen des historischen Apriori und der geschichtlichen Kontinuität – wahrlich keine Nebenschauplätze – an denen Begriffspotentiale aus der *Phänomenologie* aktualisiert werden.

Was sich hier in der Spannung zwischen publiziertem Text und nachgelassenen Skizzen und Entwürfen abgezeichnet hat, das soll im folgenden auf seine theoretischen Gehalte und systematischen Funktionen hin, aber auch in inner- und außerschulischen Kontexten untersucht werden. Die Voraussetzungen und Themen der Hegel-Rezeption Cassirers werden dabei in der Spannung zwischen impliziten und ausdrücklichen Bezugnahmen, zwischen negativen und affirmativen Momenten dargestellt.

6.2 Systematische und historische Voraussetzungen von Cassirers Hegel-Rezeption

Die in der kritischen Auseinandersetzung mit Scheler gewonnenen Motive der Geschichtlichkeit und Dynamik des "Faktums", der notwendigen Kontinuität, des

will und damit genau die Mathematisierung und Szientifizierung Cassirers immer weiter betreibt, von der dieser sich in immer neuen Schritten von der *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* bis hin zum späten Manuskript über Geschichte von 1936 loszumachen sucht. Diese Strategie bringt dann in dem signifikanterweise im selben Jahr erschienenen Aufsatz derselben Vf.: Apriori in dynamischer Funktion. Ernst Cassirer zu Apriori und historischen Strukturformen des Wissens, in: Hubig / Poser (Hrsg.): *Cognitio humana*, 1996, S. 854-861, hier: S. 859, solche systematisch wie werkgeschichtlich unhaltbaren Resultate hervor wie das, dass die „Historisierung des Apriori“ aus eben jenem mathematisierten Kontext hervorgegangen sei. Eine einzige Erinnerung an die *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* hätte genügt, um aufzuweisen, dass Cassirer die Historisierung des Apriori aus dem Zusammenhang der Scheler-Diskussion und des Bezugs auf Hegel gewonnen hat.

188 Das sind die erste Schicht der Scheler-Notizen (Bl. 1v), die daraus hervorgegangenen Scheler-Notizen in Zettelform ([Zettel2]) und die in der publizierten Fassung nur teilweise umgesetzte, „Das apriori und seine Geschichte“ überschriebene Einleitung (Bl. 9/19).

Ausgangs vom gegenwärtigen Wissensbestand, des Paradigmas der Mathematik und der hierarchisierten Wissensordnung, der Naturwissenschaft als Leitmodell der Geschichtsschreibung und dem Apriori der Geschichte bildeten die Leittheoreme von Cassirers Ansatz zu einer systematisierenden Grundlegung des *historischen* Erkennens. Mit dem Schelerschen Ansatz freilich waren diese Theoreme nicht in eine solche zu überführen, gab dessen negative Theorie der "transszendentalen Methode" doch dazu keinerlei Begriffe an die Hand und intendierte das wohl auch nicht. Auch Cohen und Natorp gaben keinerlei theoretisches Instrumentarium zum historischen Erkennen an die Hand.¹⁸⁹ Die Zusammenführung der skizzierten Theoreme zum Ansatz einer philosophischen Historik der Wissenschaften gelang Cassirer erst im Anschluss an und im Bezug auf die Hegelsche *Phänomenologie des Geistes*, zumindest auf einige ihrer Motive. Diese These leitet das folgende Kapitel und enthält einige Voraussetzungen und Leitgedanken, die kurz zu umreißen sind:

- (1) Der vom Text her eindeutige Befund des Rückgriffs auf Hegelsche Theoriebestände, in wie stark transformierter Gestalt auch immer, muss als eindeutiger Beleg dafür gehandelt werden, dass der Philosoph, dem die Philosophie Cohens und Natorps so vertraut wie nur wenigen war und der bestrebt war, auf Theoriebeständen der "Arbeitsgemeinschaft" aufzubauen und diese weiterzubilden, wo immer möglich, dass Ernst Cassirer also sich offenbar vollkommen im klaren darüber war, dass mit dem bis dato von Cohen und Natorp Geleisteten eine wie immer geartete Grundlegung historischen Erkennens nicht zu leisten war. Der Grund dafür liegt, wie bereits bemerkt, in der Priorität, die reiner Wissenschaft und ethischer Normativität eingeräumt wird, und in der Nachrangigkeit, mit der deskriptiv verfahrenende Wissenschaften behandelt werden.¹⁹⁰ Beide verfügten, zumindest bis zur Abfassung des *Erkenntnisproblems* über keinen zureichenden und theoriefähigen Begriff von Geschichte, Kultur oder historischer Erkenntnis. Dieses innerschulische Theoriedefizit suchte Cassirer über den Bezug auf eine Auswahl Hegelscher Theoreme zu korrigieren. Angesichts jüngster Interpretationsversuche, die Geschichtlichkeit als Thema der Cohenschen Erkenntniskritik auszumachen meinen, scheint es angezeigt, an diesen Theoriestand bei Cohen und Natorp zu erinnern – der Gewährsmann dafür heißt Ernst Cassirer.¹⁹¹

189 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. III, 3.

190 Vgl. hierzu Holzhey: Kants Geschichtsphilosophie, S. 89-95.

191 Renz: Die Rationalität der Kultur, S. 126, insinuiert, Cassirer habe mit der Zurückweisung der „Grundauffassungen einer hegelianischen Geschichtsphilosophie“ auch den Bezug zu Hegel gekappt,

- (2) Cassirers Hegellektüre ist hochgradig selektiv und zunächst einzig daran interessiert, in einer begrenzten thematischen Region der Philosophie Theoriemotive und Denkfiguren so zu transformieren, dass die innerhalb des eigenen, Cassirerschen Ansatzes fungibel werden können. Mit Hegel sollten *erstens* die oben erwähnten, aus der Auseinandersetzung mit Scheler hervorgegangenen Theoriemotive einer Grundlegung des historischen Erkennens integriert und *zweitens* dieser Ansatz mit der in *Leibniz' System* bereits erarbeiteten Prinzipienlehre des Naturerkennens verbunden werden, nicht mehr und nicht weniger. Mit anderen Worten: die Cassirersche Hegel-Adaption folgte streng funktionalen Gesichtspunkten – ihre leitenden Funktionen bestanden in der Gewinnung eines theoriefähigen Begriffs von Geschichte (vgl. (1)) und der Integration.
- (3) Grundvoraussetzung der Hegel-Rezeption Cassirers ist hinsichtlich der Theorie Hegels der Verzicht auf die gesamte Theorie des objektiven Geistes, auf die Stufe der Synthese im Modell der Dialektik. Es ist an späterer Stelle zu zeigen, wie weit die eklektische Hegel-Rezeption Cassirers unter dieser Voraussetzung ging und dass hier geradezu eine Art "negativer Dialektik" *avant la lettre* vorliegt.
- (4) Hinsichtlich des eigenen Theorieentwurfs Cassirers, in den die Elemente aus Hegel einzupassen waren, bestand die Bedingung der Möglichkeit der Rezeption und Umbildung Hegelscher Theorieelemente in der klaren transzendentalphilosophischen Konzeption des Erkennens, und diese sollte hier auch eine transzendente Historik der mathematischen Naturwissenschaft einschließen. Das heißt nichts Anderes, als dass Cassirer Hegels *Phänomenologie* transzendentalphilosophisch depotenziert las und sich aneignete.
- (5) Die Basis der Hegel-Aneignung Cassirers liegt also, was die immanente Ausgestaltung des kategorialen Apparates betrifft, unbestreitbar im System der Denkfunktionen, wie sie in der Erkenntnislogik Natorps bis 1900 entworfen und in *Leibniz' System* durch Cassirer selbst exponiert und durchgeführt worden war. Was den Bezug auf die Geschichte und Entwicklung der Naturwissenschaften angeht, waren Cohens *Einleitung mit kritischen Nachtrag* von 1902 und Cassirers Übertragung dieses Ansatzes auf seine wissenschaftsgeschichtliche "Studie" zum *Erkenntnisproblem* grundlegend.

doch gerade hier muss differenziert und daran erinnert werden, dass Cassirer im *Erkenntnisproblem* insistiert und an diesem durch alle Transformationsgestalten hindurch festgehalten hat.

- (6) Zu den systematischen Voraussetzungen der Hegel-Rezeption Cassirers und des auf ihr aufbauenden Versuches einer philosophischen Historik gehört auch die Einführung eines theoretischen Elementes, das bis dahin bei seinen Lehrern Cohen und Natorp kein Thema war. Cassirers Skizze der Bedingungen historischen Erkennens formiert sich als implizite, kaum ausformulierte Bewusstseinstheorie oder gar als Theorie des Geistes. Formulierte Cassirer im Bezug auf Cohen zutreffend: "Das echte Subjekt der Erkenntnis ist nichts anderes als die *Wissenschaft*",¹⁹² und traf dieser Befund auch auf Natorps im weitesten Sinne subjektlose, die bloßen theoretischen Vollzüge thematisierende Erkenntnislogik zu, so bricht die *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* mit dieser Marburger Theoriegestalt.¹⁹³ Zu den Folgen dieser Verschiebung der Theorie gehört auch Cassirers Wiedereinführung der Begriffe von Subjekt und Objekt; auch sie gehörten zu den Marburger Theorieverlusten auf dem Wege zu einer Erkenntnislogik der reinen Denkfunktionen (Natorp) oder einer Logik der reinen Erkenntnis (Cohen).
- (7) Zu den systematischen Voraussetzungen der Hegel-Rezeption Cassirers und des auf ihr aufbauenden Versuches einer philosophischen Historik gehört die Einführung eines Momentes, das bis dahin bei seinen Lehrern Cohen und Natorp kein Thema war. Cassirers Skizze der Bedingungen historischen Erkennens formiert sich als implizite, unausformulierte Bewusstseinstheorie oder gar als Theorie des Geistes.
- (8) Werkgeschichtliche Voraussetzung ist die Wendung, die Cassirer im Ansatz bereits im letzten Teil von *Leibniz' System* vollzogen hatte, die Interpretation der theoretischen Erkenntnisse, die aus den Denkfunktionen resultiert waren, als Formationen von Bewusstsein. Bereits hier war also ein nicht näher ausgewiesener Begriff von Bewusstsein eingeführt worden, dessen spezifische Bestimmung und Leistung letztlich in nichts Anderem als der Selbst-Objektivierung, in der Vergegenwärtigung von Denkgestalten als solcher bestand. Zwar war diese Konstruktion als Interpretation der Leibnizschen Philosophie intendiert, doch ist unverkennbar, dass dem Verhältnis des Systems der Denkfunktionen zu diesem Begriff von Bewusstsein das kantische Verhältnis von Verstand und Vernunft eingezeichnet war.

192 Cassirer: Paul Natorp. 24. Januar 1854 - 17. August 1924, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 30 (1925), S. 273-298, hier: S. 288.

193 Vgl. dazu Winterhager: Das Problem des Individuellen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Paul Natorps, 1975, S. 43-47.

- (9) Ideengeschichtliche Voraussetzung ist die im vorigen Kapitel umrissene Kritik am Reduktionismus der "transszendentalen Methode" und dem daraus resultierenden Verfehlen der kulturellen und historischen Dimension des Bezugs auf die Wissenschaften.
- (10) Wenn man all diese Theoriebildungen, –umbildungen und –adaptionen noch für auf Kantischem Boden stehend hielte, dann basierte die Cassirersche Hegel-Rezeption auf einem wie auch immer frei fortgebildeten Kantianismus. Die Diskussion darüber, ob hier ein Kantianismus vorliegt oder nicht, ist freilich müßig, lassen sich die Transformationsfiguren philosophischer Theorie, wie sie sich in der Geschichte von Theoriegestalten, von deren Entstehungs- und Rezeptionsbedingungen, herausbilden, doch schwerlich in ein Raster von –Ismen rückübersetzen. Zumal es sich bei den -Ismen um eine Art historischer Kampfbegriffe handelt, wie erstmals Eucken festgestellt hat.¹⁹⁴ Als ebenso obsolet, weil unfruchtbar erscheint auch die Frage danach, ob im Falle Cassirers ein sogenannter "Hegelianismus" vorliege.¹⁹⁵ Diese Diskussion wurde bereits von den Zeitgenossen Cassirers gern geführt und hat ihren Reiz offenbar bis heute nicht verloren, bezieht diesen aber auch daraus, dass sie einen Zusammenhang zwischen dem von den Marburgern aus Gründen der Abgrenzung inkriminierten Denker und deren eigener Theorie herstellt.¹⁹⁶ Insofern ist diese Diskussion auch strukturell

194 Eucken: Parteien und Parteinamen in der Philosophie, in: Philosophische Monatshefte 20 (1884), S. 1-32.

195 Zur Diskussion um den sogenannten „Hegelianismus“ im Neukantianismus Marburger Prägung vgl. die Zusammenfassung und grundlegende Diskussion bei Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 65-67; von der umfassenderen Perspektive auch auf den Neukantianismus der sogenannten „südwestdeutschen Schule“ aus vgl. auch ders.: Hegel im Neukantianismus, 1991, S. 9-28. Auf eine Verbindung Cassirers zu Hegel hat erstmals Stumpf in seinem Gutachten der Leibniz-Preisarbeit hingewiesen, vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II, 3. Den frühesten publizierten Zusammenhang zum Hegelianismus bietet v. Aster: Neukantianismus und Hegelianismus, in: Münchener philosophische Abhandlungen, 1911, S. 1-25. Levy: Die Hegel-Renaissance in der deutschen Philosophie, 1927, S. 43-50, ordnet Cassirer umsichtig in eine epochale Tendenz ein. Verene: Kant, Hegel, and Cassirer, S. 33-46, bietet eine Neuauflage der Diskussion und meint, die Konzeption der *Philosophie der symbolischen Formen* nicht anders denn auf der Basis der Hegelschen *Phänomenologie* verstehen zu können.

196 Dabei geht die Abgrenzung Cohens entschieden weiter als die Natorps, zu einigen von Cohen selbst explizierten Bezugnahmen vgl. Holzhey: Hegel im Neukantianismus, S. 17-27. Doch wird der Bezug zu Hegel innerhalb der Schule insgesamt recht heterogen bestimmt. *Nach* und gewiss auch *im Anschluss an* die *Einleitung zum Erkenntnisproblem* hat der Cassirer theoretisch näher stehende Natorp Gemeinsamkeiten zwischen Hegel und der Marburger Schule festgestellt, vgl. ders.: Kant und die Marburger Schule. Vortrag gehalten in der Sitzung der Kantgesellschaft zu Halle a. S. am 27. April 1912, Berlin 1912, während im selben Jahr und im selben Heft der *Kant-Studien* Görland: Hermann Cohens systematische Arbeit im Dienste des kritischen Idealismus, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 17 (1912), S. 222-251, hier: S. 226, unter Verweis auf Hegel und Fichte bestreitet, dass die „Schule“ ein „Interesse“ daran hätte, ihre Position „zu markieren aus Distanzbestimmungen zu vorhandenen philosophischen ‚Systemen‘“. Die oben erwähnte Feststellung eben solcher Distanznahme in Brelage: Transzendentalphilosophie und konkrete Subjektivität, S. 86, verfehlt Cassirers exoterische Bezugnahme auf Hegel in der *Einleitung* von 1906 ebenso wie Natorps Bekenntnis von 1912 und ist deshalb in ihrer Absolutheit unzutreffend; man wird die These deshalb wohl dahingehend differenzieren müssen, dass die

polemisch besetzt. Der Abschluss der Debatte wird indessen auch deshalb auf sich warten lassen, weil eine hinreichende Bestimmung dessen, was "Hegelianismus" meint – in einem weiten Sinne die Bezugnahme auf Theoreme jeglicher Art, solange sie Hegelscher Provenienz sind, oder in einem sehr strikten Sinne die genetische Deduktion der Kategorien und das Durchlaufen der einzelnen Bestimmungsstufen bis in die Sphäre des objektiven Geistes – in der Regel unterbleibt.¹⁹⁷ Der Ausdruck erscheint als selbst-explikativ, ist das aber nicht. Grundlegend erscheint demgegenüber die Frage nach den Voraussetzungen und inneren Bedingungen des Cassirerschen Philosophierens im Kontext theoretischer Traditionsbestände. Wenn sich ein rein deskriptiver und deshalb nicht wertender Begriff eines theoretischen Synkretismus oder Eklektizismus etablieren ließe, so erschiene dieser als angemessen zur Beschreibung von Cassirers Rezeption und Transformation auch Hegelscher Theoreme. Wie oben angedeutet, muss die Analyse der Transformationsgestalten, beispielsweise Hegelscher Theoriemotive, alleine von der Bestimmung der Funktionen geleitet werden, die sie in der Rekonstruktion der Theorie Cassirers und innerhalb der historischen Konstellation aufweist.

Im folgenden sollen diese Voraussetzungen expliziert werden, um die oben umrissene These näher zu beleuchten.

6.3 Denkfunktionen, Bewusstsein und Objektivierung der Natur

Bereits in den Notizen zu Scheler formuliert Cassirer in höchster Verdichtung den Kernsatz zu seiner in der *Einleitung* zum *Erkenntnisproblem* skizzierten transzendentalen Historik: "Um zu begreifen, dass Gesch[ichte] der Philos[ophie] möglich sei, muss das *Primat des Geistes* erfasst, die Natur in das Selbst verwoben sein".¹⁹⁸ Der Satz ist ohne den Bezug zur Hegelschen *Phänomenologie* so wenig verstehbar wie ohne den Kontext von *Leibniz' System*; hier konvergieren beide, Hegel-Lektüre und der systematische Ertrag einer Erkenntnislogik ursprünglicher

konstituierende Abgrenzung die Phasen der Entstehung und der Formierung des sogenannten „Kritizismus“ betrifft.

197 Kleiner: [Art.] Neuhegelianismus, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 6, 1984, Sp. 743, resümiert wohl zutreffend, niemand innerhalb dieser Bewegung „wollte ernsthaft Hegels Philosophie des absoluten Geistes [...] erneuern [...]“. Im Anschluss an Lasson: Was heisst Hegelianismus?, 1916, fragt Holzhey: Hegel im Neukantianismus, S.12, noch einmal: „Was hiess aber dann ‚Hegelianismus‘?“ und plädiert für die strikte Definition des Wortes – alleine dann gäbe es für die Zeit des sogenannten „Neuhegelianismus“ kein historisches Phänomen mehr, das dem Ausdruck entspräche.

198 Scheler-Notizen, [Zettel 1]. Zum Programm einer transzendentalen Historik vgl. Baumgartner: Thesen zur Grundlegung einer Transzendentalen Historik, in: Baumgartner/Rüsen: Seminar Theorie und Geschichte. Umriss einer Historik, 1976, S. 274-302.

Denkfunktionen, die der Leibniz-Interpretation innewohnt. Dabei werden zwei Bedingungen der Möglichkeit von Geschichte der Philosophie formuliert: das "Primat des Geistes" und der Gedanke der ‚Verwobenheit‘ der "Natur in das Selbst". Beide Bedingungen müssen zunächst expliziert werden; daran anschließend ist zu fragen, inwiefern sie für Cassirer Möglichkeitsbedingungen einer Geschichtsschreibung der Philosophie darstellen.

Leibniz‘ System hatte den deduktiven Gang durch die Reihen von Grundbegriffen des Naturerkennens und dessen daraus abgeleitete Prinzipien in einer Erörterung des "Problem[s] des Bewusstseins" enden lassen.¹⁹⁹ "Wenn wir versuchen, das Gesamtergebnis der Untersuchungen über die mathematische und physikalische Prinzipienlehre zu übersehen, so hebt sich als wesentlich vor allem der Gedanke heraus, dass die stetige Gesetzmäßigkeit der *Operationen* des Denkens die Bedingung bildet, aus der allein die Gestalt des fertigen Seins verständlich wird."²⁰⁰ Zentrale Funktion der Denkopoperationen ist hierbei, "das Mannigfaltige der Zustandsänderungen eines Körpers in einer begrifflichen Einheit" zu umfassen. Die Einheitsfunktion definiert den Begriff des Bewusstseins: "Die *Bezogenheit* eines mannigfachen Inhalts auf eine Einheit, die ihn ausdrückt und darstellt, ist das konstitutive Moment" von Bewusstsein.²⁰¹ In Entsprechung zu den Partien der Leibniz-Arbeit über die Grundbegriffe der Mathematik und der Mechanik entwickelt Cassirer hier eine immanente Theorie, die zwar als Leibniz-Interpretation intendiert ist, doch nicht *nur* als solche lesbar wird, sondern ihrem Theoriebestand nach das enthält, was Cassirer unabhängig von jeglicher Leibniz-Interpretation für einen haltbaren Begriff von Bewusstsein hielt.²⁰² Das ist allerdings nicht viel und hält sich an die Natorpsche Grundbestimmung der ursprünglichsten Denkfunktion, die Beziehung von Vielheit auf eine Einheit und deren Bedingungen. Diese Einheit sucht das Bewusstsein prozessual zu realisieren, in den iterativen Operationen der Denkfunktionen und im Modus von Stetigkeit und Kontinuität. *Einheitsfunktion*, *Denkfunktionen*, *Prozessualität* und *Kontinuität* sind für Cassirer die Konstituenten von Bewusstsein, deren Leistung ist die *Objektivierung*.²⁰³ Dieser recht

199 Vgl. Cassirer: *Leibniz‘ System*, S. 357-383. Dieses Kapitel ist in Cassirers Konstruktion der Anfang der Darstellung der „Metaphysik“ Leibniz‘.

200 Ebd., S. 355.

201 Ebd., S. 356.

202 Aus anderer Blickrichtung formuliert: wenn dieser Begriff von Bewusstsein nicht konstruktivistisch zu verstehen, sondern in irgendeiner Weise tatsächlich als der von Leibniz‘ zu identifizieren wäre, dann würde Cassirer im folgenden eben einen Leibnizschen Begriff von Bewusstsein anwenden. Es ist keinerlei Differenz zwischen der in *Leibniz‘ System* exponierten und der etwa im *Erkenntnisproblem* zugrundegelegten Auffassung zu erkennen.

203 Die wechselseitige Bezüglichkeit der einzelnen Funktionen und ihre Korrelativität sind Charaktere der Einheitsfunktion und der Iteration und deshalb hier nicht eigens aufzuführen.

reduzierte Begriff von Bewusstsein hat auch noch für den Cassirer des *Erkenntnisproblems* und der ersten beiden Bände der *Philosophie der symbolischen Formen*²⁰⁴ volle Gültigkeit.

Zu dieser explizit formulierten Struktur des Bewusstseins und seiner Vollzüge kommt noch eine weitere Leistung hinzu. Sie wird von Cassirer nicht eigens thematisiert, doch sie folgt zum einen aus der Argumentationsstruktur von *Leibniz' System*, das heißt der oben erwähnten Folge der Problematisierung des Bewusstseins auf die auf Mathematik und Physik bezogenen Denkfunktionen, und zum anderen aus der Differenz zwischen Denken und Bewusstsein. Um mit letzterer zu beginnen: es scheint zunächst, als mache Cassirer keinen Unterschied zwischen Denken und Bewusstsein. Die oben skizzierten Strukturen und Leistungen des Denkens fallen mit den Operationen des Bewusstseins ganz offenkundig zusammen.²⁰⁵ Cassirers Basismodell von Bewusstsein ist gewonnen anhand seines Modells von Denken, und beide gehen, ungeachtet mancher differenten und differenzierteren Ausgestaltungen im Detail auf Natorps Erkenntnislogik zurück. Dennoch hält Cassirer an der Differenz zwischen Denken und Bewusstsein fest. Der Grund dafür zeigt sich zum einen in der erwähnten Darstellungsfolge von Denken und Bewusstsein. In ihr realisiert sich beider Zusammenhang: Bewusstsein vermag die Denkfunktionen und die aus diesen resultierenden Denkgestalten seinerseits noch einmal zu objektivieren und damit zu thematisieren. Dadurch wird die völlige Immanenz des so konstruierten Bewusstseins konstituiert. Die "wissenschaftlichen Prinzipien" von Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft, die "jede Realität von Natur" erzeugen sollen, erweisen sich also zum einen als "Gebilde des Bewusstseins", und dieser Erweis wiederum ist seinerseits eine Bewusstseinsleistung.²⁰⁶ Die Rede vom "*Primat des Geistes*" meint genau dies: dass es keine Objektivierung und objektive Gestalt von Natur außerhalb der Prozesse des Bewusstseins gibt und Natur via Objektivierung „in das Selbst verwoben“ sei.

Nachzutragen bleibt zweierlei: mit Cassirers Rückgriff auf einen wie immer residual strukturierten Begriff von Bewusstsein kommt ein weiteres Begriffspaar durch die Hintertür herein: das Wechselverhältnis von Subjekt und Objekt, das spätestens auf dem Stand der Erkenntnislogik von Natorps *Nombre, temps et espace* obsolet geworden schien und zu den Marburger Theorieverlusten auf dem Wege zu einer Erkenntnislogik

204 Ob es sich dann beispielsweise um das spezifisch *mythische* Bewusstsein handelt, das wird in den spezifischen Ausprägungen der Denkfunktionen entschieden, so dass etwa Kausalität in einer Umprägung als *mythische* Kausalität zu bestimmen ist.

205 Das zeigt sich in der formelhaften Verdichtung: „Bewusstsein (perception) und Denken sind die allgemeinen Bezeichnungen für den ‚Ausdruck der Vielheit in der Einheit.‘“

206 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 356.

der reinen Denkfunktionen (Natorp) oder einer Logik der reinen Erkenntnis (Cohen) gehörte. Formulierte Cassirer im Bezug auf Cohen zutreffend: "Das echte Subjekt der Erkenntnis ist nichts anderes als die *Wissenschaft*",²⁰⁷ und traf dieser Befund bereits früher auf Natorps im weitesten Sinne subjektlose, die bloßen theoretischen Vollzüge thematisierende Erkenntnislogik von 1900 zu, so bricht die *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* mit dieser Marburger Theoriegestalt.²⁰⁸ Zu erinnern ist aber auch an das eigentliche Leitmotiv, mit anderen Worten: die leitende Motivation zur Einführung des Bewusstseinsbegriffs in die *Einleitung*. „Geist“, „Selbst“ oder „Bewusstsein“ sollte die „Möglichkeit von Geschichte“ begründen, doch vorerst war nur eine *conditio sine qua non* jeglichen Erkennens, ob historisch oder naturwissenschaftlich, benannt, das spezifisch geschichtliche Moment fehlt diesem Begriff von Bewusstsein noch.

6.4 Das apriori und seine Geschichte

Der erste Entwurf zu dem Text, der im *Erkenntnisproblem* nur noch mit *Einleitung* überschrieben ist, trägt bereits den programmatischen Titel: „Systematische Einleitung: ‚Das apriori und seine Geschichte‘“. ²⁰⁹ Dieser Titel enthält freilich eine Doppeldeutigkeit, die zunächst nicht leicht aufzulösen ist. Ist gemeint das Apriori der Geschichte als einer Erkenntnisart oder ist gemeint, dass die Geschichte selbst ein Apriori ist? Die Doppeldeutigkeit hängt also an der Bedeutungsdivergenz von Geschichte als Geschichtsschreibung oder geschichtlicher Erkenntnis und Geschichte als Gegenstand dieser Erkenntnis, als historischer Verlauf. Schon Cassirers explizite Überschrift macht noch einmal deutlich, was auch die Scheler-Notizen gezeigt haben und sich bei genauer Betrachtung des Entwurfstextes erweist: die nicht zur Veröffentlichung gedachte Problemskizze zur *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* benennt in viel größerer Deutlichkeit als der publizierte Text, in aller Unverstelltheit und ohne die Verschleifungen und Kompromissbildungen des Re-writings die zentralen Themen und Ziele der systematischen Einleitung. Und sie kann erheblich offener mit der brisanten Frage des Hegel-Bezugs umgehen. Im folgenden sollen genau diese Aspekte herausgearbeitet werden.

207 Cassirer: Paul Natorp. 24. Januar 1854 - 17. August 1924, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 30 (1925), S. 273-298, hier: S. 288.

208 Vgl. dazu Winterhager: Das Problem des Individuellen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Paul Natorps, 1975, S. 43-47.

209 Seiner Genese nach folgt der 10 Bl. umfassende Text auf die Scheler-Notizen; seine einzelnen Abschnitte tragen thematische Zwischentitel: „Zur *Einleitung*“, „Erkenntnistheorie u[nd] Erkenntnisproblem“, „c) Das Verh[ältnis] zur *Wissenschaft*“, „d) Verh[ältnis] zu den *Geisteswiss[enschaften]*“, „e) *Methode*“. Die knappen Auführungen zu Hegel finden sich im Abschnitt über „*Methode*“, ebd. Bl. 9 u. 10.

Ziel des Entwurfes ist es, die Bedingungen zu ermitteln, unter denen „der Gesch[ichte] wahrhaft der Charakter der *Wissenschaft* zugesprochen“ werden kann. Als wissenschaftliche fundierte soll „die geschichtl[iche] Erk[enntnis] als ein *Instrument* der philos[ophischen] *Erkenntnis* selbst“ erwiesen werden, nicht als „ein blosses Nachbilden u[nd] Nacherzählen“ oder „Aufnehmen u[nd] Nachahmen“.²¹⁰ Diese Abgrenzung ist ein verbreiteter Topos zur Etablierung von Geschichte als Wissenschaft und findet sich so beispielsweise auch in Cohens Ausführungen zum Verfahren der „systematischen Geschichte“ in der Fischer-Trendelenburg-Abhandlung. Cassirer setzt diesen poetisch-ästhetischen Modi der Geschichtserzählung das „*Formen* u[nd] *Bilden* des Stoffes“ entgegen; sie erst sollen Geschichte als Wissenschaft möglich machen. „Formen“ und „Bilden“ von Stoff muss zwar auf dem Stand einer Logik der ursprünglichen Denkfunktionen der Form-Inhalt-Metaphorik wegen als Anachronismus erscheinen, doch die beiden Verbalbegriffe verweisen genau auf die Erzeugung des Gegenstandes im Durchlaufen der Denkfunktionen, wie sie in der vorliegenden Arbeit schon mehrfach, zuletzt in der Skizze des Bewusstseins-Begriffes thematisiert wurden. Doch der solcherart konstruierten Gegenstandserzeugung fehlte, wie gezeigt, das spezifisch geschichtliche Moment.

Die „Systematische Einleitung“ trägt die spezifische Differenz zwischen Denken und Bewusstsein als historischem Bewusstsein nach. Sie besteht in der Annahme einer zusätzlichen „notwend[igen] Kategorie, unter der uns das Sein, der Inhalt der geist[igen] Wirklichk[eit] erst methodisch-fassbar wird“ – es handelt sich um die Kategorie des Werdens. Die Charakteristik des spezifisch historischen Momentes als „Werden“ ist Hegel entlehnt, wie Cassirer an dieser Stelle ganz explizit einräumt. Wichtiger aber ist, dass „Werden“ als Kategorie oder als Grundbegriff verstanden wird, denn das bedeutet die Interiorisierung des spezifisch Historischen. Die Theorie des historischen Erkennens wird als transzendentallogische Historik exponiert. Wenn von der erkenntnislogischen Konstitution des Gegenstandes der Naturwissenschaft galt, dass dieser keinesfalls als äußerlich, das heißt durch Sinnlichkeit einfach gegebener zu erweisen war, so trifft das für Cassirer a fortiori auch auf das historische Erkennen und seinen Gegenstand zu: „Wie die Natur, so ist auch die Geschichte nicht gegeben. Und wenn schon in der polit[ischen] Gesch[ichte] anzuerkennen ist, dass sie nicht einfach zu beschreiben vermag, *wie* es ‚wirklich gewesen‘. Und dies ist im verst[ärkten] Maße an der Gesch[ichte] des Geistes zu beobachten“. „Die geistige Wirklich[keit] ist kein *Sein*; der geschichtl[iche] Verlauf ist kein für sie selbst äußerliches, das wir an sie herantragen,

210 Ebd., Bl. 10.

sondern das Werden gehört zur Substanz des geistigen Seins.”²¹¹ In diesem transzendentalen Sinne soll geschichtliches Erkennen als „Formen” und „Bilden” verstanden werden und in diesem Sinne ist geschichte „nur, was wir aus ihr machen.”²¹²

An dieser Stelle löst sich die Doppeldeutigkeit der Überschrift der „Systematische[n] Einleitung” auf. „Das apriori und seine Geschichte” ist im skizzierten Zusammenhang zu lesen als das Apriori der geschichtlichen *Erkenntnis*, als apriorische Bedingung der Möglichkeit der Erkenntnis von Geschichte.

6.5 Hegel mit Droysen lesen – das Postulat der Kontinuität

Cassirers Explikation zur geschichtlichen Kategorie des „Werdens” versteht sich als Anschluss an die Hegelsche *Phänomenologie*: „Es ist das unbestreitbare Verdienst Hegels, dass er die Gesch[ichte] als eine *Methode* anerkannt hat zur Entdeckung der geist[igen] Wirklichkeit. Sein System: Geschichtsphil[osophie,] *Phaenomenol[ogie]*, in der Logik u[nd] Geschichtsbetrachtung sich verschlingen, das wahre Beispiel u[nd] die Grundlage seiner Lehre.”²¹³ Diese Stelle erweist nachdrücklich, dass Cassirer nicht nur Theoriemotive Hegels zur Geschichte transformieren, sie der eigenen, zumindest programmatisch skizzierten Systematik historischen Erkennens inkorporieren wollte, sondern dass ihm hier auch die Struktur der wechselseitigen Bezogenheit von erkenntnislogischer Systematik und Historik in exemplarischer, geradezu maßstäblicher Weise gelöst schien. Eine weniger distanzierte Bezugnahme und Anerkenntnis der Leistung Hegels findet sich wohl an kaum einer anderen Stelle seines Werkes.

Doch erzwang solche Nähe die Auseinandersetzung mit der Frage der Abgrenzung. Diese Selbstreflexion Cassirers verdeutlicht, aus welcher Perspektive die Umbildung Hegelscher Theoriemotive erfolgt: „Aber nähern wir uns damit nicht wiederum der Hegelschen Construction der Geschichte?”²¹⁴ Die Ausführungen zu Hegel, zur Kategorie des Werdens und zu geschichtlicher Erkenntnis – sie wurden weiter oben in ihrem Zusammenhang rekonstruiert – schließen mit der entscheidenden Differenz, die Cassirer zwischen seinem transzendentalphilosophischen Anliegen und der Hegelschen Theorie sah: „Der sehr deut[liche] Fehler bei Hegel liegt in seiner Konsequenz, das eigene System als *absolut* zu setzen”.²¹⁵ Das ist der Topos der Hegel-

211 Ebd., Bl. 10; vgl. auch Bl. 7: „[...] alles Geistige ist seiner Wesenheit nach geschichtlich, alles Sein ist Werden”.

212 Ebd., Bl. 9.

213 Ebd., Bl. 10, Randnotiz Cassirers.

214 Ebd., Bl. 9-10.

215 Ebd., Bl. 10.

Abgrenzung, der auch schon in den Scheler-Notizen beinahe wörtlich präsent war, dort war er ergänzt um den Hinweis: „Kein Substrat, kein ‚Weltgeist‘ oder ‚Volksgeist‘.“ Seinem Sachgehalt nach verweist der Topos auf die Voraussetzung, unter der der systematische Anschluss an hegel-konnotierte Theoreme für Cassirer möglich war, und benennt damit die Bedingung der Möglichkeit einer ins Transzendente gewendeten erkenntniskritischen Hegel-Lektüre: der Wegfall der kompletten Lehre vom absoluten Geist.²¹⁶ Diese Amputation, die durch den konsequent geltungstheoretischen Ansatz der Marburger Schule unumgänglich war, dem sich Cassirer verpflichtet sah, brachte Konsequenzen mit sich, über die sich der Verfasser des *Erkenntnisproblems* im klaren war: mit der Verabschiedung der Sphäre des Absoluten und der Denkfigur der synthetischen Aufhebung des Bestimmungsprozesses war dessen Kontinuität aufgebrochen. Insofern stand die Kontinuität der Gesamtkonstruktion des historischen Ganges zur Disposition. Damit skizziert die *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* eine doppelte Krise des Bewusstseins: zur Problematik des *Relativismus* kam nun noch die verschärfte Gefahr der *Diskontinuität* der Geschichte hinzu, für Cassirer und die Marburger Schule gleichbedeutend mit dem Ende der Geschichte. Schien die Relativität der einzelnen Erkenntnisse noch durch den Verweis auf die „grundlegende Orientierung“ an „der Gegenwart der Wissenschaft“ und den geltungstheoretischen Bezug auf ein gültiges Paradigma von Erkenntnis abwendbar, so war das im Falle der Diskontinuität anders.²¹⁷ War das Faktum der Wissenschaft einmal als prinzipiell geschichtliches bestimmt, so wie dies in der *Einleitung* der Fall ist, dann war die gesamte Konstruktion zum Einsturz verurteilt, wenn es keine gesicherte Kontinuitätsannahme geben konnte.

Diesen Sachverhalt halten schon die Scheler-Notizen in höchster Verdichtung fest. Bereits hier ist der operative Zentralbegriff *gegen* Schelers Kritik der Kontinuität. Ohne die Konstanz der Denkfunktionen gebe es „auch keine geschichtl[iche] Continuität, kein geschichtl[iches] *Begreifen*“, wie hier formuliert wird. Die transzendente Bedingung geschichtlicher Kontinuität liegt also wie gezeigt in den Operationen des Bewusstseins. Doch Cassirers entscheidender Gedanke liegt in der

216 Vgl. zu dieser Problematik die zutreffenden Ausführungen in Brelage: *Transzendentalphilosophie und konkrete Subjektivität*, S. 86: „Diese Abgrenzung vollzieht sich im Namen Kants [...] durch den Versuch einer strengen und durchgängigen Unterscheidung von Geltung und Sein, die es dem Kritizismus verwehrt, von einem Absoluten, sei es ein absolutes Subjekt oder absolutes Objekt oder die Identität von Subjekt und Objekt, auszugehen.“

217 Scheler-Notizen, Bl. 1r; vgl. die Parallelstelle in Cassirer: *Einleitung*, S. 16, dort erst findet sich der Ausgang von der „gegenwärtigen Forschung“ als probatem Mittel gegen den Relativismus. Die Scheler-Notizen wollen denselben Ausgang noch für die Gewährleistung von „echte[r] geschichtl[icher] Continuität“ geltend machen, was auf eine Überlagerung von Kontinuitäts- und Relativitätsproblematik hinausläuft.

funktionellen Verschiebung der systematischen Funktion des Momentes des Absoluten hin zum Begriff der Kontinuität und der Annahme einer „Gleichförmigkeit des Geschehens“.²¹⁸ Diese Verschiebung soll die Auflösung der Verdinglichungstendenzen darstellen, die die „metaphysische Geschichtsphilosophie“ – so eine der Abgrenzungschiffren im Text für die Hegelsche Philosophie – charakterisieren, wenn diese den „historische[n] Entwicklungsreihen“ irgendein Absolutes als Subjekt zugrundelegt. Cassirers bekannte Formel für diese Transformation lautet: „die metaphysische Formel muss sich uns in eine *methodische* wandeln.“²¹⁹

Beschreiben ließe sich diese Umbildung als äußerste Rationalisierung, als radikale Reduktion der Leistungen der dialektischen Synthese auf ihre reine Funktion hin, die Funktion der Erzeugung einer durchgängigen logischen Einheit innerhalb eines logischen Prozesses. In die Bedingungen von Temporalität und geschichtlicher Zeit übersetzt ergibt das den Begriff der historischen Kontinuität. Dass der Versuch der Begründung von historischem Erkennen in der *Einleitung* dabei ohne eine einzige Überlegung zur historischen Zeit auskommt, gehört zu deren schweren Defiziten des Textes und den Gründen, weshalb Cassirers methodologische Überlegungen bloß programmatisch bleiben und die Dimension der Geschichte nicht erreichen können.

Damit ist die systematische Funktion auch der negativen Hegelbezüge aufgeklärt. Sie signalisieren einerseits zwar, exoterisch gleichsam oder an der Oberfläche, historische Abgrenzung von spekulativer Metaphysik. Systematisch jedoch erschließen sie die in der Immanenz des Bewusstseins angelegte Voraussetzung jeglicher kategorialer Leistungen, wie etwa Einheitsbildung oder Werden, die Voraussetzung der *Kontinuität* als Bedingung der Möglichkeit der Wahrnehmung historischer Verläufe. Ohne das in ein Postulat des historischen Bewusstseins rückübersetzte Absolute wäre Geschichte für Cassirer nicht denkbar: „Der Gedanke einer inneren Stetigkeit“ soll als „eine Hypothese“ die schlechthinige „Bedingung des *Anfangs* der historischen Erkenntnis“ bilden.²²⁰ Insofern ist die Annahme von Kontinuität oder „innerer Stetigkeit“ das „a priori“ der Geschichte. Denn „gedankliche Kontinuität in den Einzelphasen des Geschehens“ soll die notwendige Bedingung dafür sein, dass die Rede von „von der *Einheit* des Prozesses“ sinnvoll ist.²²¹ Und daran, dass geschichtliche Prozesse *nur* als kontinuierliche, nicht als diskontinuierliche oder bruchstückhafte erkannt werden können, daran hält Cassirer gegen Scheler gleichsam axiomatisch fest.

218 Scheler-Notizen, Bl. 1v: „Kein Substrat, kein ‚Weltgeist‘ oder ‚Volksgeist‘, an dessen Stelle, wie in der Wiss[enschaft] überhaupt, Continuität u[nd] Gleichförmigkeit des Geschehens.“

219 Cassirer: *Einleitung*, S. 18.

220 Ebd.

221 Ebd.

Die Problematik der Kontinuität der Geschichte war jedoch kein Thema der Hegelschen *Phänomenologie*. Die Lesart Hegels hat Cassirer offenbar der sogenannten „kleinen Historik“ Droysens entlehnt. Droysen deutete Hegels „Dialektik der Geschichte“ in dem Sinne um, den Cassirer unverändert aufnehmen und zur Grundlage seiner Hegel-Umbildung machen konnte: „Gedanken sind die Kritik dessen, was ist, und nicht ist, wie es sein sollte,“ heißt es einleitend, und wenig später: „Die Kontinuität dieser Gedanken [...] ist die Dialektik der Geschichte (Hegels ‚Philosophie der Geschichte‘).“²²² Der Rückgriff auf die Kontinuitäts-These wird zum Gebot aller Hegel-Transformationen, die das Absolute eliminieren; Droysen zeigt das. In der Philosophie Hegels wird Geschichte ein dynamischer Prozess der Entwicklung und Selbstentfaltung des Geistes zur Freiheit verstanden. Erst wenn mit dem Telos der Selbstentfaltung die spekulative Dimension weggestrichen wird – so wie bei Cassirers Verkürzung der dialektischen Bewegung um die Dimension des Absoluten –, wird die Frage nach zumindest formaler Kontinuität der einzelnen Momente im historischen Prozess virulent.²²³

6.6 Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte vs. Kontinuität der Wissenschaftsgeschichtsschreibung – mit Hegel und Droysen gegen Zeller und Scheler

Durch diese Konstruktion rückt das, was Cassirer als mögliche Lesart Hegels ausgibt, nah an Kants Rede vom apriorischen „Leitfaden“ heran, der der philosophischen Betrachtung von Geschichte zugrundezulegen sei.²²⁴ Unklar bleibt noch der Kontext und die tiefere Motivierung dieses Kunstgriffs. Wie kommt Cassirer gerade auf Hegel, wo es um die Begründung der Kontinuitätsannahme in der historischen Betrachtung geht? Die Problematik der Kontinuität der Geschichte taucht bei Hegel an keiner Stelle auf. Die komplexe Antwort auf diese Frage ist zum einen im Motiv einer doppelten Abwehr zu suchen, zum anderen in der Rezeption einer bereits historischen Hegellektüre. Mit anderen Worten: Cassirers Exposition der zentralen Problematik der *Einleitung*, des Kontinuitätsproblems, ist (1) eine Reaktionsbildung auf Schelers Kritik an philosophischer Philosophie- und Wissenschaftsgeschreibung, die bislang unerwähnt blieb. Sie ist (2) aber die Zurückweisung einer organologischen Lösung der

²²² Droysen: *Grundriss der Historik* (1882), hrsg. v. Rothacker, 1925, S. 33-34 (§78).

²²³ Zur „Kontinuitätsidee“ vgl. Baumgartner: *Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft*, 1997, bes. S. 69-75.

²²⁴ Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. III, 6.1.

Kontinuitätsfrage, wie sie Zeller vorgeschlagen hatte. Und sie verdankt sich (3) dem Anschluss an die Interpretation, die Droysen von Hegel gegeben hat. Es zeigt sich, so die leitende und die Einzelaspekte übergreifende These, eine ähnliche Rezeptionsfigur wie im Falle von Cassirers Zurückweisung des Angriffs auf die „transszendentale Methode“: indem Cassirer den ganz grundlegenden Einwand Schelers zu entkräften sucht, anerkennt er dessen Problemstellung und Ausgangsbefund als zutreffend und integriert beide seiner eigenen Auffassung. In dieser Rezeptionsfigur formiert sich dann aber Cassirers eigene theoretische, in diesem Falle: historiographisch-methodologische Position.

(1) Zunächst gilt es, den Kontext der Kontinuitätsproblematik noch einmal zu vergegenwärtigen und dabei noch einmal auf *Die transszendentale und die psychologische Methode* zurückzublicken. Scheler hatte dort nicht nur die „transszendentale Methode“ der Kritik unterzogen, sondern auch die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung. Es herrsche „eine grundfalsche Gesamtanschauung über die Geschichte der Wissenschaft“, und zwar „über die Form des Prozesses, in dem sich die Wissenschaft erzeugte“.²²⁵ Das meint eine Historiographie der Wissenschaften, die Geschichte der Wissenschaft als kontinuierlichen Fortgang, als stetes Wachstum von Resultaten und als harmonische Anpassung der jeweiligen Methoden an den wissenschaftlichen Fortschritt versteht, zielt aber auch auf eine Philosophiegeschichtsschreibung, die konkrete wissenschaftliche Arbeit auf einen traditionell gewachsenen festen Bestand an „Denkformen“ und Methodologien zurückführen will: „Es waltet hier die Meinung, es sei die Wissenschaft langsam durch eine fortlaufende Anhäufung von Einzeldaten auf ihre derzeitige Höhe gekommen und es hätten sich innerhalb dieses Prozesses die wesentlichen Verschiebungen der Methodik mühelos, wie von selbst, in jenen Augenblicken vollzogen, in denen neue Daten kein Unterkommen in den alten Denk- und Erkenntnisformen mehr gefunden hätten.“²²⁶ Beide, Wissenschafts- wie Philosophiegeschichtsschreibung verfehlen mit einem solchen Ansatz die Realität, denn die „Wirklichkeit zeigt uns [...] nichts“ von solchem steten Wachstum. Demgegenüber zeigt die tatsächlich ausgeübte Praxis der wissenschaftlichen Forschung Scheler zufolge Traditionsbrüche, Diskontinuitäten und neue Ansätze, zumindest im Bewusstsein der jeweiligen Protagonisten, und letztere sind es ja, auf die es Scheler ankommt: „Die Denker, welche der modernen Wissenschaft das Programm in einfachen und gewaltigen Zügen gezeichnet haben, waren sich solcher

225 Scheler: *Die transszendentale und die psychologische Methode*, S. 7.

226 Ebd.

Continuität so wenig bewusst, dass vielmehr das klare Bewusstsein eines Bruches mit dem Alten überall in ihnen erkennbar ist.“²²⁷ Angesichts der für Scheler unumstößlichen Tatsache, dass „hier überall der Wein trotz der alten Schläuche neu ist“, diagnostiziert er eben auch das Versagen der Erkenntnistheorie angesichts der „radikalen Wendungen“ innerhalb der Wissenschaften. Die „grossen weitausschauenden Methodologen“ hätten „der positiven Forschung gerade in jenen Gebieten wenig genützt [...], für die sie das Programm aufstellten.“ Für die Wissenschafts- und Philosophiegeschichtsschreibung ergibt sich daraus die Forderung, dass sie sich in ihren Darstellungen auf „die schöpferische Kraft einer logischen Phantasie“ einstellen müsse, „die sich in schroffem Kampf mit der Tradition aufarbeitet“. In diesem Befund deutet sich für Scheler ein generelles Muster des Verhältnisses von Tradition und den „radikalen Wendungen“ wissenschaftlicher Innovation an: „so finden wir bei allen ähnlichen grundlegenden Wandlungen innerhalb der Geschichte der Wissenschaften schöpferische Vorstösse und Antizipationen, die allererst neue Gebiete der Wirklichkeit der Forschung eröffnen.“²²⁸ aber auch die ‚Eröffnung‘ neuer Wirklichkeitsgebiete durch die Wissenschaften vollzieht sich nicht im harmonischen Miteinander und wechselseitigen Aufbau, sondern in der konfrontativen Präention der einzelnen Wissenschaften und Wissenschaftszweige auf Weltdeutung im Ganzen, nicht nur auf Forschung im jeweiligen thematisch begrenzten Bereich: „Anstatt dass sich die Resultate der Einzelwissenschaften zum Ganzen einer wissenschaftlichen Weltanschauung zusammenschliessen, sucht jede Einzelwissenschaft ihren Machtbereich bis auf das All auszudehnen, keine Schranke ausser sich anzuerkennen.“²²⁹ Traditionsbruch statt Tradition, Diskontinuitäten statt kontinuierlichem Fortschreiten sowie Konkurrenz und Nebeneinander von Forschungsrichtungen statt Zusammenschluss zu einer Einheit, Totalitätsansprüche auf Welterklärung statt Beschränkung auf die wissenschaftliche Arbeit im jeweiligen Bereich – das ist Scheler zufolge die tatsächliche Realität wissenschaftlichen Arbeitens, und ihr hat sich der philosophische Wissenschaftshistoriker zu stellen. Diese Kritik stellt eine Übertragung von Schelers leitmotivischer Forderung, die wirkliche Praxis der Wissenschaften müsse Thema der Erkenntniskritik werden, auf den Gang von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte und deren Historiographie dar.

Wie ernst Cassirer Schelers Befund und Diagnose sowie die an diese anschliessende Problematisierung der Wissenschafts- und

227 Ebd.

228 Ebd., S. 8.

229 Ebd., S. 11.

Philosophiegeschichtsschreibung genommen hat, das zeigen wiederum Passagen der *Einleitung ins Erkenntnisproblem*, die das historische Verhältnis philosophischer und wissenschaftlicher Theorien zueinander thematisieren. Hier findet keine ausdrückliche Bezugnahme statt, doch im Kontext der Auseinandersetzung mit Scheler wird der Zusammenhang deutlich erkennbar. Eingeleitet wird die entsprechende Passage mit einer Hegel-Kritik, wenn die Auffassung zurückgewiesen wird, dass die „vorangehenden Leistungen des Denkens und der Forschung in den folgenden als notwendige Momente enthalten und ‚aufgehoben‘ seien.“ Der Terminus der ‚Aufhebung‘, hier als eines jener erwähnten anonymisierten Zitate aus Hegel markiert, ist eine leicht auflösbare Chiffre für die letzte Stufe im Gang der „objektiven Gedankenbestimmungen“ im Sinne des ‚Beendens‘ bei gleichzeitiger ‚Erhaltung‘.²³⁰ Cassirer verschärft diese Kritik noch, wenn es heißt: „In so einfacher und geradliniger Folge, wie diese Konstruktion es voraussetzt und verlangt, gehen die verschiedenen Begriffssysteme nicht in auseinander hervor.“ An dieser Stelle ist es die pejorative Chiffre der „Konstruktion“, die den Bezug zu Hegel herstellt. Wenn die *Einleitung* dann aber fortfährt, der „empirische Gang der Erkenntnis“ vollziehe sich nicht so, dass „die einzelnen Momente nur gleichsam äusserlich aneinander herantreten, um sich mehr und mehr zu einer einheitlichen Totalansicht zu ergänzen. Nicht in solchem stetigen quantitativen Wachstum, sondern im schärfsten *dialektischen Widerspruch* treten die mannigfachen Grundanschauungen einander gegenüber [Hervorh. HKO]“, dann verweist die Rede vom „dialektischen Widerspruch“ darauf hin, dass hier zwei konkurrierende Hegel-Deutungen gegeneinander aufgeboten werden.²³¹ Die eine will die Hegelsche Dialektik instrumentalisieren zur Interpretation des Ganges der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte als eines organischen Auseinanderhervorgehens, die andere, die nach dem oben Ausgeführten ohne ‚Absolutes‘ und ‚Aufhebung‘ auszukommen glaubt und die Cassirers ist, löst die ‚dialektische‘ Entgegensetzung aus dem Zusammenhang des Ganges der Dialektik heraus und reduziert sie zur bloßen Opposition zweier theoretischer Positionen, zwischen denen keine Vermittlung, sondern nur Konflikt herrscht.

Cassirer weist hier eine bestimmte, noch nicht näher identifizierte Hegel-Interpretation zurück, und zwar dadurch, dass er sich auf dem Befund Schelers zur Genese und zum historischen Verhältnis wissenschaftlicher wie erkenntnistheoretischer

230 Hegel: *Phänomenologie des Geistes* (ed. Hoffmeister), S. 90; vgl. dazu auch die genauen und erhellenden Explikationen bei Kesselring: *Die Produktivität der Antinomie. Hegels Dialektik im Lichte der genetischen Erkenntnistheorie und der formalen Logik*, 1984, bes. S. 117-119 u. 263-264.

231 Cassirer: *Einleitung*, S. 7.

Systeme anschließt, ja diesen verschärft: „Das vorangehende logische System muss vernichtet werden, um einem neuen, das auf völlig anderem Fundamente ruht, Platz zu machen.“²³²

6.7 Resultate und Folgen

- (1) All diese Voraussetzungen führen zu der in epochaler Perspektive gravierenden Folge, dass hierin erste Bruchstellen zu den Marburger Theoriegestalten der Lehrer Cassirers deutlich werden. Klare Indizien dafür sind die explizite Berufung auf Hegel Strategie der Aufhebung der Abgrenzungsgestalt, das neue Erkenntnisinteresse an den Erkenntnisbedingungen historischer Verläufe, die Einführung von bewusstseins- und geistphilosophischen Elementen. Diese Skizze der epochalen Folgen, die nur deutlich machen soll, dass Cassirer mit der *Einleitung ins Erkenntnisproblem* einen ersten Schritt auf dem Weg zur Rückgewinnung verschiedener Dimensionen menschlicher Realitätserkenntnis machte, darf aber keinesfalls aus dem Blick, dass hier kein methodischer Pluralismus etabliert wird. Das „geschichtlich sich entwickelnde Faktum“, das als Orientierungsdimension des historischen Erkennens konzipiert ist, steht unter dem Paradigma mathematischer Naturwissenschaft – mathematische Naturwissenschaft soll „als gültiges Beispiel *aller* Geschichte [Hervorh. HKO]“ fungieren, wie Cassirer unumstößlich feststellt und als gleichsam axiomatisches Moment seiner Überlegungen festhält. Insofern bleibt die transzendente Historik der *Einleitung* mit schweren Ambivalenzen behaftet.
- (2) Für Cassirer ist transzendentalisierte Wissenschaftsgeschichte das Exempel „aller Geschichte“. Hier wird das „Faktum der Wissenschaft“ in seiner dynamischen Form, als geschichtlich gewordenes zum ‚Faktum der Wissenschaftsgeschichte‘ als dem Bezugsdatum der philosophischen Geschichtsbetrachtung gemacht. Denn in „der exakten Wissenschaft [...], in ihrem trotz aller Schwankungen stetigen Gange“ soll die „Einheit des Erkenntnisbegriffs [...] ihre wahrhafte Erfüllung und Bewährung erhalten“, wie Cassirer in einer Ergänzung zur zweiten Auflage der *Einleitung* erklärt. „Die Gesamtentwicklung [i.e. der Geschichte] müsste sprunghaft und lückenhaft erscheinen, wenn wir uns der Betrachtung dieses wichtigsten Mittelgliedes begeben wollten. Denn“, so fährt Cassirer fort und bringt den zentralen Gedanken, „erst in ihm und kraft des Zusammenhanges mit ihm erhält

232 Ebd.

der philosophische Gedanke seine wahrhafte innere Kontinuität.“²³³ Das Modell und die Grundbegriffe von Historik, die die *Einleitung* etablieren zu können meint, sollen die Muster von historischem Erkennen schlechthin sein. Damit aber kommt der Wissenschaftsgeschichte die Funktion zu, das Muster und Analogon zu Geschichte überhaupt zu sein. Das kann verstanden werden als Versuch Cassirers, Geschichte aus der Verknüpfung mit Ethik, in der sie sich bei Cohen befindet, herauszulösen.²³⁴

- (3) Es wird an Cassirers Einführung von Hegel in seine Theorieskizze zum historischen Erkennen – um mehr handelt es sich in dieser Phase seiner Arbeit nicht – kenntlich, dass gegenüber der Generation seiner Marburger Lehrer sich ein neuer theoretischer Stil geltend macht. Es handelt sich um eine erste, vorsichtige thematische Öffnung hin zur Dimension der Geschichte und damit der Kultur. Unter dem Aspekt des Denkstils ist eine Öffnung zu verzeichnen, die in eine Art von Synkretismus oder Eklektizismus führt. Damit ist eine Konfiguration der Theorie bezeichnet, die mit Cassirers Wende zur Kulturphilosophie und der einhergehenden Thematisierung pluraler Bereiche menschlicher Wirklichkeitserkenntnis gewissermaßen zum ‚Markenzeichen‘ Cassirerscher Theoriegestaltung wird: die erhöhte Rezeptivität, Umformung und Aneignung von Theoremen und Denkfiguren aus den heterogensten philosophischen und wissenschaftlichen Theoriezusammenhängen.
- (4) Es darf aber keinesfalls übersehen werden, dass durch die Zugrundelegung der Wissenschaftsgeschichte als Bezugsfaktum aller Erkenntnistheorie und Philosophiegeschichte, das Defizitäre in der Bestimmung von Geschichte, das Cohen und Natorps hinterlassen hatten, keinesfalls behoben ist, im Gegenteil. Auch Cassirers Ansatz zu einer transzendentalen Historik steht im Zeichen des Szientismus, der Orientierung am vorgängigen wissenschaftlichen Faktum als einem wissenschaftsgeschichtlichen.

²³³ Ebd., S. 11.

²³⁴ Zur Position Cohens vgl. Holzhey: Kants Geschichtsphilosophie im Neukantianismus, in: Rudolph / Küppers (Hrsg.): Kulturkritik nach Ernst Cassirer, 1995, S. 85-104.

7. Der zweite Teil der *Einleitung* und die Philosophiegeschichtsschreibung Natorps

Der zweite und umfangreichere Teil der *Einleitung* ist von gänzlich anderem Charakter als der rein systematische erste.²³⁵ Er bietet auf den ersten Blick im wesentlichen einen historischen Abriss des sogenannten "Erkenntnisproblems in der griechischen Philosophie" und soll damit offenbar die eigentliche Darstellung des Erkenntnisproblems in der Wissenschaft und Philosophie der neueren Zeit um eine Vorgeschichte ergänzen.²³⁶ Der auf die *Einleitung* folgende Hauptteil setzt unter der Überschrift "Die Renaissance des Erkenntnisproblems" mit dem Erkenntnisproblem der Renaissance, namentlich mit Cusanus ein. Ist das "Erkenntnisproblems in der griechischen Philosophie" also eine bloße Realisierung des Marburger Modells der Vorgeschichtsschreibung? Welche Funktion konnte diese Vorgeschichte im Falle einer Darstellung haben, die die Renaissance zu einem Neueinsatz, einer Epochenschwelle erklärte, das Mittelalter aber auf zweieinhalb Seiten abhandelte? Die Frage nach den Darstellungsformen und vor allem Funktionen des zweiten Teiles der *Einleitung* leitet die folgenden Überlegungen. Dabei wird insbesondere der Befund signifikant sein, dass in der Neuauflage des *Erkenntnisproblems* von 1911 der zweite Einleitungsteil von Cassirer ersatzlos gestrichen wurde. Wenn das nicht das Eingeständnis völliger Redundanz war, was dann? Und vor allem: wenn dieser Teil Funktionen teils vorgeschichtlicher teils systematischer Art hatte, wodurch wurden diese sodann substituiert? Deutet sich mit dem Wegfall von Teil zwei gar eine Konzeptionsverschiebung in Cassirers Wissenschafts- und Philosophiegeschichtsschreibung an?

Bereits der Anfang der *Einleitung II* zeigt eine Mehrfachdeterminierung der Funktion dieses Teils für die gesamte *Einleitung* und das gesamte *Erkenntnisproblem* an. Cassirer verweist auf die Problematik der "zeitlichen Begrenzung" auf den "Erkenntnisbegriff, den die *neuere Philosophie* entwickelt" habe, dadurch verzichte die Darstellung auf deren "echte und wahrhafte philosophische Quellen und Anfänge".²³⁷ Das rückt den zweiten Teil zunächst in die Perspektive einer Vorgeschichte der neuzeitlichen Entwicklung. Doch der Hinweis auf die "echten und wahrhaften philosophischen *Quellen* und *Anfänge* [Hervorh. HKO]" macht stutzig: das Konzept der Vorgeschichtsschreibung beruht darauf, dass der ‚Hauptgeschichte‘, der eigentlichen

235 Vgl. Cassirer: *Einleitung II*, in: ders.: *Das Erkenntnisproblem*, Bd. 1, S. 20-50, die letzten zweieinhalb Seiten sind dem Mittelalter gewidmet, vgl. ebd., S. 48-50.

236 Ebd., S. 21.

237 Ebd., S. 20.

Klimax der Darstellung, historische Positionen vorausgehen, in denen zwar zentrale Momente einer Epoche oder eines epochemachenden Werkes, etwa der Kantischen *Kritik*, antizipiert werden, die aber insgesamt vom Maßstab des historischen Telos her betrachtet, als defizient ausgewiesen werden können. Diese Asymmetrie der Darstellung ist jedoch aufgehoben, wenn statt solcher Vorgeschichte die "echten und wahrhaften philosophischen Quellen und Anfänge" in den Blick geraten. Damit wird statt ‚Vorgeschichte‘ "Urgeschichte [Hervorh. HKO]" geschrieben, und diese bedeutet eine gänzlich andere Konzeption von Philosophiegeschichtsschreibung: "Liegt nicht hier [in der antiken Spekulation] die eigentliche Urgeschichte unseres Problems und alle Keime seiner künftigen Entfaltung?", fragt Cassirer und benennt ganz beiläufig den Begriff, in dessen Zeichen die Geschichtsschreibung der *Einleitung II* steht.²³⁸ Damit wird aber offenkundig, dass es hier nicht nur um den Nachtrag historischen Materials, jene Anfänge der griechischen Philosophie einer mit der Neuzeit einsetzenden philosophischen Geschichte nachzutragen, sondern dass hier noch einmal methodologische Fragen der Philosophiegeschichtsschreibung verhandelt werden. Wenn der Anfangsbefund lautet, dass hier gar ein zur Vorgeschichtsschreibung konkurrierendes Modell zugrundegelegt wird, so fragt sich, wie es dazu kommen konnte. Sind Vorgeschichte und Urgeschichte am Ende doch kompatibel?

Nun finden sich auf den Seiten der *Einleitung II* weitere Indizien dafür, dass dieser Teil weitaus mehr und andersartige Aufgaben der Darstellung hat, als seine äußere Form vermuten läßt. Wenn die Rede davon ist, dass der "eigene innerliche Fortschritt" des modernen Denkens es "mit Notwendigkeit zu den Prinzipien und Fragen" der antiken Philosophie zurückführe, so verbindet sich mit dem historischen Abriss eine starke These, die in einer Art philosophiegeschichtlicher Archäologie vom Ziel der Geschichte – und als solches präsentiert die Gesamtdarstellung der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* ganz fraglos die Kantische Philosophie – zwangsläufig in einer Zirkelbewegung zu dessen Anfängen zurückführt.²³⁹ Diese philosophiegeschichtliche Konzeption enthält neben einer methodologischen These zum Begriff der Kontinuität auch einen geschichtsphilosophischen Kern. Und noch der eigentlich historische Abriss erweist sich bei näherem Block als Exposition des zentralen, die Gesamtdarstellung der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* leitenden Begriffspaares von Substanz- und Funktionsbegriff.

238 Ebd.

239 Ebd.

Nimmt man die historische Konstellation der Marburger "philosophischen Arbeitsgemeinschaft" in den Blick, so hat sich zwar entgegen vieler Darstellungen Natorp auch in der Zeit bis 1900 mit eigenständigen Arbeiten zur Erkenntnislogik auch als systematischer Denker erwiesen, dem Cassirer die entscheidenden theoretischen Anregungen seiner frühen Jahre verdankte. Und unbestreitbar hat Cohens Arbeit *Platons Ideenlehre und die Mathematik* innerhalb der „Arbeitsgemeinschaft“ maßstäblich und stilbildend gewirkt, nicht nur was die Fixierung des erkenntnistheoretischen Bezugs auf Mathematik angeht, sondern auch was den Gestus radikal systematisierender Interpretation antiker Philosophie angeht. Insofern findet sich Cassirers Projektion neuzeitlichen Methodenbewusstseins auf die antike Philosophie hier präfiguriert. Doch galt Natorp nach außen wie nach innen als *der* Philosophiehistoriker der Schule, und als Historiker der antiken Philosophie zumal.²⁴⁰ Hier, in Natorps 1903 publiziertem Werk *Platons Ideenlehre* und seinen weiteren Arbeiten zur griechischen Philosophie, ist der direkte Kontext von Cassirers zweitem Teil der *Einleitung* zu suchen, und zwar *erstens* was dessen historisch darstellende Teile angeht, *zweitens* unter methodologischen Gesichtspunkten und *drittens* hinsichtlich der zentralen Konstruktionsbegriffe der Skizze zur griechischen Philosophie.²⁴¹

7.1 Die Kontinuitätsproblematik

Die *Einleitung II* soll in doppelter Hinsicht die im ersten Einleitungsteil entwickelte Kontinuitäts-These stützen: einmal durch methodologische wie programmatische Überlegungen und zum anderen durch die historische Darstellung, die den methodologischen Ansatzes des „historischen Postulats“ durchführt und solcherart exemplifiziert. Das erste Anliegen des Textes besteht darin, die historische Skizze des Ganges des Erkenntnisproblems in der antiken Philosophie zu legitimieren. Einmal

240 Die Tatsache, dass Natorps historische Arbeiten viel kritisiert wurden und dass ihnen ein äußerst hohes Maß an systematischer Überformung eignet, wurde in der Kritik von Anfang an moniert, sie ist aber nicht von der Hand zu weisen. Wenn im folgenden Natorps historische Arbeiten genommen werden als das, was sie zu sein intendierten: als philosophiehistorische Arbeiten, ohne dass jedes Mal kritisch auf den vollkommen zutreffenden Befund der Systematisierung verwiesen wird, dann zum einen deshalb, weil der Aspekt der historischen Angemessenheit der Darstellung für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit auch an dieser Stelle keine Rolle spielt, und zum anderen, weil ihrem konstruktivistischen Verständnis philosophiehistorischer Darstellungen zufolge solche Kritik obsolet ist. Zu Natorp als Philosophiehistoriker der Antike insgesamt vgl. Lembeck: *Platon in Marburg. Platon-Rezeption und Philosophiegeschichtsphilosophie bei Cohen und Natorp*, 1994, S. 167-338.

241 Vgl. Natorp: *Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems im Altertum. Protagoras, Demokrit, Epikur und die Skepsis*, 1884; ders.: *Was uns die Griechen sind. Akademische Festrede zur Feier des 200jährigen Bestehens des Königreichs Preußen*, gehalten am 18. Januar 1901, Marburg 1901 (Marburger akademische Reden, 1901, Nr. 4); ders.: *Platons Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus*, 1903; dazu kommen noch einige Rezensionen und Aufsätze, vgl. vorliegende Arbeit, Bibliographie.

mehr dient dabei die Auseinandersetzung mit Zeller Cassirer dazu, in der Kritik die eigene Auffassung zu exponieren: „Wenn wir nach einer äusseren Rechtfertigung dafür suchten, dass die griechische Philosophie von unserer Aufgabe ausgeschlossen bleiben soll, so brauchten wir um Gründe und Autoritäten nicht verlegen zu sein. Eine bekannte und weiter verbreitete Auffassung des Griechentums sieht die sachliche Grenze, die es von der modernen Zeit scheidet, eben darin, dass es ihm nicht gelungen sei, das Problem der *Erkenntnis* in seiner Besonderheit zu erfassen. Es ist kein Geringerer als *Zeller*, der sich zum Anwalt dieser Grundanschauung gemacht hat.“²⁴² Zeller wird hier zum Vertreter der Auffassung von Diskontinuität von antiker und moderner Philosophie gemacht – eine Konstruktion, die in scharfem Widerspruch zu dessen Selbstverständnis und zum Text der *Einleitung* zur *Philosophie der Griechen* steht. Zeller selbst läßt nämlich keinen Zweifel daran, dass die „neuere“ Philosophie „wesentlich unter dem Einfluss der ersteren [i.e. der griechischen] und durch eine theilweise Rückkehr zu griechischen Anschauungen entstanden“ sei. Ja, er geht noch weiter und sieht nicht nur den „Einfluss“ der griechischen auf die „neuere“ Philosophie, sondern hält fest, „dass die alte Philosophie selbst im Verlauf ihrer Entwicklung sich der christlichen Weltanschauung, mit der sie sich in der neueren Wissenschaft verschmolzen hat, annäherte, und sie anbahnte.“²⁴³ Eine höhere ideengeschichtliche Kontinuität als in dieser These einer wechselseitigen Rezeption, die bis hin zu Verschmelzungsformen reicht, ist wohl kaum denkbar. Auf eben dieser Voraussetzung will Zeller „die Eigenthümlichkeit der griechischen Philosophie in ihrem Unterschied von der neueren“ bestimmen.²⁴⁴ Alleine um die Bestimmung der Differenzen zwischen antikem und modernem Denken geht es ihm, die Frage von Diskontinuität ist gar keine Thema der *Einleitung* in *Die Philosophie der Griechen*. Doch gerade die Fixierung der spezifischen Differenz zwischen antiker und neuerer Philosophie soll in der *Einleitung* II ins *Erkenntnisproblem* abgewehrt werden zugunsten einer ungebrochenen Kontinuität, die dem Marburger Axiom gehorcht, dass die Ideenlehre Platons im historischen Telos der Kantischen *Kritik* ihre neuzeitliche Ausformulierung erhalte. Angesichts dieser teleologischen Philosophiegeschichts-Konstruktion erscheint der andernorts skizzierte Konflikt um die historische und sachliche Differenz zwischen Leibniz und Kant als innerschulische, gleichsam esoterische Binnendifferenz.²⁴⁵ Cassirers Argumentationsstrategie *kann* indessen Zellers Programm der Bestimmung von

242 Cassirer: *Einleitung* II, S. 20-21.

243 Zeller: *Die Philosophie der Griechen*, 1 Th., 1. Hälfte, S. 125.

244 Ebd.

245 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II,6.

„Eigentümlichkeiten“ griechischer Philosophie keine Zugeständnisse machen, sonst wäre seine radikale Übertragung neuzeitlicher Begriffe und Theoreme auf Platon und andere antike Philosophen, der ganze Nachweis, dass dem „Erkenntnisproblem, wenn nicht der Erkenntnistheorie“, dann doch „im Ganzen der griechischen Spekulation“ Bedeutung zukomme,²⁴⁶ dass der Begriff der ‚Psyche‘ die „*Einheitsfunktion des Bewusstseins*“ bezeichne,²⁴⁷ die gesamte Konstruktion einer „innerlichen“ ‚Verwandtschaft‘ zwischen Platon, Kant und Leibniz,²⁴⁸ all das wäre nicht mehr haltbar gewesen.

7.2 Kontinuität und absoluter Anfang – Natorps Programm der Philosophiegeschichtsschreibung am Leitfaden einer „philosophia perennis“

Der methodologische Aspekt des Kontinuitäts-Postulats machte sich in der *Einleitung II* in der Abgrenzung und Zurückweisung einer auf Zeller übertragenen Auffassung geltend. Doch Cassirer geht einen entscheidenden Schritt weiter: im engsten sachlichen wie programmatischen Anschluss an Natorps Philosophiegeschichtsschreibung sucht er das „Postulat“ der gedanklichen Kontinuität im Gang der Geschichte, das in der *Einleitung I* noch als eine in der jeweiligen konkreten historischen Untersuchung zugrundezulegende „Hypothese“ ausgewiesen wurde, hinsichtlich der griechischen Philosophie zu substantiieren.

Bereits der Titel von Natorps Arbeit *Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems im Altertum* erweist das Grundmuster, dem Cassirer mit seiner *Geschichte des Erkenntnisproblems* folgte.²⁴⁹ Wenn Cassirer Natorp gegenüber briefliche Bedenken gegenüber der eigenen Titelwahl äußerte, so bezogen sich diese *nicht* auf den Sachgehalt des Titels, sondern auf mögliche Missverständnisse, es könne sich hierbei um eine Geschichte der Erkenntnistheorien handeln. Bereits in *Leibniz' System* hatte Cassirer unausgewiesen auf Natorps einschlägige *Forschungen* Bezug genommen, wenn es dort hieß, dass das „leitende Prinzip“ der begrifflichen „Entwicklung“ der „Gedanke der Kontinuität“ als „eines gesetzlichen Zusammenhangs der Erkenntnisprobleme“ sei.²⁵⁰ Das knappe Vorwort der *Forschungen* Natorps

246 Cassirer: *Einleitung II*, S. 25.

247 Ebd., S. 22.

248 Ebd., S. 24.

249 Natorp ist zwar nicht Urheber des Ausdrucks „Erkenntnisproblem“, der im Werk von 1884 keiner näheren Bestimmung unterzogen wird, doch sind vorhergehende Erwähnungen kaum zu finden; vgl. die Arbeit von Otto Caspari: *Das Erkenntnisproblem*. Mit Rücksicht auf die gegenwärtig herrschenden Schulen, Breslau 1881.

250 Cassirer: *Leibniz' System*, S. 220.

formuliert Leitsätze, die für die historische Darstellung von Cassirers *Erkenntnisproblem* axiomatisch geworden sind: „Wollen wir einen alten Philosophen überhaupt verstehen, müssen wir ihn aus modernen Begriffen verstehen, weil wir Moderne sind.“²⁵¹ Auch Cassirers Substantiierung der Kontinuitäts-These in der *Einleitung II* ist mit einer programmatischen Überzeugung Natorps verbunden, die abermals eine Cassirersche Arbeit mit einer Art Forschungsprogramm Natorps verbindet. So fordert Natorp eine Arbeit zur Geschichte des Erkenntnisproblems, die zeigt, was die moderne Philosophie von der antiken Philosophie übernommen habe. Die Überzeugung, dass die Modernen „Kinder des Alterthums“ seien, sei ihm erst aus „der Beschäftigung mit fünf Männern namentlich: Keppler, Galilei, Gassendi, Bayle und vorzüglich Leibniz“ erwachsen. „Was wir allein durch diese Mächtigen vom Althertum überkommen haben, das auch nur im Grossen zu überschauen würde ein Studium erfordern, wie es extensiv und intensiv Wenige zu bewältigen im Stande sein werden. *Und doch muss die Arbeit geschehen* [...] und man muss sich verwundern, dass eine Zeit, welche einem einzelnen philosophischen Autoren, Kant, eine so umfassende Specialarbeit widmet, jene ganze Epoche, ohne deren Errungenschaften doch auch Kants Werk nicht begreiflich wird, mit solcher Nachlässigkeit behandeln kann, wie es leider geschieht [Hervorh. HKO].“²⁵² Mit Cassirer, so ließe sich hier anschließen, war einer dieser „Wenige[n]“ gefunden, dessen eigentliche Arbeit im *Erkenntnisproblem* aber eben, neben sehr vielen anderen, jenen „fünf Männern“ gewidmet war, und, so läßt sich der Zusammenhang weiter rekonstruieren, wiewohl durch Briefe nicht erhärten, die *Einleitung II* trägt eben ein miniature diesen Rückgriff auf das Altertum nach, belastet ihn aber zugleich mit methodologischen Funktionen.

Doch an Natorps programmatische Sätze schließt sich der Hinweis an, den Cassirer in seinen Text übernommen hat und der eine spezifisch Natorpsche Grundüberzeugung ausdrückt. Erforderlich für eine solche Arbeit wäre nämlich Natorp zufolge eine „auf *die ewige Sache der Philosophie* gerichtete Geschichtsauffassung [Hervorh. HKO].“²⁵³ Dieser Ansatz zu einer „philosophia perennis“ hat Eingang gefunden in den zweiten Teil der *Einleitung*, wenn Cassirer gleich zu Anfang – wie bereits zitiert – feststellt, dass in der antiken Philosophie „die echten und wahrhaften philosophischen Quellen und Anfänge“, die „Urgeschichte unseres Problems und alle Keime seiner künftigen Entfaltung“ lägen.²⁵⁴ Mit seiner Transformation dieser starken

251 Natorp: Forschungen, S. V.

252 Ebd., S. VI.

253 Ebd., S. VI.

254 Cassirer: *Einleitung II*, S. 20.

These einer „immerwährenden Philosophie“ verschärft Cassirer die Kontinuitätshypothese aus dem ersten Teil der *Einleitung*, indem er sie gleichsam substanzialisiert, denn sie erhält hier ihr fundamentum in re. Die Rezeptionsfigur, die sich hier vollzieht, ließe sich als *Substantiierung durch Substanzialisierung* bezeichnen. Dass dieser Topos gleichsam ein Markenzeichen Natorpschen Denkens und als solches Cassirer präsent war, das zeigte ja bereits das Motto, mit dem dieser seine Lösung der Preisaufgabe der Berliner Akademie gekennzeichnet hatte, und diese Kennzeichnung – „perennis quaedam philosophia“ – konnte ihrerseits als Chiffre aus Arbeiten Natorps nachgewiesen werden.²⁵⁵

Betrachtet man die Abwehr von Historismus und Relativismus, die sich im ersten Teil der *Einleitung* als Funktion der historischen Betrachtung vom Standpunkt der Gegenwart aus verstehen ließ,²⁵⁶ so soll hier dieselbe Intention aus umgekehrter Richtung, vom Anfang her in einer Art von „Urgeschichte“ oder ewigem Bestand begründet werden.²⁵⁷ Cassirers Hypostasierung der „echten und wahrhaften philosophischen Quellen und Anfänge“ zu einer Art von überzeitlichem Bestand kommt die Funktion zu, im Rückbezug auf einen absoluten Anfang die Stetigkeit und Einheitlichkeit des historischen Verlaufs zu befestigen und zu sichern. Bereits die Metaphorik der Quelle indiziert diesen Sachverhalt: „Das moderne Denken würde uns stets nur ein unvollkommenes und fragmentarisches Bild bieten, wenn wir es gänzlich abgelöst von den Grundkräften und Quellen der *griechischen Philosophie* betrachten wollten.“²⁵⁸

255 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II, 1.

256 Vgl. dazu auch die Ausführungen zu Cohens systematischer Geschichtsschreibung, in der vorliegenden Arbeit, Kap. III, 3.

257 Diese Intention ließ sich ja bereits für Cohens Methode der „systematischen Geschichte“ aufweisen und läßt sich auch für Natorp zeigen, vgl. seine Rede *Was uns die Griechen sind* zeigen, wo die „bloßen Ansätze zu einem historischen Verständnis unserer Kultur“ als nicht ausreichend bezeichnet werden, weshalb genau die „*inhaltlichen Grundelemente*“, aus denen die Kultur sich aufbaut, in ihrer tatsächlichen und wirksamen Präsenz auch in der Kultur der Moderne gezeigt werden sollen, vgl. ebd., S. 11.

258 Cassirer: *Einleitung II*, S. 20.

8. Der Zusammenhang von Substanzbegriff und Funktionsbegriff mit der Geschichte des Erkenntnisproblems

Bislang sind zwei Funktionen des zweiten Teils der *Einleitung* ins Blickfeld geraten: er sollte die im ersten Teil der *Einleitung* theoretisch exponierte Kontinuitätsthese in der Applikation auf das historische Verhältnis von antiker und moderner Philosophie erhärten, dadurch sichern und sachlich untermauern. Das geschieht in den ersten Sätzen der *Einleitung II* in gleichsam axiomatischen Sätzen zur „Urgeschichte“ und auf den folgenden Seiten im negativen, theoretischen Modus der Zeller-Kritik.²⁵⁹ Sollte diese Sicherung aber nicht wieder bloßes Postulat bleiben und damit scheitern, dann *musste* der zweite Teil die im Haupttext des *Erkenntnisproblems* ausgesparte, aber funktional notwendig gewordene Vorgeschichte für die Geschichte des Erkenntnisproblems in der Wissenschaft und Philosophie der neueren Zeit zumindest im Abriss präsentieren. Zur theoretischen Sicherung der Kontinuitäts-These und der materialen Vorgeschichtsschreibung tritt noch eine dritte Funktion hinzu: Cassirer unterlegt seiner philosophiegeschichtlichen Natorp-Adaption, der Darstellung des Ganges der vorsokratischen Philosophie bis zur Scholastik, die in *Leibniz' System* entwickelte These von Substanz- und Funktionsbegriff — die These also, dass im Verlauf der neueren Philosophiegeschichte verdinglichende Substanzbegriffe zu Relationsbegriffen, den sogenannten Funktionsbegriffen weitergedacht würden, ja dass am Ende in der neuzeitlichen Mathematik und Physik die Substanzbegriffe völlig in Funktionsbegriffe aufgelöst würden. Diese Einsicht in das konstruktive systematische und historische Potential der Relation beider Begriffe stellt, wie gezeigt, eine Entdeckung Cassirers aus der Spätphase an der Arbeit an *Leibniz' System* dar. Die Leibnizsche Philosophie hatte Cassirer als epochalen Ort des Umschlags in dieses Paradigma porträtiert, das der neueren Philosophie zugrundegelegt wird..

Die These von Substanz- und Funktionsbegriff wird in der *Einleitung II* im Modus der Darstellung ‚systematischer Geschichte‘ durchgeführt, als historische Entwicklung, die durch die beiden Grundbegriffe und deren begriffliche Felder von Prozessualität und Relation auf der einen und Verdinglichung auf deren anderen motiviert ist. Damit exponiert Cassirer zugleich in nuce die systematische Leitdifferenz der folgenden Darstellung der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems*. Substanz- und Funktionsbegriff bilden die basalen Leitmotive, die einer Tiefenstruktur gleich die historische Logik der geschichtlichen Darstellung des *Erkenntnisproblems* organisieren.

259 Cassirer: *Einleitung II*, S. 20-25.

Einen Hinweis auf diesen Sachverhalt zumindest gibt die Vorrede zur zweiten Auflage des *Erkenntnisproblems*, die ein Jahr nach *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* erschienen ist. „Zwischen dem ersten Abschluss dieser Schrift und ihrer zweiten Auflage liegen drei Jahre, während deren ich hauptsächlich mit systematischen Studien über die Grundfragen der Erkenntniskritik beschäftigt war. Auch diese Studien, die jetzt in der Schrift *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* [...] zusammengefasst sind, stehen jedoch mit dem Thema des vorliegenden Buches in engem Zusammenhang: sie versuchen, die Grundauffassung der Erkenntnis, die innerhalb der rein geschichtlichen Betrachtung nur in allgemeinen Umrissen dargestellt werden konnte, schärfer zu bestimmen und eingehender zu begründen. Was somit den systematischen Teil der Aufgabe betrifft, so konnte ich mich in dieser Neubearbeitung darauf beschränken, auf diese ausführlicheren Darlegungen zurückzuweisen.“²⁶⁰ Die die gesamte historische Konstruktion der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* tragende Substanz-Funktions-These wurde erstmals von den Zeitgenossen bemerkt, so von Otto Samuel und Ernst Troeltsch; der auf den Kulturphilosophen Cassirer und damit auf den Funktionsbegriff fixierten Forschung ist sie weithin aus dem Blick geraten.²⁶¹

Cassirer schließt sich in seiner historischen Skizze den Natorpschen Geschichtsdarstellungen in gleich doppelter Weise an. Zum einen greift er wieder auf eine rein typologische Darstellungsform zurück und aktualisiert somit ein Muster, das

260 Cassirer: Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, Bd. 1, 2. durchgesehene Aufl., 1911, S. IX.

261 Vgl. [Samuel 1911], S. 200-201, für den “die Ersetzung des Substanzbegriffs durch den Funktionsbegriff [...] für die endliche Gestaltung des *philosophischen* Erkenntnisproblems [i.e. im Unterschied zu dem der exakten Naturwissenschaft] [...] auf einem systematischen Irrtum beruht”. Samuel bespricht wohlgerne die erste Auflage des *Erkenntnisproblems*, zu einer Zeit freilich, in der *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* bereits erschienen war; vgl. [Meyerson 1911]; auch Ernst Troeltsch hat später *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* als die dem *Erkenntnisproblem* zugrundeliegende Logik erkannt, vgl. [Troeltsch 1921], Sp. 160. Eine Ausnahme vom mainstream der Forschung bilden auch in dieser Hinsicht Meyer: Ernst Cassirer und Albert Lewkowitz, in: Trumah. Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg 11 (2001), S. 71-87, hier: S. 74, Anm. 10, sowie Ferrari: Ernst Cassirer, S. 2-3, der bemerkt, dass Cassirer das *Erkenntnisproblem* anfänglich „Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Versuch einer Darstellung der neueren Philosophie“ betiteln wollte. Als Beleg dient eine „Notiz der Umschlagklappe von Cassirers Aufsatz *Der kritische Idealismus und die Philosophie des ‘gesunden Menschenverstandes’*“ – auch wenn dieser archivalische Sachverhalt hier unüberprüft bleiben muss, so wäre er im Zusammenhang der in der vorliegenden Arbeit anhand von *Leibniz’ System* entwickelten und in der *Einleitung* durchgeführten These höchst plausibel. Krois: A Note about Philosophy and History, in: Science in Context 9 (1996), S. 191-194, hier 191-192, erkennt zwar, dass das *Erkenntnisproblem* eine sowohl historisch als auch systematisch verfasste Arbeit ist, verkennt aber die Ausrichtung der Arbeit am Paradigma mathematischer Naturwissenschaft und verzerrt sie zu einer Art von allgemeiner „intellectual history“, die „jurisprudence, language, art, and religion as unique and irreducible factors“ handle – NB: mathematische Naturwissenschaft wird hier noch nicht einmal erwähnt! –, gerade so, als handle es sich um eine Vorstufe zur *Philosophy der symbolischen Formen*. Solche Verzeichnungen sind das Resultat einer Cassirer-Lektüre, die das gesamte Werk von der späteren Kulturphilosophie her liest. Diese Art der Rückprojektion erzeugt denn auch die Auffassung, das *Erkenntnisproblem* sei durch alle vier Bände hindurch von Kontinuität geprägt: „Its fundamental outlook remained unchanged throughout“ (ebd., S. 191).

sich bei Cohen und Natorp präfiguriert findet und das in *Leibniz' System* eine tragende Ausprägung fand.²⁶² Zum anderen hält sich Cassirer in der Gesamtanlage der Darstellung an das Vorbild von *Platos Ideenlehre*: die griechische Philosophie verläuft in drei Phasen, dabei bereitet die vorplatonische ausschließlich den Idealismus Platons vor, dabei läßt Cassirer skurrilerweise auch den Buddhismus nicht außer acht.²⁶³ Plato selbst wird als Begründer des Idealismus konstruiert, womit der Höhepunkt der historischen Entwicklung erreicht ist²⁶⁴ und im Typus des Antagonisten Aristoteles der „Verleumder“ Platons die Szene betritt. Aristoteles markiert den Beginn einer Verfallsgeschichte, einer Epochenschwelle, deren Hauptzeitalter das Mittelalter darstellt²⁶⁵. Cassirer folgt hierin vorbehaltlos Natorps regelrecht grotesker Kantianisierung der platonischen und vorplatonischen Philosophie — „Platon ein Vorgänger Kants“ war das Stichwort der zeitgenössischen Kritik an Natorps Darstellung.²⁶⁶ Weitere Details zeigen, dass Cassirer dem von ihm nicht erwähnten Text Natorps in fast allen Schritten folgt. Der Modus impliziter, unausgewiesener Anknüpfung, der sich theoretische und historische Ausgangsmuster aneignet und transformiert und solche angeeigneten Muster nicht mehr als fremde ausweist, zeigt sich hier einmal mehr. Cassirer erweist sich in dieser vorbehaltlosen Aufnahme Natorpscher Vorbilder noch einmal als Schüler.

Die Möglichkeit, einen gänzlich an der Natorpschen Platon-Konstruktion orientierten historischen Abriss zur antiken Philosophie zu geben und zugleich in diesen nahtlos und ohne Verlust die These von der Entwicklung von Substanzbegriff zum Funktionsbegriff einzuzeichnen, hatte eine Vorbedingung: Natorps Platon-Darstellung war selbst schon durch diese These strukturiert und organisiert. Vergegenwärtigt man sich, dass Cassirer die Begriffe von Substanz und Funktion bereits *in* der Leibniz-Darstellung entwickelt hatte, und zwar in genau dieser Doppelfunktion: als erkenntnislogische Begriffe und als Grundmotive der in die Figur Leibniz' eingetragenen historischen Entwicklung, dann zeichnet sich hier eine wechselseitige schulinterne Theoriebeziehung, eine „Arbeitsgemeinschaft“ im wörtlichsten Sinne ab, in der Cassirer mehr und mehr eine Doppelfunktionen innehaben sollte: die des Schülers und diejenige dessen, der auch seine Lehrer belehren konnte. Und tatsächlich wirken

262 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II,

263 Vgl. Cassirer: Einleitung II, S. 25-34, zum Buddhismus vgl. S. 28.

264 Vgl. ebd., S. 34-43.

265 Vgl. ebd., S. 43-47, zum Mittelalter S. 47-50.

266 So Hohmann: [Rez.] Natorp. *Platos Ideenlehre*, in: *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 128 (1906), S. 84-92. Zur Problematik vgl. Lembeck, *Platon in Marburg*, S. 179 u. 239-241.

Passagen von *Platos Ideenlehre*, die das Verhältnis von Platon und Aristoteles zum Gegenstand haben, als wären sie Adaptionen aus *Leibniz' System*.

Das zeigt sich besonders am Höhe- und Endpunkt von Natorps Darstellung, in der Konfrontation von Platon und Aristoteles.²⁶⁷ Alleine diese Konfrontation indiziert bereits zweierlei: dass in dieser Konfrontation der Ansatz, besser: der Anfang zu einer Philosophiegeschichte konzipiert war, die das Koordinatensystem, in das alle folgenden historischen Positionen eingezeichnet werden sollte, zwischen diesen beiden Antipoden aufspannte, und dass diese Basis und Anlage zu einer Philosophiegeschichtsschreibung bis in die neueste Zeit ihrerseits ihre Anfänge im Modell von Langes *Geschichte des Materialismus* hatte. Natorps Platon-Buch situiert die Opposition zwischen Platon und Aristoteles, noch bevor er irgendwelche sonstigen Ausführungen zu beider Verhältnis gemacht hätte, von vorneherein in der Spannung zwischen „Dogmatismus“ und „Kritizismus“, beide als „radikaler Gegensatz“ verstanden.²⁶⁸ Bereits dieser Ausgangspunkt behandelt ‚Platon‘ wie ‚Aristoteles‘ als Chiffren zweier typisierter Konstruktionen, die im folgenden weiterer Bestimmung unterzogen werden. Diese Konstruktion folgt in allen Details und Ausführungen der Konzeption, in allen einzelnen Theoremen und Begriffen Natorps genetisch-deduktiver Erkenntnislogik auf dem Stand seiner Arbeit *Nombre, temps et espace* aus dem Jahre 1900. Damit aber ist zugleich die äußerste Nähe mit, ja im Grunde die Ununterscheidbarkeit der theoretischen Besetzung der beiden Typen ‚Platon‘ und ‚Aristoteles‘ zum systematischen Zentrum von *Leibniz' System* verständlich, denn Cassirer hatte ja seiner Arbeit seinerseits Natorps Logik von 1900 zugrundegelegt, so jedenfalls These und Resultat diese Arbeit.²⁶⁹ Die kritische Auffassung soll sich vollständig mit der „genetischen“ decken, ihr „Begriff des Gegenstandes“ das „x der Gleichung der Erkenntnis“ und dabei „*stets Problem, nie Datum*“ sein. Dabei seien „unsre fundamentalen Begriffe“ nur die „*Grundfunktionen* der Erkenntnis selbst, die Gesetze des *Verfahrens*, in dem Erkenntnis besteht“.²⁷⁰ Wenn die Bestimmungen Natorps zur kritizistischen Position als einer genetisch-deduktiven Erkenntnislogik der Systematik von *Leibniz' System* noch näher zu sein scheinen als den skizzenhaften Ausführungen von *Nombre, temps et espace*, so ist dieser Eindruck wohl nicht nur dem Umstand geschuldet, dass der Natorpsche Text in der französischen Übersetzung unvertraut klang und man hier dessen unverstellte Ausformulierung hat. Der Eindruck entspricht dem

267 Natorp: *Platos Ideenlehre*, S. 366-436, insbes. S. 366-421.

268 Ebd., S. 366.

269 Vgl. die vorliegende Arbeit, Kap. II, 2.

270 Natorp: *Platos Ideenlehre*, S. 367.

Sachverhalt, dass mit der Konstruktion des systematischen Zentrums von *Leibniz* 'System eine Durchführung und Weiterbildung dessen geleistet wurde, was bei Natorp lediglich exponiert war, eine Durchführung, die so genau im Sinne von Cassirers Lehrer war, dass er sie hier nur aufzunehmen brauchte. Die Position des sogenannten Dogmatismus besteht in theoretisch darin, dass in ihr der Gegenstand der Erkenntnis „wesentlich und ursprünglich durch Sinneswahrnehmung“ gegeben ist und sodann durch „Abstraktion“ zum „Bewusstsein gebracht“ wird.²⁷¹

Der Dogmatismus wird in der Folge in seinem Zentrum als „Lehre von der *Substanz* und insbesondere der Form“ konstruiert, die „an die Stelle der platonischen *Idee* getreten ist, sie berichtigen und also erledigen soll“.²⁷² Hätte es für Cassirers Ausführungen zum Verhältnis der einzelnen philosophischen Systeme zueinander im Laufe der Geschichte, zu ihrer wechselseitigen Vernichtung, wie sie die *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem* skizziert, nicht auch andere Modelle gegeben, hätte Cassirer nicht bereits auf einen Topos der Philosophiegeschichtsschreibung zurückgreifen können, so wäre in der Natorpschen ‚Kriegsberichtserstattung‘ von der Frontlinie zwischen Platon und Aristoteles gewiss ein Modell dafür zu sehen. Auch wenn Natorp den Kritizismus dagegen als Philosophie der „Relation, Termini, Beziehungspunkte“ versteht,²⁷³ so besteht die Differenz zwischen seiner Darstellung und der Cassirers darin, dass Natorp nicht so weit geht, den Begriff der Funktion als Gegenbegriff zu Substanz zu setzen. Hierin ist das Spezifikum der Cassirerschen Position zu sehen, die auf dem historischen Stand von 1902 freilich die Substanz-Funktions-These noch längst nicht ausformuliert, sondern allenfalls skizziert hatte. Doch mag diese Differenz mit Recht nur als bloß nominelle erscheinen, wenn Natorp der dogmatischen Auffassung von Substanz die kritisch verstandene entgegengesetzt als „Gesetz des *Verfahrens*, den Gegenstand in der Erfahrung *erst aufzubauen*, das Gesetz eines *Prozesses* der Erkenntnis, der in der That ein *unendlicher, abschlussloser* ist.“²⁷⁴

Substanz als dinglicher Bestand gegenüber deren Interpretation als bloßer kategorialer Denkbestimmung, als Moment des Bestimmungsprozesses – in der Opposition dieses Begriffsmusters hat auch Cassirer seinen Gang durch die verschiedenen Formationen der griechischen Philosophie angelegt, eine Begriffserzählung, die in Platon als dem Denker der „*Einheitsfunktion* des

271 Ebd., S. 367-368. Es ist auch hier unverkennbar, dass der dogmatische Typus auch am Beispiel Langes entworfen ist, denn der Begriff und Verfahren der „Abstraktion“ stehen im Zentrum der erkenntnislogischen Entwürfe zu Lange aus dem Nachlass Natorps.

272 Ebd., S. 384.

273 Ebd., S. 382.

274 Ebd., S. 388.

Bewusstseins“²⁷⁵ im „logischen Aufbau seines Systems“²⁷⁶ in der „Funktion des reinen Begriffsdenkens“²⁷⁷ und den „reinen *logischen* Grundsätzen der Ideenlehre“²⁷⁸ gipfelt. So bestimmt Cassirer im zweiten Teil der Einleitung den Eleatismus als das „Denken der Substanz“²⁷⁹ die auf ihn folgende Atomistik dagegen denke ihre Begriffe als „blosse *Form der Beziehung*“ und sichere so den „allgemeine[n] *Begriff* der Erfahrung und des empirischen Seins“²⁸⁰ durch das Denken der Relation. Die „notwendige und beständig aufsteigende Entwicklung“²⁸¹ der Philosophie vor Platon ist nach Cassirer dadurch gekennzeichnet, dass sie zwar „die Inhalte des Seins in Inhalte des Gedankens [verwandelt]“, dabei aber den „*Prozess* dieser Umbildung“ selbst nicht betrachtet, sondern nur die aus ihm hervorgehenden „*Produkte*“.²⁸² Sie wendet also die „Funktion des reinen Begriffsdenkens“ auf ihre Gegenstände an, hat aber diese Funktion selbst wiederum noch nicht zum Gegenstand ihres Denkens gemacht. Dies bleibt in Cassirers Kurzdarstellung in der Einleitung Platon als dem Höhepunkt der griechischen Philosophie vorbehalten. In seiner Reflexion auf „das *Wissen* und seine Grundlagen“²⁸³ thematisiere Platon ein Gebiet der Wahrheit, das „von der Existenz bestimmter empirischer Subjekte gänzlich unabhängig“ sei und sich nur auf „rein gedankliche Setzungen“ beziehe²⁸⁴ — auf die Mathematik und die Zahlen: „’Wissenschaft’ bedeutet ihm [...] die gedankliche Begrenzung des an sich grenzenlosen und unbestimmten Stoffes der Wahrnehmung durch die Funktion und Vermittlung der *Zahl*.“²⁸⁵ Leitbegriff der aristotelischen Philosophie ist dagegen die Substanz, insofern ist sie ebenso wie die Scholastik ein Rückfall hinter den Stand Platons.

Damit ist eindeutig, dass die Logik des Verhältnisses von Substanzbegriff und Funktionsbegriff Cassirers scharf typologisierender Darstellung der griechischen Philosophie zugrundeliegt und deren Entwicklung organisiert. Argumentationsstrategisch bedeutet das gleichsam eine Ouvertüre, die die ausladende Darstellung des Hauptteils des *Erkenntnisproblems* durch die Exposition von deren Leitmotivik präludiert – eine propädeutische Funktion, in anderen Worten: eine Art der Aufmerksamkeits- und Rezeptionslenkung. Aus der Perspektive der Kontinuitäts-These

275 Cassirer: Einleitung II, S. 22.

276 Ebd., S. 23.

277 Ebd., S. 34.

278 Ebd., S. 40.

279 Ebd., S. 33.

280 Ebd., S. 33.

281 Ebd., S. 33.

282 Ebd., S. 34.

283 Ebd., S. 35.

284 Ebd., S. 37.

285 Ebd., S. 42.

freilich war diese Darstellungsart systematisch schon deshalb erfordert, weil auch die Relation von Substanz- und Funktionsbegriff historischer Kontinuität unterliegen sollte und nicht erst mit der Renaissance einsetzen durfte. Die Systematik von Substanzbegriff und Funktionsbegriff bezeichnet aber nicht nur die *begrifflichen* Pole, zwischen denen die Entwicklung der antiken bis hin zur scholastischen Philosophie sich vollzieht; auch der Gang der Geschichte des Erkenntnisproblems in der Wissenschaft und Philosophie der neueren Zeit ist in sie eingespannt. Substanzbegriff und Funktionsbegriff — das ist die These — bilden das systematische Organisationsprinzip der Darstellung der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems*. Unter diesem Aspekt ist gleichsam in Umkehrung der üblichen Blickrichtung eine systematische Lektüre dieses Werks gefordert.²⁸⁶

Gänzlich unhaltbar ist jedoch die These, die systematische Entgegensetzung von Substanzbegriff und Funktionsbegriff lasse sich in das Verhältnis von altem und modernem Denken übersetzen, und zwar dergestalt, dass der Substanzbegriff mit antikem Denken und der Funktionsbegriff mit modernem Denken identisch sei.²⁸⁷ Diese These übersieht, dass in der Konnotation von Platon mit dem Denken der Funktion und von Aristoteles mit dem Denken der Substanz beide, Substanz- wie Funktionsbegriff als bereits in der Antike aktualisiertes, ja in dieser allererst angelegtes Muster verstanden werden und somit sowohl der alten wie auch der neuen Philosophie zugeordnet werden können. Die These verkennt darüber hinaus aber auch die spezifische Doppel-Rolle von Substanzbegriff und Funktionsbegriff: sie sind Grundbegriffe einer philosophischen Systematik, wie sie *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* ausgearbeitet vorliegt und sie fungieren als bipolares typologisches Begriffsmuster, das heuristisch an jegliche historische Gestalt der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte anzulegen ist und den Gang der Geschichte innerhalb eines historisch-typologischen Schemas strukturiert. Cassirer exemplifiziert hier bereits sein erst viel später methodologisch objektiviertes Verfahren der wechselseitigen Verschränkung systematischer und historischer Begriffe.²⁸⁸ Die These appliziert aber vor allem die Renaissance-Auffassung des

286 Ferrari: Ernst Cassirer, S. 3, weist mit Recht darauf hin, dass ein „angemessenes Verständnis des *Erkenntnisproblems*“ nur zu erlangen sei, wenn man berücksichtige, dass es sich hier um eine „zugleich historische wie systematische Arbeit“ handle. Diese Feststellung gilt freilich für alle sogenannten ‚historischen‘ Arbeiten Cassirers, zumal für *Leibniz‘ System*.

287 So Krois: A Note about Philosophy and History, hier: S. 193: „Expressed in historical terms, this contrast [i.e. of relational to substantial thinking] corresponded to the difference between ancient and modern thought.“

288 Vgl. Cassirer: Geschichte. Mythos, in: Nachgelassene Manuskripte und Texte, Bd. 3: Geschichte. Mythos. Mit Beilagen: Biologie, Ethik, Form, Kategorienlehre, Kunst, Organologie, Sinn, Sprache, Zeit, hrsg. v. Köhnke, Kopp-Oberstebrink u. Kramme, 2002, S. 122-128.

Cassirer der 1940er Jahre²⁸⁹ auf das Erkenntnisproblem von 1911 — eine unhaltbare Hypostasierung, denn der Cassirer von 1911 konnte unterm Blickwinkel der ausschließlich mathematisch-naturwissenschaftlichen Orientierung des *Erkenntnisproblems* noch gar nicht feststellen, dass mit der Renaissance etwas prinzipiell Neues in die Philosophiegeschichte eingetreten war. Zu dieser Einsicht musste Cassirer für seine Philosophie allererst die Bedeutung von Geschichte und Geschichtlichkeit entdecken und sich ein entsprechendes begriffliches Instrumentarium zurechtlegen. Das Geschichtsmanuskript von 1936 ist unter anderen Schriften Ausdruck dieses Bemühens.²⁹⁰ Erst im Bereich der Geschichte und Kultur konnte die Renaissance neues aufdecken, indem sie eine neue Sicht auf den Menschen entwarf. Im Bereich der mathematischen Naturwissenschaft bleibt sie aber auf den Spuren Platons und Aristoteles'. Somit ist das ‚Neue‘, das die Renaissance in der Darstellung des *Erkenntnisproblems* entdeckt, neu nur im Kontrast zum vorausgehenden Mittelalter, im Grunde aber ist es ein Altes: sie entdeckt zunächst nur den Platonismus wieder und wendet ihn *gegen* den Aristotelismus des Mittelalters. So nimmt es nicht Wunder, dass genau dieser Aspekt — der Aufgang der geschichtlichen Welt, der später in dem von ihm so häufig wiederholten Vico-Axiom seine prägnante Formel fand — erst Cassirers spätere Renaissance-Auffassung leitete und im *Erkenntnisproblem* noch nicht wirksam wurde.

Von hier aus läßt sich ein Seitenblick auf die mutmaßlichen Entstehungsschritte von *Substanzbegriff* und *Funktionsbegriff* werfen: Cassirer hat zuerst, offenkundig angeleitet durch die Philosophie Natorps, seine These von Substanzbegriff und Funktionsbegriff als Schema einer immanenten historischen Entwicklung in der Figur Leibniz' in der Arbeit am *Leibniz' System* entdeckt. Er wurde sich über ihr systematisches und historisches Potential gegen Ende der Arbeit am Leibniz-Buch klar und wandte die These zum nun bereits mehrfach erwähnten historischen Muster, das Leibniz in der Geschichte der Wissenschaften und der Philosophie zum Umschlags- und Durchsetzungsmoment des Funktionsdenkens machte. Sodann hat Cassirer dieses Koordinatensystem der historischen Entwicklung den beiden Bänden des *Erkenntnisproblems* zugrundegelegt und es anschließend in typologisierender Verdichtung auf den zweiten Teil der *Einleitung* angewandt — wiederum ohne die zugrundeliegende Systematik oder, gleichbedeutend damit, die historische Logik eigens

289 Vgl. Cassirer: Giovanni Pico della Mirandola. A Study in the History of Renaissance Ideas, in: *Journal of the History of Ideas* 3 (1942), S. 331-332, u. ders.: Some Remarks on the Question of the Originality of the Renaissance, in: *Journal of the History of Ideas* 4 (1943), S. 49-56.

²⁹⁰ Vgl. Cassirer: *Geschichte. Mythos, passim*.

zu thematisieren. Die systematische Thematisierung dieser Logik leistet erst das 1910 erschienene systematische Werk *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, das diese spezifisch systematisch-historische Begrifflichkeit übernimmt. Auch die Aufnahme der Vorarbeiten dazu gleich nach der Abfassung des ersten Bandes des *Erkenntnisproblems* legt diese Auffassung nahe. Deshalb konnte *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* als jener „Schlussband, der systematische Untersuchungen zum Erkenntnisproblem enthalten soll“, fungieren.²⁹¹

Substanzbegriff und Funktionsbegriff ist deshalb auch zu lesen als eine historische Logik des Ganges der Wissenschafts- und Philosophiegeschichte. Als Reflex seiner Entstehung aus der Philosophiegeschichtsschreibung Cassirers, aber auch aus seiner Funktion einer historischen Logik kommen in diesem, in systematischer Absicht verfassten Werk, immer wieder dieselben typologischen Argumentationsmuster zum Zuge, die die historischen Arbeiten geprägt haben. Das heißt: systematische Begriffe werden mit einem historischen Index versehen und umgekehrt. Als Beispiel sei an dieser Stelle nur darauf hingewiesen, dass der Abriss der griechischen Philosophie von den Vorsokratikern bis Aristoteles in noch gedrängterer Form Eingang gefunden hat in *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, allerdings, und das macht die Spezifität der historisch-systematischen Skizzen oder besser: Miniaturen innerhalb dieser erkenntniskritischen Arbeit aus, unter einem wissenschaftsgeschichtlichen Aspekt und in der Wechselbeziehung antiker und neuzeitlicher Auffassungen.²⁹²

Der typologischen Argumentation kommt auch in Cassirers gesamtem systematisch orientiertem Werk eine tragende Rolle zu. Cassirers philosophiehistorische Arbeiten, wie das oder *Form und Freiheit*, die als heuristischen „Leitfaden“ ein systematisch-typologisches Muster zugrundelegen, sei es das von Substanz und Funktion wie *Erkenntnisproblem*, sei es das Grundmuster von Form und Freiheit wie im Werk gleichen Namens, und auf dieser Basis historische Gestalten der Philosophie im geschichtlichen Prozess ebenso wie in ihrem systematischen Ertrag darstellen können.²⁹³ Trotz ihrer Differenz bleiben beide Verfahren durch die umgekehrte Proportionalität der Anteile, die sie systematischen und historischen Begriffen einräumen, eng aufeinander bezogen. Diese Verfahren sind begründet in Cassirers

291 Brief an Natorp v. 31. Juli 1905, Bl. 1r (Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Ms. 831:618), Bl. 2v.

292 Vgl. Cassirer: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*, Berlin 1910, S. 200-225; die Stelle geht von der „Spitze der wissenschaftlichen Weltbetrachtung überhaupt“ aus, an der der „logische Gedanke der Substanz“ stehe (ebd., S. 200) und reicht historisch bis Aristoteles.

293 Vgl. Cassirer: *Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte*, 1916, passim.

Ausführungen in den ersten Absätzen des ersten Teils der Einleitung; sie scheinen vom Grundzug der Hegelschen Philosophie angeregt, jedem systematischen Grundbegriff eine historische Gestalt der Philosophie im Gang der Philosophiegeschichte zuordnen zu können. In leichter Überzeichnung ließe sich die These vertreten, dass das *Erkenntnisproblem* und *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* sich zueinander verhielten wie Hegels *Geschichte der Philosophie* und die *Logik*.

9. Die Problematik des Verhältnisses der ersten Auflage der *Einleitung ins Erkenntnisproblem* (1906) zur zweiten (1911)

Für die zweite Auflage des *Erkenntnisproblems* hat Cassirer die *Einleitung* durchgreifend überarbeitet.²⁹⁴ Die ohne Zweifel gravierendste Veränderung besteht im Wegfall der kompletten *Einleitung II*, doch auch im ersten Einleitungsteil hat Cassirer Sätze umgearbeitet, weggestrichen und neue hinzugefügt. Der weggefallene zweite Teil der *Einleitung* gelangte in der Folge nicht wieder zum Abdruck, er zählt wohl zu den am wenigsten bekannten Texten Cassirers, die in Buchform erschienen sind.²⁹⁵ Zumal unter der Annahme, dass dem zweiten Teil der *Einleitung ins Erkenntnisproblem* die oben skizzierten Funktionen zukommen, wirft das Fragen auf. Widerspricht dieser Textbefund nicht der These von der funktionellen Mehrfachbesetzung der *Einleitung II*? Ist der Wegfall gar ein Indiz für eine Konzeptionsverschiebung im *Erkenntnisproblem*, entweder in methodologischer Hinsicht oder gar in historischer? Lassen sich andere Motive für die Elimination benennen, solche der innerschulischen Konstellation oder der Rezeption? Cassirer selbst hat die Gründe des Wegfalls des zweiten Einleitungsteils und der Umarbeitungen des ersten im Dunkeln gelassen. Die Vorrede zur zweiten Auflage des *Erkenntnisproblems* bemerkt lapidar: „Die einleitenden Betrachtungen über das Erkenntnisproblem in der griechischen Philosophie sind diesmal fortgefallen, da sie mir in ihrer bisherigen Fassung nicht mehr genügten, eine eingehendere Darstellung aber über den Rahmen dieses Buches hinausgegangen wäre.“²⁹⁶ Das scheint zunächst ein Hinweis auf den materialen Teil, die historische Skizze von der Vorgeschichte Platons bis in die Scholastik zu sein. Im folgenden sollen diese Fragen präzisiert werden, und die Lösungsversuche werden zeigen, dass die Sachverhalte komplexer sind, als Cassirers dunkler Hinweis in der Vorrede; vor allem wird sich erweisen, dass nicht nur ein Motiv anzunehmen ist, um den Wegfall der *Einleitung II* verstehen zu können.

Geleitet werden die folgenden Untersuchungen von den Annahmen, dass *erstens* die zuvor beschriebenen Funktionen der *Einleitung II* an andere Teile des *Erkenntnisproblems* und spätere Werke, namentlich *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, übergegangen sind, *zweitens* Spannungen zwischen den beiden Teilen der *Einleitung* bestanden, die durch die Elimination behoben werden sollten, Cassirer

294 Cassirer: Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, Bde. 1 u. 2, 1911, S. 1-18.

295 Sogar die Edition der *Einleitung* durch Orth in Cassirer: Geist und Leben. Schriften, hrsg. v. Orth, 1993, S. 173-192, unterdrückt den zweiten Einleitungsteil.

296 Cassirer: Das Erkenntnisproblem, Bd. 1, 1911, S. IX.

drittens hinsichtlich der historischen Skizze zur Entwicklung der griechischen Philosophie auf Kritik von außen reagierte und *viertens* sich mit dem Wegfall des zweiten Einleitungsteils sich innerschulisch eine Art der Distanznahme zu Natorps Stil der Philosophiegeschichtsschreibung verbindet.

(1) Wenn die *Einleitung II* hinsichtlich der These von der Kontinuität der Wissenschafts- und Philosophiegeschichte die methodologische Doppelfunktion theoretischer und philosophiegeschichtlich-materialer Untermauerung innehatte, dann stellt nach deren Wegfall die Frage nach der Kontinuität der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte. Es könnte scheinen, als habe Cassirer mit der Weglassung des zweiten Teils der *Einleitung* in der Neuauflage des *Erkenntnisproblems* von 1911 zugleich die These der Kontinuität von antiker und neuzeitlicher Philosophie gekippt. Diese Vermutung wurde in der neueren Forschung durchaus vertreten, allerdings wird sie auch dadurch nicht zutreffender. So bemerkt John M. Krois, der Grund für die Streichung des zweiten Teils der *Einleitung* in der Neuauflage des *Erkenntnisproblems* sei darin zu sehen, dass Cassirer „die darin [i.e. in der *Einleitung II*] behauptete Kontinuität von Antike und Neuzeit nicht mehr vertreten [konnte], denn er war zu der Überzeugung gelangt, dass die Philosophie in der Moderne in bestimmten Punkten einen neuen Anfang genommen hat.“²⁹⁷ Die Annahme ist gleich in mehrfacher Hinsicht irrig, denn sie übersieht zum einen völlig, dass Cassirer im ersten Teil der *Einleitung* auch der zweiten Auflage die Kontinuitätshypothese als unverzichtbares methodisches Postulat eingeführt hat. Ohne Kontinuitätshypothesen gibt es, folgt man dem methodologisch-systematischen Teil der *Einleitung*, keinerlei historische Erkenntnisleistung und keine Geschichtsschreibung. Das Kontinuitäts-Postulat wird allerdings immer problemorientiert eingesetzt, es soll Cassirer zufolge nicht als substantialistische Hypostase eines irgendwie gearteten Verlaufs der Geschichte verstanden werden. Sollte etwa die Geschichte des Substanzdenkens geschrieben werden, so muss selbstverständlich Problemkontinuität von der Antike, spätestens von Aristoteles, aus über das Mittelalter in die Neuzeit etwa bis Descartes, oder wo immer der Zielpunkt der Untersuchung liegen mag, angenommen werden. Selbst *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* wie auch alle späteren Werke Cassirers arbeiten da, wo sie historisch-problemorientiert argumentieren auf der Grundlage von Kontinuitätsannahmen. Cassirer hat sich freilich in seinen späteren Arbeiten Gedanken dazu gemacht, durch welche Medien Kontinuität vermittelt wird – eine Dimension, die

297 Krois: Cassirer – Aufklärung und Geschichte, in: Frede / Schmücker (Hrsg.): Ernst Cassirers Werk und Wirkung, 1997, S. 122-144, hier: S. 123; dieselbe These hat Krois noch einmal vertreten in ders.: A Note about Philosophy and History, S. 193.

den frühen Arbeiten vollständig fehlt. Krois' Annahme übersieht aber auch, dass Cassirer genau diesem Irrtum, er habe sich gegen Kontinuität in der Geschichtsschreibung ausgesprochen, durch eine Textergänzung der Neuauflage begegnen will: zur Stützung der Kontinuität des philosophischen Gedankens beruft sich Cassirer auf den „stetigen Gang“ der „exakte[n] Wissenschaft“: erst durch den Zusammenhang mit ihr „erhält der philosophische Gedanke selbst seine wahrhafte innere Kontinuität.“²⁹⁸ Wenige Sätze später verschärft Cassirer diese Überlegung sogar noch. Die sachliche Kontinuität der philosophischen Gedanken scheint ihm offenbar durch den Widerstreit der Systeme und Begriffe gefährdet. Der Gegenstandsbezug der Wissenschaften garantiere dagegen als Bezugsdatum „die Einheit des Erkenntnisbegriffs“: „In der exakten Wissenschaft erst, in ihrem trotz aller Schwankungen stetigem Gange, erhält die Einheit des Erkenntnisbegriffs, die überall sonst eine bloße Forderung blieb, ihre wahrhafte Erfüllung und Bewährung. Der Wechsel der Meinungen gestaltet sich erst hier zu einem klaren und sinnvollen *Zusammenhang* um, in welchem sich nunmehr auch die Philosophie ihres eigenen Begriffs und ihrer theoretischen Aufgaben erst vollständig bewusst wird.“²⁹⁹ Dieser Rückgriff auf die Geschichte der Wissenschaften als eines Apriori der Philosophiegeschichte war indessen kein Gedanke, den Cassirer sich hätte für die Umarbeitung zur zweiten Auflage der *Einleitung* erst erarbeiten müssen, vielmehr ist dieses Theorem einer Stützung und Gewährleistung der Kontinuität durch den Bezug auf die als vorgängig gedachte Wissenschaftsgeschichte bereits Teil seiner nachgelassenen Notizen zu Scheler und der Entwürfe zur *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem*.³⁰⁰

Zum anderen aber hätte Cassirer seine eigentlich sachliche Darstellung des Erkenntnisproblems völlig neu schreiben müssen, hätte die sachliche These von der Kontinuität für die Neuauflage keine Geltung mehr gehabt, denn nach wie vor führt er hier vor — wie bereits erwähnt —, wie philosophische Motive vor allem der platonischen und aristotelischen Philosophie in der Philosophie von der Renaissance bis zu Kant aufgenommen und weitergebildet werden. Wie könnte sich Cusanus auf die platonische Ideenlehre beziehen ohne die Kontinuität von antiker und neuzeitlicher

298 Cassirer: *Einleitung*, in: ders.: *Das Erkenntnisproblem*, 1911, S. 10; die neu eingeschaltete Passage beginnt in der Z. 1 nach „wollten“ und reicht bis „bewusst wird“ am Ende des Absatzes.

299 Ebd.

300 Vgl. Scheler-Notizen, [Zettel], sowie „Systematische *Einleitung*: ‚Das a priori und seine Geschichte‘“, Bl. 4: „die philos[ophische Gesch[ichte] dieser Begriffe kann man nicht schreiben, wenn man nicht dauernd ihre bestimmte wahre wiss[enschaftliche] Bedeutung u[nd] entwicklung im Auge behält –,“.

Philosophie,³⁰¹ wie bei Leonardo Bruni Aristoteles aufgenommen werden,³⁰² wie hätte Kepler seine Auffassung vom „Schönen und Wahren“ in der „Form von Relationen“ ausbilden können, wenn nicht durch den über Ficin vermittelten Platon?³⁰³ Die Geschichte des Erkenntnisproblems ist geradezu die Geschichte „des Kampf[es] der Platonischen und Aristotelischen Philosophie“ — wie das zweite Kapitel im ersten Band überschrieben ist. Die Entgegensetzung dieser beiden Typen von Philosophie bildet das sachliche Konstruktionsprinzip beider Bände, und sieht man, dass — wie beschrieben — die Aristotelische Philosophie den Substanzbegriff repräsentiert, die Platonische den Funktionsbegriff, so liegt diesem „Kampf“ auch ein systematisches Grundmuster zugrunde – dieses Grundverständnis des *Erkenntnisproblem* wird aber verfehlt, wenn man annimmt, für Cassirer hätte es in der „Geschichte [...] immer wieder [...] einen neuen Anfang“ gegeben.³⁰⁴

Ein weiterer Punkt ist in diesem Zusammenhang zu beachten: auch Cassirers Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie, die er gleich nach dem Erscheinen des *Erkenntnisproblems* gehalten hat, ebenso wie spätere zeigen keinerlei Abrücken von seiner Auffassung einer Kontinuität in der Geschichte des Erkenntnisproblems — für Cassirers Philosophiegeschichtsschreibung ist es ein Grundzug der neueren Philosophie, mindestens bis ins 19. Jahrhundert hinein, dass sie auf philosophische Theoreme, Motive und Probleme ihrer Vorgeschichte, auch der antiken, produktiv zurückgreift und sie weiterspinnnt.³⁰⁵

Durch Cassirers oben erwähnten Zusatz zur *Einleitung* der zweiten Auflage wird zweierlei deutlich: Cassirer verschärfte die Kontinuitäts-These für die Neuauflage sogar noch und glaubte, durch Textänderungen in der *Einleitung* den Wegfall ihres zweiten

301 Vgl. Cassirer: *Einleitung*, 1911, S. 31-45.

302 Vgl. ebd., S. 99.

303 Vgl. ebd., S. 337.

304 Krois: *Cassirer – Aufklärung und Geschichte*, S. 123.

305 Untersucht wurden für die vorliegende Arbeit die Vorlesungen „Die Hauptrichtungen der modernen Erkenntnistheorie“ (Vorlesung Friedrich Wilhelms Universität Berlin, Wintersemester 1908/09, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Gen. Mss. 98, box 42, folder 830), „Geschichte und Kritik des philosophischen Empirismus“ (Vorlesung Friedrich Wilhelms Universität Berlin, Sommersemester 1914, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Gen. Mss. 98, box 40, folder 789), „Der deutsche Idealismus von Leibniz bis Hegel“, (Vorlesung Friedrich Wilhelms Universität Berlin, Sommersemester 1916, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Gen. Mss. 98, box 38, folder 747), „Geschichte des Erkenntnisproblems als historische Einführung in die Erkenntniskritik“ (Vorlesung Friedrich Wilhelms Universität Berlin, Wintersemester 1916/17, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Gen. Mss. 98, box 38, folder 788), Vortragsmanuskript ohne Titel, vermutlich *Einleitung* zu einer Vorlesung, Datierung unsicher, wohl 1916 (Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Gen. Mss. 98, box 48, folder 971), „Plato-Vorlesungen“ (Vorlesung Oxford 1935) sowie „Geschichte und System des philosophischen Idealismus I: Platon und die geschichtliche Fortbildung des Platonismus“ (Vorlesung Universität Göteborg, Herbstsemester 1935/36, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Gen. Mss. 98, box 40, folder 790) – keine dieser Vorlesungen gibt auch nur den geringsten Anlaß zu der Vermutung, Cassirer habe die These einer Kontinuität zwischen antiker und neuzeitlicher Philosophie aufgegeben.

Teils kompensieren zu können. Sachlich bedeutete das die Sicherung der Kontinuität der Geschichte des Erkenntnisproblems im Faktum der Kontinuität der Wissenschaftsgeschichte. Der in der Neuauflage hinzugefügte Hinweis auf *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* leistet ein Übriges: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* kann eben auch gelesen werden als materiales Kompendium über die Kontinuität der Wissenschaftsgeschichte im Zeichen der Substanz-Funktionsthese.³⁰⁶ Die Grundauffassung von Cassirers wechselseitiger Integration systematischer und historischer Begriffe läßt eben nicht nur historisch akzentuierte Arbeiten auf ihre immanente Systematik hin interpretieren, sondern auch umgekehrt, vorwiegend systematisch verfasste Werke sind auf dem Grund des historischen Faktums der Wissenschaftsgeschichte auch als historische zu entziffern. Mit anderen Worten: die so gerne als ausschließlich systematisch verfasstes Werk gelesene Arbeit baut eben gerade auf dem Apriori einer durchgängigen und steten Wissenschaftsgeschichte auf – in dieser Perspektive ist *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* das Exempel par excellence für Erkenntnistheorie, die auf das „Faktum der Wissenschaft als ein geschichtlich sich entwickelndes“ in regressiver Analyse bezogen ist.

(2) Hinsichtlich der Substanz-Funktions-These ergibt sich durch den Wegfall des zweiten Teils der *Einleitung* ein ähnliches Bild. Der verbliebene erste Einleitungsteil musste die *systematische* Funktion des zweiten übernehmen, die Vorbereitung der Substanz-Funktions-These für die Darstellung. Dies geschah freilich im Medium von Theorie und Methodologie. So zeigen gerade die Umarbeitungen des ersten Teils, die nicht bloß stilistische oder syntaktische Korrekturen enthalten, dass Cassirer durch sie die These von der zunehmenden Durchsetzung des Funktionsbegriffs im Gang des philosophiehistorischen Denkens verstärken wollte. In diesem Sinne präzisiert Cassirer die These, dass die „Urelemente des Seins selbst als gedankliche Schöpfungen verstanden“ würden, durch den Zusatz: „Die Begriffe der Wissenschaft erscheinen jetzt nicht mehr als Nachahmungen dinglicher Existenzen [also als Substanzialisierung, HKO], sondern als *Symbole* für die Ordnungen und *funktionalen* Verknüpfungen innerhalb des Wirklichen. [Hervorh., HKO].“³⁰⁷ Diese Tendenz projiziert Cassirer auf den Verlauf der gesamten Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte und charakterisiert so die zunehmende Einsicht in das Denken der Funktion: „Diese Gesamtbewegung des Denkens erst ist es, in der nunmehr der Begriff des Seins selbst sich fortschreitend

306 Cassirer: *Einleitung*, 1911, S. 14.

307 Ebd., S. 3.

bestimmt.“³⁰⁸ Zur historisch-materialen Unterfütterung der Substanz-Funktions-These konnte sich Cassirer nun auch in dieser Hinsicht auf seine systematische Arbeit von 1910 berufen.³⁰⁹ Zur propädeutischen, auf die eigentliche Darstellung hinleitenden Einführung, die der Abriss zum Erkenntnisproblem in der Antike auch leisten sollte, musste nun die typologische Entgegensetzung von Platon und Aristoteles zu Beginn der historischen Darstellung des Haupttextes dienen. Auch unter diesem Aspekt musste Teil II der *Einleitung* als verzichtbar erscheinen. Die Renaissance, so Cassirers Modell, war ja gerade gekennzeichnet durch die Auseinandersetzung und den Widerstreit zwischen Platonismus und Aristotelismus; in ihr – so die These Cassirers zum Anfang der neueren Philosophiegeschichte – vollzieht sich die Durchsetzung des platonisch geprägten Denkens gegenüber dem aristotelischen Substanzdenken.³¹⁰

(3) Cassirers bereits zitierte Bemerkung aus der Vorrede zur Neuauflage, die „einleitenden Betrachtungen über das Erkenntnisproblem in der griechischen Philosophie“ hätten „in ihrer bisherigen Fassung nicht mehr genügt“, erscheint im Zusammenspiel mit den bereits skizzierten Funktionen des zweiten Einleitungsteils als plausibel. Cassirer wollte offenbar tatsächlich diese holzschnittartige historische Skizze loswerden. All die anderen theoretischen und historischen Besetzungen dieses Textes wurden eben, wie bereits gezeigt, verschoben. Erinnerung man sich daran, wie weitgehend die Skizze zur griechischen Philosophie von Natorps Historiographie angeregt ist, wie gleichsam schülerhaft sie dessen Darstellung in *Platos Ideenlehre* folgt, so wird an dieser Stelle unmissverständlich deutlich, dass die Elimination der *Einleitung II* auch eine entschiedene Distanzierung von Natorps Stil und Praxis der Philosophiegeschichtsschreibung war. Berücksichtigt man zusätzlich, wie stark die Neuauflage, unter Rückgriff auf Entwürfe aus der Entstehungszeit des *Erkenntnisproblems* dessen Bindung an das „Faktum“ der Wissenschaftsgeschichte betreibt, dann wird klar, dass Cassirer hierin dem Muster gefolgt ist, das Cohen in der *Einleitung mit kritischem Nachtrag* zu Lange exponiert und das Cassirer selbst seiner wissenschaftsgeschichtlichen „Studie“ zum *Erkenntnisproblem* realisieren wollte. Das *Erkenntnisproblem* in seiner fertigen Gestalt ist nichts Anderes als die groß angelegte Transformationsgestalt dieses ursprünglichen Impulses.

In dieser Perspektive ist auch das Moment der Rezeption von Cassirers erster Auflage zum *Erkenntnisproblem* wie auch von Natorps *Forschungen*, besonders aber von *Platos Ideenlehre* in ihrer Bedeutung für Cassirer nicht zu unterschätzen.

308 Ebd.

309 Ebd., S. 14.

310 Vgl. ebd., S. 21.

Insbesondere Natorps Arbeiten waren bis zum Erscheinen des ersten Bandes des *Erkenntnisproblems* längst zum Gegenstand heftigster Kritik und Polemik geworden. Es dürfte eine Art der Loyalitätsbekundung Cassirers gegenüber dem Lehrer gewesen sein, eine Art der Referenz, die ihn einen so eng an Natorp angelehnten, aber dem Duktus des Ganzen so fremden Teil in die Arbeit aufnehmen ließ. Die Folgen waren wohl nicht absehbar. Hauptkritikpunkt an Natorp war vor allem dessen Ungeschichtlichkeit, die Platon rücksichtslos kantianisierte und Kant platonisierte.³¹¹ Eine bloße Reproduktion dieser Auffassung, wie sie insbesondere die *Einleitung II* geboten hatte, schien Cassirer offenbar im Jahre 1910 nicht mehr vertretbar zu sein. Hier hat wohl auch die Rezeption der ersten Auflage des *Erkenntnisproblems* eine Rolle gespielt, denn Cassirer bekam ähnlich heftige Vorwürfe wie Natorp und diese bezogen sich auch auf die Skizze zur griechischen Philosophie.³¹²

Stellvertretend für die heftigen Reaktionen sei hier das Habilitationsgutachten von Alois Riehl genannt.³¹³ Cassirer hatte den ersten Band der *Einleitung* von 1906 als Habilitationsleistung an der Berliner Universität eingereicht.³¹⁴ Riehls Gutachten beruft sich auf das „Urteil der Akademie über die Leibniz-Schrift“ und meint, dieses lasse sich „Wort für Wort auf seine neue Arbeit übertragen.“³¹⁵ Nach der obligatorischen Kritik am Kantianismus der Darstellung geht der Gutachter mit dem zweiten Teil der *Einleitung* scharf ins Gericht. Dabei muss die Ausführlichkeit, mit der Riehl auf diesen in Proportion zum Gesamtumfang des ersten Bandes recht schmalen Text eingeht, als Indiz dafür gelten, wie problematisch Cassirers historischer Abriss auf den Spuren Natorps wirkte und wirkt. Gewiss hat der Cassirers Habilitationsanliegen nicht eben wohlgesonnene Riehl versucht, das schwächste Stück der Arbeit für ein Verdikt zu nutzen, aber dass er dabei auf die *Einleitung II* verfiel, ist gerade signifikant: „Selbst in der Philosophie des Altertums soll das Erkenntnisproblem in seiner Besonderheit das ‚latente Regulativ‘ gebildet haben. Dass bei dieser Auffassung der Grundcharakter der griechischen Philosophie verkannt werden musste, kann nicht Wunder nehmen. Was der Verfasser in der Einleitung auf ungefähr 30 Seiten über das Erkenntnisproblem in der antiken Philosophie schreibt, hält einer Prüfung nicht stand. Plato soll die Ideen nicht als an und für sich existierende Wesenheiten betrachtet haben, sein ‚alleiniges Thema‘ sei nicht mehr das Sein, sondern schlechthin das Wissen und seine Grundlagen! Dabei

311 Vgl. Anm. 43.

312 Vgl. beispielsweise das Habilitations-Gutachten von Alois Riehl in der Dokumentation.

313 Habilitationsgutachten Alois Riehl v. 27. Juni 1906, Universität Berlin, Archiv der Humboldt Universität Berlin, Phil. Fak. 1228, Bl. 90-91.

314 Vgl. dazu Sieg: Aufstieg und Niedergang, S. 335;

315 Habilitationsgutachten Riehl, Bl. 90.

ist sich der Verfasser der Willkür seiner Umdeutungen und Konstruktionen nicht bewusst: er glaubt vielmehr, „die einzelnen Gedanken in historischer Treue wiedergegeben, sie aus den bestimmten intellektuellen Gesichtskreisen heraus, denen sie angehören, begriffen zu haben[?]“. ³¹⁶ Dieser Teil der Einleitung war für einen Philosophiehistoriker nicht eben ein Empfehlungsschreiben, ungeachtet seiner auch systematisch und historisch vorbereitenden Funktion. Cassirer selbst hat die Natorpsche Platon-Darstellung später einer Kritik unterzogen. ³¹⁷ Erst 1925 gab er wieder eine, diesmal sehr differenzierte Darstellung der platonischen Philosophie; dabei überließ Cassirer freilich den Teil über Aristoteles Ernst Hoffmann. ³¹⁸

(4) Doch jenseits des Ungenügens über die eigentliche Darstellung des Erkenntnisproblems von der griechischen Philosophie bis zur Scholastik vollzieht Cassirer mit der Streichung des gesamten zweiten Einleitungsteils, also auch der einleitenden Zeller-Kritik und der Ausführungen zur „Urgeschichte“, einen Bruch mit einem historiographischen Grundsatz Natorps, wie er weitreichender kaum sein könnte. Cassirer realisiert hier eine Abkehr von dem Axiom, das den *einen* tieferen Grund für die Ungeschichtlichkeit der historischen Darstellungen Natorps liefert: die zur Signatur von dessen Historiographie gewordene Auffassung einer *philosophia perennis*. Die Festschreibung eines ewigen Urbestandes philosophischer Motive in der griechischen Philosophie, die Cassirer vorbehaltlos übernommen hatte, ³¹⁹ unterläuft die methodologischen Reflexionen des ersten Teils der *Einleitung* in gleich doppelter Weise: zum einen ist ein solcher Urbestand eben keine leitende Idee, kein apriorischer Leitfaden, auch kein Postulat, sondern ein überzeitlicher und damit unhistorischer Bestand. Ein solches Substrat und ungeschichtliches Bezugsfaktum betreibt im Bereich der Philosophiegeschichte gerade die Substanzialisierung, die auszuschließen das innerste Anliegen von Cassirers prozessphilosophischen Bemühungen bildet. Eben diesen Sachverhalt dürfte Nicolai Hartmann im Blick gehabt haben, als er an das „im Erkenntnisproblem notorisch enthaltene Metaphysische“ erinnerte. ³²⁰ Zum anderen aber

316 Ebd.

317 Vgl. Cassirer: *Geschichte. Mythos*, in: *Nachgelassene Manuskripte und Texte*, Bd. 3: *Geschichte. Mythos*. Mit Beilagen: *Biologie, Ethik, Form, Kategorienlehre, Kunst, Organologie, Sinn, Sprache, Zeit*, hrsg. v. Köhnke, Kopp-Oberstebrink u. Kramme, 2002, S. 3-192, hier: S. 124-125.

318 Vgl. Cassirer: *Die Philosophie der Griechen von den Anfängen bis Platon*, in: Dessoir (Hrsg.): *Lehrbuch der Philosophie*, [Bd. 1:] *Die Geschichte der Philosophie*, [1925], S. 7-139.

319 Vgl. Cassirer: *Einleitung II*, in: ders.: *Das Erkenntnisproblem*, 1906, Bd. 1, S. 20.

320 Brief Hartmanns vom 16. Sept. 1920 an Cassirer. In Nicolai Hartmanns *Ausformulierung der Problemgeschichte nehmen die Probleme den Charakter überhistorischer, systematischer Leitprinzipien an*, vgl. seinen erstmals 1909 erschienenen Aufsatz *Zur Methode der Philosophiegeschichte*, wiederveröffentlicht in: ders.: *Kleinere Schriften*, Bd. 3: *Vom Neukantianismus zur Ontologie*, 1958, S. 1-22. Diesen Ansatz verschärfte Hartmann und setzte ihn in Beziehung zur Systemgeschichte in der 1936 veröffentlichten Abhandlung *Der philosophische Gedanke und seine Geschichte*, wiederabgedruckt in:

droht mit der Annahme einer „Urgeschichte unseres Problems“, in der „alle Keime seiner künftigen Entfaltung“ liegen, die Nähe zu eben jener Organologie, die Cassirer bei Zeller so scharf kritisiert hatte. Mit einem solchen Ansatz vollzöge sich die Philosophiegeschichte nicht länger im „schärfsten dialektischen Widerspruch“ von Positionen, sondern in *dem* „stetigen quantitativen Wachstum“, das Cassirer im ersten Teil der *Einleitung* verworfen hatte.³²¹

Es sind also nicht nur die Substanzialisierung der Philosophiegeschichte als solcher und damit einhergehend deren Metaphysizierung, die Cassirer zur Aufgabe des zweiten Einleitungsteiles bewogen haben müssen, sondern die systematischen und methodologischen Widersprüche zwischen den beiden Einleitungsteilen.

Indem Cassirer mit der Weglassung des zweiten Teils der *Einleitung* diesen Marburger Ansatz zu einer im Grunde unhistorischen Geschichtsbetrachtung wegstreicht, gelingt ihm tatsächlich eine Konzeptionsveränderung seiner Philosophiegeschichtsschreibung, ohne dass er am darstellenden Teil der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* auch nur ein Wort hätte ändern müssen: Philosophiegeschichte wird so von bloßer Entwicklungsgeschichte eines einmal angelegten Urbestandes überhaupt erst zur Problemgeschichte, zur Problemgeschichte innerhalb einer transzendentalen Historik. Dies mag als nur geringfügige Differenz erscheinen, ist aber in Wirklichkeit ein entscheidender Unterschied: denn damit können im folgenden auch weitere Modelle der Philosophiegeschichtsschreibung, so beispielsweise auch Wirkungsgeschichte ins Spiel kommen. Auch wenn Cassirers Philosophiegeschichtsschreibung noch immer szientifisch geprägt war, wenn sie noch immer am „Factum der Wissenschaft“ als einem historisch-prozessualen festhielt, so war doch ein entscheidender Schritt zur Rückgewinnung einer Dimension menschlicher Wirklichkeitserkenntnis geleistet, die dem Reduktionismus der Marburger Schule anheimgefallen war: der Dimension historischen Erkennens.

ders., Kleinere Schriften, Bd. 2: Abhandlungen zur Philosophie-Geschichte, 1958, S. 1-48; zu Hartmanns Überlegungen vgl. auch seine Selbstdarstellung bei Ziegenfuß: Philosophen-Lexikon. Handwörterbuch der Philosophie nach Personen, Bd. 1, 1949, S. 454-455.

³²¹ Cassirer: *Einleitung I*, 1906, S. 7; in der zweiten Auflage, 1911, S. 5.

10. Cassirer als Philosophiehistoriker: Zur Rezeption des *Erkenntnisproblems*

Das *Erkenntnisproblem* erfuhr sogleich eine Vielzahl von Rezensionen, bis dato sind etwa fünfzig bekannt.¹ Nicht eingerechnet sind hier kritische Erwähnungen und Auseinandersetzungen, die sich in anderen Abhandlungen finden. Die folgenden Ausführungen zur Rezeption des *Erkenntnisproblems* können nicht die Einzelheiten seiner kritischen Aufnahme wiedergeben, noch weniger die kritischen Korrekturen und Ergänzungen der Rezensenten an Details der historischen Darstellung. Sie wollen vielmehr in einem Ausblick einige Aspekte der kritischen Beurteilung Cassirers als Philosophiehistoriker aufweisen. Leitgedanke ist hierbei die Frage nach dem Anteil der kritischen Stimmen an der späteren Öffnung Cassirers hin zum Pluralismus der Wissenschaften. Denn zwei Sachverhalte sind offenkundig: zum einen, dass die Rezeption des *Erkenntnisproblems*, sofern sie nicht nur polemisch war, sich unter den verschiedensten Aspekten mit dem grundlegenden Reduktionismus auseinandersetzte, der im Zuge der Neuausrichtung der Cohenschen Erkenntnistheorie zur ausschließlichen geltungstheoretischen Bezugnahme auf das „Factum der Wissenschaft“ geführt hatte. Resultat und Errungenschaft dieser Arbeit Cohens war die Verwissenschaftlichung der universitären Philosophie, ihr Preis der Ausschluss ganzer Bereiche der Wirklichkeitserkenntnis. Diese Dimensionen des Erkennens, sei es die der Geschichte oder der Kultur, werden von vielen Rezensenten eingeklagt. Zum anderen machte Cassirers implizite und explizite Auseinandersetzung mit der scharfen Kritik Schelers exemplarisch deutlich, dass Cassirer mit diesen kritischen Positionen in einen sachlichen Dialog eintreten wollte. In dieser grundlegenden Dialogizität von Cassirers Philosophieren ist ein Grundzug, im Grunde ein Ethos, seines wissenschaftlichen Arbeitens zu sehen. Eine Sonderstellung kommt hier Ernst Troeltsch, Emile Meyerson und Max Scheler zu. Im folgenden sollen einige symptomatische Motive der Kritik herausgearbeitet werden.

Unter den Rezensenten herrscht anfangs Zurückhaltung. Es wird Kritik an historischen Details geübt, es wird das historische und systematische Interesse der Arbeit erwähnt und einige zentrale Begriffe, wie der der Kontinuität, werden durchdekliniert.² Die Orientierung des *Erkenntnisproblems* an der mathematischen Naturwissenschaft wird erstmals 1908 von Paul Kalweit in ihrer restriktiven Bedeutung für den Erkenntnisbegriff kritisch konstatiert. Kalweits Kritik ist insofern exemplarisch,

¹ Vgl. die vorliegende Arbeit, Bibliographie 1.3.

² [Görland 1906].

als sie am Beispiel der historischen Erkenntnis demonstriert, was auch für andere Dimensionen menschlicher Wirklichkeitserkenntnis einzuklagen wäre. In seiner Rezension heißt es: „[...] auch darin wird man ihm zustimmen müssen, dass die Orientierung an der mathematischen Naturwissenschaft von entscheidender Wichtigkeit und darum nicht zu entbehren ist. Aber gefragt darf doch werden: Hat nur die mathematische Naturwissenschaft Erkenntnis erarbeitet, liegt Erkenntnis nicht auch anderwärts, z. B. in der Geschichtswissenschaft vor?“³ Damit ist die Problematik bezeichnet, die Cassirer mindestens bis zum Geschichtsmanuskript von 1936 beschäftigt hat: der Verlust der Dimensionen menschlicher Wirklichkeitserkenntnis – hier: S. der Dimension des Historischen – durch einen auf die mathematische Naturwissenschaft eingeschränkten Erkenntnisbegriff und der Versuch ihrer allmählichen Wiedergewinnung. „Die Erkenntnistheorie gewinnt ein anderes Aussehen, wenn auch die Geschichtswissenschaft mit berücksichtigt wird [...]“, bemerkt der Rezensent und antizipiert damit das Programm der Denkbemühungen Cassirers von *Form und Freiheit* an.

Ein weiterer Aspekt der Kritik kommt mit Max Dessoirs Rezension des *Erkenntnisproblems* aus dem Jahre 1909 in den Blick.⁴ Auch sie bemängelt das Unhistorische der Arbeit Cassirers. Bemerkenswert ist die Besprechung aber deshalb, weil sie sich einem scheinbar marginalen Punkt der Darstellung in den ersten beiden Bänden widmet und daran das Defizit der Geschichtsschreibung des Erkenntnisproblems unter der verengten Perspektive eines reduktiven Erkenntnisbegriffs zeigt. Dessoirs Kritik befasst sich mit der Darstellung der Ästhetik.⁵ Sie muss auch als Entgegnung auf den möglichen Einwand betrachtet werden, die Bereiche der Philosophie, von denen die beiden Bände des *Erkenntnisproblems* handeln, seien gar nicht so restringiert, wie es auf den ersten Blick scheine; immerhin würden auch Ästhetik und Geschichte behandelt. Solche Inseln gibt es in den ersten beiden Bänden tatsächlich.⁶ Doch kommt Ästhetik hier nicht als solche zur Darstellung, sondern nur insofern sie „zu einer Neuschöpfung des logischen und theoretischen

³ [Kalweit 1908], Sp. 1040.

⁴ [Dessoir 1909], S. 275-277.

⁵ Dessoir ist sich über die quantitative Marginalität dieses Aspekts im klaren, vgl. ebd., S. 275-276: „Über dieses umfangreiche und – um es gleich vorweg zu sagen – ausgezeichnete Werk muss ich mich kurz fassen, da seine Beziehungen zur Ästhetik naturgemäß nur gering sind.“

⁶ Cassirer: *Das Erkenntnisproblem*, Bd. 1, streift den Bereich des Ästhetischen auf den S. 104-107 (Ficino), Bd. 2 auf S. 441-446 (Condillac, die Schweizer, Baumgarten, Meier, Tetens); die Geschichtsauffassung der Renaissance wird auf den S. 147-161 vorgestellt.

Begriffs des Selbstbewusstseins hingeführt hat.“⁷ Cassirers Zeuge für diese Verkürzung der ästhetischen Auffassung der Renaissance auf ein bloß rationales Moment ist Ficino. Indem Cassirer „bestimmte Angemessenheit und Proportion“ oder „den Einklang in den Zahlen und Tönen“ als wesentliche Elemente der ästhetischen Auffassung Ficanos hervorhebt, betreibt er deren Platonisierung und Rationalisierung, sprich: Verkürzung auf „die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, z. B. die reinen Zahlenverhältnisse, kraft deren wir die Harmonie der sinnlichen Erscheinungen erfassen“.⁸ Solche Reduktion der Ästhetischen auf ihren Beitrag zur „Entwicklung des modernen Bewusstseinsbegriffes“ verfehlt sowohl das Phänomen des Ästhetischen, zu dem die einzelne, besondere Gestalt und der Genuß gehören, als auch das Bewusstsein der Epoche.⁹

Dessoir bemängelt letztlich die Unfruchtbarkeit der Cassirerschen Ausführungen sogar dort, wo sie das Gebiet der mathematisch-naturwissenschaftlich fundierten Erfahrung *nicht* verlassen.¹⁰ Damit legte der Kritiker freilich keinen falschen Maßstab an, beansprucht die Darstellung doch, die Rekonstruktion der die Epoche leitenden Auffassung von Erkenntnis aus ihrer gesamten geistigen Kultur heraus zu leisten.¹¹ Der Begriff von Erkenntnis ist also nicht alleine an die „empirische Forschung einer Periode“ zurückzubinden, sondern aus „den Wandlungen ihrer konkreten Welt- und Lebensauffassung“ zu verstehen.¹² Eben diesen Anspruch verfehlt die Darstellung. Mit dieser Kritik aus dem Blickwinkel der Kulturwissenschaft stand Dessoir keineswegs alleine, auch Justus Hashagen pflichtete ihr in seiner Literaturübersicht im *Archiv für Kulturgeschichte* bei.¹³

Die Einwände gegen die „Gewaltsamkeiten und Konstruktionen“, die den „Blick trüben für die historische Wirklichkeit“¹⁴ sollten Cassirer bis in die zwanziger Jahre hinein begleiten. Dies belegen vor allem die Gutachten zu seinen Bewerbungen an die

⁷ [Dessoir 1909], S. 276.

⁸ Ebd., S. 276.

⁹ Ebd., S. 276: „[...] der Genuß aber haftet an den besonderen Formen und Gestalten, und über den Wert ihres Glanzes ist man sich gerade in der Zeit der Renaissance ganz klar gewesen.“

¹⁰ Ebd., S. 276 heißt es, „die weitere Entwicklung“ verlaufe zwar „in der Richtung des Rationalismus“, gelange aber „trotz [!] dieser Einseitigkeit“ zu „keinen bedeutsamen Ergebnissen“.

¹¹ Cassirer: Das Erkenntnisproblem, Bd. 1, Einleitung, S. 11: „aus der intellektuellen Gesamtbewegung eines Zeitalters sein herrschendes und treibendes Erkenntnisideal zu rekonstruieren.“

¹² Vgl. ebd., S. 9.

¹³ Vgl. [Hashagen 1913/14], S. 246: „Wenn aber ein Philosophiehistoriker mit seiner historischen Darstellung letztlich der systematischen Philosophie dienen will, so enttäuscht er damit den Kulturhistoriker. Eine philosophiegeschichtliche Arbeit mag systematisch noch so hoch stehen, wie das Werk Ernst Cassirers über das Erkenntnisproblem, sie bietet uns, da sie aller Milieuforschung gänzlich abgewandt ist, weit weniger als eine sorgfältige historische Studie, der systematische Gegenwartswerke fernliegen.“ Vgl. demgegenüber den Zusppruch, den *Freiheit und Form* durch Hashagen erfuhr, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, hrsg. v. Walter Goetz u. Georg Steinhausen 14 (1919), S. 320-321.

¹⁴ Gutachten der Privatdozenten, vgl. Dokumentation, S. 234-235.

Berliner Universität.¹⁵ Seine Veröffentlichungen litten, heißt es dort einmal in fast wörtlicher Wiederholung einer Formulierung aus Riehls Habilitationsgutachten, unter seiner „unüberwindlichen Neigung, an die Gegenstände der Untersuchung ein von vorneherein festgelegtes Gedankensystem [anzulegen.] Selbst das geschichtliche Hauptwerk über das Erkenntnisproblem ist von dem Einfluß dieser Neigung nicht völlig freigehalten.“¹⁶ Dabei wird gerade die Beurteilung der Frage, ob die historischen Arbeiten Cassirers ihren historischen Gegenständen gerecht werden, nie getrennt von der Frage nach der philosophischen Schulzugehörigkeit gestellt. Die allgegenwärtige Kritik an den philosophiehistorischen Arbeiten des Marburger Neukantianismus hatte diesen Topos der Kritik geprägt.¹⁷ Zwar wird mitunter betont, die „systematische und historische Einseitigkeit“ sei bei Cassirer geringer als „bei den übrigen Marburgern“,¹⁸ doch noch ein so wohlmeinendes und günstiges Urteil, wie es das Sondervotum von Max Dessoir anlässlich der Verhandlungen über die Nachfolge von Ernst Troeltsch enthielt, kommt nicht ohne die Bemerkung aus, Cassirer sei ein „systematisch gerichteter Geist, der dem Lebendigen des geschichtlichen und künstlerischen Seins nicht voll gerecht werden könne.“¹⁹

Einer der schärfsten Kritiker des Philosophiehistorikers Cassirer war Max Scheler. Auch er bewegt sich in den skizzierten Bahnen der Kritik, erweitert sie aber um den Vorwurf des Hegelianismus: „[...] in vielleicht noch höherem Maße in den großen historischen Werken Ernst Cassirers über Leibniz und über ‚Geschichte der neueren Erkenntnistheorie‘ (in 3 Bänden) hat die Marburger Schule einen Weg beschritten, dessen fast einzigartig konsequente Verfolgung zwar ihrem eigenen System einen mächtigen geschichtlichen Halt zu geben scheint, der sich aber für eine objektive geschichtliche Auffassung der Philosophiegeschichte nach meiner Ansicht als geradezu ruinös erwiesen hat. Diese geschichtliche Auffassung der Philosophiegeschichte ist geleitet von der an Hegel gemahnenden Idee, dass die Geschichte der philosophischen Ideen eine strenge logische *Kontinuität* und einen streng logischen Sachfortschritt darstelle, bei dem die philosophierenden Personen, ihr ursprüngliches charakterologisches Verhältnis zur Welt, ferner Religion, soziale Formen und Klassen,

¹⁵ Vgl. ebenda, S. 234-242.

¹⁶ Ebenda, S. 236.

¹⁷ Vgl. dazu auch Karl-Heinz Lembeck, *Platon in Marburg. Platonrezeption und Philosophiegeschichts-philosophie bei Cohen und Natorp*, Würzburg 1994, S. 237-243.

¹⁸ Ebenda, S. 120.

¹⁹ Ebenda, S. 124.

Interessen und Leidenschaften überhaupt keinerlei Rolle spielen.“²⁰ Scheler bezeichnet hier einen Sachverhalt, der von der Einleitung ins *Erkenntnisproblem* an bis zum Geschichtsmanuskript von 1936 die zentrale Problematik von Cassirers methodologischen Überlegungen zur Philosophiegeschichtsschreibung war: die Frage nach der Kontinuität in der historischen Erkenntnis. Er lokalisiert die Herkunft dieses Sachverhalt jedoch nicht dort, wo sie zu suchen ist, in der Methodologie der Droysenschen Historiographie, sondern verschiebt sie dorthin, wo man sich innerhalb der Philosophiegeschichtsschreibung angewöhnt hatte, die Kontinuitätsthese als leitendes Paradigma zu erachten: die Hegelsche Philosophie, wie sie sich erstmals mit der *Phänomenologie des Geistes* präsentiert hatte. Damit wird erstmals die konstruktiv tragende Funktion und Bedeutung des zentralen Moments der Hegelschen Philosophie, des logisch-genetischen Hervorgehens der Kategorien auseinander als einer zugleich genetisch-historischen Ableitung, für Cassirers erkannt – eine Einsicht, deren Haltbarkeit sich auch in der genauen philologischen Analyse von Notizen und Vorstufen zur Einleitung in den ersten Band des *Erkenntnisproblems*, wie sie der Nachlass Cassirers bietet, erweisen läßt (vgl. die vorliegende Arbeit, S. 263-270).

Selten nur wurde in der Rezeption des Cassirerschen Werks, insbesondere seines historischen, angemerkt, was Wilhelm Windelband 1914 bemerkenswerterweise hinsichtlich der ersten beiden Bände des Erkenntnisproblems feststellte: „die Ergebnisse des Cassirer’schen Werks [sind] zwar nicht vollständig, aber doch in hohem Maße von der Schulrichtung ihres Urhebers unabhängig und dürfen als neue und bleibende Errungenschaften für die Geschichte der neueren Philosophie gelten.“²¹ Hier ist ihm später Ernst Troeltsch in seiner kurzen Skizze der Cassirerschen historischen Arbeiten in seinem Werk über den *Historismus* gefolgt.²² Für beide gilt, dass in dem Maße, als Cassirer sich der Wertschätzung als Philosophiehistoriker erfreuen darf, seine Selbständigkeit gegenüber dem Marburger Schulzusammenhang betont wird. Scheler beispielsweise markiert hierzu den Gegenpol. Auf einen formelhaften Nenner bringt das ein Gutachten zur Nachfolge Troeltsch aus dem Jahre 1930: „Von der neukantischen

²⁰ Max Scheler: Die deutsche Philosophie der Gegenwart, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 7: Wesen und Formen der Sympathie. Die Deutsche Philosophie der Gegenwart, hrsg. v. Frings, S. 284-285. Schelers Kritik erschien erstmals 1922.

²¹ Gutachten anlässlich der Verleihung des Kuno-Fischer-Preises 1914.

²² Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme. Erstes Buch: Das logische Problem der Geschichtsphilosophie, 1922 [2. Ndr. d. Ausg.: Aalen 1977], S. 546.

Befangenheit, die den Wert seiner früheren geschichtlichen Arbeiten beeinträchtigt hatte, hat er sich mit den Jahren immer mehr freigemacht.“²³

²³ Nachfolge Troeltsch, Gutachten der Prof. Maier, Stumpf, Dessoir, Köhler, Rieffert und Wechsler v. 1. März 1930, Abschrift (Archiv der Humboldt Universität, Phil. Fak., Bl. 371-374).

IV Ausblick: Vom Erkenntnisproblem zur Rekontextuierung – Formen der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung in Cassirers Arbeiten von 1920 bis 1944.

1. Problemgeschichte, Wirkungsgeschichte, Rekontextuierung: der Methodenpluralismus in Cassirers später Historiographie der Philosophie und der Wissenschaften

Wenn hinsichtlich der mittleren und späten Philosophie Cassirers gelegentlich vom „Primat des Kulturbegriffs vor dem Geschichtsbegriff“ die Rede war, so gerät dieser Lesart leicht der grundlegende Sachverhalt aus dem Blick, dass das Projekt von Cassirers Kulturphilosophie auf dem Geschichtsbegriff gründet und die Dimension der verschiedenen symbolischen Formen und der durch sie konstituierten Welt der Kultur nur als geschichtliche erschließbar ist.²⁴ Der Umstand, dass die innere wechselseitige Verwiesenheit von Kultur und Geschichte oder Kulturphilosophie und Geschichtsbegriff übersehen werden konnte, ist nicht nur historisches Resultat der Cassirer-Renaissance der letzten zwei Dekaden, die ihn zu Recht zum Inaugurator der Kulturphilosophie des 20. Jahrhunderts machte, dabei aber in einseitiger Weise die kulturellen Symbolisierungsprozesse in den Blick nahm. Vielmehr ist diese dekontextualisierende Lesart, die Cassirers Philosophie auf die aktuellen Paradigmen von Semiotik und Metaphorologie zu verpflichten sucht, auch einem doppelten Tatbestand des Cassirerschen Philosophierens nach dessen ›cultural turn‹ geschuldet.²⁵ Denn zum einen hat Geschichte im veröffentlichten Werk zumeist den Status eines bloßen ›Operationsbegriffs‹ inne, während der Begriff der Kultur und die kulturellen Symbolisierungen bereits mit der Philosophie der symbolischen Formen eine eingehende Thematisierung erfahren.²⁶ Zum anderen unterzieht Cassirer Geschichte als Grundbegriff auch der Kulturphilosophie erst in den Jahren nach deren vorläufigem Abschluss eingehender Reflexion, und es scheint, als hätten erst die lebensweltlichen Bedingungen von Emigration und Exil diese Thematisierung erzwungen. Der

²⁴ Ursula Renz: Philosophiegeschichte angesichts der Geschichtlichkeit der Vernunft. Überlegungen zur Historiographie der Philosophie im Ausgang vom Marburger Neukantianismus, in: *Studia philosophica* 61 (2002), S. 177-197, hier: S. 195, vgl. auch S. 194.

²⁵ Vgl. ebd., S. 195. Als sehr plausible und wohlbegründete Alternative zum mainstream der vom Primat der Kulturphilosophie geleiteten Cassirer-Interpretation erscheint die Deutung der Arbeiten Cassirers als Arbeit am Projekt einer philosophischen Anthropologie, vgl. Gerald Hartung: *Das Maß des Menschen. Aporien der philosophischen Anthropologie und ihre Auflösung in der Kulturphilosophie Ernst Cassirers*, 2003.

²⁶ Vgl. Eugen Fink: Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 11 (1957), S. 321-337.

entsprechende, im Göteborger Exil verfasste Text blieb allerdings unveröffentlicht und konnte erst im Rahmen der Nachlassedition zugänglich gemacht werden.²⁷

Die Problematik dieser Rezeptionsverzögerung wird im Falle des Begriffs der Geschichte in ihrer ganzen Drastik deutlich, erweist sich doch gerade auf der Basis der nachgelassenen Texte, dass Cassirer keineswegs kulturtheoretische Grundlagenreflexionen an die Stelle von geschichtstheoretischen setzte, wie die dem Primat der Kulturphilosophie unterstellte Lesart annimmt.²⁸ So hat Cassirer in nachgelassenen Entwürfen etwa das in der Forschung problematisierte Verhältnis von symbolischen Formen und Geschichte näher bestimmt, und zwar so, dass historisches Verstehen zur Bedingung der Möglichkeit der Formanalyse kultureller Symbolisierung und umgekehrt die strukturelle Analyse zum Organon der historisch-genetischen wird.²⁹ Geschichte, so wird hier en passant deutlich, ist schon deshalb keine symbolische Form, weil sie Moment jeglicher symbolischen Form ist.³⁰ Blickt man von hier aus auf die Einleitung zum ersten Band des *Erkenntnisproblems* von 1906 zurück, dann zeigt bereits dieser frühe programmatische Text, dass Kultur zum Thema nur auf der Grundlage einer Hermeneutik historischen Erkennens gemacht wird.

Die problematische Ausgangslage für die Geschichtsthematik in der Tradition neukantischen Philosophierens, zumindest der der Marburger Schule, ist offenbar: einerseits wurde der Ursprung der Naturerkenntnis zum Gegenstand geltungstheoretisch orientierter Erkenntniskritik, andererseits wurden im Bereich der Ethik die Bedingung der Möglichkeit und Geltung moralischer Urteile reflektiert. Geschichte als Raum der Realisierung wissenschaftlicher oder ethischer Praxis blieb athematisch.³¹ Zudem

²⁷ Vgl. Ernst Cassirer: Nachgelassene Manuskripte und Texte, hg. von John Michael Krois und Oswald Schwemmer, Hamburg 1995ff., Bd. 3: Geschichte. Mythos, hg. von Klaus Christian Köhnke, Herbert Kopp-Oberstebbrink u. Rüdiger Kramme, Hamburg 2002, S. 3–192; zum thematischen Zusammenhang gehört auch das Manuskript „Form“, ebd., S. 202–236. Vgl. dazu auch vom Verfasser: Humanistische Begründung der Geschichte. Ernst Cassirers Konzeption von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung während der Exilszeit, in: Gerald Hartung/Kay Schiller (Hg.): Weltoffener Humanismus. Philosophie, Philologie und Geschichte in der deutsch-jüdischen Emigration, Bielefeld 2006, S. 53–70.

²⁸ So etwa Renz: Philosophiegeschichte angesichts der Geschichtlichkeit der Vernunft, S. 195.

²⁹ Vgl. Cassirer: Mythos, in: ECN 3, S. 175–176: „Auf der einen Seite ist es das historische Denken als solches, das uns das Eindringen in die einzelnen symbolischen Formen erst ermöglicht und das uns ihre Wesensart, ihre spezifische Eigentümlichkeit erst aufschliesst – [...] Aber auf der anderen Seite sind die einzelnen symbolischen Formen, wenn wir sie in dieser Weise [...] erfassen, nun auch wieder die Organe, kraft deren uns historisches Leben in seinem ganzen Umfang und in seinen bewegenden Kräften, in seinen Ur-Motiven erst ganz zugänglich wird –[.]“.

³⁰ Thomas Göller: Ernst Cassirer über Geschichte und Geschichtswissenschaft, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 45 (1991), S. 224–248, hier: S. 224, bemerkt zurecht, dass Cassirer Geschichte erst im Spätwerk thematisiert, setzt bei seiner Darstellung aber selbstverständlich voraus, dass „Geschichte nicht nur als symbolische Form genannt“, sondern als solche thematisiert werde, was der Sache wie dem Buchstaben nach unzutreffend ist.

³¹ Die Komplikationen in Cohens Interpretation des hier vereinfacht skizzierten Verhältnisses zwischen vernunfttheoretischer und naturgeschichtlicher Problemstellung hat Helmut Holzhey: „Kants

unterlag der Bereich der Geschichtsphilosophie in der Folge des spekulativen Idealismus dem Metaphysikverdacht. In dieser schulgeschichtlichen Konstellation beschränkte sich Cassirer auf methodologische Reflexionen zum historischen Erkennen in der Wissenschafts- und Philosophiegeschichtsschreibung des sogenannten Erkenntnisproblems.³² Dabei darf freilich nicht übersehen werden, dass die Reflexion auf Bedingungen und Möglichkeiten wissenschafts- und philosophiegeschichtlichen Erkennens, wie sie im ersten Band des Erkenntnisproblems angestellt werden, von Cassirer als paradigmatisch für historische Erkenntnis überhaupt angesehen wurden.³³ Das mag unter Hinweis auf die historiographisch-methodologischen Differenzen etwa zwischen Begriffsgeschichte und politischer Geschichte als problematisch angesehen werden, ist aber klares Indiz dafür, dass Wissenschafts- und Philosophiegeschichtsschreibung für den frühen Cassirer als Substitute einer Philosophie der Geschichte fungierten.

In diesem Horizont seien abschließend einige Aspekte der Philosophiegeschichtsschreibung Ernst Cassirers nach Abschluss der beiden ersten Bände des *Erkenntnisproblems* betrachtet. Geleitet die folgenden Überlegungen von der Frage, ob in seinen veröffentlichten wie unveröffentlichten Arbeiten Aspekte einer philosophischen Historiographie aufweisbar sind, die in Verfahren und Methodendiskussionen heutiger Philosophiegeschichtsschreibung von Relevanz sind. Denn der Ausgangsbefund ist eindeutig: die historisch akzentuierten Arbeiten Cassirers, seien es das *Erkenntnisproblem*, die *Philosophie der Aufklärung* oder andere, werden auch heute noch in philosophischen und wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten zitiert und diskutiert; die Problemgeschichtsschreibung aber, auf der sie ausschließlich zu basieren scheinen, erscheint als notwendiges Übel, als nicht weiter reflektierte und doch kaum vermeidbare Praxis in Philosophiegeschichten, historischen Abrissen oder auch systematischen Arbeiten, in jedem Falle aber gilt sie als alter Hut.³⁴ Diese Zuschreibung verdeckt jedoch, dass sich in Cassirers philosophiegeschichtlichen Arbeiten ebenso wie

Geschichtsphilosophie im Neukantianismus“, in: Rudolph / Küppers (Hg.): Kulturkritik nach Ernst Cassirer, 1995, S. 85-104, eingehend dargestellt.

³² Vgl. Ernst Cassirer: Einleitung, in: Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit. Erster Band 1906, S. 1-50.

³³ Vgl. ebd., S. 13, wo „der Begriff der Wissenschaftsgeschichte selbst“ als exemplarisch für „jede historische Entwicklungsreihe“ diskutiert wird. Diesen Sachverhalt machen bereits Cassirers erste Entwürfe zur Einleitung des Erkenntnisproblems unmissverständlich deutlich. Das nachgelassene Manuskript *Geschichte. Mythos* verwendet diese Übertragungsfigur mit einer Akzentverschiebung, wenn dort Philosophiegeschichtsschreibung ebenso gut wie jede andere Form von Geschichtsschreibung als Exempel für die Verfahren von Historiographie dienen soll, vgl. Cassirer: *Geschichte. Mythos*, S. 96.

³⁴ Noch neuere Arbeiten zur Wissenschaftsgeschichte, wie etwa Lorraine Daston / Peter Galison: *Objektivität*, 2007, argumentieren problemgeschichtlich, ohne dies Verfahren eigens methodologisch zu reflektieren.

in den entsprechenden methodologischen Reflexionen unter der problemgeschichtlichen Oberfläche ansatzweise ganz verschiedene Verfahren zur Philosophiegeschichtsschreibung feststellen lassen: zu nennen wären etwa Wirkungsgeschichte, Interpretationsgeschichte, Rekontextualisierung und nicht zuletzt eine historische Hermeneutik von Frage und Antwort, wie Cassirer sie während der Exilszeit in den Arbeiten von Robin George Collingwood kennengelernt hatte. Diese Ansätze ruhen auf dem problemgeschichtlichen Verfahren als ihrer Basis auf. Es wird zu fragen sein, ob diese Heterogenität auch Umbrüche innerhalb einer als geradezu notorisch kontinuierlich erscheinenden Werkgeschichte markiert und ob – um noch einen Schritt weiterzugehen – in der Spannung zwischen problemgeschichtlicher Basis und der mit dieser amalgamierten problemgeschichtlichen Ansätzen die Spannung zwischen Kontinuität und Brüchen in der Werkgeschichte zum Austrag kommt. Man wird in diesem Sinne jedenfalls von einem Pluralismus der Formen in Cassirers mittlerer und später Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung sprechen können. Seitenblicke auf einige aktuelle Konzeptionen von Philosophiegeschichtsschreibung sollen zeigen, dass Cassirer auch als Philosophiehistoriker in neueren Debatten zum Thema ein Wörtchen mitzureden hätte.

In folgenden Schritten sollen Konzeptionsverschiebungen in Cassirers Auffassung von Philosophiegeschichtsschreibung markiert werden: zuerst soll im Rückblick auf die Teile I bis III der vorliegenden Arbeit als historischer und sachlicher Ausgangspunkt der abschließenden Überlegungen das Modell von Philosophiegeschichtsschreibung in den ersten beiden Bänden des *Erkenntnisproblems* von 1906/07 kurz skizziert werden (2.). Im Anschluss daran wird die Zäsur umrissen, die der dritte Band des *Erkenntnisproblems* (1919) für Cassirers Philosophiegeschichtsschreibung bedeutet; dabei sind Leistungsfähigkeit wie Grenzen dieser Neukonzeption näher zu bestimmen (3.). Philosophiegeschichtsschreibung am Leitfaden einer offenen, nicht zum Stillstand kommenden Interpretationsgeschichte ist das neue Paradigma der Platon-Vorlesung, die Cassirer im Jahre 1935 in Oxford gehalten hat (4.). Die Öffnung des Ansatzes zu einer Theorie historischen Erkennens im kulturellen Kontext vollzieht das Geschichtsmanuscript von 1936, dessen Dimensionen in einem weiteren Schritt ausgelotet werden. Näher zu untersuchen sind dabei insbesondere die Neubestimmung des Verhältnisses von Systematik und Historie (4.), die Rolle der Textkritik für die systematische Rekonstruktion (5.) und abschließend das daraus entwickelte Modell von Rekontextuierung (6.).

So lohnenswert das Unternehmen einer Rekonstruktion der Theorie oder Logik historischen Erkennens, die Cassirer im Manuskript *Geschichte* entwickelt hat, auch erscheinen mag, sie muss im Rahmen dieses Ausblickes unausgeführt bleiben. Denn auch wenn dieser Entwurf Philosophiegeschichtsschreibung zum Modell von Historiographie überhaupt erhebt, so zielt er doch primär auf eine Logik von Geschichtsschreibung und nicht länger auf das Teilgebiet der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte.

I) Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung im Zeichen des Faktums mathematischer Naturwissenschaft – die ersten beiden Bände des Erkenntnisproblems (1906/07)

Dem Neukantianismus seiner Lehrer Cohen und Natorp folgend sind die ersten beiden Bände des Erkenntnisproblems vom Paradigma des Erkennens in Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft geleitet. Natorps Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems von 1884 prägten die Historiographie des Erkenntnisproblems zum Modell einer teleologisch konzipierten Philosophiegeschichte. Dieses teleologische Modell konstruierte Natorp als Schreibung einer doppelten Vorgeschichte: als Vorgeschichte, die in den „Idealismus“ Platons mündete, und diesen wiederum als Anfang einer Geschichte, die ihr Ziel in Kants Kritik der reinen Vernunft fand.³⁵ Entsprechend war die Geschichte des Erkenntnisproblems zunächst auf nur zwei Bände angelegt und sollte mit einer Darstellung der Kantischen Kritik enden. Ihren sachlichen Ausgang nahm die Arbeit von 1906/07 bei dem von Cassirer historisch prozessualisiert interpretierten „Factum der Wissenschaft“ Cohens, das heißt bei der „Analyse der gegebenen Wissenschaft [i.e. mathematische Naturwissenschaft, HKO]“.³⁶ Der beständige Bezug auf den Erkenntnisbegriff der Wissenschaftsgeschichte sollte das Erkenntnisproblem von einer „Geschichte der Erkenntnistheorien“ unterscheiden.³⁷ Dabei scheinen die einleitenden methodologischen Überlegungen Cassirers auf eine transzendente Historik abzielen, die die Bedingungen der Möglichkeit historischen Erkennens skizzieren. Die methodische und sachliche Verpflichtung des frühen Cassirer auf die systematische und historiographische Programmatik des Marburger Schulzusammenhangs, auf einen reduktiven, mathematisierten und logifizierten Begriff

³⁵ Paul Natorp: *Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems im Altertum. Protagoras, Demokrit, Epikur und die Skepsis*, 1884. Es ist anzumerken, dass Natorp in den Forschungen zwar nur die erste Vorgeschichte, die zum platonischen Erkenntnisbegriff schreibt. Doch wird die zweite Vorgeschichte dadurch in die Darstellung hereingeholt, dass der zugrundegelegte Begriff von Erkenntnis im Horizont von Cohens Kant-Interpretation entworfen ist.

³⁶ Ernst Cassirer: *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit*. Erster Band (1906; 1911; 1922), in: ECW 2, S. 5.

³⁷ Vgl. ebd., S. 6.

von Erkenntnis brachte freilich den Ausschluss etwa der biologischen, religiösen, ästhetischen oder historischen Dimension der Wirklichkeitserkenntnis des Menschen mit sich. Entsprechend folgte die Kritik an Leibniz' System und den ersten beiden Bänden des Erkenntnisproblems dem Muster, das sich in der Rezeption der historischen Arbeiten Natorps herausgebildet hatte.³⁸

2. Konstellation und Motivgeschichte – Die nachkantischen Systeme (1919) als Zäsur

Bereits der dritte Band des Erkenntnisproblems von 1920 markiert eine Zäsur in Ernst Cassirers Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung. Sein Haupttitel – vollständig: *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit* – weist im Vergleich mit dem der ersten beiden Bände keine Veränderung auf und scheint schon dadurch Kontinuität hinsichtlich des Gegenstands und des zugrundegelegten Modells von Geschichtsschreibung anzuzeigen. Doch wird Wissenschaft, gleich welcher Ausprägung, in der Fortschreibung des Werkes gar nicht thematisiert, und schon das verweist auf eine tiefgreifende Konzeptionsänderung gegenüber den ersten beiden Bänden. Diese betrifft freilich nicht nur das historische Material und die Bereiche der Darstellung, sondern in zentraler Weise auch deren Form und Verfahren. Orientierte sich die Geschichtsschreibung des Erkenntnisproblems der ersten beiden Bände noch an der als vorgängiges „Faktum“ interpretierten Wissenschaftsgeschichte, so führt deren vollständiger Ausfall im dritten Band zur Autonomisierung des im engeren Sinne philosophiegeschichtlichen Moments und zur Aufgabe des Szientismus, der die Darstellung von 1906/07 noch geleitet hatte. Eine weitere signifikante Differenz zu den Vorgängerbänden wird deutlich: auch der Titel des Erkenntnisproblems verfehlt in seiner singularisierten Form das Dargestellte. Es geht nicht länger um *das* Erkenntnisproblem, sondern allenfalls um Erkenntnisprobleme – doch recht besehen sind nicht einmal sie das eigentliche Thema der Darstellung.

Der Paradigmenwechsel in Cassirers Philosophiegeschichtsschreibung ist offenkundig und vollzieht sich im Zeichen der Rücknahme der einseitigen Orientierung am sogenannten „Faktum“ mathematischer Naturwissenschaft und der Rückgewinnung einer Pluralisierung des Erkenntnisbegriffs. Band drei des *Erkenntnisproblems* thematisiert Dimensionen menschlicher Wirklichkeitserkenntnis, die in dessen ersten beiden Bänden schon wegen deren mathematisch-naturwissenschaftlicher Ausrichtung ausgeschlossen bleiben mussten: Theologie, Philosophie der Kunst, Staatsphilosophie,

³⁸ Vgl. dazu die vorliegende Arbeit, Teil I,2-3.

Anthropologie, Naturphilosophie und Organologie.³⁹ Methodologischer Leitfaden des dritten Bandes sei, so erklärt Cassirer, die „Treue der geschichtlichen Darstellung“. Diese verbiete, „aus den einzelnen Systemen eine eigene und selbständige ‚Erkenntnistheorie‘ herauszulösen“ oder deren metaphysischen Inhalt in irgendeiner Weise zu verkürzen.⁴⁰ Nicht der jeweilige Beitrag der „metaphysischen Lehren“ zum Erkenntnisproblem, gleich ob in singularisierter oder pluralisierter Form, soll Gegenstand der Darstellung sein, sondern deren jeweils „besondere Form des Denkens“.⁴¹ Diese Maxime stellt eine methodische und sachliche Kehrtwendung gegenüber den ersten beiden Bänden des Erkenntnisproblems sowie Leibniz’ System dar und muss als Antwort auf die Kritik gelesen werden, die an diesen Arbeiten geübt worden war.⁴² Problematisch blieb indessen, wie die Einheit der Darstellung nach dem Wegfall des Bezugs auf die Wissenschaftsgeschichte und nach der Pluralisierung des Erkenntnisbegriffs zu sichern war.

Der Untertitel des dritten Bandes, *Die nachkantischen Systeme*, scheint auf den Begriff des Systems als Einheitsmoment der Darstellung zu verweisen. Doch geht dieser Hinweis ins Leere, denn es liegt hier keine Systemgeschichtsschreibung im eigentlichen Sinne vor; immanente Darstellungen einzelner Systeme nachkantischen Philosophierens sind nicht zu finden.⁴³ Stattdessen werden die Systeme einerseits in ihren Wechselbeziehungen untereinander, in ihren wechselseitigen Spannungen, Problemlösungsansätzen und Auseinandersetzungen porträtiert und andererseits in ihrem ständigen Rekurs auf die kantische Philosophie, an deren Probleme und offene Fragen sie anschließen. Dabei löst Cassirers Darstellung den systematischen Zusammenhang des „Kritizismus“ nachgerade auf, um begriffliche Umbildungsprozesse einzelner Theoriemotive in den Blick zu bekommen.⁴⁴ Philosophische Motiv-, nicht

³⁹ Die Interpretation von John Michael Krois: A Note about Philosophy and History. The Place of Cassirer’s Erkenntnisproblem, in: *Science in Context* 9 (1996), S. 191-194, hier: S. 192 verfehlt das szientifisch verengte Paradigma von Erkenntnis der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* von 1906/07, wenn es heißt: „Das Erkenntnisproblem treated intellectual history in its own terms [sic], recognizing jurisprudence, language, art, and religion as unique and irreducible factors [sic]“; damit wird genau die Position eines Pluralismus im Erkenntnisbegriff unterstellt, wie ihn Cassirer erst mit der Philosophie der symbolischen Formen (1923/1925/1929) erreichte.

⁴⁰ Ernst Cassirer: *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren*

⁴¹ Ebd.

⁴² Die Rezeption von Leibniz’ System und der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* stelle ich ausführlich in der oben erwähnten, noch unveröffentlichten Arbeit zu Systematik und Historie dar.

⁴³ Zu den Anfängen der Systemgeschichtsschreibung vgl. Lutz Geldsetzer: *Die Philosophie der Philosophiegeschichte im 19. Jahrhundert. Zur Wissenschaftstheorie der Philosophiegeschichtsschreibung und –betrachtung*, 1968, S. 162-165.

21.

⁴⁴ Cassirer: *Das Erkenntnisproblem*. Bd. 3, S. 2: „Immer von neuem muss daher das Ganze der kritischen Lehre [...] seiner festen architektonischen Form entkleidet und in die gedanklichen *Motive*, aus denen es hervorgegangen ist, aufgelöst werden.“

Systemgeschichte ist der Modus der Problemgeschichtsschreibung im dritten Band des Erkenntnisproblems. Doch die Einheit der einzelnen Theoriemotive und ihrer Transformationsgestalten wird realisiert durch ein anderes Darstellungsprinzip: das der Wirkung oder Wirksamkeit.⁴⁵ Der Bezug dieser widerstreitenden Deutungsperspektiven auf Theoreme der Kantischen Philosophie bildet das innere Organisationsmoment von Cassirers Darstellung.⁴⁶ Die wirkungsgeschichtliche Dimension unterläuft dabei das bloß nominell einheitsstiftende Moment der Erkenntnisproblematik: „die mannigfachen Fortbildungsversuche der Kantischen Lehre [stehen] bei allem gedanklichen Widerstreit dennoch in einem Verhältnis gedanklicher Kontinuität.“⁴⁷ Dadurch soll bei aller „einseitigen Hervorhebung des Einzelnen“, wie sie in den einzelnen nachkantischen Systemen vollzogen wird, „die Struktur des Ganzen klarer heraus[treten]“ und ein „neues Totalbild“ ergeben.⁴⁸

Cassirers Bruch mit der szientifisch und teleologisch orientierten Problemgeschichtsschreibung im Stile der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* enthält historiographische Potentiale, die erst mehr als ein halbes Jahrhundert später wieder aktualisiert wurden. Es dürfte kein Zufall sein, dass die von Henrich angeregte Variante der Rekontextuierung, die sogenannte Konstellationsforschung, als Programm zur Erforschung der idealistischen deutschen Philosophie in ihrem Bezug zu Kant entstanden ist. Denn genau diese Phase der Philosophiegeschichte bildet den Fokus der Cassirerschen Wirkungsgeschichtsschreibung, die Kant zum Anfangspunkt einer Epoche macht und die auf ihn folgenden Theoreme und Systeme als Rezeptions- und Transformationsgestalten der drei Kritiken versteht. Auch hierin zeigt sich die Abkehr von der Konzeption von 1906/07, die die Kantische Kritik als Zielpunkt der Darstellung nahm und in gewisser Hinsicht auch als Ende der Geschichte, sollte doch auf die geschichtliche Darstellung der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* eine

⁴⁵ Der Begriff der ‚Wirkung‘ oder gar der der ‚Wirkungsgeschichte‘ ist hier keinesfalls im Sinne von Gadamer: *Wahrheit und Methode*, 1960, S. 283-284 u.ö., zu verstehen; ich verwende ihn vielmehr im Sinne der historischen Denkfigur der ‚Wirksamkeit‘, mit der Cassirer erstmals in der Vorrede zu *Leibniz‘ System* operiert hat, um die Aufnahme und Transformation von Theoriemotiven aus Leibniz‘ philosophischen und wissenschaftlichen Arbeiten durch an diesen anschließende Theorien zu bezeichnen; vgl. Ernst Cassirer: *Leibniz‘ System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen*, 1902, S. XX. Verstehen läßt sich ‚Wirksamkeit‘ in diesem Zusammenhang also als Gegenfigur zur Rezeption, als von einer Theoriegestalt ausgehende Wirkmächtigkeit auf andere Theoriegestalten.

⁴⁶ Cassirer nennt im *Erkenntnisproblem*, Bd. 3, S. , als Leittheoreme den „Begriff des Dinges an sich“, den der „synthetischen Einheit“, den „Gegensatz zwischen Form und Materie“ und das Verhältnis des „Allgemeinen und Besonderen innerhalb der Erkenntnis“: „Es wird sich zeigen, dass alle charakteristischen und entscheidenden Einzelbestimmungen in den Lehren Reinholds und Becks, Aenesidems und Maimons, [...] in den Systemen Fichtes, Schellings und Hegels in irgendeiner Form auf das intellektuelle Bezugssystem hinweisen, das in diesen Begriffen und Problemen vorliegt.“

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd.

systematische Abhandlung folgen.⁴⁹ Mit der Konstellationsforschung verbinden sich seither sowohl eine angeregte Debatte zu den Methoden der Philosophiegeschichtsschreibung wie auch eine ganze Reihe von historisch-systematischen Einzelstudien.⁵⁰ Dabei ist die Konvergenz des epochalen Zuschnitts beider Projekte mehr als nur ein erster Hinweis darauf, dass mit dem in Sachen Philosophiegeschichtsschreibung präzedenzlosen Ansatz von Band drei des *Erkenntnisproblems* ein Muster künftiger philosophischer Historiographie geschaffen wurde. Denn die Annahme eines vorgängigen historischen Bezugspunktes der philosophischen Positionen, die als Konstellation verstanden werden sollen, ist *conditio sine qua non* des weiteren Verfahrens sowohl Cassirers als auch Henrichs. Auch andere Grundbedingungen in Cassirers Ansatz sind Indiz dafür, dass Die nachkantischen Systeme Konstellationsforschung *avant la lettre* betreibt. Zu ihnen gehört der oben skizzierte motivgeschichtliche Ansatz innerhalb eines wirkungsgeschichtlichen Zusammenhangs. Unabdingbare Voraussetzung einer historischen Konstellation im Sinne Henrichs ist vor allem aber, dass die Denkmotive, Theoreme und Argumente der einzelnen philosophischen Positionen sich in Differenz zueinander und Widerstreit miteinander befinden.⁵¹ Die philosophiehistorische Konstellation realisiert sich nur als epochaler Antagonismus, als Antagonismus von Problemen und gegenläufigen Entwürfen, deren Klärung in Debatten und Auseinandersetzungen durch die historischen Protagonisten zumindest versucht wurde. Damit gehört zu den methodischen Elementen der Konstellationsforschung zwar auch ein problemgeschichtliches Moment, das freilich bei weitem nicht so restriktiv interpretiert wird, wie das auf dem methodologischen Stand der ersten beiden Bände des *Erkenntnisproblems* der Fall war.⁵² Probleme, etwa der Kantischen Kritik der reinen

⁴⁹ Vgl. Brief Ernst Cassirers an Paul Natorp v. 31. Juli 1905, Bl. 2v (Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Ms. 831:618), wo Cassirer einen „Schlussband, der systematische Untersuchungen zum Erkenntnisproblem enthalten soll“, ankündigt.

⁵⁰ Einen Überblick auch über die Weiterentwicklung des Forschungsprogramms und seine Interaktion mit anderen philosophie- und wissenschaftsgeschichtlichen Verfahren gibt Martin Mulsow / Marcelo Stamm (Hg.): *Konstellationsforschung*, 2005.

⁵¹ Dieter Henrich: *Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung*, in: Mulsow / Stamm (Hg.): *Konstellationsforschung*, S. 15-30, hier: S. 26-30.

⁵² Zur restriktiven, engen Fassung der Problemgeschichtsschreibung, wie Cassirer sie in *Leibniz' System* und im *Erkenntnisproblem* von 1906/07 praktiziert, gehört die Singularisierung des Problems, wie sie beispielsweise durch das Problem der Erkenntnis gegeben ist, und das heißt: die Einheit des Problems war nur dadurch zu gewährleisten, dass der Begriff der Erkenntnis reduktiv, als unter dem Paradigma mathematischer Naturwissenschaft stehend, gefasst wurde. Dazu tritt als zweites Moment das der inneren Logik des Problems hinzu: der Begriff des Problems als solcher steht in Cassirers früher Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung in einer Spannung zwischen zwei Polen. Im Falle des Problems der Erkenntnis ist das die Spannung zwischen substantialistischer und funktionaler Interpretation des Erkenntnisbegriffs. Erst auf der Basis dieses bipolaren Begriffsmusters kann Erkenntnis überhaupt als

Vernunft – Cassirer nennt hier beispielsweise „das Ding an sich“ oder den Begriff des „Gegebenen“ –, können als solche überhaupt erst identifiziert und systematisch rekonstruiert werden, weil sie von Zeitgenossen und Späteren als solche diskutiert wurden – so jedenfalls lautet Cassirers Position in *Die nachkantischen Systeme*. Mit dieser wirkungsgeschichtlichen Wendung der Problemauffassung verliert die Problemgeschichtsschreibung das ihr inhärierende metaphysische Moment eines überhistorischen Bestandes, der aus der inneren Logik des problematisierten Begriffs, beispielsweise dem der Erkenntnis, folgen und für die gesamte Geschichte der Philosophie gelten soll. Insbesondere die erste Auflage des Erkenntnisproblems hatte mit ihrer Skizze zur antiken Philosophie in der Einleitung zum ersten Band diese Universalisierung und Enthistorisierung des Problembegriffs betrieben.⁵³ Auch Henrichs sogenanntes argumentationsanalytisches Verfahren, das dem im engeren Sinne historischen Moment der Konstellationsforschung zur Seite gestellt wird, findet seine Präfiguration in Cassirers systematischer Rekonstruktion von Theoriemotiven und -gestalten.⁵⁴ Die prinzipielle Auszeichnung der Cassirerschen Philosophiegeschichtsschreibung als einer explizit „philosophischen“, und das heißt systematisch orientierten, gehört historisch betrachtet zu dem Teil des Marburger Erbes, an dem Cassirer durch alle konzeptionellen Wandlungen hindurch festgehalten hat und dient zur Distinktion gegenüber der Literargeschichte.⁵⁵ Überlieferungs- und Textgeschichte, Philologie und Kontexte der politischen Geschichte bleiben zugunsten theoretischer Rekonstruktion ausgeschlossen, zumindest wenn man die Cassirersche Praxis der Philosophiegeschichtsschreibung in den Blick nimmt. Vor allem aber, und damit sei ein letztes Übereinstimmungsmerkmal benannt, gründet Cassirers Konzeption des dritten Bandes des *Erkenntnisproblems* in der fundamentalen Prämisse und Überzeugung, dass die Erschließung von Begriffen, Argumenten und Theoremen nicht

Problem verstanden werden, das im Gang der Geschichte verschiedene Stationen von Lösungsversuchen durchläuft.

⁵³ Die in ihrem Resultat an Windelband erinnernde, von Cassirer tatsächlich aber aus der Philosophiegeschichtsschreibung Natorps aufgenommene Hypostasierung des Erkenntnisproblems zu einem quasi zeitenthobenen Bestand prägt den zweiten Teil der Einleitung in die erste Auflage des ersten Bandes des *Erkenntnisproblems* von 1906, vgl. Cassirer: *Das Erkenntnisproblem*, Bd. 1, S. 20-50; im Wegfall dieses Teils der Einleitung ist eine erste Distanzierung von dieser Auffassung zu sehen

⁵⁴ Vgl. Dieter Henrich: *Identität und Objektivität. Eine Untersuchung über Kants transzendente Deduktion*, 1976, S. 9-15, bes. S. 10. Für dieses Argument ist Henrichs unausweisbare Annahme, „gerade innovierende Texte“ seien „undeutliche Texte“, unerheblich; zentral und auch für Cassirers systematisierende Rekonstruktionen zutreffend ist dagegen der Hinweis, die Rekonstruktion ersetze den historischen „Text durch die beste, die einsichtigste Variante, die dem Kommentator zugänglich wurde“ (ebd., S. 10).

⁵⁵ Zur historiographischen Programmatik einer „philosophische[n] Geschichte“ vgl. Hermann Cohen: *Zur Controverse zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer*, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 7 (1871), S. 249-296, bes. S. 290-296, sowie im vorliegenden Band, Teil III,3.

von den historischen Protagonisten ausgeht, die diese Theoriegestalten hervorgebracht haben.⁵⁶ Vielmehr werden deren theoretische Gehalte und Probleme erst in der Rezeption durch Zeitgenossen und Spätere bestimmbar, aus der Perspektive differenter Ansätze und Positionen also. Diese Anlage des dritten Bandes beruht auf einer Grundentscheidung, die so maßgeblich wie folgenreich für Cassirers spätere Philosophiegeschichtsschreibung sein sollte und auch Henrichs Projekt der Konstellationsforschung zugrundeliegt.⁵⁷

3. Philosophiegeschichte als offener Interpretationsprozess – die Oxforder Platon-Vorlesung (1935)

Bereits die unveröffentlichte Oxforder *Platon-Vorlesung* des Jahres 1935 markiert die Zäsur, die zwischen dem Marburger Neokantianer Cassirer und dem Cassirer der Exilzeit liegt. Aristoteles wird nun nicht mehr als „Irrtum“, als bloßer Rückschritt einer Philosophiegeschichte auf dem Weg zu ihrem Telos, der *Kritik der reinen Vernunft* Kants, verstanden. Aristoteles Kritik an Platon sei ernst zu nehmen, wie Cassirer hervorhebt, doch „alle seine Einwände sind auf einer allgemeinen Sicht und allgemeinen Definition von Philosophie gegründet, die vollständig von platonischen Begriffen abhängt“.⁵⁸ Aristoteles gehört somit bereits in die Deutungsgeschichte der platonischen Philosophie, die freilich auch die Geschichte von deren allmählicher Transformation und damit Ablösung vom Urtext, ja sogar Entstellung in immer neuen Gestaltungsleistungen der Interpreten ist: „By all these different attempts the doctrine of Plato has become, so to speak, a palimpsest.“ Im Essay an Man hat Cassirer diese Überlegungen am Beispiel der Geschichte der Sokrates-Deutung fortführt.⁵⁹ In philosophiegeschichtlicher Perspektive hat man es hier mit dem Phänomen zu tun, dass die vollständig verschiedenen Sokrates- oder Platondeutungen einander zwar

⁵⁶ Dieter Henrich: „Über Probleme der Methode bei der Erforschung der nachkantischen Philosophie“, in: ders.: *Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789–1795)*, 1991, S. 9–26, bes. S. 20.

⁵⁷ Vgl. Henrich: *Identität und Objektivität*, S. 9. – Rainer A. Bast: *Problem. Geschichte. Form. Das Verhältnis von Philosophie und Geschichte bei Ernst Cassirer im historischen Kontext*, 2000, S. 457–462, scheint die Frage, ob Cassirer „Vorläufer“ der Konstellationsforschung sei, zu verneinen. Dabei hält sich allerdings seine Deskription des Verfahrens mit dessen Peripherie auf. Vor allem aber bleibt Basts Bestimmung von Cassirers Philosophiegeschichtsschreibung selbst so dekontextualisiert wie undurchsichtig und scheint eine durch alle Werkphasen hindurch einheitliche Konzeption anzunehmen – dabei bleiben etwa die Besonderheiten des dritten Bandes des Erkenntnisproblems ebenso außen vor wie die Konzeptionsverschiebungen der Philosophiegeschichtsschreibung Cassirers überhaupt.

⁵⁸ Ernst Cassirer: *Plato-Vorlesungen (Oxford 1935)*, Einleitung, in: Yale University, New Haven, Beineke Rare Book and Manuscript Library, Gen. Mss. 98, Box 48, Folders 958-962 [Übersetzung HKO].

⁵⁹ Vgl. Ernst Cassirer: *An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture*, New Haven/London 1944, S. 180.

widersprechen, dass aber keine von ihnen deshalb unwahr ist. Sie sind vielmehr Arbeit am unabschließbaren Prozess der Bestimmung der platonischen Begriffe.

Der Paradigmenwechsel, der sich damit in der Konzeption von Philosophiegeschichtsschreibung gegenüber der von Natorp geprägten Platon-Deutung vollzogen hat, könnte deutlicher nicht sein. Offenkundig legt Cassirer hier die Auffassung der Philosophiegeschichte als eines tendenziell offenen Prozesses zugrunde. Die Philosophie Platons mündet nicht länger in die Kants und kommt dort gleichsam zu sich selbst; das Paradigma des philosophiegeschichtlichen Fortschritts hin zu unüberbietbaren Gestalten ist endgültig verabschiedet. Damit aber wird historisch die Beschreibung und Anerkenntnis der Pluralität der interpretatorischen Perspektiven auf Platon möglich. Denkbar ist die Koexistenz einander widersprechender Wahrheiten nur unter der Annahme, dass jede der Interpretationen einen „neuen Aspekt“ und eine „charakteristische Perspektive“ auf Sokrates oder Platon repräsentiert. Das impliziert auch einen von Cassirer nicht weiter reflektierten Pluralismus im Wahrheitsbegriff. Der Begriff der Interpretation spielt hierbei für die Überlegungen des *Essay on Man* eine zentrale Rolle. Es ist erst die Interpretation durch Zeitgenossen und Nachwelt, die den „Lehren und Systemen der großen Denker“ Bedeutung gibt. Und dieser Prozess der Interpretation ist prinzipiell unabgeschlossen und unabschließbar.⁶⁰ Kontinuität in der Philosophiegeschichte wird so zur Kontinuität der Interpretation und Re-Interpretation, zur Kontinuität des Interpretationsgeschehens als solchem. Der Offenheit des historischen Prozesses korrespondiert die Unabschließbarkeit der Interpretationsgeschichte.

4. Erkennen, Ereignis, Prozess, Werk – Dimensionen von Geschichte im Göteborger Manuskript Geschichte (1936)

Im schwedischen Exil gelangte Cassirer erstmals zu einer eigenständigen Thematisierung und Reflexion des grundlegenden Begriffs seiner Philosophiegeschichtsschreibung sowie der gesamten Kulturphilosophie. Damit schließt Cassirer an die in der Einleitung zum ersten Band des *Erkenntnisproblems* entworfene programmatische Skizze zum Begriff historischen Erkennens an und führt seine Überlegungen von 1906 auf gänzlich anderer Basis und unter veränderten Bedingungen fort. Als Konsequenz des neuen theoretischen Ansatzes formuliert das Manuskript von 1936 auch weitgehende Modifikationen in der Konzeption der

⁶⁰ Vgl. Cassirer: *Plato-Vorlesungen* (Oxford 1935), Einleitung: „And this process of interpretation never comes to a complete standstill.“

Philosophiegeschichtsschreibung. Zunächst ist die Basis des neuen Ansatzes zu umreißen, um dann einige Elemente der philosophischen Historiographie zu charakterisieren, die Cassirer daraus ableitet. Zu bedenken gilt, dass Cassirer dieses Manuskript wie so viele andere Texte, die er im Exil verfasste, nicht in eine Druckfassung bringen und veröffentlichen konnte. Seine Überlegungen dienten ihm aber immerhin gleichsam als Steinbruch, aus dem Teile in Publikationen übernommen und in andere Theoriekonfigurationen integriert wurden.⁶¹

Grundlage der Neubestimmung des historischen Erkennens ist die zwischen 1936 und 1937 entworfene Theorie der Basisphänomene.⁶² Sie scheint in der besonderen Modifikation, die Cassirer ihr im Geschichtsmanuskript zukommen läßt, darauf ausgerichtet zu sein, den transzendentalphilosophischen Grundcharakter der Skizze zur Historik von 1906 ebenso wie die damit zusammenhängende Dichotomie von Subjekt und Objekt der historischen Erkenntnis zu umgreifen und in eine Hermeneutik historischen Verstehens zu transformieren. Geschichte wird dabei in drei Dimensionen thematisiert, als historisches Erkennen, als Prozess und Ereignis sowie als Dokument oder Werk; als solcherart dimensional vermessene wird sie in der Konstellation dreier sogenannter „Basisphänomene“, des „Ich-Phänomens“, des „Phänomens des Wirkens und Wollens“ und des Phänomens des „Werk[es] als Grundlage der Geschichtsbetrachtung und Geschichtserforschung“ lokalisiert.⁶³ Im ersten Basisphänomen als „Grundform der geschichtlichen Er-Innerung“ soll die Sphäre der Subjektivität als Bedingung und Anfang aller Geschichtlichkeit zum Ausdruck kommen. Das meint die transzendentalen apriorischen Bedingungen des historischen Erkennens, den kategorialen Apparat seiner Grundfunktionen, wie sie im Anschluss an die Grundlegung der Basisphänomene ausformuliert werden⁶⁴ – aber nicht nur. Cassirer intendiert hier mehr, wie bereits die Bezeichnung „Ich-Phänomen“ anzeigt. Er will den Erkenntnisfunktionen im vorgängigen Faktum der prinzipiellen Geschichtlichkeit des Ichs eine Basis geben. Das „Phänomen des Wirkens und Wollens“, das auch als „Ich-

⁶¹ Im Falle des Geschichtsmanuskriptes bieten etwa das umfangreiche Manuskript *Ziele und Wege der Wirklichkeitserkenntnis* von 1937 in ECN 2, *Zur Logik der Kulturwissenschaften* von 1942 und der *Essay on Man* von 1944 solche neuen Kontexte.

⁶² Vgl. Ernst Cassirer: *Zur Metaphysik der symbolischen Formen*, in: ECN 1, S. 111–195; die dort vorgenommene Datierung des Neuansatzes auf 1939 ist zu korrigieren, verweist doch das Göteborger Geschichtsmanuskript auf den in ECN 1 publizierten Text und wurde seinerseits eindeutig im Zeitraum zwischen 1936 und 1937 verfasst; vgl. das Vorwort der Herausgeber (ebd., S. IX) und den editorischen Bericht (ebd., S. 279-292); zur systematisierenden Interpretation der Basisphänomene als Grundlage der Kulturphilosophie vgl. Oswald Schwemmer: *Ernst Cassirer. Ein Philosoph der europäischen Moderne*, 1997.

⁶³ Vgl. Cassirer: *Geschichte. Mythos*, ECN 3, S. 14–17.

⁶⁴ Ebd., S. 4–145.

Du-Phänomen“ bezeichnet wird, fasst dagegen die Dimension der Intersubjektivität, des Sozialen, der Interaktionen von Einzelnen, Gruppen, sozialen Verbänden oder staatlichen Gebilden. Diese Dimension ist charakterisiert durch das Moment der Prozessualität; entsprechend bilden ihren Bereich historische Prozesse und Ereignisse im weitesten Sinne, die „Kette von Wirkungen und Gegenwirkungen,⁶⁵ von Auseinandersetzungen, „Opposition“ und „Kampf“.⁶⁶ Der Werkcharakter bestimmt dagegen das dritte Basisphänomen: ihm gehören die „Monumente“ oder „Dokumente“ an, die „Spuren“, die Residuen, die im historischen Geschehen entstanden sind und es überdauern. Sie bilden die „Grundlage der Geschichtsbetrachtung“ in gleich doppelter Hinsicht: zum einen sind die geschichtlichen Dokumente und kulturellen Monumente die empirisch-materiale Grundlage der Rekonstruktionen des Historikers, zum anderen hat der Rückgriff auf Dokumente die Objektivität seiner Rekonstruktionen im Erweis der jeweils zugrundegelegten Hypothesen zu sichern.⁶⁷

Historisches Verstehen oder Erkennen situiert Cassirer in der dauernden Wechselbeziehung von erstem und drittem Basisphänomen. Damit soll auch von dieser Seite her die einseitige, bloß transzendente Bedingtheit oder Formung des geschichtlich-kulturellen Objekts durch das erkennende Subjekt vermieden werden, wie sie noch in der transzendentalen Historik der Einleitung in das *Erkenntnisproblem* von 1906/07 skizziert war. Erwünschter Nebeneffekt dieser prozessualisierten Korrelation ist die Abwehr von Historismus und Relativismus, die durch die mögliche Verabsolutierung des historischen Monuments gedroht hätten. Cassirers Konzeption von 1936 zielt auf einen prinzipiellen Konstruktivismus historischen Erkennens, der sich im Rückgriff auf die Monumente und Dokumente zu bewähren hat.

Dieser Ansatz gilt uneingeschränkt auch für die Philosophiegeschichtsschreibung, die insofern keinen anderen Status beanspruchen kann als irgendeine andere Partialgeschichte, sei es politische Geschichte, Wirtschaftsgeschichte und dergleichen. Simmels Pluralisierung von Geschichte zur parataktischen Ordnung von Geschichten gehört zu den unabdingbaren Prämissen, die das Geschichtsmanuskript macht.⁶⁸ Die Frage, der die Cassirersche Methodologie der Philosophiegeschichtsschreibung sich zu stellen hat und die sie zu einer ihrer zentralen Fragen macht, ist die nach dem Verhältnis von historischer Rekonstruktion und rationaler. Betreffen der ganze Ansatz bei den Basisphänomenen und seine Folgen für das historische Erkennen nicht nur die

⁶⁵ Ebd., S. 59.

⁶⁶ Ebd., S. 16.

⁶⁷ Ebd., S. 56.

⁶⁸ Vgl. Georg Simmel: Die Probleme der Geschichtsphilosophie (zweite Fassung 1905/1907), in: ders.: Gesamtausgabe, Bd. 9, hg. von Guy Oakes und Kurt Röttgers, 1997, S. 227–419, hier: S. 287-289.

Rekonstruktion der historischen Kontexte philosophischer Theoreme oder Systeme, und ist die systematische Rekonstruktion, die auch gegenwärtig noch häufig als das eigentlich philosophische Moment philosophiegeschichtlicher Arbeit gilt, nicht von solchen üblicherweise als bloß als historisch qualifizierten Fragen ausgenommen? Diese Gretchenfrage der theoretischen Statusbestimmung von Philosophiegeschichtsschreibung bringt immer wieder neue Vorschläge zur Auflösung der beiden als aporetisch verstandenen Optionen hervor, die ebenso oft auf das stets Gleiche hinauslaufen: von Seiten philosophischer Systematiker wird die Frage im Prinzip immer mit der strikten Trennung von rationaler und historischer Rekonstruktion beantwortet und von Philosophiehistorikern mit dem Hinweis auf die Historizität jeglichen systematischen Entwurfs.⁶⁹

5. Das dreifache Verhältnis historischer und systematischer Rekonstruktion und die Hermeneutik von Frage und Antwort

Gegenüber dem historiographischen Ansatz bei einer rein systematischen Philosophiegeschichtsschreibung, wie er im Erkenntnisproblem von 1906/07 realisiert wurde, markiert die überraschende Antwort im Manuskript Geschichte eine Zäsur, die schärfer nicht sein könnte. Cassirer bestimmt das Verhältnis von historischer und systematischer Rekonstruktion in dreifacher Weise: er anerkennt erstens beider jeweils eigenes Recht und Leistung, will sodann aber zweitens die Objektivität der rationalen erst in der historischen Rekonstruktion absichern und geht drittens sogar soweit, die historische Rekonstruktion zur Voraussetzung der systematischen zu machen. Das soll im folgenden erläutert werden.

Die Position systematischer Rekonstruktion wird im Geschichtsmanuskript als die der „reinen Problemgeschichte“ diskutiert. „Geschichte des reinen Gedankens“ scheint „dem Ideal der ‚Objektivität‘“ am nächsten zu kommen. „Lebensumstände“, „Vorstellungen, Meinungen, Zweifel, Kämpfe derer, die diese Probleme gedacht haben“ – diese und andere kontingente historische Sachverhalte, die den Theoriegestalten äußerlich bleiben, leisten keinerlei Beitrag dazu, Geschichte im Sinne des „innere[n] Werden[s] des Gedankens zu rekonstruieren“, wie Cassirer feststellt.⁷⁰ Die rationale

⁶⁹ Zu ersterem vgl. den Versuch von Jürgen Mittelstraß, zwischen „begründeten Entwicklungen“, den von ihm sogenannten „Gründegeschichten“, und „bloßen Wirkungen“ zu unterscheiden: Jürgen Mittelstraß: Gründegeschichten und Wirkungsgeschichten. Bausteine zu einer konstruktiven Theorie der Wissenschafts- und Philosophiegeschichte, in: Christoph Demmerling / Gottfried Gabriel / Thomas Rentsch (Hg.): Vernunft und Lebenspraxis. Philosophische Studien zu den Bedingungen einer rationalen Kultur. Für Friedrich Kambartel, 1995, S. 10-31.

⁷⁰ Cassirer: Geschichte. Mythos, in: ECN 3, S. 122.

Rekonstruktion dagegen, zu der Cassirer auch die eigene Problemgeschichtsschreibung im Stile der ersten beiden Bände des Erkenntnisproblems zählt, läßt „sehr wesentliche Züge, die vorher nie in dieser Schärfe gesehen worden waren, sehen“.⁷¹ Doch ungeachtet aller inneren Kohärenz und rekonstruktiven Erschließungskraft für systematische Zusammenhänge und fremde Theoriengestalten bestimmt das Manuskript von 1936 auch die Grenzen systematisch verfasster Geschichtsdarstellung, und zwar von zwei Seiten her. Leitgedanke der späten Philosophie Cassirers ist der Begriff der ‚Lebendigkeit‘, und unter diesem Paradigma erscheint die Konzeption eines Zusammenhangs „reiner“ Denkgestalten als Abstraktion, die angesichts des in seinem jeweiligen Entstehungszusammenhang „lebendigen“ Gedankens den Charakter eines „anatomischen‘ Praeparats“ annähme.⁷²

Zur Anwendung auf den in Frage stehenden Zusammenhang der Philosophiegeschichtsschreibung werden diese Überlegungen in eine Hermeneutik von Frage und Antwort eingebettet, deren Basis im zweiten Basisphänomen, der Dimension historischer Verläufe und Ereignisse, liegt: „jeder Gedanke, [...] jeder fundamentale Systembegriff [...] ist nur die Antwort auf eine bestimmte Frage, die an die Wirklichkeit gestellt ist“, formuliert Cassirer, um diesen Ansatz anschließend in für den früheren reinen Erkenntnisproblematiker ungewohnter Weise auf den Leitgedanken eines lebendigen Entstehungszusammenhangs zurückzuwenden: „und diese Frage nimmt in der Philosophie stets eine persönliche Gestalt an – sie formt sich in einem individuellen Geist und kann nur im Zusammenhang mit ihm in ihrer eigentümlichen ‚Konkretion‘ gesehen werden“. Der „sachliche Bedeutungswandel der ‚Idee‘“ kann in einer Geschichte des Ideenbegriffs wohl systematisch rekonstruiert werden, doch „wir müssen ihn verstehen aus der geistig-persönlichen Struktur der Denker, die an diesem Prozess beteiligt sind“.⁷³

Obwohl diese Passage die Tendenz zu einem Modell biographistischer Philosophiegeschichtsschreibung aufzuweisen scheint, wäre diese Deutung ein Missverständnis. Es geht Cassirer vielmehr um das Verstehen der Entstehungsbedingungen philosophischer Theorien. Das meint auch das Verständnis des Zusammenhangs zwischen der Persönlichkeit des Philosophen und dem von ihm

⁷¹ Ebd., S. 125; für exemplarisch hält Cassirer in dieser Perspektive beispielsweise die von ihm auf dem Stand des Geschichtsmanuskriptes kritisierte Platon-Interpretation Natorps; zum Gesamtzusammenhang vgl. S. 123–125.

⁷² Ebd., S. 123: „Und doch kann, auch im Gebiet der Philosophiegeschichte, die Trennung des Denkers vom Gedanken nie so weit getrieben werden, dass das Band zwischen ihnen völlig zerschnitten wird – dass ein ‚reiner‘ Gedanke, ganz ohne Zusammenhang mit dem Denker herauspräpariert würde.“

⁷³ Ebd., S. 123-124.

Gedachten, doch bildet das nur ein Moment in der Formation von Theorien. Cassirers Anliegen ist die Rekonstruktion der „konkret-geschichtlichen Gestalt“ philosophischer Probleme oder Theorien, der „Atmosphäre“, in der sie entstanden sind. Das wiederum kann vor dem Hintergrund der Kulturphilosophie nichts anderes bedeuten, als dass der kulturelle Kontext wiederzugewinnen ist, in dem die jeweilige Theoriebildung stattgefunden hat. In Begriffe der Cassirerschen Hermeneutik von Frage und Antwort übersetzt, hieße das: philosophische Theorie gleich welcher Art ist die Antwort auf die Frage, die aus dem Zusammenhang der Kultur heraus an die kulturell-geschichtliche Wirklichkeit des Menschen gerichtet war. Erst die „Erhellung“ dieses Frage-Kontextes führt zur „wirklichen ‚Objektivität‘“, indem der systematische Sachverhalt nicht von dem spezifischen Kontext seiner Entstehung abgetrennt, sondern aus ihm verstanden und gedeutet wird.⁷⁴

Vergegenwärtigt man sich, dass es hier um die rationale und historische Rekonstruktion vergangener Theoriegestalten geht, dann wird die hermeneutische Funktion der Erschließung systematischer Gehalte über den historisch-kulturellen Kontexten deutlich. Cassirer grenzt sich hier von der aktualisierenden Rekonstruktion fremder Theorien oder Theoriemotive ab, die diese einem ihnen fremden Paradigma von Erkenntnis unterwirft und sie in diesem fremden Theoriezusammenhang auf ihre Geltung und Begründung hin untersucht – eine Form systematisierender Philosophiegeschichte, der Cassirer in seinen ersten Arbeiten wie *Leibniz' System* und den ersten beiden Bänden des *Erkenntnisproblems* noch vorbehaltlos gefolgt war.⁷⁵ Die Rekontextuierung von Theoriemotiven fungiert hier als deren historisch-kulturelle Verfremdung, als ‚Historisierung‘, die Distanz zwischen dem, der versteht, und den zu verstehenden Gebilden als hermeneutische Voraussetzung jeder Verstehensleistung herstellt: „Diese Erweiterung des Horizontes, die gerade dies Ferne [i.e. durch die Verfremdung erzeugte] erzwingt, ist darum für ihn [den Philosophiehistoriker] auch der eigentliche systematische Ertrag der Philosophie-Historie.“⁷⁶ In diesem Sinne wird die historisch-kulturelle Rekontextuierung von Theoriegestalten zur Voraussetzung von deren systematischer Rekonstruktion als anachronistischer, aus der Perspektive der Gegenwart fremder.

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 125.

⁷⁵ „Der Philosophiehistoriker würde [...] falsch und historisch-unfruchtbar verfahren, wenn er alle Gestalten einem vorgegebenen Schema, ‚seinem‘ System einordnen wollte.“

⁷⁶ Ebd., S. 122. – Richard Rorty sieht genau hierin den Ertrag philosophiegeschichtlicher Arbeit, vgl. ders.: *The Historiography of Philosophy. Four Genres*, in: Richard Rorty / Jerome B. Schneewind / Quentin Skinner (Hg.): *Philosophy in History. Essays on the Historiography of Philosophy*, 1984, S. 49-75, hier: S. 51.

Cassirers komplexer Versuch intendiert also mehrerlei: die Aufhebung der prinzipiellen, unversöhnlichen Opposition zwischen Systematik und Historie bei gleichzeitiger Wahrung ihrer jeweils spezifischen Leistung und die Vermeidung eines reduktiven oder hierarchischen Verhältnisses zwischen beiden. Dabei kann, abhängig vom jeweiligen Erkenntnisinteresse, sehr wohl einseitig der Standpunkt entweder bloßer Systematik oder ausschließlich historisch-kultureller Rekontextuierung eingenommen werden. Muster und Ziel des Philosophiehistorikers bleibt dabei aber die wechselseitige Integration systematischer und historischer Rekonstruktion, die ihrerseits nichts anderes als die rekonstruktive Wiederholung der Wechselbeziehung zwischen Theoriegestalt und kultureller Praxis darstellt. Leitbild der Überlegungen Cassirers ist unzweifelhaft Diltheys Bestimmung der wechselseitigen Wirkung von kulturellem Zusammenhang und philosophischem System, wie er sie im Archiv-Aufsatz formuliert hat: „Die philosophischen Systeme sind aus dem Ganzen der Kultur entstanden und haben auf dasselbe zurückgewirkt.“⁷⁷ Versteht und rekonstruiert man diese Wechselwirkung als eine kontinuierliche hermeneutische Bewegung, als unabdingbare hermeneutische Voraussetzung entweder des systematischen, des historischen oder integrativen Ansatzes, dann ist die theoretische und methodologische Position des Philosophiehistorikers erreicht, wie Cassirer ihn im Göteborger Manuskript skizziert hat – eine Position, wie sie in den 1980er Jahren etwa von Rorty vertreten wurde.⁷⁸

6. Philologie, Quellengeschichte und Textkritik als Basis historisch-systematischer Rekonstruktion

Das Göteborger Manuskript unterzieht rationale Rekonstruktion und historische Rekontextuierung philosophischer Theorien einer weiteren, dritten Verhältnisbestimmung, indem es letztere als Voraussetzung systematischer Interpretation thematisiert. In zugespitzter Weise ließe sich formulieren, dass Cassirer Cohens Diktum, Erkenntnistheorie beziehe sich auf das „Factum der Wissenschaft“ als „in gedruckten Büchern wirklich gewordene“, gegen den Strich liest und ihm eine ganz

⁷⁷ Wilhelm Dilthey: „Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie“, in: ders.: Gesammelte Schriften, hg. v. Hermann Nohl, Bd. 4: Die Jugendgeschichte Hegels und andere Abhandlungen zur Geschichte des deutschen Idealismus, 1990, S. 555-575, hier: S. 558. – Die Bedeutung des Archiv-Aufsatzes für das Göteborger Manuskript kann kaum überschätzt werden.

⁷⁸ Rorty: *The Historiography of Philosophy*, S. 53, Anm.: “These two topics [i.e. historical vs. rational reconstruction] should be seen as moments in a continuing movement around the hermeneutic circle, a circle one has to have gone round a good many times before one can begin to do either sort of reconstruction.”

neue Bedeutung abgewinnt.⁷⁹ Der im dritten Basisphänomen bestimmte Werkcharakter philosophischer Texte verweist auf den kulturellen Kontext ihrer Entstehung. Dokument, Monument oder Werk bilden die äußere Basis jeglicher Verstehensleistung, auch der des Philosophiehistorikers. Dabei ist es unerheblich, ob sich diese auf systematische Rekonstruktion oder auf historisches Verstehen durch Wiedergewinnung kultureller oder sozialer Kontexte bezieht – jegliche Art von Kontext, soweit er Gegenstand historischer Rekonstruktion wird, ist charakterisiert durch seinen Textcharakter. Das gilt auch für Kontexte, die beispielsweise durch das Medium der Oralität oder anhand von Statistiken erzeugt werden. Quellen oder Dokumente, deren quellenkritische und philologische Erschließung, kurz: die textuelle Basis philosophischer Probleme waren in der problemgeschichtlichen Konzeption der ersten Bände des *Erkenntnisproblems* schlechterdings kein Thema. Das Geschichtsmanuskript von 1936 dagegen diskutiert sie als unabdingbare Voraussetzung jeglicher objektiver und rationaler Geschichtsdeutung, und auch hieran zeigt sich der vollständige Paradigmenwechsel, der sich in Cassirers Methodologie der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung vollzogen hat. Die Texte sind „nicht einfach ein Gegebenes, sondern ein historisch ‚Aufgegebenes‘ – ein durch Methoden der Philologie und Kritik erst zu Rekonstruierendes“, wie Cassirer in Übertragung einer Natorpschen Formel für den Gegenstand der Erkenntnislogik formuliert.⁸⁰ Dem Resultat der Rekonstruktion, der „wiederhergestellten“ Quelle, kommt der Rang eines kulturellen „Faktums“ zu. Dass damit weitreichende Konsequenzen für die systematische Interpretation verbunden sind, dass die Erschließung der Quellen des philosophischen Problems nicht bei der Wiederherstellung des einen Textes stehenbleibt, nicht stehenbleiben kann, sondern sich auf andere Texte und Dokumente, auch andere Textgattungen, wie beispielsweise Briefe erstreckt, ist dem Historiker der Philosophie so geläufig wie dem Editor nachgelassener philosophischer Texte. Das trifft bereits auf Diltheys Praxis philosophischer Historiographie zu und hat seine Gültigkeit auch für den Erforscher von Konstellationen und Kontexten.⁸¹ Die Bedeutung der Textgestalt als Bezugsfaktum auch der systematischen Interpretation erweist sich exemplarisch an Cassirers eigenen Texten, wie beispielsweise dem *Essay on Man*, dessen volle anthropologische Dimension sich erst erschließt, wenn man seine Vorstufen mit der

⁷⁹ Hermann Cohen: Kants Begründung der Ethik, 1877, 27; vgl. auch ders.: Biographisches Vorwort, in: Friedrich Albert Lange: Geschichte des Materialismus, Bd. 1, 1882, S. X.

⁸⁰ Cassirer: Geschichte. Mythos, in: ECN 3, S. 98; vgl. etwa Paul Natorp: Kant und die Marburger Schule, 1912, S. 15.

⁸¹ Vgl. Fred Rush: Mikroanalyse, Genealogie, Konstellationsforschung, in: Mulsow / Stamm (Hg.): Konstellationsforschung, S. 149-172.

1945 veröffentlichten, als Resultat einer wechselvollen Publikationsgeschichte verstümmelten Fassung, vergleicht.⁸²

7. Historisch-kulturelle Rekontextuierung als Modell

Was Cassirers Göteborger Manuskript mehr skizziert als ausführt – die Koexistenz und das Eigenrecht rationaler und historischer Rekonstruktion, deren wechselseitige Verwiesenheit aufeinander in einer philosophischen Philosophiegeschichtsschreibung und die Textgeschichte als das historische Verstehen von Problemen, Begriffen, Theorien aus ihren biographischen, psychologischen, soziologischen, politischen, letztlich aber kulturellen und historischen Entstehungsbedingungen sowie die Erschließung der Geschichte des Textes in seiner werkhaften Materialität – läßt sich im weitesten Sinne als Rekontextuierung oder genetische Kontextualisierung eines philosophischen Problems oder Gedankens fassen. Die historisch-kulturelle Kontextualisierung sprengt den Binnenraum der bloß systematischen Orientierung des philosophischen Problems auf und eröffnet den Zugang zu ihm, indem sie es aus umfassenderen Geschichten, aus seiner Eingebundenheit in Zusammenhänge der Kultur, in wissenschaftlich-interdisziplinäre Kontexte und nicht zuletzt aus individuellen lebensweltlichen Erfahrungen beleuchtet. In Übertragung einer von Cassirer im Zusammenhang seiner Überlegungen zur Kulturphilosophie verwendeten Terminologie könnte man sagen, dass das philosophische Problem eine Physiognomie bekommt, in die auch seine wissenschaftlichen und kulturellen Entstehungsbedingungen eingezeichnet sind.

Auch wenn Unterschiede nicht zu übersehen sind, so erscheinen Cassirers Überlegungen zur historisch-kulturellen Rekonstruktion von Kontexten der Intention nach und in einigen Zügen durchaus als vergleichbar mit späteren philosophiegeschichtlichen Projekten, die der Kontextualisierung als historischer Methode ihren Namen gegeben haben, wie etwa dem Quentin Skinners.⁸³ Zwar verabschiedet Skinner, anders als Cassirer, philosophische Biographik als philosophiehistorische Gattung ebenso wie die Orientierung der Historik am konventionellen Kanon führender historischer Figuren und Texte. Doch bereits Skinners Forderung nach Berücksichtigung sozialer, wirtschaftlicher, politischer und kultureller

⁸² Vgl. Ernst Cassirer: Vorlesungen und Studien zur philosophischen Anthropologie, in: ECN 6.

⁸³ Vgl. etwa die Aufsätze in James Tully / Quentin Skinner (Hg.): *Meaning and Context. Quentin Skinner and his Critics*, 1988, oder das Projekt der von Skinner u. Schmitt herausgegebenen *Cambridge History of Renaissance Philosophy*, 1988. Eine kritische Diskussion der Rekontextuierung bei Skinner bietet Max Bevir: *The Role of Contexts in Understanding and Explanation*, in: Erich Bödeker (Hg.): *Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte*, 2002, S. 159-208.

Faktoren in der Ideengeschichtsschreibung konvergiert mit Cassirers Überlegungen aus dem Geschichtsmanuskript. Das gilt zumal für Skinners Wendung gegen die Abstraktion von Ideen und Theorien – und das aus seinen historischen Entstehungsbedingungen losgelöste Problem der Problemgeschichtsschreibung im Stile der Marburger Schule ist eine solche Abstraktion –, wie es auf dessen Forderung zutrifft, dass das „Charakteristische“, Widersprüchliche, Individuelle Vorrang in der historischen Beschreibung vor den Gleichförmigkeiten und „Ähnlichkeiten“ habe. Übereinstimmung zwischen beiden Positionen scheint mir vor allem hinsichtlich des Postulats der Vorgängigkeit der historischen Rekonstruktion und Beschreibungen zu herrschen, die zu einer möglichst vollständigen, komplexen und möglicherweise sogar widersprüchlichen Matrix der historischen Ereignisse führen sollen. Innerhalb dieser Matrix ist das historische Problem zu lokalisieren und in seinen historischen Beziehungen zu verstehen. Die Abstraktionen der systematischen Arbeit, die den vollen sachlichen Gehalt des Problems zu erschließen haben, schließen sich daran an.

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen des Exils haben Cassirer nicht gestattet, all diese methodologischen Differenzierungen auszuführen und in druckreife Form zu bringen. Ebenso wenig hat er die Brüche und Konzeptionsänderungen seiner Philosophiegeschichtsschreibung reflektiert, denn das wäre erst auf dem Boden einer Theorie historischen Erkennens möglich gewesen, wie sie sich in den Skizzen des Geschichtsmanuskripts von 1936 allererst andeutet. Doch an der Konzeption einer doppelten Rekonstruktion des Historikers – und damit auch des Philosophiehistorikers – hat Cassirer bis in die späteste Formulierung seiner Kulturphilosophie hinein festgehalten, wenn der Essay on Man zwischen empirischer Rekonstruktion und symbolischer unterscheidet.⁸⁴ Verläßt man die ausschließliche Perspektive der Problemgeschichte, so zeigen sich unter dieser Oberfläche verschiedene Ansätze zur Philosophie- und Ideengeschichtsschreibung, die teilweise erst nach Cassirer realisiert und ausgeführt werden konnten.

⁸⁴ Vgl. Ernst Cassirer: *An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture* (1944), in: ECW 23, S. 191.

Bibliographie

1. Quellen

1.1 Nachgelassene Quellen

Habilitation Cassirer, Gutachten Alois Riehl v. 27. Juni 1906 (Universität Berlin, Archiv der Humboldt Universität Berlin, Phil. Fak. 1228, Bl. 90-91).

Nachfolge Troeltsch, Gutachten der Prof. Maier, Stumpf, Dessoir, Köhler, Rieffert und Wechsler v. 1. März 1930, Abschrift (Archiv der Humboldt Universität, Phil. Fak., Bl. 371-374).

Cassirer: Research notes zum *Erkenntnisproblem* (enthaltend u.a. [Scheler-Notizen], [Scheler-Zettel] und [Entwurf zur *Einleitung* ins *Erkenntnisproblem*.] „Systematische Einleitung: Das a priori und seine Geschichte“) (Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Cassirer papers, Gen. Mss. 98, box 2, folder 45).

— Die Hauptrichtungen der modernen Erkenntnistheorie (Vorlesung Friedrich Wilhelms Universität Berlin, Wintersemester 1908/09, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Cassirer papers, Gen. Mss. 98, box 42, folder 830).

— Geschichte und Kritik des philosophischen Empirismus (Vorlesung Friedrich Wilhelms Universität Berlin, Sommersemester 1914, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Cassirer papers, Gen. Mss. 98, box 40, folder 789).

— Der deutsche Idealismus von Leibniz bis Hegel, (Vorlesung Friedrich Wilhelms Universität Berlin, Sommersemester 1916, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Cassirer papers, Gen. Mss. 98, box 38, folder 747).

— Geschichte des Erkenntnisproblems als historische Einführung in die Erkenntniskritik (Vorlesung Friedrich Wilhelms Universität Berlin, Wintersemester 1916/17, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Cassirer papers, Gen. Mss. 98, box 38, folder 788).

— Vortragsmanuskript ohne Titel, vermutlich Einleitung zu einer Vorlesung, Datierung unsicher, wohl 1916 (Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Cassirer papers, Gen. Mss. 98, box 48, folder 971).

— Plato-Vorlesungen (Vorlesung Oxford 1935)

— Geschichte und System des philosophischen Idealismus I: Platon und die geschichtliche Fortbildung des Platonismus (Vorlesung Universität Göteborg,

Herbstsemester 1935/36, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Cassirer papers, Gen. Mss. 98, box 40, folder 790).

Verleihung des Kuno-Fischer-Preises der Universität Heidelberg, Gutachten Wilhelm Windelband v. 9. Juli 1914.

Preisaufrage der philosophischen Fakultät der Königlich Preussischen Universität Marburg 1898/99 (Hessisches Staatsarchiv Marburg, 307 d Nr. 194).

Briefwechsel Natorp – Cassirer (Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Natorp, Hs. 831).

Gutachten über die akademischen Preisarbeiten für 1901, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, PAW (1812-1945), II-IX-27.

1.2 Gedruckte Quellen: Publikationen

Chronik der Königlich Preussischen Universität Marburg für das Rechnungsjahr 1898/99, 12 (1899).

Aster, Ernst v.: Neukantianismus und Hegelianismus. Eine philosophie-geschichtliche Parallele, in: Alexander Pfänder (Hrsg.): Münchener Philosophische Abhandlungen. Theodor Lipps zu seinem sechzigsten Geburtstag gewidmet von früheren Schülern, Leipzig 1911, S. 1-25.

— Die Philosophie der Gegenwart, Leiden 1935.

— [Rez.] Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Übersicht der Philosophie der Gegenwart. Herausgegeben in Gemeinschaft mit zahlreichen Fachgenossen von M[ax] Frischeisen-Köhler, in: Die Geisteswissenschaften 1 (1913/14), S. 606-607.

Boutroux, Emile: Introduction, in: Bibliothèque du Congrès International de Philosophie, [Bd.] 1: Philosophie générale et Métaphysique, Paris 1900, S. XI-XXII [zuerst in: Revue de métaphysique et de morale 8 (1900), S. 503-511].

Braniß, Christlieb Julius: Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium. Hodegetische Vorträge, Breslau 1848.

Caspari, Otto: Das Erkenntnisproblem. Mit Rücksicht auf die gegenwärtig herrschenden Schulen, Breslau 1881.

Cassirer, Ernst: [Selbstanzeige] Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 7 (1902), S. 375-376.

- Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, Marburg 1902.
- Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, Bde. 1 u. 2, Berlin 1906-1907.
- Der kritische Idealismus und die Philosophie des ‚gesunden Menschenverstandes‘, Gießen 1906 (Philosophische Arbeiten, Bd. 1, H. 1).
- Kant und die moderne Mathematik (Mit Bezug auf Bertrand Russells und Louis Couturats Werke über die Prinzipien der Mathematik), in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 12 (1907), S. 1-49.
- Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik, Berlin 1910.
- Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, 2 Bde., 2. durchgesehene Aufl., Berlin 1911.
- Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik, in: Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Übersicht der Philosophie der Gegenwart 1 (1913), S. 1-59.
- Die Grundprobleme der Kantischen Methodik und ihr Verhältnis zur Nachkantischen Spekulation, in: Die Geisteswissenschaften 1 (1913/14), S. 784-787 u. 812-815.
- Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte, Berlin 1916.
- Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, Bd. 3: Die nachkantischen Systeme, Berlin 1920.
- Zur Einsteinschen Relativitätstheorie, Berlin 1921.
- Paul Natorp. 24. Januar 1854 - 17. August 1924, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 30 (1925), S. 273-298.
- Die Philosophie der Griechen von den Anfängen bis Platon, in: Dessoir, Max (Hrsg.): Lehrbuch der Philosophie, [Bd. 1:] Die Geschichte der Philosophie, Berlin [1925], S. 7-139.
- Axel Hägerström. Eine Studie zur schwedischen Philosophie der Gegenwart, Göteborg 1939 (Göteborgs Högskolas Årsskrift 45, 1939:1).
- Galileo. A New Science and a New Spirit, in: American Scholar 12 (1942), S. 5-19.
- Giovanni Pico della Mirandola. A Study of the History of Renaissance Ideas, in: Journal of the History of Ideas 3 (1942), S. 123-144 u. 319-346.

- Some Remarks on the Question of the Originality of the Renaissance, in: *Journal of the History of Ideas* 4 (1943), S. 49-56.
- The Place of Versalius in the Culture of the Renaissance, in: *The Yale Journal of Biology and Medicine* 11 (1943), S. 109-119.
- *An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture*, New Haven/London 1944.
- *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit*, Bd. 4: *Von Hegels Tod bis zur Gegenwart (1832-1932)*, Stuttgart 1957.
- *Idee und Gestalt. Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist (1920)*, Darmstadt 1989 [Nachdruck der 2. Aufl., Berlin 1924].
- *Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance*, Darmstadt 1977 [Nachdruck der 1. Aufl., Leipzig/Berlin 1927].
- *Zur Logik der Kulturwissenschaften. Fünf Studien*, 4., unveränderte Aufl., Darmstadt 1980 [zuerst 1942].
- *Geist und Leben. Schriften*, hrsg. v. Ernst Wolfgang Orth, Leipzig 1993.
- *Nachgelassene Manuskripte und Texte*, Bd. 1: *Zur Metaphysik der symbolischen Formen*, hrsg. v. John Michael Krois, unter Mitwirkung v. Anne Appelbaum, Rainer A. Bast, Klaus Christian Köhnke, Oswald Schwemmer, Hamburg 1995.
- *Nachgelassene Manuskripte und Texte*, Bd. 3: *Geschichte. Mythos. Mit Beilagen: Biologie, Ethik, Form, Kategorienlehre, Kunst, Organologie, Sinn, Sprache, Zeit*, hrsg. v. Klaus Christian Köhnke, Herbert Kopp-Oberstebrink u. Rüdiger Kramme, Hamburg 2002.
- *Nachgelassene Manuskripte und Texte*, Bd. 6: *Vorlesungen und Studien zur philosophischen Anthropologie*, hrsg. v. Gerald Hartung u. Herbert Kopp-Oberstebrink unter Mitwirkung v. Jutta Faehndrich, Hamburg 2005.
- *Nachgelassene Manuskripte und Texte*, Bd. 17: *Davoser Vorträge. Vorträge über Hermann Cohen. Mit einem Anhang Briefe Hermann und Martha Cohen an Ernst und Toni Cassirer 1901-1929*, hrsg. v. Jörn Bohr u. Klaus Christian Köhnke, Hamburg 2014.
- *Nachgelassene Manuskripte und Texte*, Bd. 18: *Ausgewählter wissenschaftlicher Briefwechsel. Als Beilage DVD-ROM mit sämtlichen bislang aufgefundenen Briefen*

von und an Ernst Cassirer, hrsg. v. John Michael Krois unter Mitarbeit v. Marion Lauschke, Claus Rosenkranz u. Marcel Simon-Gadhof, Hamburg 2009.

Cassirer, Toni: Mein Leben mit Ernst Cassirer, Hamburg 2003.

Charles, Pierre: [Rez.] Ernst Cassirer: Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik, in: *Revue de Philosophie* 11 (1911), S. 621-622.

Cohen, Hermann: Die platonische Ideenlehre, psychologisch entwickelt, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 4 (1866), S. 404-464.

— Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele – psychologisch entwickelt, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 5 (1868), S. 396-434 u. 6 (1869), S. 113-131.

— Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewusstseins, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 6 (1869), S. 173-263.

— Kants Theorie der Erfahrung, Berlin 1871 (wieder abgedruckt in: ders.: Werke, Bd. 1.3).

— Zur Controverse zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 7 (1871).

— Friedrich Albert Lange, in: *Preußische Jahrbücher* 37 (1876), S. 353-381 (wieder abgedruckt in: ders.: Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, Bd. 2, S. 357-391).

— Nekrolog auf Friedrich Albert Lange, in: *Philosophische Monatshefte* 12 (1876), S. 46/47.

— Kants Begründung der Ethik, Berlin 1877.

— Platons Ideenlehre und die Mathematik (1878), in: ders.: Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, Bd. 1, S. 336-366.

— Biographisches Vorwort (1881), in: Lange: *Geschichte des Materialismus*, 4. Aufl., 1882, S. V-XIII.

— Das Princip der Infinitesimal-Methode und seine Geschichte. Ein Kapitel zur Grundlegung der Erkenntnisskritik, Berlin 1883 (wieder abgedruckt in: Werke, Bd. 5).

- Von Kants Einfluß auf die deutsche Kultur. Rede bei der Marburger Universitätsfeier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 17. März 1883, Berlin 1883.
 - Kants Theorie der Erfahrung, 2., neubearbeitete Aufl., Berlin 1885.
 - Friedrich Albert Lange, in: Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, Bd. 2, 1928, S. 392-395. [zuerst in: Ethische Kultur 1 (1893)]
 - Biographisches Vorwort [in gegenüber der Ausg. 1882 veränderter Fassung], in: Lange: Geschichte des Materialismus, Bd. 1, 5. Aufl., 1896, S. V-XIII.
 - Einleitung mit kritischem Nachtrag, in: Lange: Geschichte des Materialismus, Bd. 2, 5. Aufl., 1896, S. XV-LXXVI.
 - Einleitung mit kritischem Nachtrag zur siebenten Auflage v. Fr[iedrich] Alb[ert] Lange's Geschichte des Materialismus in zweiter, erweiterter Auflage, in: Lange: Geschichte des Materialismus, 1. Buch, 7. Aufl., 1902, S. 439-454.
 - Logik der reinen Erkenntnis, Berlin 1902 (System der Philosophie, erster Teil).
 - Ethik des reinen Willens, Berlin 1904 (System der Philosophie, zweiter Teil).
 - Auch ein Zeichen vom Geiste der Zeit (1908), in: ders.: Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, Bd. 2, S. 335-340.
 - Die Geisteswissenschaften und die Philosophie, in: Die Geisteswissenschaften 1 (1913/14), S. 2-4.
 - Logik der reinen Erkenntnis, 2., verbesserte Aufl., Berlin 1914.
 - Der Begriff der Religion im System der Philosophie, Gießen 1915.
 - Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, hrsg. v. Albert Görland u. Ernst Cassirer, 2 Bde., Berlin 1928 (Veröffentlichungen der Hermann Cohen-Stiftung bei der Akademie für die Wissenschaft des Judentums).
 - Briefe, ausgewählt u. hrsg. v. Bertha u. Bruno Strauß, Berlin 1939.
 - [Briefe an Friedrich Albert Lange], in: Lange: Über Politik und Philosophie, 1968, S. 361-364 u. 369-379.
- [anonym. Bericht] Congrès international de philosophie, 1 – 5 août 1900, in : Revue de métaphysique et de morale 8 (1900), S. 503-698.
- Collingwood, Robin George: An Essay on Philosophical Method, 1933.

- Dilthey, Wilhelm: Archive für Literatur, in: Deutsche Rundschau 58 (1889), S. 360-375.
- Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften (1910), in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 7, Stuttgart/Göttingen 1958, S. 79-188.
- Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 3: Studien zur Geschichte des deutschen Geistes, 5., unveränderte Aufl., Stuttgart/Göttingen 1976, S. 210-268.
- Gesammelte Schriften, Bd. 4: Die Jugendgeschichte Hegels und andere Abhandlungen zur Geschichte des deutschen Idealismus, 6., unveränderte Aufl., Stuttgart/Göttingen 1990.
- Gesammelte Schriften, Bd. 9: Weltanschauungslehre. Abhandlungen zur Philosophie der Philosophie (1922), 6., unveränderte Aufl., Stuttgart/Göttingen 1991.
- Gesammelte Schriften, Bd. 15: Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart/Göttingen 1970.
- Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 4, Stuttgart/Göttingen 1990.
- Droysen, Johann Gustav: Grundriss der Historik (1882), hrsg. v. Erich Rothacker, Halle a. d. Saale 1925 (Philosophie und Geisteswissenschaften 1).
- Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, hrsg. v. Rudolf Hübner, München/Berlin 1937.
- Dünges, August: [Rez.] Cassirer, Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie 27 (1903), S. 357.
- Eisler, Rudolf: Wörterbuch der Philosophischen Begriffe und Ausdrücke, quellenmäßig bearbeitet, Berlin 1899.
- Ellissen, Otto Adolf: Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung, Leipzig 1891.
- Elsenhans, Theodor: [Rez.] Ernst Cassirer, Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, in: Archiv für Geschichte der Philosophie 21 (1908), S. 259-268.
- Eucken, Rudolf: Ueber den Werth der Geschichte der Philosophie, Jena 1874.

- Geschichte der philosophischen Terminologie. Im Umriss dargestellt, Leipzig 1879 (Nachdruck Hildesheim 1964).
 - Parteien und Parteinamen in der Philosophie, in: Philosophische Monatshefte 20 (1884), S. 1-32.
 - Zur Charakteristik der Philosophie Trendelenburg's, in: Philosophische Monatshefte 20 (1884), S. 342-366.
 - Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens in Bewusstsein und That der Menschheit, Leipzig 1885.
 - Die Einheit des Geisteslebens in Bewusstsein und That der Menschheit. Untersuchungen, Leipzig 1888.
 - Die Grundbegriffe der Gegenwart. Historisch und kritisch entwickelt, 2., völlig umgearbeitete Aufl., Leipzig 1893.
 - Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Neue Grundlegung einer Weltanschauung, Leipzig 1896.
 - Zur Einigung der Geisteswissenschaften, in: Die Geisteswissenschaften 1 (1913/14), S. 4-5.
 - [Rez.] Peter Petersen: Die Philosophie Friedrich Albert Trendelenburgs, in: Die Geisteswissenschaften 1 (1913/14), S. 524-525.
- Fischer, Kuno: Geschichte der neuern Philosophie, Bd. 2: Leibniz und seine Schule, 2., neu bearbeitete Aufl., Heidelberg 1867.
- Görland, Albert: Aristoteles und Kant bezüglich der Idee der theoretischen Erkenntnis, Gießen 1909 (Philosophische Arbeiten, Bd. 2, H. 2).
- Hermann Cohens systematische Arbeit im Dienste des kritischen Idealismus, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 17 (1912), S. 222-251.
- Gomperz, Heinrich: Platons Ideenlehre, in: Archiv für Geschichte der Philosophie 25 (1912), S. 443-495.
- Hartmann, Nicolai: Platos Logik des Seins, Gießen 1909 (Philosophische Arbeiten, Bd. 3).
- Systematische Methode, in: Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur 3 (1912), S. 121-163.
 - Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis, Berlin/Leipzig 1921.

- Platos Logik des Seins, 2. Aufl., Berlin 1965.
 - Der philosophische Gedanke und seine Geschichte, in: ders.: Kleinere Schriften, Bd. 2: Abhandlungen zur Philosophie-Geschichte, Berlin 1958, S. 1-27.
 - Zur Methode der Philosophiegeschichte, in: ders.: Kleinere Schriften, Bd. 3: Vom Neukantianismus zur Ontologie, Berlin 1958, S. 1-22.
- Hashagen, Justus: [Rez.] Geschichte der geistigen Kultur von der Mitte des 17. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts, in: Archiv für Kulturgeschichte 11 (1914), S. 241-262, 12 (1916), S. 104-126 u. 14 (1919), S. 307-321.
- Hegel, Gottfried Wilhelm Friedrich: Werke, Bd. 3: Phänomenologie des Geistes, Frankfurt a. Main 1970.
- Werke, Bd. 7: Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen, Frankfurt a. Main 1970.
- Heidegger, Martin: Der Zeitbegriff in der Geschichtswissenschaft, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 161 (1916), S. 173-188.
- [Rez.] Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. 2. Teil: Das mythische Denken, in: Deutsche Literaturzeitung 49 (1928), Sp. 1000-1012.
- Heimsoeth, Heinz: Die Methode der Erkenntnis bei Descartes und Leibniz, Gießen 1912.
- Hönigswald, Richard: [Rez.] Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Kritische Betrachtungen zu Ernst Cassirers gleichnamigen Werk, in: Deutsche Literaturzeitung 23 (1912), Sp. 2821-2843 u. 2885-2902.
- Zur Wissenschaftstheorie und -systematik. Mit besonderer Rücksicht auf Heinrich Rickerts *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 17 (1912), S. 28-84.
- Husserl, Edmund: Logische Untersuchungen, Bd. 1: Prolegomena zur reinen Logik, Halle a. d. Saale 1900.
- Philosophie als strenge Wissenschaft, in: Aufsätze und Vorträge 1911-1921, Dordrecht 1987, S. 3-62. [zuerst in: Logos 1 (1911), S. 289-341]
- Kabitz, Willy: [Rez.] Ernst Cassirer, Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, in: Deutsche Literaturzeitung 24 (1903), Sp. 773-776.

- Kant, Immanuel: Gesammelte Schriften, 1. Abt., Bd. 3: Kritik der reinen Vernunft, 2. Aufl., hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1904.
- Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft (1786), in: ders.: Gesammelte Schriften, 1. Abt., Bd. 4, hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1904, S. 465-565.
- Gesammelte Schriften, 1. Abt, Bd. 9: Logik, Physische Geographie, Pädagogik, hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin/Leipzig 1923.
- Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, Weischedel-Ausgabe, Bd. 11, Frankfurt a. Main 1977, S. 11-50.
- Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Sitzungsberichte 34 (1901).
- Kröner, Franz: Die Anarchie der philosophischen Systeme, Leipzig 1929.
- Krug, Traugott: Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte, Bd. 2, 2., verbesserte u. vermehrte Aufl., Leipzig 1833 (Nachdruck 1969).
- Lange, Friedrich Albert: Die Grundlegung der mathematischen Psychologie. Ein Versuch zur Nachweisung des fundamentalen Fehlers bei Herbart und Drobisch, Duisburg 1865.
- Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, Iserlohn 1866.
- dass., 2 Bde., 2., verbesserte u. vermehrte Aufl., Iserlohn 1873-1875.
- dass., 4. Aufl., besorgt u. mit biographischem Vorwort versehen v. Hermann Cohen, Iserlohn 1882.
- dass., 2 Bde., 5. (wohlfeile u. vollständige) Aufl., Biographisches Vorwort [in gegenüber der Ausg. 1882 veränderter Fassung] u. Einleitung mit kritischem Nachtrag v. Hermann Cohen, Leipzig 1896.
- dass., 2 Bde., 7. Aufl., Biographisches Vorwort u. Einleitung mit kritischem Nachtrag in 2., erweiterter Bearbeitung v. Hermann Cohen, Leipzig 1902.
- dass., 2 Bde., 8. Aufl., Leipzig 1908.
- [Art.] Seelenlehre (Psychologie), in: Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, unter Mitwirkung v. von Palmer u. Wildermuth hrsg. v. K. A.

- Schmid, Bd. 8: Schule – Sophisten der römischen Kaiserzeit, Gotha 1870, S. 573-667.
- Logische Studien. Ein Beitrag zur Neubegründung der formalen Logik und Erkenntnistheorie, Iserlohn 1877.
- Über Politik und Philosophie. Briefe und Leitartikel 1862 bis 1875, hrsg. u. bearbeitet v. Georg Eckert, Duisburg 1968 (Duisburger Forschungen, 10. Beiheft).
- Lasson, G.: Was heisst Hegelianismus?, Berlin 1916.
- Lasswitz, Kurd: Geschichte der Atomistik vom Mittelalter bis Newton, 2 Bde., Hamburg 1980.
- Leibniz: Opera philosophica quae exstant Latina Gallica Germanica omnia, edita recognovit e temporum rationibus disposita pluribus ineditis auxit introductione critica atque indicibus instruxit Joannes Eduardus Erdmann, Pars prior [et pars altera], Berlin 1840.
- Briefwechsel zwischen Leibniz und de Volder. 1698-1706, in: ders.: Die philosophischen Schriften, hrsg. v. C. J. Gerhardt, Bd. 2, Berlin 1879, S. 139-283.
- Leisegang, Hans: [Rez.] Geschichte als Philosophie der „Deutung“, in: Archiv für Rechts- Sozialphilosophie 27 (1933/34), S. 524-529.
- Levy, Heinrich: Die Hegel-Renaissance in der deutschen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung des Neukantianismus, Berlin-Charlottenburg 1927.
- Lindheimer, Franz P.: Beiträge zur Geschichte und Kritik der neukantischen Philosophie. Erste Reihe: Hermann Cohen, Bern 1900 (Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde an der Universität Bern 1899).
- Mannheim, Karl: Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie, Berlin 1922 (Kant-Studien, Ergänzungshefte 57).
- Marck, Siegfried: Die Lehre vom erkennenden Subjekt in der Marburger Schule, in: Logos 4 (1913), S. 364-386.
- Müller, Aloys: [Rez.] Cassirer: Substanzbegriff und Funktionsbegriff, in: Allgemeines Literaturblatt 21 (1912), Sp. 73-75.
- Natorp, Paul: Untersuchungen über die Erkenntnistheorie Descartes?. Habilitationsschrift, welche mit Genehmigung der philosophischen Facultät zu

- Marburg zur Erlangung der Venia docendi am 24. October vormittags 11 Uhr öffentlich verteidigt wird, Marburg 1881.
- Descartes' Erkenntnisstheorie. Eine Studie zur Vorgeschichte des Kriticismus, Marburg 1882.
 - Die kosmologische Reform des Kopernikus in ihrer Bedeutung für die Philosophie, in: Preußische Jahrbücher 49 (1882), S. 355-375.
 - Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems im Altertum. Protagoras, Demokrit, Epikur und die Skepsis, Berlin 1884.
 - [Rez.] Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens in Bewusstsein und That der Menschheit, von R. Eucken, in: Philosophische Monatshefte 23 (1887), S. 68-76.
 - Ueber objective und subjektive Begründung der Erkenntnis, in: Philosophische Monatshefte 23 (1887), S. 257-286.
 - [Rez.] Geschichte der alten Philosophie von W. Windelband [u.] Geschichte der Philosophie von W. Windelband, in: Philosophische Monatshefte 26 (1890), S. 356-362.
 - [Rez.] Grundriss der Geschichte der griechischen Philosophie von Eduard Zeller, in: Philosophische Monatshefte 26 (1890), S. 362-363.
 - Quantität und Qualität in Begriff, Urtheil und gegenständlicher Erkenntnis. Ein Kapitel der transcendentalen Logik, in: Philosophische Monatshefte 27 (1891), S. 1-160.
 - [Rez.] Geschichte der Atomistik vom Mittelalter bis Newton von Kurd Lasswitz, in: Philosophische Monatshefte 27 (1891), S. 334-350.
 - Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft, Stuttgart 1899.
 - Nombre, temps et espace dans leurs rapports avec les fonctions primitives de la pensée, in: Bibliothèque du Congrès International de Philosophie, [Bd.] 1: Philosophie générale et Métaphysique, Paris 1900, S. 343-389.
 - [anonym: abstract zu] Le nombre, le temps et l'espace, dans leur relation aux fonctions fondamentales de la pensée, essai de déduction, in: Revue de métaphysique et de morale 8 (1900), S. 568-569.

- Was uns die Griechen sind. Akademische Festrede zur Feier des 200jährigen Bestehens des Königreichs Preußen, gehalten am 18. Januar 1901, Marburg 1901 (Marburger akademische Reden, 1901, Nr.4).
- Zu den logischen Grundlagen der neueren Mathematik, in: Archiv für systematische Philosophie. Philosophische Monatshefte 7 (1901), S. 177-384.
- Zur Frage der logischen Methode. Mit Beziehung auf Edm. Husserls *Prolegomena zur reinen Logik*, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 6 (1901), S. 270-283.
- Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus, Leipzig 1903.
- Philosophische Propädeutik (Allgemeine Einleitung in die Philosophie und Anfangsgründe der Logik, Ethik und Psychologie) in Leitsätzen zu akademischen Vorlesungen, Marburg 1903.
- Logik (Grundlegung und logischer Aufbau der Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft) in Leitsätzen zu akademischen Vorlesungen, Marburg 1904.
- dass., 2., umgearbeitete Aufl., Marburg 1910.
- Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften, Leipzig/Berlin 1910.
- Über Philosophie, Geschichte und Philosophie der Geschichte, in: Historische Zeitschrift 100 (1908), S. 564-584.
- Philosophie. Ihr Problem und ihre Probleme. Einführung in den kritischen Idealismus, Göttingen 1911 (Wege zur Philosophie, Ergänzungsreihe: Einführung in die Philosophie der Gegenwart 1).
- Kant und die Marburger Schule. Vortrag gehalten in der Sitzung der Kantgesellschaft zu Halle a. Saale am 27. April 1912, Berlin 1912 [Sonderdruck aus Kant-Studien 17 (1912), S. 193-221].
- Philosophie und Psychologie, in: Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur 4 (1913), S. 176-202.
- [Rez.] Husserls „Ideen zu einer reinen Phänomenologie“, in: Die Geisteswissenschaften 1 (1913/14), S. 420-426 u. 448-451.
- Hermann Cohen als Mensch, Lehrer und Forscher, Marburg 1918 (Marburger akademische Reden 39).

- Leibniz und der Materialismus (1881), aus dem Nachlass hrsg. v. Helmut Holzhey, in: *studia leibnitiana. Zeitschrift für Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften* 17 (1985), S. 3-14.
- Nelson, Leonard: Über das sogenannte Erkenntnisproblem, Göttingen 1908 (Abhandlungen der Fries'schen Schule, N.F. 2, H. 4).
- Ortega Y Gasset, José: Der Aufstand der Massen, Stuttgart/Berlin o.J. [1929].
- History as a System, in: *Philosophy and History. Essays presented to Ernst Cassirer*, ed. by Raymond Klibansky and H[erbert] J[ames] Paton, London 1936.
- Reinhold, Ernst: Die Logik oder die allgemeine Denkformenlehre, Jena 1827.
- Ristitsch, Swetomir: [Rez.] Cassirer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik, in: *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie* 36 (1912), S. 107-119.
- Russell, Bertrand: A Critical Exposition of the Philosophy of Leibniz, Cambridge 1900.
- [Rez.] Recent Work on the Philosophy of Leibniz, in: *Mind* 12 (1903), S. 177-201.
- Scheler, Max F.: Die transszendentale und die psychologische Methode. Eine grundsätzliche Erörterung zur philosophischen Methodik, Leipzig 1900 (wiederveröffentlicht in: ders.: *Frühe Schriften*, hrsg. v. Maria Scheler und Manfred S. Frings, Bern/München 1971, S. 197-335).
- Schlegel, August Wilhelm / Schlegel, Friedrich: *Athenaeum*, erster Band, zweytes Stück (1798).
- Simmel, Georg: Gesamtausgabe, Bd. 14: Hauptprobleme der Philosophie. Philosophische Kultur, hrsg. v. Rüdiger Kramme u. Otthein Rammstedt, Frankfurt a. Main 1996.
- Die Probleme der Geschichtsphilosophie (zweite Fassung 1905/1907), in: ders.: Gesamtausgabe, Bd. 9: hrsg. v. Guy Oakes u. Kurt Röttgers, Frankfurt a. Main 1997.
- Stenzel, Julius: Zum Problem der Philosophiegeschichte. Ein methodologischer Versuch, in: *Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift* 26 (1921), S. 416-453.
- Stumpf, Carl: Psychologie und Erkenntnistheorie, in: *Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. 19, Abth. 2, München 1891, S. 465-516.

- Teggart, Frederick J.: Prolegomena to History. The Relation of History to Literature, Philosophy, and Science, Berkeley 1916 (University of California Publications in History 4, 3).
- The Processes of History, New Haven 1918.
 - Theory of History, New Haven 1925.
- Trendelenburg, Friedrich Adolf: Logische Untersuchungen, 2 Bde., Berlin 1840.
- Über den letzten Unterschied der philosophischen Systeme. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 18. November 1847, in: Philologische und historische Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1847, Berlin 1849, S. 241-262.
 - dass., 2. ergänzte Aufl., Leipzig 1862.
 - Historische Beiträge zur Philosophie, Bd. 3: Vermischte Abhandlungen, Berlin 1867.
 - Die königliche Betrachtung der Dinge und das Wesen der Wissenschaften. Vortrag vom 22. October 1857 zur Feier des Geburtstags des Königs Friederich Wilhelm IV. in der Akademie der Wissenschaften, in: ders.: Kleine Schriften, Bd. 2, Leipzig 1871, S. 66-80.
- Troeltsch, Ernst: Religionsphilosophie, in: Wilhelm Windelband (Hrsg.): Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Festschrift für Kuno Fischer, Heidelberg 1904, S. 104-162.
- [Rez.] Cassirer, Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, in: Theologische Literaturzeitung 29 (1904), Sp. 639-643.
 - Über Maßstäbe zur Beurteilung historischer Dinge. Rede zur Kaisergeburtstagsfeier der Berliner Universität, in: Historische Zeitschrift 116 (1916), S. 1-47.
 - Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen. Vortrag gehalten in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 28. November 1916, Berlin 1917.
 - [Rez.] Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte. Von Ernst Cassirer, in: Theologische Literaturzeitung 42 (1917), Sp. 368-371. [wieder abgedruckt in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 4, S. 696-698]
 - Der Historismus und seine Probleme. Erstes Buch: Das logische Problem der Geschichtsphilosophie, Tübingen 1922 [2. Nachdruck der Ausg. Aalen 1977].

- Zur Frage des religiösen Apriori. Eine Erwiderung auf die Bemerkungen von Paul Spieß, in: Gesammelte Schriften, Bd. 2: Zur religiösen Lage, Religionsphilosophie und Ethik, Tübingen 1913, S. 754-768.
- Gesammelte Schriften, Bd. 4: Aufsätze zur Geistesgeschichte und Religionssoziologie, Tübingen 1925.
- Vaihinger, Hans: Hartmann, Dühring und Lange. Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 19. Jahrhundert. Ein kritischer Essay, Iserlohn 1876.
- Volkelt, Johannes: Phänomenologie und Metaphysik der Zeit, München 1925.
- Vorländer, Karl: [Rez.] H. Cohen: Einleitung mit kritischem Nachtrag zu Fr. Alb. Langes Geschichte des Materialismus in fünfter Auflage, Leipzig 1896, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 1 (1897), S. 268-272.
- Geschichte der Philosophie, Bd. 2: Philosophie der Neuzeit, Leipzig 1903 (Philosophische Bibliothek 106).
- Windelband, Wilhelm: Logik, in: ders. (Hrsg.): Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Festschrift für Kuno Fischer, Bd. 1, Heidelberg 1904, S. 163-186.
- Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, 5., durchgesehene Aufl., Tübingen 1910.
- Die philosophischen Richtungen der Gegenwart, in: Ernst v. Aster (Hrsg.): Grosse Denker, Bd. 2, Leipzig 1911, S. 361-377.
- Geschichte und Naturwissenschaft (1894), in: ders.: Präludien, Bd. 2, 5. erw. Aufl., Tübingen 1915, S. 136-160.
- Wüst, Paul: [Rez.] Hönigswald, Über die Lehre Humes von der Realität der Aussendinge. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung, in: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift 15 (1910), S. 331-341.
- Zeller, Eduard: Wie soll man Geschichte der Philosophie schreiben? Eine Entgegnung an Herrn Dr. Wirth, in: Jahrbücher der Gegenwart [2] (1844), S. 818-830.
- Über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntniss-Theorie. Ein akademischer Vortrag, Heidelberg 1862.
- Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, München 1873.

- Die Geschichte der Philosophie, ihre Ziele und Wege, in: Archiv für Geschichte der Philosophie 1 (1888), S. 1-10 (wieder abgedruckt in: ders.: Kleine Schriften, Bd. 1, 1910, S. 410-418).
- Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Th. 1: Allgemeine Einleitung, Vorsokratische Philosophie, 1. Hälfte, 5. Aufl., Leipzig 1892.
- Die Geschichte der Philosophie, ihre Ziele und Wege (1888), in: ders.: Kleine Schriften, Bd. 1, unter Mitwirkung v. H[ermann] Diels u. K. Knoll hrsg. v. Otto Leuze, Berlin 1910, S. 410-418.

1.3 Gedruckte Quellen: Rezensionen zum *Erkenntnisproblem*⁸⁵

[Kinkel 1906]

Walter Kinkel: [Rez.], in: Deutsche Literaturzeitung 27 (1906), Nr. 19 v. 12. Mai, Sp. 1169-1175.

[Bályi 1906]

Felix Bályi: [Rez.], in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1906), Nr. 192 v. 21. Aug., S. 342-343.

[Görland 1906]

[Albert] Görland: [Rez.], in: Die Deutsche Schule. Monatsschrift 10 (1906), S. 645-646.

[Ostwald 1907]

W[ilhelm] O[stwald]: [Rez.], in: Annalen der Naturphilosophie 6 (1907), H. 1 v. 12. April, S. 93-94.

[Simon 1907]

Max Simon: [Rez.], in: Blätter für höheres Schulwesen. Monatsschrift zur Förderung der Interessen des akademisch gebildeten deutschen Lehrerstandes 24 (1907), Nr. 7 v. Juli, S. 102-104. -- dass. in: Südwestdeutsche Schulblätter. Organ des Badischen Philologen-Vereins, des Hessischen Oberlehrervereins sowie des Gymnasiallehrervereins in Württemberg 24 (1907), Nr. 4, S. 135-137.

[Mayer 1907]

⁸⁵ Verzeichnet werden in der Cassirer-Bibliographie von Sigrid Mayer/Walter Eggers: Ernst Cassirer. An Annotated Bibliography, New York/London 1988 erwähnte Rezensionen sowie neu aufgefundene. [Rez.] nach Verfassernamen steht durchgängig für die Angabe: Ernst Cassirer. Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, gefolgt von der Anzahl der Bände und den Angaben des Erscheinungsortes, Verlages, des Erscheinungsjahrs, der Seitenzählung, des Formats und Preises. Davon abweichende Überschriften der Rezensionen werden angeführt. Rezensionen zu anderen Werken Cassirers sind unter den Quellen aufgeführt.

E. M. Mayer: [Rez.], in: Die Christliche Welt. Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände 21 (1907), Nr. 33 v. 15. Aug., Sp. 801.

[Wüst 1907]

Paul Wüst: [Rez.], in: Literarisches Zentralblatt für Deutschland 58 (1907), Nr. 39 v. 28. Sept., Sp. 1236-1239.

[Fritzsche 1907]

Robert A. Fritzsche: [Rez.], in: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik 10 (1907), S. 299-302.

[Müller 1908]

Aloys Müller: [Rez.], in: Allgemeines Literaturblatt 17 (1908), Nr. 2 v. 31. Jan., Sp. 41-44.

[anonym 1908a]

[anonym:] [Rez.], in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1908), Nr. 43 v.18. März, S. 342.

[anonym 1908b]

[anonym:] [Rez.], in: Sozialistische Monatshefte 12 (1908), Bd. 1, H. 9 v. 30. April, S. 577-578.

[Blunt 1908]

Herbert W. Blunt: [Rez.], in: Mind. A quarterly review of psychology and philosophy, new series 17 (1908), no. 66, April, S. 258-263.

[Dürr 1908]

Dürr: [Rez.], in: Archiv für die gesamte Psychologie 13 (1908), H. 1 u. 2 v. 8. Sept., S. 1-42. [Cassirers Werk wird in einer Liste am Anfang des Berichts unter den zu rezensierenden Büchern angeführt, jedoch in diesem Teil des noch fortzusetzenden Berichts nicht rezensiert. Die Fortsetzung des Literaturberichts erschien allerdings nicht.]

[Kalweit 1908]

Paul Kalweit: [Rez.], in: Die Christliche Welt. Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände 22 (1908), Nr. 43 v. 22. Okt., Sp. 1036-1041.

[Ostwald 1908]

W[ilhelm] O[stwald]: [Rez.], in: Annalen der Naturphilosophie 7 (1908), H. 4 v. 18. Dez., S. 524-525.

[Wüst 1908]

Paul Wüst: [Rez.], in: *Altpreußische Monatsschrift* 45 (1908), H. 1, S. 150-159.

[Müller 1909]

Aloys Müller: [Rez.], in: *Allgemeines Literaturblatt* 18 (1909), Nr. 11 v. 15. Juni, Sp. 329-331.

[v. Brockdorff 1909]

Cay v. Brockdorff: [Rez.], in: *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie* 33 (1909), N.F. 8, H. 1, S. 95-98.

[Buchenau 1909]

Arthur Buchenau: [Rez.], in: *Kant-Studien* 14 (1909), H. 2 u. 3 v. 25. Juli, S. 278-282.

[Dessoir 1909]

Max Dessoir: [Rez.], in: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* 4 (1909), S. 275-277.

[Uebinger 1909]

Uebinger: [Rez.], in: *Philosophisches Jahrbuch, auf Veranlassung und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft* 22 (1909), H. 1, S. 80-82.

[Hoppe 1909/10]

Hoppe: [Rez.], in: *Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform* 6 (1909/10) (April 1909-März 1910), S. 185-186.

[Sabine 1910]

George H. Sabine: [Rez.], in: *The philosophical review* 19 (1910), no. 6, Nov. (whole no. 114), S. 647-664.

[Ott 1910]

Ott: [Rez.], in: *Religion und Geisteskultur. Zeitschrift für religiöse Vertiefung des modernen Geisteslebens* 4 (1910), H. 1, S. 94-95.

[Meyerson 1911]

Meyerson: [Rez.], in: *Revue de Métaphysique et de Morale*, 19 (1911), no. 1, Janvier, S. 100-129.

[Kinkel 1911]

Walter Kinkel: [Rez.], in: *Deutsche Literaturzeitung* 32 (1911), Nr. 16 v. 22. April, Sp. 965-974 u. Nr. 17 v. 29. April, Sp. 1029-1036.

[Wüst 1911]

Paul Wüst: [Rez.], in: Literarisches Zentralblatt für Deutschland 62 (1911), Nr. 22 v. 27. Mai, Sp. 693-694.

[anonym 1911]

[anonym:]: [Rez.], in: The Monist. A Quarterly Magazine 21 (1911), no. 4, Oct., S. 639.

[Sabine 1911]

George H. Sabine: [Rez.], in: The philosophical review 20 (1911), no. 6, Nov. (whole no. 120), S. 673-674.

[Samuel 1911]

Otto Samuel: [Rez.], in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 143 (1911), H. 2 v. 14. Dez., S. 199-204.

[Visconti 1912]

V. [Visconti?]: [Rez.], in: Rivista di Filosofia. Organo della Società Filosofica Italiana, 4 (1912), S. 129.

[Müller 1912]

Aloys Müller: [Rez.], in: Allgemeines Literaturblatt 21 (1912), H. 6 v. 31. März, Sp. 172-173.

[Sabine 1912]

George H. Sabine: [Rez.], in: The philosophical review 21 (1912), no. 2, March (whole no. 122), S. 259.

[Blunt 1912]

H[erbert] W. B[lunt]: [Rez.], in: Mind, New Series 21 (1912), no. 82, April, S. 282-283, u. no. 83, July, S. 459.

[Kowalewski 1912]

Kowalewski: [Rez.], in: Theologischer Literaturbericht 35 (1912), Nr. 7 v. Juli, S. 233-234.

[Wüst 1912]

Paul Wüst: [Rez.], in: Literarisches Zentralblatt für Deutschland 63 (1912), Nr. 30 v. 20. Juli, Sp. 956-957.

[Ostwald 1912]

W[ilhelm] O[stwald]: [Rez.], in: Annalen der Naturphilosophie 11 (1912), H. 3, S. 297-298.

[v. Aster 1913]

E[rnst] v. Aster: [Rez.], in: Göttingische gelehrte Anzeigen, unter der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften 175 (1913), Nr. 11 v. Nov., S. 666-676.

[Hashagen 1913/14]

Justus Hashagen: Geschichte der geistigen Kultur von der Mitte des 17. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. Eröffnungsbericht, in: Archiv für Kulturgeschichte 11 (1913/14), H. 2 v. 25. Juli 1913, S. 241-262 [zum *Erkenntnisproblem* S. 246-247].

[Spranger 1914]

E[duard] Spranger: [Rez.], in: Historische Zeitschrift 113 (1914), 3. Folge Bd. 17, S. 87-89.

[Sztern 1921]

Sztern: [Rez.], in: Neue Zürcher Zeitung 142 (1921), No. 371 v. 11. März [S. 1-2].

[Troeltsch 1921]

Troeltsch: [Rez.], in Theologische Literaturzeitung 46 (1921), Nr. 13/14 v. 30. Juli, Sp. 160-161.

[Keyserling 1921]

Keyserling: [Rez.], in: Der Bücherwurm. Eine Zeitschrift für Bücherfreunde 7 (1921), H. 1, S. 47.

[Grau 1922]

J. Grau: [Rez.], in: Preußische Jahrbücher 190 (1922), H. 3 v. Dez., S. 368-369.

[Buchenau 1924]

Artur Buchenau: Zur philosophischen Literatur der Gegenwart, in: Geisteskultur. Monatshefte der Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur u. Volksbildung 33 (1924), H. 7-9, Aug.-Okt., S. 280-286.

[Glockner 1924]

Hermann Glockner: [Rez.], in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 2 (1924), H. 1, S. 146-147.

[Böhm 1928/29]

Anton Böhm: Fichtes Gesellschaftsphilosophie im neueren Schrifttum, in: Blätter für Deutsche Philosophie. Zeitschrift der Deutschen Philosophischen Gesellschaft 2 (1928/29), H. 3/4, S. 353-384 [zum *Erkenntnisproblem* S. 369-371].

[Krüger 1935]

Gerhard Krüger: Die Aufgabe der Hegelforschung, in: Theologische Rundschau 7 (1935), N.F., H. 2, S. 86-130, u. H. 5, S. 294-318 [zum *Erkenntnisproblem Bd. 3* S. 98-99].

[De Toni 1954]

De Toni: [Rez.], in: aut aut. rivista di filosofia e di cultura 4 (1954), no. 24, S. 512-521.

2. Sekundärliteratur

- Anderson, R. Lanier: Neo-Kantianism and the Roots of Anti-Psychologism, in: *British Journal for the History of Philosophy* 13 (2005), S. 287-323.
- Angehrn, Emil: Die Unabgeschlossenheit des Vergangenen. Erinnerung, Wiederholung und Neubeginn bei Walter Benjamin und Jacques Derrida, in: *RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse – Freud - Lacan* 16 (2001), H. 51, S. 43-62.
- Wozu Philosophiegeschichte?, in: *Philosophie und Philosophiegeschichte / La philosophie et son histoire. Studia Philosophica* 61 (2002), S. 37-65 (Jahrbuch der Schweizerischen philosophischen Gesellschaft).
- Denken in der Zeit. Philosophiegeschichte und Geschichtsphilosophie, in: Rohbeck / Nagl-Docekal (Hrsg.): *Geschichtsphilosophie und Kulturkritik*, 2003, S. 184-201.
- Interpretation und Dekonstruktion. Untersuchungen zur Hermeneutik, Weilerswist 2003.
- Bast, Rainer A.: *Problem, Geschichte, Form. Das Verhältnis von Philosophie und Geschichte bei Ernst Cassirer im historischen Kontext*, Berlin 2000 (Philosophische Schriften 40).
- Baumgartner, Hans Michael: *Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft*, Frankfurt a. Main 1997.
- Bevir, Max: The role of contexts in understanding and explanation, in: Bödeker (Hrsg.): *Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte*, 2002, S.159-208.
- Bittner, Rüdiger: Probleme, theoretische Probleme, philosophische Probleme, in: Schulte / Wenzel (Hrsg.): *Was ist ein ‚philosophisches‘ Problem?*, 2001, S. 21-26.
- Blumenberg, Hans: Epochenschwelle und Rezeption, in: *Philosophische Rundschau* 6 (1958), S. 94-120.
- Die Vorbereitung der Neuzeit, in: *Philosophische Rundschau* 9 (1962), S. 81-133.
- Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos, in: Fuhrmann, Manfred (Hrsg.): *Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption*, München 1971, S. 11-66 (Poetik und Hermeneutik IV).
- Beobachtungen an Metaphern, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 15 (1971), S. 161-214.

- Ernst Cassirers gedenkend bei Entgegennahme des Kuno-Fischer-Preises der Universität Heidelberg 1974, in: ders.: Wirklichkeiten in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede, Stuttgart 1981, S. 163-172.
- Die Legitimität der Neuzeit. Erneuerte Ausgabe, Frankfurt a. Main 1996.
- Bödeker, Hans Erich (Hrsg.): Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte, Göttingen 2002 (Göttinger Gespräche zur Geisteswissenschaft 14).
- Ausprägungen der historischen Semantik in den historischen Kulturwissenschaften, in: ders., Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte, 2002, S.7-27.
- Reflexionen über Begriffsgeschichte als Methode, in: ders., Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte, 2002, S.73-121.
- Bourel, Dominique: Ernst Cassirer et l'école de Marbourg, in: Seidengart (Hrsg.): Ernst Cassirer, 1990, S. 69-80.
- Brelage, Manfred: Fundamentalanalyse und Regionalanalyse. Eine problemgeschichtliche Untersuchung zur Kategorienlehre bei Paul Natorp und Nicolai Hartmann, Köln 1957.
- Recht und Grenzen der Typologien. Ein Beitrag zum Verhältnis von Philosophie und Geisteswissenschaften (1962), in: ders.: Studien, 1965, S. 63-71.
- Die Geschichtlichkeit der Philosophie und die Philosophiegeschichte, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 16 (1962), S. 375-405.
- Studien zur Transzendentalphilosophie, Berlin 1965.
- Castelli Gattinara, Enrico: Epistémologie 1900. La tradition française, in: Revue de synthèse 122 (2001), S. 347-364.
- Canguilhem, Georges: Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze, hrsg. v. Wolfgang Lepenies, Frankfurt a. Main 1979.
- Collins, Randall: The Sociology of Philosophies. A Global Theory of Intellectual Change, Cambridge [et al.] 1998.
- Cusinato, Guido: Die Historisierung des Apriori und der Funktionalisierungsbegriff im Denken Max Schelers, in: Hubig / Poser (Hrsg.): Cognitio humana, Bd. 1, 1996, S. 846-853.

- Daston, Lorraine / Galison, Peter: The Image of Objectivity, in: *Representations* 40 (1992), S. 81-128.
- Objektivität, Frankfurt a. Main 2007.
- Dathe, Uwe: „Mit der Fackel Trendelenburgs in der Hand“. Rudolf Euckens Treue zu Friedrich Adolf Trendelenburg, in: Hartung / Köhnke (Hrsg.): *Friedrich Adolf Trendelenburgs Wirkung*, 2006, S. 105-122.
- De Biase, Riccardo: Morphological Historicism and Ethical Destination. Ernst Cassirer's Conception of the History of Philosophy, in: Recki (Hrsg.): *Philosophie der Kultur*, 2012, S. 277-296.
- Deuser, Hermann / Moxter, Michael (Hrsg.): *Rationalität der Religion und Kritik der Kultur. Hermann Cohen und Ernst Cassirer*, Würzburg 2002 (Religion in der Moderne).
- Dierken, Jörg: Individuelle Totalität. Ernst Troeltschs Geschichtsphilosophie in praktischer Absicht, in: Graf (Hrsg.): *Ernst Troeltschs Historismus*, 2000, S. 243-260.
- Dosch, Hans Günter: Cassirers Erkenntnistheorie. Kommentar eines Physikers, in: Marx (Hrsg.): *Determinismus – Indeterminismus*, 1990, S. 111-135.
- Edel, Geert: *Von der Vernunftkritik zur Erkenntnislogik. Die Entwicklung der theoretischen Philosophie Hermann Cohens*, Freiburg/München 1988.
- Kantianismus oder Platonismus. Hypothesis als Grundbegriff der Philosophie Hermann Cohens, in: *il cannocchiale* (1991), S. 59-87.
- Die Entkräftung des Absoluten. Ursprung und Hypothesis in der Philosophie Hermann Cohens, in: Holzhey / Orth (Hrsg.): *Neukantianismus*, 1994, S. 329-342.
- Fichte – Marburger Neukantianismus (insbesondere Natorp) und die philosophische Methode, in: Pätzold / Krijnen: *Der Neukantianismus und das Erbe des deutschen Idealismus*, 2002, S. 35-48.
- Ferrari, Massimo: Das Problem der Geisteswissenschaften in den Schriften Cassirers für die Bibliothek Warburg (1921-1923), in: Hans-Jürg Braun / Helmut Holzhey / Ernst Wolfgang Orth (Hrsg.): *Über Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen*, Frankfurt a. Main 1988, S. 114-133.
- La genèse de das Erkenntnisproblem. Le lien entre systématique et histoire de la philosophie, in: Seidengart (Hrsg.): *Ernst Cassirer*, 1990, S. 97-114.

- Ist Cassirer methodisch gesehen ein Neukantianer?, in: Pätzold / Krijnen: Der Neukantianismus und das Erbe des deutschen Idealismus, 2002, S. 103-122.
 - Ernst Cassirer. Stationen einer philosophischen Biographie. Von der Marburger Schule zur Kulturphilosophie, Hamburg 2003 (Cassirer-Forschungen 11).
 - Das Faktum der Wissenschaft, die transzendente Methode und die Kulturphilosophie bei Ernst Cassirer, in: Recki (Hrsg.): Philosophie der Kultur, 2012, S. 337-358.
- Fink, Eugen: Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 11 (1957).
- Frede, Dorothea / Schmücker, Reinold (Hrsg.): Ernst Cassirers Werk und Wirkung. Kultur und Philosophie, Darmstadt 1997.
- Freimuth, Frank: Friedrich Albert Lange – Denker der Pluralität. Erkenntnistheorie, Pädagogik, Politik, Frankfurt a. Main [et al.] 1995 (Paideia. Studien zur systematischen Pädagogik 11).
- Freundlieb, Dieter: Dieter Henrich and Contemporary Philosophy. The Return to Subjectivity, 2003 (Ashgate new critical thinking in Philosophy).
- Friedman, Michael: Kant, die exakten Wissenschaften und das 20. Jahrhundert, Bielefeld 1993 (Report Nr. 8/93 of the Research Group on Semantical Aspects of Spacetime Theories (1992/93) at the Center for Interdisciplinary Research).
- A Parting of the Ways. Carnap, Cassirer, and Heidegger, Chicago 2000.
- Gadamer, Hans Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1960.
- Geldsetzer, Lutz: Die Philosophie der Philosophiegeschichte im 19. Jahrhundert. Zur Wissenschaftstheorie der Philosophiegeschichtsschreibung und -betrachtung, Meisenheim a. Glan 1968.
- Begriffe und Ideale wissenschaftlicher Philosophie, in: Albrecht Diemer (Hrsg.): Der Wissenschaftsbegriff. Historische und systematische Untersuchungen. Vorträge und Diskussionen im April 1968 in Düsseldorf und im Oktober 1968 in Fulda, Meisenheim a. Glan 1970, S. 171-187 (Studien zur Wissenschaftstheorie 4).
 - [Art.] Problemgeschichte, in: Ritter / Gründer / Gabriel (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 7, 1989, Sp. 1410-1414.

- Gessner, Willfried: *Der Schatz im Acker*. Georg Simmels Philosophie der Kultur, Weilerswist 2003.
- Göller, Thomas: Ernst Cassirer über Geschichte und Geschichtswissenschaft, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 45 (1991), S. 224-248.
- Gordon, Peter E.: *Continental Divide*. Heidegger, Cassirer, Davos, Cambridge/London 2010.
- Graeser, Andreas: *Ernst Cassirer*, München 1994.
- Graf, Friedrich Wilhelm (Hrsg.): „Geschichte durch Geschichte überwinden“. Ernst Troeltsch in Berlin, Gütersloh 2006 (Troeltsch-Studien, N.F. 1).
- Philosophisch reflektierte Kriegserfahrung. Einige Überlegungen zu Ernst Troeltschs „Kaisergeburtstagsrede“, in : ders. (Hrsg.): „Geschichte durch Geschichte überwinden“, 2006, S. 231-252.
- (Hrsg.): Ernst Troeltschs *Historismus*, Gütersloh 2000 (Troeltsch-Studien 11).
- Die Positivität des Geistigen. Rudolf Euckens Programm neoidealistischer Universalintegration, in: ders. / Rüdiger vom Bruch / Gangolf Hübinger (Hrsg.): *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900*, Bd. 2: Idealismus und Positivismus, Stuttgart 1997, S. 53-85.
- / Ruddies, Hartmut: Ernst Troeltsch. Geschichtsphilosophie in praktischer Absicht, in: Josef Speck (Hrsg.): *Philosophie der Neuzeit*, Bd. 4, Göttingen 1986, S. 128-164 (Grundprobleme der großen Philosophen).
- Grafton, Anthony: *Defenders of the Text*. The Tradition of Scholarship in an Age of Science, Cambridge/London 1991.
- *Commerce with the Classics*. Ancient Books and Renaissance Readers, Ann Arbor 1997.
- Grayling, A. C.: Family Feuds [Rez. Collins: *The Sociology of Philosophies*], in: *The New York Times Review of Books*, 27. Sept. 1998.
- Gründer, Karlfried: *Reflexion der Kontinuitäten*. Zum Geschichtsdenken der letzten Jahrzehnte, Göttingen 1982.
- Hänel, Michael: *Problemgeschichte als Forschung*. Die Erbschaft des Neukantianismus, in: Oexle (Hrsg.): *Das Problem der Problemgeschichte 1880-1932*, 2001, S. 85-127.

- Hardtwig, Wolfgang: Geschichtsprozess oder konstruierte Geschichte. Eine Auseinandersetzung mit H. M. Baumgartner, „Kontinuität und Geschichte“, in: Philosophisches Jahrbuch 81 (1974), S. 381-390.
- / Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): Kulturgeschichte Heute, Göttingen 1996 (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 16).
- / Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): Einleitung, in: dies.: Kulturgeschichte Heute, 1996, S. 7-13.
- Hartung, Gerald: Das Maß des Menschen. Aporien der philosophischen Anthropologie und ihre Auflösung in der Kulturphilosophie Ernst Cassirers, Weilerswist 2003.
- / Schiller, Kay (Hrsg.): Weltoffener Humanismus. Philosophie, Philologie und Geschichte in der deutsch-jüdischen Emigration, Bielefeld 2006.
- / Klaus Christian Köhnke (Hrsg.): Friedrich Adolf Trendelenburgs Wirkung, Eutin 2006 (Eutiner Forschungen 10).
- Zum Verhältnis von Philosophie und Wissenschaften bei Eduard Zeller, in: ders. (Hrsg.): Eduard Zeller. Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert, Berlin / New York 2010, S. 153-176.
- Heimsoeth, Heinz / Heiß, Robert: Nicolai Hartmann. Der Denker und sein Werk. Fünfzehn Abhandlungen mit einer Bibliographie, Göttingen 1952.
- Heinz, Marion: Fichte und die philosophische Methode bei Windelband (2002), in: Pätzold / Krijnen: Der Neukantianismus und das Erbe des deutschen Idealismus, 2002, S. 135-146.
- Henckmann, Wolfhart: Der Systemanspruch von Schellers Philosophie, in: Ernst Wolfgang Orth / Gerhard Pfafferott (Hrsg.): Studien zur Philosophie von Max Scheler. Internationales Max-Scheler-Colloquium „Der Mensch im Weltalter des Ausgleichs“ (Universität zu Köln 1993), Freiburg/München 1994, S. 271-312 (Phänomenologische Forschungen 28/29).
- Henrich, Dieter: Identität und Objektivität. Eine Untersuchung über Kants transzendente Deduktion, Heidelberg 1976.
- Einleitung. Über die Probleme bei der Erforschung der nachkantischen Philosophie, in: ders.: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795), Stuttgart 1991, S. 9-26.

- Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung, in: Mulsow / Stamm (Hrsg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-30.
- Weitere Überlegungen zum Programm der Konstellationsforschung, in: Mulsow / Stamm (Hrsg.): Konstellationsforschung, 2005, S. 207-218.
- Hofer, Roger: Gegenstand und Methode. Untersuchungen zur frühen Wissenschaftslehre Emil Lasks, Würzburg 1997 (Studien und Materialien zum Neukantianismus 10).
- Holzhey, Helmut: Philosophische Kritik. Zum Verhältnis von Erkenntnistheorie und Sozialphilosophie bei F. A. Lange, in: Knoll / Schoeps (Hrsg.): Friedrich Albert Lange, 1975, S. 207-225.
- Philosophische Epigonalität. Ein abbrechendes Plädoyer in einer neu zu beurteilenden Sache, in: Studia Philosophica. Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft 36 (1976), S. 24-36.
- Die Leibniz-Rezeption im „Neukantianismus“ der Marburger Schule, in: Leibniz. Werk und Wirkung. IV. Internationaler Leibniz-Kongreß, Hannover 1983, Bd. 1: Vorträge, S. 287-295.
- Einführung des Herausgebers, in: Hermann Cohen: Werke, Bd. 5, II: Einleitung mit kritischem Nachtrag zur [9. Auflage der] Geschichte des Materialismus von F. A. Lange [in 3., erweiterter Aufl.], Hildesheim 1984, S. 7-30.
- Cohen und Natorp, 2 Bde., Basel/Stuttgart 1986.
- [Art.] Problem, in: Ritter / Gründer / Gabriel (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 7, 1989, Sp. 1397-1408.
- Die Vernunft des Problems. Eine begriffsgeschichtliche Annäherung an das Problem der Vernunft, in: Mathesis rationis. Festschrift für Heinrich Schepers, hrsg. v. Albert Heinekamp, Wolfgang Lenzen, Martin Schneider, Münster 1990, S. 27-45.
- Hegel im Neukantianismus. Maskerade und Diskurs, in: il canocchiale 1/2 (1991), S. 9-27.
- Erkenntnislogische Grundlegung und Systemkonzeption bei Cohen, in: ders. (Hrsg.): Hermann Cohen, Frankfurt a. Main [et al.] 1994, S. 339-362 (Auslegungen 4).
- / Orth, Ernst Wolfgang (Hrsg.): Neukantianismus. Perspektiven und Probleme, Würzburg 1994 (Studien und Materialien zum Neukantianismus 1).

- Kants Geschichtsphilosophie im Neukantianismus, in: Rudolph / Küppers (Hrsg.): Kulturkritik nach Ernst Cassirer, 1995, S. 85-104.
 - Vernunft in der Religion – Religion in der Kultur. Hermann Cohens kritische Kulturphilosophie aus den Quellen des Judentums, in: Deuser / Moxter (Hrsg.): Rationalität der Religion und Kritik der Kultur, 2002, S. 21-38.
 - / Röd, Wolfgang: Die Philosophie des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts [Teil] 2: Neukantianismus, Idealismus, Realismus, Phänomenologie, München 2004 (Geschichte der Philosophie, Bd. 12).
- Horstmann, Rolf-Peter: Ontologie und Relationen. Hegel, Bradley, Russell und die Kontroverse über interne und externe Beziehungen, Königstein i. Taunus 1984.
- Hubbert, Joachim: Transzendente und empirische Subjektivität in der Erfahrung bei Kant, Cohen, Natorp und Cassirer, Frankfurt a. Main [et al.] 1993 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 20, Philosophie 388).
- Hubig, Christoph / Poser, Hans (Hrsg.): Cognition humana – Dynamik des Wissens und der Werte. XVII. Deutscher Kongreß für Philosophie, 2 Bde. Leipzig 1996.
- Hübener, Wolfgang: [Art.] Problemgeschichte, in: Ritter / Gründer / Gabriel (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 7, 1989, Sp. 1414-1416.
- Ihmig, Karl-Norbert: Cassirers Invariantentheorie der Erfahrung als Theorie der Wissenschaftsentwicklung, in: Drei Beiträge zur Geschichte der Raum-Zeit-Theorie, Bielefeld 1993, S. 1-13 (Report Nr. 5/93 of the Research Group on Semantical Aspects of Spacetime Theories (1992/93) at the Center for Interdisciplinary Research).
- Cassirers Rezeption des „Erlanger Programms“ von Felix Klein, in: Plümacher / Schürmann (Hrsg.): Einheit des Geistes, 1996, S. 141-163.
 - Leibniz' Kontinuitätsprinzip und seine Bedeutung für die Wissenschaftsauffassung des 19. Jahrhunderts, in: Hubig / Poser (Hrsg.): Cognition humana, 1996, S. 990-997.
 - Cassirers Invariantentheorie der Erfahrung und seine Rezeption des „Erlanger Programms“, Hamburg 1997 (Cassirer-Forschungen 2).
 - Grundzüge einer Philosophie der Wissenschaften bei Ernst Cassirer, Darmstadt 2001.
- Jacobsen, Bjarne: Max Weber und Friedrich Albert Lange. Rezeption und Innovation, Wiesbaden 1999.

- Jauss, Hans Robert: Brunetto Latini als allegorischer Dichter, in: Walter Müller-Seidel / Wolfgang Preisendanz (Hrsg.): Formenwandel. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Böckmann, Hamburg 1964, S. 47-92.
- Einleitung. Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur, in: ders.: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956-1976, München 1977, S. 9-47.
- Jegelka, Norbert: Paul Natorp. Philosophie, Pädagogik, Politik, Würzburg 1992 (Epistemata. Reihe Philosophie 109).
- Kaufmann, Fritz: Das Verhältnis der Philosophie Cassirers zum Neukantianismus und zur Phänomenologie, in: Schilpp (Hrsg.): Ernst Cassirer, 1949, S. 566-612.
- Kesselring, Thomas: Die Produktivität der Antinomie. Hegels Dialektik im Lichte der genetischen Erkenntnistheorie und der formalen Logik, Frankfurt a. Main 1984.
- Kitcher, Patricia: Kant's Transcendental Psychology, Oxford 1990.
- Klein, Joseph: Nicolai Hartmann und die Marburger Schule, in: Heimsoeth / Heiß: Nicolai Hartmann, 1952, S. 105-130.
- Kleiner, H.: [Art.] Neuhegelianismus, in: Ritter / Gründer / Gabriel (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 6, 1984, Sp. 743.
- Knoll, Joachim H. / Schoeps, Julius H. (Hrsg.): Friedrich Albert Lange. Leben und Werk, Duisburg 1975 (Duisburger Forschungen 21).
- Knoppe, Thomas: Die theoretische Philosophie Ernst Cassirers. Zu den Grundlagen transzendentaler Wissenschafts- und Kulturtheorie, Hamburg 1992.
- [Rez.] Sieg: Aufstieg und Niedergang des Marburger Neukantianismus, in: Philosophischer Literaturanzeiger. Ein Referateorgan für die Neuerscheinungen der Philosophie und ihrer gesamten Grenzgebiete 49 (1996), S. 339-343.
- Köhnke, Klaus Christian: Über den Ursprung des Wortes Erkenntnistheorie – und dessen vermeintliche Synonyme, in: Archiv für Begriffsgeschichte 25 (1981), S. 185-210.
- Philosophische Begriffe in wissenschaftsinterner und –externer Kommunikation. Am Beispiel der Fichte-Festreden des Jahres 1862, in: Archiv für Begriffsgeschichte 27 (1983), S. 233-265.

- Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus. Die deutsche Universitätsphilosophie zwischen Idealismus und Positivismus, Frankfurt a. Main 1986.
 - Die Wechselwirkung zwischen Diltheys Soziologiekritik und Simmels soziologischer Methodik, in: Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften 6 (1989), S. 303-326.
 - Der junge Georg Simmel zwischen Positivismus und Neukantianismus? Ein Vortrag, in: Simmel Newsletter 1 (1991), S. 123-137.
 - Sinn für Institutionen. Mitteilungen aus Wilhelm Windelbands Heidelberger Zeit (1903-1915), in: Hubert Treiber / Karol Sauerland (Hrsg.): Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der „geistigen Geselligkeit“ eines „Weltdorfes“: 1850-1950, Opladen 1995, S. 32-69.
 - Der junge Simmel in Theoriebeziehungen und sozialen Bewegungen, Frankfurt a. Main 1996.
 - „Unser junger Freund“ – Hermann Cohen und die Völkerpsychologie, in: Marx / Orth (Hrsg.): Hermann Cohen und die Völkerpsychologie, 2001, S. 62-77.
 - Einleitung, in: Moritz Lazarus: Grundzüge der Völkerpsychologie und Kulturwissenschaft. Hrsg., mit einer Einleitung u. Anm. versehen v. Klaus Christian Köhnke, Hamburg 2003, S. IX-XLII (Philosophische Bibliothek 551).
 - Trendelenburgs Modernisierung der deutschen Philosophie, in: Hartung / Köhnke (Hrsg.): Friedrich Adolf Trendelenburgs Wirkung, 2006, S. 257-270.
- König, Helga: [Art.] Konstruktion, in: Ritter / Gründer / Gabriel (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 4, 1976, Sp. 1009-1015.
- Konersmann, Ralf (Hrsg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern, Darmstadt 2007.
- Kopp-Oberstebrink, Herbert: Wiederholung und Dasein. Ernst Cassirers Auseinandersetzung mit Heideggers Geschichtsverständnis, in: Hans-Jürgen Lachmann / Uta Köser (Hrsg.): Kulturwissenschaftliche Studien 7, Leipzig 2001, S. 38-46.
- Kulturphilosophie und symbolische Formen. Herder in der Rezeption Ernst Cassirers, in: Christoph Schulte (Hrsg.): Hebräische Poesie und jüdischer Volksgeist. Die Wirkungsgeschichte von Johann Gottfried Herder im Judentum Mittel- und Osteuropas, Hildesheim [et al.] 2003, S. 211-223.

- Raoul Richter. Ambivalenzen der Moderne, in: Sven Kuhrau / Kurt Winkler (Hrsg.): Juden. Bürger. Berliner. Das Gedächtnis der Familie Beer-Meyerbeer-Richter, unter Mitarbeit v. Alice Uebe, Berlin 2004, S. 155-172.
 - Humanistische Begründung der Geschichte. Ernst Cassirers Konzeption von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung während der Exilszeit, in: Gerald Hartung / Kay Schiller (Hrsg.): Weltoffener Humanismus. Philosophie, Philologie und Geschichte in der deutsch-jüdischen Emigration, Bielefeld 2006, S. 53-70.
 - Konstellationen und Kontexte. Formen von Philosophiegeschichtsschreibung in Ernst Cassirers Philosophie, in: Recki (Hrsg.): Philosophie der Kultur, 2012, S. 255-276.
 - Umbesetzung, in: Robert Buch / Daniel Weidner (Hrsg.): Blumenberg lesen. Ein Glossar, Frankfurt a. Main 2014 (im Erscheinen).
- Korsch, Dietrich / Enno Rudolph (Hrsg.): Die Prägnanz der Religion in der Kultur. Ernst Cassirer und die Theologie, Tübingen 2000 (Religion und Aufklärung 7).
- Religion und Kultur bei Hermann Cohen und Ernst Cassirer, in: ders. / Rudolph (Hrsg.): Die Prägnanz der Religion in der Kultur, 2000, S. 162-178.
- Koselleck, Reinhart: Hinweise auf die temporalen Strukturen begriffsgeschichtlichen Wandels, in: Bödeker (Hrsg.): Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte, 2002, S. 29-47.
- Kreis, Guido: Cassirer und die Formen des Geistes, Berlin 2010.
- Kreiter, Erik: Philosophy and the Problem of History. Hegel and Windelband, in: Pätzold / Krijnen (Hrsg.): Der Neukantianismus und das Erbe des deutschen Idealismus, 2002 S. 147-160.
- Krois, John Michael: Cassirer. Symbolic Forms and History, New Haven/London 1987.
- A Note about Philosophy and History. The Place of Cassirer's *Erkenntnisproblem*, in: Science in Context 9 (1996), S. 191-194.
 - Cassirer: Aufklärung und Geschichte, in: Frede / Schmücker (Hrsg.): Ernst Cassirers Werk und Wirkung, 1997, S. 122-144.
 - Kultur als Symbolprozess. Philosophische Konsequenzen eines Paradigmenwechsels, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 49 (2001), S. 367-375.

- Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, 2., revidierte, um das Postscriptum v. 1969 ergänzte Aufl., Frankfurt a. Main 1976.
- Laak, Dirk van: Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik, Berlin 1993.
- Landmann, Michael: Geleitwort, in: Brelage: Studien, 1965, S. III-VIII.
- Lauth, Reinhard: Die absolute Ungeschichtlichkeit der Wahrheit, Berlin [et al.] 1966.
- Lehmann, Gerhard: Geschichte der nachkantischen Philosophie. Kritizismus und kritisches Motiv in den philosophischen Systemen des 19. und 20. Jahrhunderts. Berlin 1931.
- Kant im Spätidealismus und die Anfänge der neukantischen Bewegung, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 17 (1963), S. 438-456.
- Leinkauf, Thomas (Hrsg.): Dilthey und Cassirer. Die Deutung der Neuzeit als Muster von Geistes- und Kulturgeschichte, Hamburg 2003 (Cassirer-Forschungen 10).
- Lembeck, Karl-Heinz: Die Gültigkeit historischen Wissens. Zum Zusammenhang von Geschichtstheorie und Geschichtstheologie bei Ernst Troeltsch, in: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 33 (1982), S. 193-208.
- [Rez.] Helmut Holzhey: Cohen und Natorp, in: Archiv für Geschichte der Philosophie 71 (1989), S. 109-111.
- Historisches Bewusstsein und philosophische Archäologie. Natorp und Dilthey zum Problem der Philosophiegeschichte, in: Holzhey / Orth (Hrsg.): Neukantianismus, 1994, S. 379-396.
- Platon in Marburg. Platon-Rezeption und Philosophiegeschichtsphilosophie bei Cohen und Natorp, Würzburg 1994 (Studien und Materialien zum Neukantianismus 3).
- Lessing, Hans-Ulrich: [Art.] Wirkungsgeschichte, in: Ritter / Gründer / Gabriel (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 12, 2004, Sp. 846-847.
- Trendelenburgs *Logische Untersuchungen* und Diltheys Theorie der Wissenschaften, in: Hartung / Köhnke (Hrsg.): Friedrich Adolf Trendelenburgs Wirkung, 2006, S. 191-203.
- Lichtblau, Klaus: Des Verstehen des Verstehens. Georg Simmel und die Tradition einer hermeneutischen Kultur- und Sozialwissenschaft, in: Thomas Jung / Stefan Müller-

- Doohm (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Frankfurt a. Main 1993, S. 27-56.
- Löns, Helmut: Transzendentalpsychologie und „Metaphysik“ der Kultur. Eine Untersuchung zur theoretischen Philosophie Paul Natorps, Frankfurt a. Main 1994 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 20, Philosophie 429).
- Lofts, Steven: Ernst Cassirer. A ‚Repetition‘ of Modernity, Albany 2000.
- Makkreel, Rudolf A.: Wilhelm Dilthey and the Neo-Kantians. The Distinction of the „Geisteswissenschaften“ and the „Kulturwissenschaften“, in: Journal of the History of Philosophy 7 (1969), S. 423-440.
- Dilthey. Philosoph der Geisteswissenschaften, Frankfurt a. Main 1991.
- Cassirer zwischen Kant und Dilthey, in: Frede / Schmücker (Hrsg.): Ernst Cassirers Werk und Wirkung, 1997, S. 145-162.
- Marion, Jean-Luc: L'interprétation criticiste de Descartes et Leibniz. Critique d'une critique, in: Seidengart (Hrsg.): Ernst Cassirer, 1990, S. 29- 42.
- Marx, Wolfgang: Die philosophische Entwicklung Paul Natorps im Hinblick auf das System Hermann Cohens, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 28 (1964), S. 486-500.
- Cassirers Symboltheorie als Entwicklung und Kritik der Neukantianischen Grundlagen einer Theorie des Denkens und Erkennens. Überlegungen zur Struktur transzendentaler Logik als Wissenschaftstheorie, in: Archiv für Geschichte der Philosophie 57 (1975), S. 188-206 u. 304-339.
- Transzendente Logik als Wissenschaftstheorie. Systematisch-kritische Untersuchungen zur philosophischen Grundlegungsproblematik in Cohens *Logik der reinen Erkenntnis*, Frankfurt a. Main 1977 (Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts 32).
- Über die Notwendigkeit der Transformation des philosophischen Systembegriffs, in: Heidelberger Jahrbücher 21 (1977), S. 65-74.
- (Hrsg.): Determinismus – Indeterminismus. Philosophische Aspekte physikalischer Theoriebildung, Frankfurt a. Main 1990.
- Aspekte der Theorie der Grundlagen wissenschaftlicher Erfahrung E. Cassirers, in: ders. (Hrsg.): Determinismus – Indeterminismus, 1990, S. 137-154.

- / Orth, Ernst Wolfgang (Hrsg.): Hermann Cohen und die Erkenntnistheorie, Würzburg 2001 (Studien und Materialien zum Neukantianismus 18).
- Mayer, Sigrid / Eggers, Walter: Ernst Cassirer. An Annotated Bibliography, New York/London 1988.
- Meyer, Thomas: Ernst Cassirer. Judentum aus dem Geist der universalistischen Vernunft, in: *Aschkenas* 10 (2000), S. 459-502.
- Ernst Cassirer und Albert Lewkowitz. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Philosophiegeschichte?, in: *Trumah. Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg* 11 (2001), S. 71-87.
- Ernst Cassirer, Hamburg 2007.
- Ernst Cassirer's Writings, in: *Journal of the History of Ideas* 74 (2013) 3, S. 473-495.
- Mittelstrass, Jürgen: Das Interesse der Philosophie an ihrer Geschichte, in: *Studia Philosophica. Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft* 36 (1976), S. 3-15.
- Die Philosophie und ihre Geschichte, in: Hans Jörg Sandkühler (Hrsg.): *Geschichtlichkeit der Philosophie. Theorie, Methodologie und Methode der Historiographie der Philosophie*, Frankfurt a. Main 1991, S. 11-30 (Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen 14).
- *Gründegeschichten und Wirkungsgeschichten. Bausteine zu einer konstruktiven Theorie der Wissenschafts- und Philosophiegeschichte*, in: Christoph Demmerling / Gottfried Gabriel / Thomas Rentsch (Hrsg.): *Vernunft und Lebenspraxis. Philosophische Studien zu den Bedingungen einer rationalen Kultur. Für Friedrich Kambartel*, Frankfurt a. Main 1995, S. 10-31.
- [Art.] *Wirkungsgeschichte*, in: *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*, hrsg. v. Jürgen Mittelstrass, Bd. 4, Stuttgart/Weimar 1996, S. 714-715.
- Möckel, Christian: *Das Urphänomen des Lebens. Ernst Cassirers Lebensbegriff*, Hamburg 2005 (Cassirer-Forschungen 12).
- Mückenhausen, Gabriele: *Wissenschaftstheorie und Kulturprogressismus. Studien zur Philosophie Paul Natorps*, Bonn 1986 (Aachener Abhandlungen zur Philosophie 8).
- Müller-Freienfels, Richard: *Die Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen*, Berlin 1923.

- Mulsow, Martin: Zum Methodenprofil der Konstellationsforschung, in: Mulsow / Stamm (Hrsg.): Konstellationsforschung, 2005, S. 74-97.
- / Stamm, Marcelo (Hrsg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005.
- Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der frühen Neuzeit, Frankfurt a. Main 2012.
- Oexle, Otto Gerhard: Geschichte als Historische Kulturwissenschaft, in: Hardtwig / Wehler (Hrsg.): Kulturgeschichte Heute, 1996, S. 14-40.
- Auf dem Wege zu einer historischen Kulturwissenschaft, in: Wolfgang Harms (Hrsg.): Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag, Stuttgart 1997, S. 241-249.
- Kultur, Kulturwissenschaft, Historische Kulturwissenschaft, in: Das Mittelalter 5 (2000), S. 13-33.
- (Hrsg.): Das Problem der Problemgeschichte 1880-1932, Göttingen 2001 (Göttinger Gespräche zur Problemgeschichte 12).
- Orth, Ernst Wolfgang: Martin Heidegger und der Neukantianismus, in: Man and World. An International Philosophical Review 25 (1992), S. 421-441.
- Geschichte und Literatur als Orientierungsdimensionen in der Philosophie Ernst Cassirers, in: Rudolph / Küppers (Hrsg.): Kulturkritik nach Ernst Cassirer, 1995, S. 105-127.
- Von der Erkenntnistheorie zur Kulturphilosophie. Studien zu Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen, Würzburg 1996.
- Hegelsche Motive in Windelbands und Cassirers Kulturphilosophie, in: Pätzold / Krijnen: Der Neukantianismus und das Erbe des deutschen Idealismus, 2002, S. 123-134.
- Trendelenburg und die Wissenschaft als Kulturfaktum, in: Marx / Orth (Hrsg.): Hermann Cohen und die Erkenntnistheorie, 2001, S. 49-61.
- Pätzold, Detlev: Esprit systématique ou esprit de système? Das Bild von Kant und Hegel in Cassirers symbolischem Idealismus und seiner Methode, in: Pätzold / Krijnen (Hrsg.): Der Neukantianismus und das Erbe des deutschen Idealismus, 2002, S. 87-101.

- / Krijnen, Christian (Hrsg.) unter Mitarbeit v. Casper Zijlstra: Der Neukantianismus und das Erbe des deutschen Idealismus. Die Philosophische Methode, Würzburg 2002 (Studien und Materialien zum Neukantianismus 19).
- Paret, Peter: Ernst Cassirer und neuere Richtungen der Kulturgeschichte in den Vereinigten Staaten, in: Rudolph / Küppers (Hrsg.): Kulturkritik nach Ernst Cassirer, 1995, S. 37-45.
- Plümacher, Martina / Schürmann, Volker (Hrsg.): Einheit des Geistes. Probleme ihrer Grundlegung in der Philosophie Ernst Cassirers, Frankfurt a. Main [et al.] 1996 (Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen 33).
- Die Einheit der Regel der Veränderung. Zur Bedeutung der Wissenschaftsrezeption für Cassirers Theorie des Wissens, in: dies. / Schürmann (Hrsg.): Einheit des Geistes, 1996, S. 113-140.
- Apriori in dynamischer Funktion. Ernst Cassirer zu Apriori und historischen Strukturformen des Wissens, in: Hubig / Poser (Hrsg.): *Cognitio humana*, 1996, S. 854-861.
- Plump, Klaus: Der Nachlass F. A. Langes im Stadtarchiv Duisburg, in: Knoll / Schoeps (Hrsg.): Friedrich Albert Lange, 1975, S. 236-267.
- Plessner, Helmuth: Offene Problemgeschichte, in: Heimsoeth / Heiß: Nicolai Hartmann, 1952, S. 97-104.
- Pons, Alain: L'épistémologie et la philosophie de l'histoire de Cassirer, in: Seidengart (Hrsg.): Ernst Cassirer, 1990, S. 191-199.
- Puster, Rolf W.: Was macht Rezeption philosophisch interessant? in: Philosophie und Philosophiegeschichte / La philosophie et son histoire. *Studia Philosophica* 61 (2002), S. 67-85 (Jahrbuch der Schweizerischen philosophischen Gesellschaft).
- Recki, Birgit: Kultur als Praxis. Eine Einführung in Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen, Berlin 2004.
- (Hrsg.): Philosophie der Kultur – Kultur des Philosophierens. Ernst Cassirer im 20. und 21. Jahrhundert, Hamburg 2012 (Cassirer-Forschungen 15).
- Rendtorff, Trutz: Geschichte durch Geschichte überwinden. Beobachtungen zur methodischen Struktur des Historismus, in: Graf (Hrsg.): „Geschichte durch Geschichte überwinden“, 2006, S. 285-325.

- Renthe-Fink, Leonhard von: *Geschichtlichkeit. Ihr terminologischer und begrifflicher Ursprung bei Hegel, Haym, Dilthey und Yorck*, 2., verbesserte Aufl., Göttingen 1968 (Abhandlungen der Göttinger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, 3. Folge, Nr. 39).
- Noch einmal: zur Herkunft des Wortes „Geschichtlichkeit“, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 15 (1971), S. 306-312.
- Renz, Ursula: *Die Rationalität der Kultur. Zur Kulturphilosophie und ihrer transzendentalen Begründung bei Cohen, Natorp, und Cassirer*, Hamburg 2002 (Cassirer-Forschungen 8).
- Philosophiegeschichte angesichts der Ungeschichtlichkeit der Vernunft. Überlegungen zur Historiographie der Philosophie im Ausgang vom Marburger Neukantianismus, in: *Philosophie und Philosophiegeschichte / La philosophie et son histoire. Studia Philosophica* 61 (2002), S. 177-197 (Jahrbuch der Schweizerischen philosophischen Gesellschaft).
- Rescher, Nicholas: *The Strife of Systems. An Essay on the Grounds and Implications of Philosophical Diversity*, Pittsburgh 1985.
- Richardson, Alan W.: *Carnap's Construction of the World. The *Aufbau* and the Emergence of Logical Empirism*, Cambridge 1998.
- Ricken, Ulrich: Zum Verhältnis vergleichender Begriffsgeschichte und vergleichender Lexikologie, in: Bödeker (Hrsg.), *Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte*, 2002, S. 49-72.
- Riedel, Manfred: Historischer, metaphysischer und transzendentaler Zeitbegriff. Zum Verhältnis von Geschichte und Chronologie im 18. Jahrhundert, in: Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Studien zum Beginn der modernen Welt*, Stuttgart 1977, S. 300-316 (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte 20)
- Ritter, Joachim / Gründer, Karlfried / Gabriel, Gottfried (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, 13 Bde., Basel/Darmstadt 1971-2007.
- Rohbeck, Johannes / Nagl-Docekal, Herta (Hrsg.): *Geschichtsphilosophie und Kulturkritik. Historische und systematische Studien*, Darmstadt 2003.

- Rorty, Richard: The Historiography of Philosophy. Four Genres, in: Richard Rorty/Jerome B. Schneewind/Quentin Skinner (Hrsg.): Philosophy in History. Essays on the Historiography of Philosophy, Cambridge [et al.] 1984.
- Rotenstreich, Nathan: Cassirer's Philosophy of Symbolic Forms and the Problem of History, in: Theoria 18 (1952), S. 155-173.
- Rudolph, Enno / Küppers, Bernd-Olaf (Hrsg.): Kulturkritik nach Ernst Cassirer, Hamburg 1995 (Cassirer-Forschungen 1).
- Symbol und Geschichte. Cassirers Abschied von der Geschichtsphilosophie, in: Heinz Dieter Kittsteiner (Hrsg.): Geschichtszeichen, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 137-151.
- Ernst Cassirer im Kontext. Kulturphilosophie zwischen Metaphysik und Historismus, Tübingen 2003.
- Substanz als Funktion. Leibnizrezeption als Kantkritik bei Cassirer, in: ders.: Ernst Cassirer im Kontext, 2003, S. 31-39.
- Cassirers Herder als Kritiker der Geschichtsphilosophie Kants, in: ders.: Ernst Cassirer im Kontext, 2003, S. 134-147.
- Was heißt: Sich in der Geschichte orientieren? Zur Überwindung des Historismus, in: ders.: Ernst Cassirer im Kontext, 2003, S. 148-158.
- Rusch, Gebhard: Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt, Frankfurt a. Main 1987.
- Rush, Fred: Mikroanalyse, Genealogie, Konstellationsforschung, in: Mulsow / Stamm (Hrsg.): Konstellationsforschung, 2005, S. 149-172.
- Schilpp, Paul Arthur (Hrsg.): Ernst Cassirer, Stuttgart [et al.] 1949 (Philosophen des 20. Jahrhunderts).
- Schnädelbach, Herbert: Geschichtsphilosophie nach Hegel. Die Probleme des Historismus, Freiburg/München 1974.
- Der Wissenschaftsbegriff der Philosophie, in: studia leibnitiana (1975), Sonderheft 5, Der Wissenschaftsbegriff in den Natur- und in den Geisteswissenschaften. Symposium der Leibniz-Gesellschaft Hannover, 23. und 24. November 1973, S. 146-164.
- Philosophie in Deutschland 1831-1933, 6. Aufl., Frankfurt a. Main 1999.

- Geschichte als kulturelle Evolution, in: Rohbeck / Nagl-Docekal (Hrsg.):
Geschichtsphilosophie und Kulturkritik, 2003, S. 329-351.
- Schneider, Ulrich Johannes: Die Vergangenheit des Geistes. Eine Archäologie der
Philosophiegeschichte, Frankfurt a. Main 1990.
- Scholtz, Gunter: Ergänzungen zur Herkunft des Wortes „Geschichtlichkeit“, in: Archiv
für Begriffsgeschichte 14 (1970), S. 112-118.
- Dilthey, Cassirer und die Geschichtsphilosophie, in: Leinkauf (Hrsg.): Dilthey und
Cassirer, 2003, S. 127-148.
- Trendelenburg und die Begriffsgeschichte, in: Hartung / Köhnke (Hrsg.): Friedrich
Adolf Trendelenburgs Wirkung, 2006, S. 239-256.
- Schulte, Joachim / Wenzel, Uwe Justus (Hrsg.): Was ist ein ‚philosophisches‘
Problem?, Frankfurt a. Main 2001.
- Vorwort, in: Schulte / Wenzel: Was ist ein ‚philosophisches‘ Problem?, S. 7-19.
- Schulthess, Peter: Relation und Funktion. Eine systematische und
entwicklungsgeschichtliche Untersuchung zur theoretischen Philosophie Kants,
Berlin/New York 1981 (Kant-Studien, Ergänzungshefte 113).
- Einleitung, in: Cohen, Werke, Bd. 5, Hildesheim 1984, S. 7-46.
- Schwarzschild, Steven S.: Judaism in the Life and Work of Ernst Cassirer, in: il
cannocchiale 1/2 (1991), S. 327-344.
- Schwemmer, Oswald: Ernst Cassirer. Ein Philosoph der europäischen Moderne, Berlin
1997.
- Mythos und Religion bei Ernst Cassirer, in: Deuser / Moxter (Hrsg.): Rationalität der
Religion und Kritik der Kultur, 2002, S. 95-118.
- Europäische Rationalität und philosophisches Formdenken, in: Ralf Elm / Mamoru
Takayama (Hrsg.): Zukünftiges Menschsein. Ethik zwischen Ost und West, Baden-
Baden 2003, S. 37-71 (Schriften des Zentrum für Europäische Integrationsforschung.
Center for European Integration Studies der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-
Universität Bonn 55).
- Die Philosophie der Form und die Form der Philosophie, in: Heinz-Elmar Tenorth
(Hrsg.): Form der Bildung – Bildung der Form, Weinheim [et al.] 2003, S. 93-121
(Bibliothek für Bildungsforschung 21).

- Seidengart, Jean (Hrsg.): Ernst Cassirer. De Marbourg à New York. L'itinéraire philosophique, Paris 1990 (Actes du colloque de Nanterre 12-14 octobre 1998).
- Sheehan, Thomas J.: The „Original Form” of Sein und Zeit. Heidegger's *Der Begriff der Zeit* (1924), in: *Journal of the British Society for Phenomenology* 10 (1979), S. 78-83.
- Sieg, Ulrich: Aufstieg und Niedergang des Marburger Neukantianismus. Die Geschichte einer philosophischen Schulgemeinschaft, Würzburg 1994 (Studien und Materialien zum Neukantianismus 4).
- Das Testament von Hermann und Martha Cohen. Stiftungen und Stipendien jüdischer Einrichtungen, in: *Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte / Journal for History of Modern Theology* 4 (1997), S. 251-264.
- Der frühe Hermann Cohen und die Völkerpsychologie, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 13 (2003), S. 461-483.
- Skidelsky, Edward: Ernst Cassirer. The last philosopher of culture, Princeton/Oxford 2008.
- Skinner, Quentin: Language and social change, in: Tully / Skinner (Hrsg.): *Meaning and Context*, 1988, S. 119-132. [wieder abgedruckt, zuerst: 1980]
- Meaning and understanding in the history of ideas, in: Tully / Skinner (Hrsg.): *Meaning and Context*, 1988, S. 29-67. [wieder abgedruckt, zuerst: 1969]
- Motives, intentions and the interpretation of texts, in: Tully / Skinner (Hrsg.): *Meaning and Context*, 1988, S. 68-78. [wieder abgedruckt, zuerst: 1976]
- ‘Social meaning’ and the explanation of social action, in: Tully / Skinner (Hrsg.): *Meaning and Context*, 1988, S. 79-96.
- Some problems in the analysis of political thought and action, in: Tully / Skinner (Hrsg.): *Meaning and Context*, 1988, S. 97-118. [wieder abgedruckt, zuerst: 1974]
- / Schmitt, Charles B. (Hrsg.): *Cambridge History of Renaissance Philosophy*, Cambridge [et al.] 1988.
- Stanguennec, André: Néokantisme et Hégélianisme chez Ernst Cassirer. A propos du problème du système des formes culturelles, in: Seidengart (Hrsg.): Ernst Cassirer, 1990, S. 55-67

- Stark, Thomas H.: Die Rationalität der Religion und die Kritik der Kultur. Ernst Cassirers Bestimmung der Funktion der Religion im Hinblick auf Einheit und Entwicklung der Kultur, in: Deuser / Moxter (Hrsg.): Rationalität der Religion und Kritik der Kultur, 2002, S. 125-136.
- Stegmaier, Werner: Substanz. Grundbegriff der Metaphysik, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977 (problemata 63).
- Stephens, I. K.: Cassirers Theorie des Apriori, in: Schilpp (Hrsg.): Ernst Cassirer, 1949, S. 92-117.
- Stichweh, Rudolf: Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890, Frankfurt a. Main 1984.
- Stoellger, Philipp: Die Metapher als Modell symbolischer Prägnanz. Zur Bearbeitung eines Problems von Ernst Cassirers Prägnanzthese, in: Korsch / Rudolph (Hrsg.): Die Prägnanz der Religion in der Kultur, 2000, S. 100-138.
- Thiel, Christian: Philosophie und Mathematik. Eine Einführung in ihre Wechselwirkungen und in die Philosophie der Mathematik, Darmstadt 1995 (Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Transdisziplinäre Reflexionen).
- Thomä, Dieter: Die Zeit des Selbst und die Zeit danach. Zur Kritik der Textgeschichte Martin Heideggers 1910-1976, Frankfurt a. Main 1990.
- Tully, James / Skinner, Quentin (Hrsg.): Meaning and Context. Quentin Skinner and his Critics, Cambridge 1988.
- Verene, Donald Phillip: Kant, Hegel, and Cassirer. The Origins of the Philosophy of Symbolic Forms, in: Journal of the History of Ideas 30 (1969), S. 33-46.
- Voigt, Friedemann: „Die Tragödie des Reiches Gottes“?. Ernst Troeltsch als Leser Georg Simmels, Gütersloh 1998 (Troeltsch-Studien 10).
- Kultur und Bildung bei Georg Simmel, Ernst Cassirer und Adolf Harnack. Lehr- und Wanderjahre der Goethe-Rezeption in Kulturphilosophie und Theologie, in: Korsch / Rudolph (Hrsg.): Die Prägnanz der Religion in der Kultur, 2000, S. 179-200.
- Inseln auf dem europäischen Kontinent. Georg Simmel in Troeltschs Historismus-Band, in: Graf (Hrsg.): Ernst Troeltschs *Historismus*, 2000, S. 65-93.
- Wach, Joachim: Die Typenlehre Trendelenburgs und ihr Einfluss auf Dilthey, Tübingen 1926 (Philosophie und Geschichte. Eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte 11).

- Wendel, Hans Jürgen: *Moderner Relativismus. Zur Kritik antirealistischer Sichtweisen des Erkenntnisproblems*, Tübingen 1990 (Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften 61).
- Werkmeister, William H.: *Cassirers Verhältnis zur neukantischen Philosophie*, in: Schilpp (Hrsg.): *Ernst Cassirer*, 1949, S. 532-565.
- White, Hayden: *The Fictions of Factual Representation*, in: Angus Fletcher (Hrsg.): *The Literature of Fact. Selected Papers from the English Institute*, New York 1976, S. 21-44.
- *The Narrativization of Real Events*, in: *Critical Inquiry* 7 (1981), S. 793-798.
- *Formalist and Contextualist Strategies in Historical Explanation*, in: ders.: *Figural Realism. Studies in the Mimesis Effect*, Baltimore/London 1999, S. 43-65.
- Wiedebach, Hartwig: *Die Bedeutung der Nationalität für Hermann Cohen*, Hildesheim [et al.] 1997 (Europaea Memoria. Studien und Texte zur Geschichte der europäischen Ideen, I,6).
- Wiley, Thomas E.: *Back to Kant. The Revival of Kantianism in German Social and Historical Thought 1860-1914*, Detroit 1978.
- Winterhager, Eberhard: *Das Problem des Individuellen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Paul Natorps*, Meisenheim a. Glan 1975 (Monographien zur philosophischen Forschung 134).
- Wolzogen, Christoph v.: *Die autonome Relation. Zum Problem der Beziehung im Spätwerk Paul Natorps. Ein Beitrag zur Geschichte der Theorien der Relationen*, Würzburg 1984 (Elementa. Schriften zur Philosophie und ihrer Problemgeschichte 33).
- Ziegenfuß, Werner: *Philosophen-Lexikon. Handwörterbuch der Philosophie nach Personen*, Bd. 1, Berlin 1949.